UNIVERSITATEA DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
GEORGE EMIL PALADE
1945

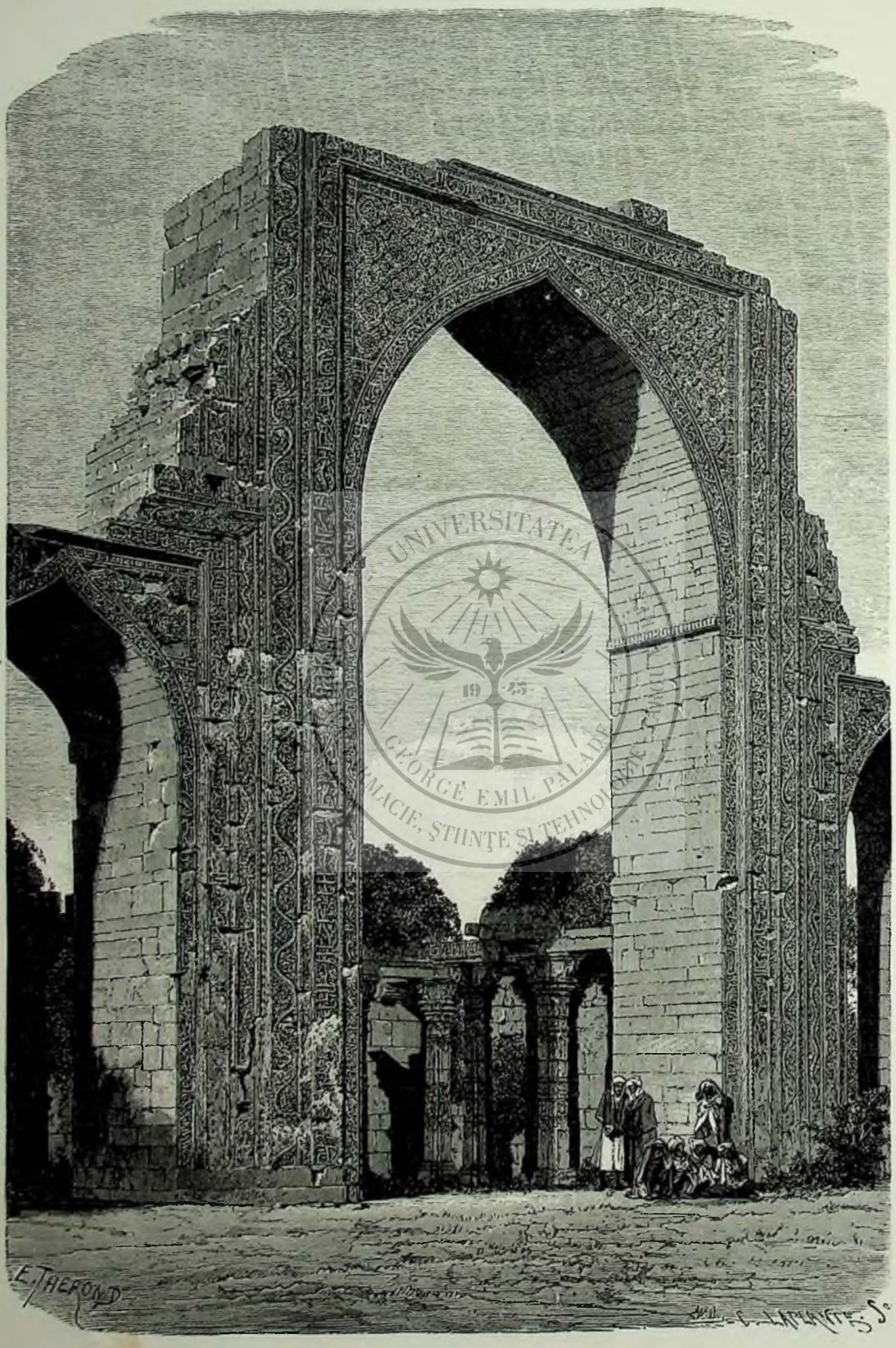
UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
GEORGE EMIL PALADE
19 25

INDIEN

IN WORT UND BILD.

ERSTER BAND.

UNIVERSITATEA DE MEDICINĂ, FARMACIE, ȘTIINȚE ȘI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREȘ
19 25
GEORGE EMIL PALADE



Kutab Moschee bei Dehli, Hauptportal.

INDIEN

IN WORT UND BILD.

EINE SCHILDERUNG DES INDISCHEN KAISERREICHES

VON

EMIL SCHLAGINTWEIT.

UNIVERSITATEA DE MEDICINĂ, FARMACIE ... DE ... - TÂRGU MUREȘ

IN ZWEI BÄNDEN.



12.578
inv. nr. 163753

- ERSTER BAND. -

LEIPZIG,
HEINRICH SCHMIDT & CARL GÜNTHER.
1880.



Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

VORWORT.

Jeden vierten Tag legt die englische Regierung des Kaiserreiches Indien durchschnittlich ein Heft über Verwaltungs-Angelegenheiten in Druck; darin sind mit der Treue eines Naturforschers, welcher eine neue Species beschreibt, die Einzelnheiten der Ortsverwaltung geschildert, wie die Vorkommnisse in der hohen Politik.

Für die fortdauernde Verabfolgung amtlicher Berichte sei den Behörden in Indien und England wiederholt der tiefstgefühlte Dank abgestattet.

Im vorliegenden Werke ist sich die Aufgabe gestellt, die Fülle von Nachrichten belehrenden und anregenden Inhaltes in der englisch-indischen Verwaltungs-Literatur zu einem Gesammtbilde des indischen Kaiserreiches zu verarbeiten. Zur Ergänzung wurden beigezogen die Manuscripte und Sammlungen, welche meine Brüder Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit von ihren ausgedehnten Reisen in Indien zwischen 1854—58 mitbrachten. Seltene Quellenwerke danke ich den Ministern (Dewans) regierender Fürsten, wissenschaftlichen wie politischen Gesellschaften und gelehrten Indiern; zahlreiche Werke lieferte der Buchhandel, treffende Urtheile die englisch-indische Presse.

Den Holzschnitten liegen als Vorlagen Photographien und Handzeichnungen zu Grunde; der Reisemappe meiner Brüder sind Bilder aus entlegenen Gegenden entnommen, wohin Künstler selten kommen.

Der zweite Band gelangt mit einer Karte und einem ausführlichen Sachregister binnen Jahresfrist zur Ausgabe. Darin finden eingehende Behandlung Hindostan und seine Hinterländer: das Pandschab, die Vasallenstaaten von Central-Indien und von Radschputana; mit der Schilderung der Grenzgebiete im Himâlaya und gegen Afghanistan schliesst das ganze Werk.

Möge dem Werke die wohlwollende Beurtheilung bewahrt bleiben, die demselben bisher von Fachgenossen, von Deutsch-Indiern und der Presse in so ermuthigenden Worten zu Theil wurde.

Leipzig und Kitzingen, im Oktober 1880.

Die Verlagsbuchhandlung. Der Verfasser.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1945
GEORGE EMIL PALADE

INHALTS-VERZEICHNISS

DES ERSTEN BANDES.

I. Capitel.

Land und Produkte.

Seite

Grösse. — Bodengestaltung. — Charakter der Landschaft. — Baniane. — Die Thierwelt. — Der Tiger. — Schlangenbeschwörer. — Der Elefant. — Das heilige Rind 1

II. Capitel.

Bombay.

Der Hafen. — Geschichtliches. — Die europäische Stadt. — Die Stadt der Eingeborenen. — Dschaina-Religion. — Walkeschwar. — Malabar. — Völkergemisch. — Parsis. — Handel. — Suezkanal . 12

III. Capitel.

Völker und Kasten.

Bevölkerungs-Zahl und Dichtigkeit. — Südindische Urrasse. — Centralindische Völker. — Schan-Rasse. — Drawidier. — Arier. — Kaste. — Sprache und Schrift 39

IV. Capitel.

Die Felsentempel.

Klosterwesen und Reliquiendienst im Buddhismus. — Kanheri. — Karli. — Elephanta. — Baustyl . . . 62

V. Capitel.

Das Dekhan.

Konkan. — West-Ghats. — Matheran. — Gaukler. — Landschaftlicher Charakter. — Hungersnothjahre. — Marâthen. — Die Engländer im Dekhan. — Puna. — Mahabaleschwar. — Reisearten 73

VI. Capitel.

Haidarabad.

Umfang. — Telugus. — Polyandrie. — Landwirthschaft. — Dorfverfassung. — Gründung des Staates. — Sir Salar Dschang. — Haidarabad. — Sikandarabad. — Golkonda 97

VII. Capitel.

Madras.

Die Stadt. — Raiatwari-Grundsteuer. — Mapilla (Moplah). — Ponditscherri. — Südindische Tempelbauten. — Volksreligion. — Geistertänze. — Das indische Epos Râmâyana 137

VIII. Capitel.

Die Nilgiris.

Eisenbahnen. — Todas. — Kulturen. — Bandscharas. — Utakamand. — Europäische Proletarier. — Lingaiten 161

IX. Capitel.

Das Christenthum in Indien.

Seite

Der Apostel Thomas. — Syrische Christen. — Nestorianer. — Die Portugiesen. — Jakobiten. — Zahl aller Christen — Missionswesen. — Englische Toleranz. — Weisse und schwarze Juden 148

X. Capitel.

Die Religion der Hindus.

Die Wedas. — Kosmogonieen. — Der Brâhmanismus. — Sektenwesen. — Siwaiten. — Wischnuiten. — Tschaitanya. — Der Hinduismus. — Die brâhmanische Klostergeistlichkeit. — Die Brahmo-Somadschis. — Keschub Tschander Sen. — Zukunft 161

XI. Capitel.

Orissa.

Lage der Provinz. — Gott Dschagannâth. — Pilgerwesen. — Büsser. — Râdscha von Khurda. — Puri. — Indische Medicin. — Papierarten. — Hinterländer von Orissa. — Menschenopfer 182

XII. Capitel.

Bengalen.

Umfang. — Der Ganges-Strom. — Die Hugli. — Reis. — Dschute. — Thee. — Calcutta. — Wasserträger. — Tschandâlas. — Bengalis. — Durga Pudscha Fest. — Todtenbestattung. — Tschandernagar. — Die ostindische Handelscompagnie. — Indien als Kaiserreich. — Der Vicekönig. — Landesverwaltung. — Zahl der Beamten. — Besoldungen 203

XIII. Capitel.

Behar.

Wiege des Buddhismus. — Bodengestaltung. — Klima. — Nothstände. — Kohlenlager. — Indigo. — Zemindare — Permanent Settlement. — Polizei-Verwaltung. — Daman-i-Koh. — Maler. — Santhals. — National-Tänze 235

UNIVERSITATEA DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE „GEORGE EMIL PALADE” DIN TÂRGU MUREŞ

VERZEICHNISS

der

im ersten Bande enthaltenen Tafeln.

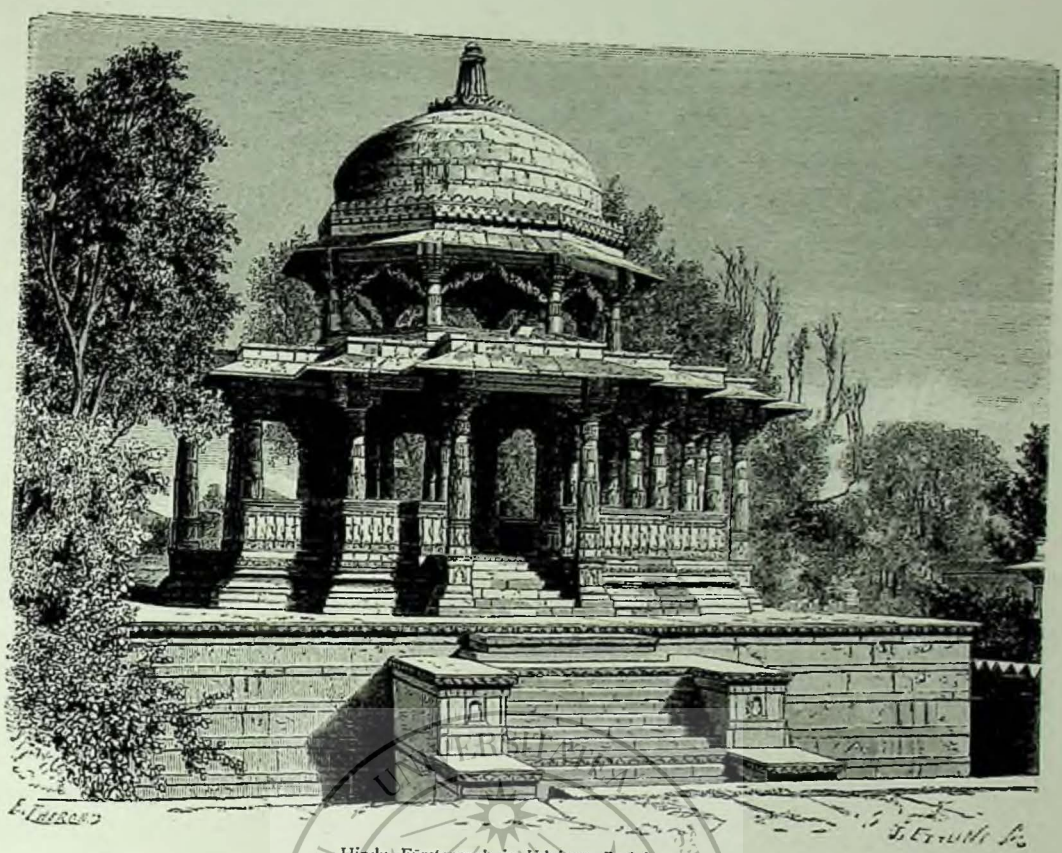
	Seite
Kutab Moschee bei Dehli, Hauptportal	Titelbild
Aufbruch zur Jagd	4
Das Schlangenfest in Bombay	6
Reise-Elefant in Central-Indien	10
Antilopenjagd mit dem Tschita	16
Frauen aus dem Volke in Bombay	20
Natchmädchen	22
Dschaina-Predigt in Bombay	24
Muharram, das Neujahrsfest der Mohammedaner	28
Fürstliche Audienzhalle in Baroda	32
Mahmud Begada's Harempalast in Sarkedsch	38
Europäer zu Gast beim Radscha von Maihir	40
Zusammenstoss mit Bhils, Radschputana	48
Râdschputs	52
Blockhäuser der Eingebornen im Khassia-Gebirge	56
Korwa	60
Eingang einer Grotte in Kanheri	64
Haupttempel auf Kanheri	68
Eingang zur Löwengrotte in Elephanta	70
Die Urwahi Felsensculpturen in Gwalior	72
Tempel von Ambernâth	74
Thags im Gefängnisse	84
Reisender Richter in Baroda	88
Tschhappaya (Dachwagen)	94
Sockelbänder am Tempel der Lakschmir	100
Scheikh Selims Grabdenkmal in Fathipur Sikri	108
Gräberstadt in Golkonda	112
Mohammedanisches Fürsten-Grabdenkmal in Golkonda	114
Grabdenkmal des Sultan Tughlak Schah bei Dehli	116
Gopura in Kombakonam	124
Dschaina Tempelruinen zu Gharispur	128
Der grosse Gopura in Tandschor	132
Tempel auf der Flussinsel Srirangam bei Tritschinapalli	136
Bandschara Karawane	144
Moschee Arhai-din-ka-Dschhopra	152
Gärten in Tritschinapalli	154
Ringkämpfer mit Schlagring	160
Hindu-Bettler aus Benares	164
Tempel des Krischna in Narsingarh, Central-Indien	168
Kathak-Tänzer	176
Tempel des Bhuwaneswara in Orissa	182
Haupteingang zum Tempel des Dschagannath in Puri	188
Einzug der Radschas in Kadschuraha	196
Flussübergang über die Parbatti, Central-Indien	200
Die grosse Moschee in Hugli bei Calcutta	208
Die Esplanade in Calcutta	212
Militärisches Geleite des Reichsbanner, Baroda	216
Heerschau in Baroda: Zug des Radscha	220
Verbrennungsplatz in Calcutta	222
Die französische Besitzung Tschandernagar in Bengalen	224
Vicekönig Lord Lawrence im Darbar zu Agra	228
Darbar in Dholpur, Radschputana	232
Granitfelsen am Ganges bei Sultangandsch	237
Ganges-Boote und Schiffsvolk	239
Radscha, Nawab und Zemindar	245
Santhal-Dorf in Daman i Koh	251


UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

INDIEN.

UNIVERSITATEA DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE



Hindu-Fürstengrab in Udaipur, Radchputana.

UNIVERSITATEA DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 45
GEORGE EMIL PALADE

ERSTES CAPITEL.

Land und Produkte.

Die englischen Besitzungen in Indien, auf Grund der Parlaments-Akte vom 27. April 1876 zum Kaiserreich erhoben unter Annahme des Titels Kaiser-i-Hind (Empress of India) seitens der Inhaber der Herrscherkrone des Königreiches Grossbritannien und seiner Besitzungen umfassen ganz Vorder-Indien und die Westküste Hinter-Indiens. Das Kaiserreich hat ein Areal von $3^{8}/_{10}$ Millionen Quadratkilometern und ist sieben Mal so gross als das Deutsche Reich; hiervon sind $1^{1}/_{2}$ Millionen Quadratkilometer indischen Fürsten zur Selbstregierung unter englischer Aufsicht belassen, der grosse Rest ist unmittelbares englisches Gebiet. Die Gesammtbevölkerung beträgt 240 Millionen Menschen, darunter 50 Millionen als Unterthanen indischer Fürsten.

Indien gilt mit Recht als die kostbarste Perle in der englischen Krone. Von 250 Millionen aussereuropäischer Unterthanen Englands in den fünf Erdtheilen entfallen 240 Millionen auf Indien; Waaren im Werthe von mehr als einer Milliarde Mark werden jährlich durch englische Handelshäuser aus Indien bezogen oder dahin geworfen, vierzig Procent des gesammten Umsatzes Englands mit seinen auswärtigen Besitzungen werthet der Handel mit Indien.

Im indischen Kaiserreiche ist nahezu jede Naturbildung vertreten, jedes Landschaftsbild zu finden; es gibt kaum ein anderes Land so grossartig in den Verhältnissen, so reich an Gegensätzen. Aus den Ganges- und Indus-Ebenen, von mächtigen Flüssen befruchtet und vom blendendsten Sonnenscheine beschienen, steigt von ewigem Schnee bedeckt, das Himâlaya-Gebirge empor[1]), das die höchsten Gipfel der Erde einschliesst: auf regenlose Wüsten und gewellte Steppen im Westen folgen im Innern der Halbinsel fruchtbare Tafelländer, die Kämme der Randgebirge mit undurchdringlichen Waldungen bedeckt; am Meeresrande bilden die Flüsse Deltas mit überaus üppigem Pflanzenwuchse. Veranschaulichen die Anden am deutlichsten die Thätigkeit vulkanischer Mächte, Australien und Polynesien die formenbildende Arbeit animalischer Kräfte, so lehrt Indien in seinen Gegensätzen zwischen Hitze und Kälte, zwischen Trockenheit und hochgradiger Sättigung der Luft mit Feuchtigkeit die Einwirkung von Wasser und Klima auf die Erdoberfläche.

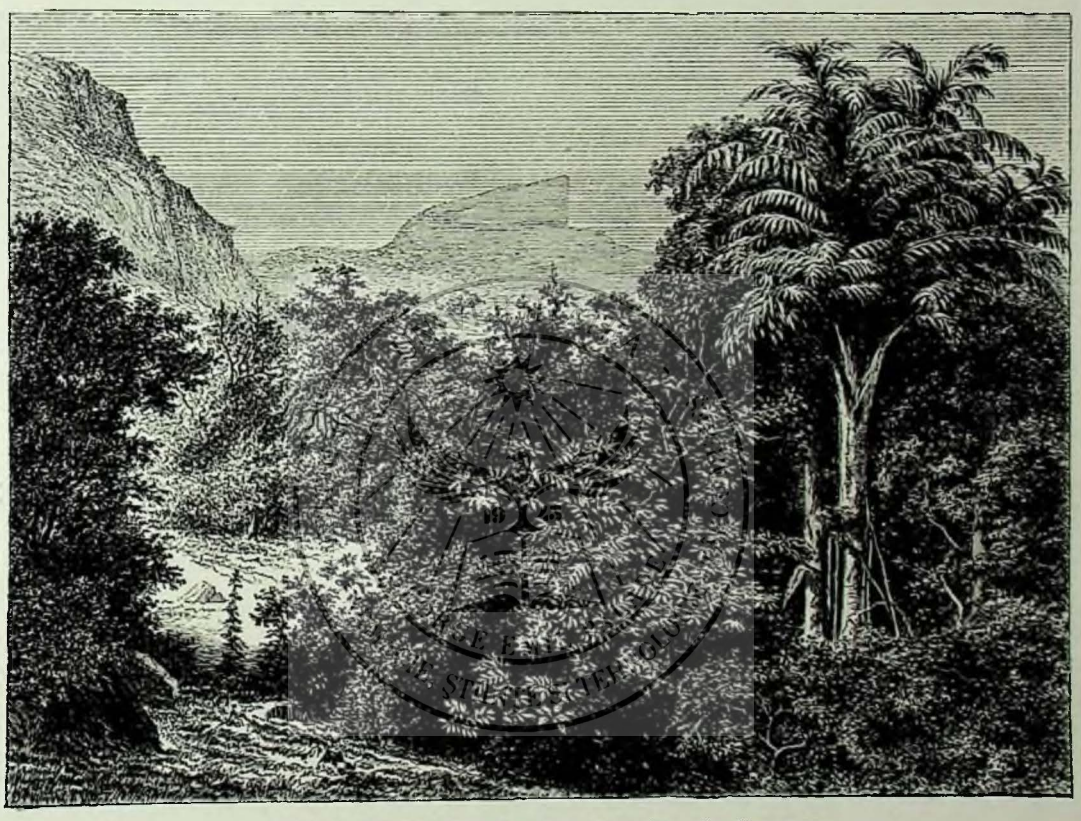
Bis zum 23° nördlicher Breite hinauf liegt Indien innerhalb der Tropen, das Klima ist desshalb durchweg sehr warm. Während dreier Monate (März bis Juni) ist weitaus der grössere Theil des Landes von einer glühenden Sonne beschienen; die Winde sind heiss, der Boden gesengt und geborsten, die Flüsse ausgetrocknet. Der Indier theilt das Jahr in drei Jahreszeiten: in eine Regenzeit (Juli bis October), eine kalte (November bis Februar) und eine heisse Jahreszeit (März bis Juni); lokal ist die Dauer dieser drei Zeiten verschieden. Die heiligen Schriften kennen eine Sechstheilung, Europäer behalten meist unsere Viertheilung bei: kühle Jahreszeit: December bis Februar; heisse: März bis Mai; Regenzeit: Juni bis August; Herbst: September bis November.

Januar, Februar und die erste Hälfte des März haben ein herrliches Klima. Die Tage sind nicht drückend heiss, an der Küste bringt Nachmittags jederzeit Seewind Kühlung, da die Sonne das Seewasser nicht so hoch als den Erdboden erhitzt. Der Himmel ist klar, Wolken sind selten, Regenschauer, wie sie im mittleren und nördlichen Europa das ganze Jahr hindurch fallen, kennt man in den wenigsten asiatischen Ländern. Die Nächte sind kühl, im Innern des Landes fällt die Temperatur sogar unter den Gefrierpunkt und Teiche wie flache mit Wasser gefüllte Schüsseln, die zur Eisfabrikation dienen, überziehen sich mit einer dünnen Eiskruste. Im April nehmen die Tage langsam, die Nächte aber rasch an Hitze zu, die Temperaturschwankungen erreichen kaum mehr 4° R. Mai bringt gespannte, drückende Hitze, die an der Küste in einer von Feuchtigkeit gesättigten Luft noch fühlbarer wird als im Innern des Landes. Das Thermometer geht Nachts kaum um 2° R. herunter. Gesunder Schlaf ist unmöglich, die Erde hat kein Grün, die Thiere zeigen kein Leben, da bricht die Regenzeit an; der Himmel bedeckt sich mit Wolken, denen der gläubige Hindu göttlichen Ursprung zuerkennt, der Südwestmonsun ergiesst sich in das Land herein, verändert alle Lebensverhältnisse und bringt für Indier und Europäer eine Zeit der Freude und Erfrischung.

Die Monsune (vom arabischen Monsim für Jahreszeit) entstehen durch das Einspringen der Halbinsel Vorder-Indien in das Gebiet der Passatwinde. Dadurch werden zwei Windrichtungen erzeugt, eine südwestliche und eine nordöstliche; abwechselnd wehen die Winde je ein halbes Jahr in entgegengesetzter Richtung. Im südlichen Indien tritt der Südwestmonsun Anfangs Juni, höher hinauf später ein; in dieser Zeit verfolgt Jedermann mit Spannung die Witterung, jeder Zeitungskorrespondent aus südlichen Gegenden gibt nach Norden ausführlich Auskunft von jeder Temperaturschwankung. Endlich steigen im Südwesten des indischen Oceans dunkle Wolkenmassen auf, die sich verdichten, je mehr sie sich dem Lande nähern; einige Tage lang bleibt das Wetter nur drohend, Abends wird der Himmel endlich tief dunkel und Nachts bricht der Regen los. Ein Gewitter von einer Stärke, wie sie in Ländern mit gemässigtem Klima niemals vorkommt, begleitet den Ausbruch der Regen.

[1]) Betone Himálaya, nicht Himaláya.

Einige Stunden lang blitzt es unaufhörlich, zuweilen mit einer Helle, dass selbst entferntere Gegenstände sichtbar werden; der Donner setzt nicht aus, das Getöse in der Ferne kommt nur zum Schweigen vor einem Schlag in der Nähe, der durch seine Heftigkeit selbst den Herzhaften mit Bangen erfüllt. Das Gewitter verzieht und man hört nichts als das Plätschern des in Strömen niederfallenden Regens, den rascheren Lauf der steigenden Gewässer. Dies dauert einige Tage; der Himmel hellt sich auf, die Sonne dringt zur Erde; die Luft, von Staub gereinigt, ist durchsichtig. Die ganze Erde bedeckt sich rasch mit üppigem Grün, zahllose Insekten und kleine Vierfüssler verlassen die Schlupfwinkel, in denen sie ihr Leben kümmerlich fristeten; die angeschwollenen Flüsse führen Hecken, Pflanzen und Hütten herab, die Reste der in ihren Betten während der heissen Jahreszeit angelegten Kulturen. Nach kurzen Pausen setzt der Regen wieder ein; im Juli sind



Landschaft im nördlichen Dekhan mit der Bergspitze: die Herzogsnase.

die Niederschläge am grössten, nehmen dann ab und im September ziehen die Wolken unter Blitz und Donner ab wie sie kamen. Der Umschlag in Temperatur und Vegetation in Folge der Monsunregen ist so plötzlich, als folgte in Deutschland auf den todten Winter mit einem Zauberschlag die Blüthezeit des Frühlings.

Von den Winden aus der Bai von Bengalen werden die vom Südwestmonsun quer über die Halbinsel geführten Wolkenmassen nach den Ganges-Ebenen getragen, wo sie in einem ihrer ursprünglichen Richtung entgegengesetzten Kurse bis zum westlichen Himâlaya vorgetrieben werden. Je weiter die Wolken gegen Nordwesten gelangen, desto mehr sind sie von Feuchtigkeit entleert, desto geringer der wässerige Niederschlag. Im Pandschab genügt die Regenmenge nicht mehr die Temperatur herabzudrücken, ja sie macht die Hitze nur noch unerträglicher durch Erhöhung der relativen Feuchtigkeit der Luft und Verminderung der Verdunstung; der Juni gehört im Pandschab zu den heissesten Monaten der Erde.

Der Nordost- oder Winter-Monsun herrscht von October bis Mitte December; er entsteht in den Ebenen des Pandschab, des Gangesthales, in Ober-Assam und den Tafelländern Central-Indiens und weht als ein sehr sanfter Wind nach den beiden Küsten der Halbinsel zu; er macht sich vornämlich an der Ostküste bemerkbar und kühlt hier in der heissen Jahreszeit durch zeitweise Regenschauer die drückende Hitze.

Dem Europäer ist das indische Klima nicht zuträglich, Kinder verfallen Siechthum, wenn nicht raschem Tode; von tausend Neugeborenen europäischer Eltern sterben im ersten Lebensjahre 550 Knaben, 530 Mädchen. Früher war man der Ansicht, ein Alter von 17—21 Jahren erleichtere Eingewöhnung und führe sogar zur Acclimatisirung; alle neueren Erfahrungen der Militär- und Civilverwaltung widerlegen jedoch diese Annahme. Je ausgebildeter der Körper, desto widerstandsfähiger wird er gegen das Klima; Männer, nicht Jünglinge sollen nach Indien gehen.

An Landesprodukten weist Indien eine Fülle auf, wie wenige andere Länder der Erde. Wein und etliche geistige Getränke sind fast die einzigen Artikel, die sich nicht aus einheimischen Produkten darstellen lassen.



Der indische Feigenbaum (Banane).

Die Ausbeute an edlen Metallen und Edelsteinen ist gering; grosse Hoffnungen jedoch knüpfen sich noch an die Aufdeckung von Goldadern in den Quarzfelsen von Wainad, nordwestlich der Nilgiri Berge. An Eisen und Kohlen besitzt Indien reiche, unermessliche Lager, kürzlich sprach sich eine sachverständige Kommission dahin aus, dass es noch lange dauern wird, bis in Indien dargestelltes Eisen mit dem europäischen konkurriren kann, „so vorzüglich auch unser Rohmaterial ist."

Nahezu jede Pflanzenfamilie hat in Indien ihre Vertreter.

Im Ganzen nähert sich die Vegetation jener des tropischen Afrika am meisten. Sindh, die Grenzprovinz im Westen gegen Belutschistan, hat ganz ägyptische Flora, das regenreiche Malabar an der Südwestküste der Halbinsel nimmt Theil am üppigen Wachsthum der malayischen Welt. Die Ebenen sind arm an Arten; in Mannigfaltigkeit und Schönheit der Pflanzenwelt sind sie von den meisten Ländern der Erde übertroffen, die Blüthenzeit ist äusserst kurz. Wie in ältester Zeit, bestimmen noch heute das Gedeihen von Reis, Baumwolle und Weizen den Wohlstand der Bevölkerung; die neuen Kulturen von Thee, Chinchona, Kartoffel und dgl. bewirkten nur für den Himâlaya und das kleine Gebiet der Nilgiri Berge im Süden der Halbinsel eine Umwälzung. Dichter Niederwald, Dschangel, findet sich in der Nähe eines jeden Dorfes, Hochwald ist in der Regel auf Bergkuppen beschränkt; schonungsloser Abholzung, welche die werthvollsten Nutzhölzer zu vernichten drohte, ist jetzt durch Forstgesetze gesteuert. Bezeichnend für Indien und überaus wohlthätig durch seinen Schatten ist der indische Feigenbaum mit seinen Luftwurzeln, die von den Aesten ausgehen, in den Boden eingreifen und wieder zu Stämmen werden. Diese Bäume wachsen im ganzen tropischen Indien fast immer aus der Krone von Palmen heraus, in welche Vögel die Kerne seiner Früchte herabfallen liessen; im Laufe der Jahre stirbt der Palmbaum ab, aber inzwischen haben



Aufbruch zur Jagd.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1945
GEORGE EMIL PALADE

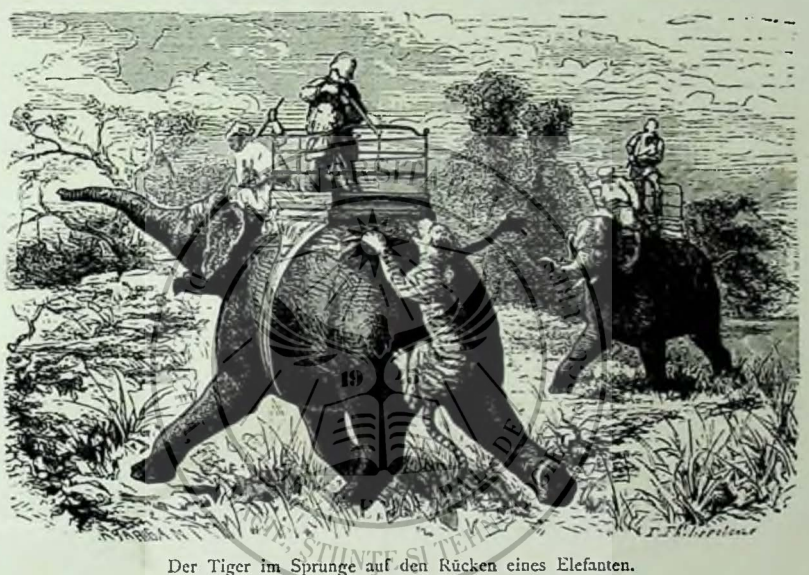
die Aeste Wurzel in der Erde gefasst und sich so verbreitet, dass der Aeste Gestrüpp einen Durchmesser von hundert Metern und darüber erreicht. Dies ist der Baum, von welchem der englische Dichter Milton in seinem verlorenen Paradies singt:

«Sie Beide (Adam und Eva) gehen zusammen
Zum dichtsten Wald. Dort wählen sie sogleich
Den Feigenbaum, nicht jenen fruchtberühmten,
Nein, den, der heut in Indien bekannt,
In Malabar und Dekhan, der die Zweige
So breit und lang ausstreckt, dass die zum Boden
Gesenkten Reiser wurzeln und als Töchter
Den Mutterbaum umwachsen, hoch gewölbt,
Ein Pfeilerwald mit wiederhallenden Gängen.
Dort sucht der Indische Hirt, die Hitze scheuend
Im Kühlen Schutz und hütet seine Heerden
Durch Lücken, die er in das Dickicht haut.,
Die Blätter, breit wie Amazonenschilde,
Nähn sie, so gut es gehen will, zusammen,
Den Leib zu gürten.“ [1])

(Uebersetzung von Eitner.)

Mit der Inschrift: „tot rami, tot arbores“ (so viele Zweige, so viele Bäume) ist dieser Baum zum Wappenbild der hochgelehrten, 1824 gegründeten königlichen asiatischen Gesellschaft zu London geworden.

Die Thierwelt ist so mannigfaltig in ihren Arten wie das Pflanzenreich; jeder zoologische Garten gibt davon Zeugniss. Die Fauna ist durchweg tropisch, das Himâlaya-Gebirge bildet erst die Grenze zwischen der südlichen reichen und der ärmeren nördlichen Thierwelt. Im Ganzen nähern sich die indischen Formen jenen Hinter-Indiens und des indischen Archipels; die grösste Artenzahl weist die wald- und regenreiche Malabarküste an der Südwestseite der Halbinsel auf. Herr des Dickichts ist der Tiger. In Indien ist man geneigt, den Tiger über den Löwen zu stellen.



Der Tiger im Sprunge auf den Rücken eines Elefanten.

An Grösse, Kraft und Eigenartigkeit des Felles hält der Tiger den Vergleich mit dem Löwen aus, an Muth übertrifft ihn aber dieser, denn der Tiger gibt selbst vor Büffelheerden, die sich zur Vertheidigung stellen, gerne Fersengeld, solange er nicht von Hunger getrieben, angegriffen oder herausgefordert ist. Angegriffen wagt er sich selbst an den Elefanten, von dessen Rücken herab der tödtliche Schuss fiel.

Eine besondere Vorliebe hat der Tiger für Ruinen, man kann sie zu mehreren auf dem Gemäuer sich sonnen sehen. Ein Tiger, der einmal Menschenkost versuchte, greift nicht mehr zur thierischen Nahrung; er verlässt das Dickicht, zieht sich in die Nähe der Dörfer und wird der Schrecken der Gegend. Solche Thiere verursachen dann bedauerliche Menschenverluste; in Central-Indien tödtete 1869 ein einziges Tigerweibchen 127 Menschen und sperrte eine lebhafte Heerstrasse für viele Wochen; eine andere Tigerin bewirkte das Verlassen von 13 Dörfern und das Nichtbeackern von 6000 Hektar Land.

Der Löwe als König der Wüste findet sich nur in den Wüsten und Steppen Radschputanas (südöstlich des Indus und Satledsch Flusses) und seiner Grenzländer. Die Mähne ist kürzer und von hellerer Farbe als beim afrikanischen Löwen, das Thier überhaupt kleiner; die Annahme einer

[1]) Die Breite der Blätter ist vom Dichter übertrieben.

mähnelosen Species ist nicht haltbar. Man will beobachtet haben, dass Löwe und Tiger sich meiden; am nördlichen Rande von Central-Indien tauchen Löwen auf, seitdem die Tiger abgeschossen und vergiftet werden. Der Löwe war früher häufiger; Sinha (Singh), Löwe, ist im Pandschab noch heute stehendes Beiwort der Mitglieder dortiger Fürstenhäuser.

Sonstige Katzenarten sind in allen Arten und Grössen vorhanden; der Jagdleopard, in den indischen Sprachen Tschita d. i. der gefleckte, genannt, fehlt an keinem Fürstenhofe.

Wölfe treten in Familien auf, überfallen Thiere und sind Kindern gefährlich. Der Indier hegt abergläubische Furcht vor dem Wolfe und verehrt in ihm einen bösen Dämon, dessen Blut über den Tödtenden Verderben bringt.

Als Nachtthier. ist für Indien kennzeichnend der Schakal, ein sehr gefrässiges Thier, das bald einzeln, bald truppweise umherirrt, alles Aas annimmt, Leichname anfrisst, und dabei den kleinen Haus- und Jagdthieren Schaden bringt; er geniesst alle wilden Früchte, im südlichen Indien ist er den Kaffeepflanzungen gefährlich. Lästig wird Nachts sein durchdringender, halb bellender, halb wehklagender Schrei in steigendem und fallendem Tone. Eine Frau, die nach dem Schrei des Schakal noch von der Hütte entfernt weilt, gilt in gewissen Hindu-Kasten für treulos.

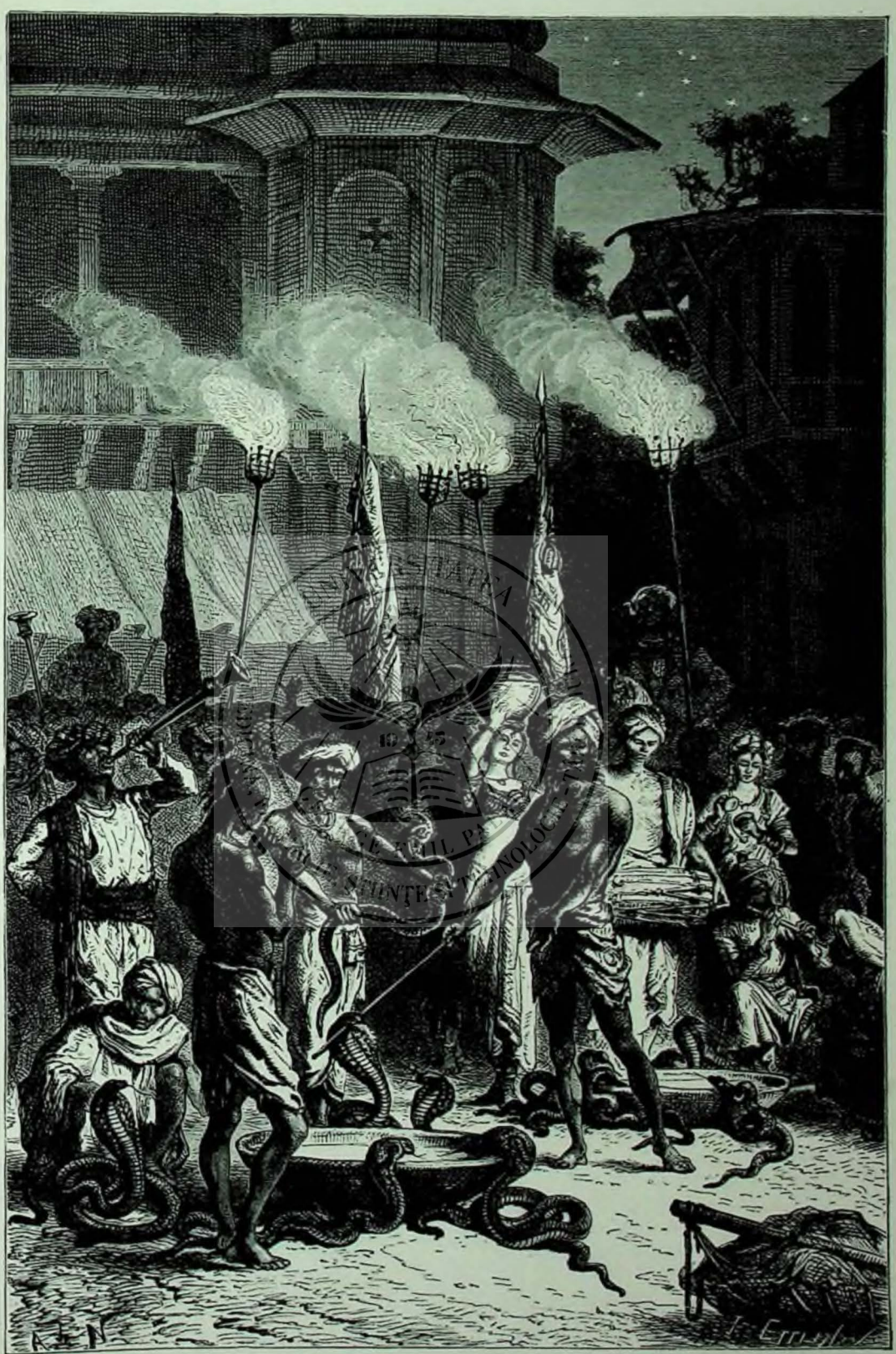
Schlangen gibt es gross und klein, unschädliche und giftige. Die gefährlichste ist die Brillenschlange, Cobra di Capello (Naga tripudians). Ihr Gift ist unfehlbar tödtlich; zahlreiche Mittel dagegen sind empfohlen, aber eine zu ihrer Prüfung eingesetzte Commission kommt zu dem hoffnungslosen Schlusse, dass keines sich bewährt habe. Ihrem Bisse fallen jährlich Tausende zum Opfer. Die Indier gehen meist barfuss, nehmen ihr Leben nicht in Acht, sind auch in abergläubischer Furcht vor der Cobra befangen. Europäer sind dagegen wenig gefährdet; gelegentlich einer eingehenden Untersuchung in den letzten Jahren ergab sich die überraschende Thatsache, dass nur zwei Fälle namhaft gemacht werden konnten, in welchen Europäer gebissen wurden; in einem Falle war eine Cobra gegen ausdrückliche Warnung in die Hand genommen worden, das andere Mal war der Gebissene ein Jäger, der sie im Jagdeifer beim Uebersteigen einer Hecke anfasste.

Dem Indier gilt die Schlange als ein gütiges Wesen und ihre gegabelte Zunge als Folge des Aufleckens des Göttertrankes Amrita von den hohen Halmen mit langen, scharfkantigen Blättern des Kusa-Grases, (Poa cynosuroïdes); der Göttervogel Garuda habe auf dieses Gras einige Tropfen fallen lassen, als er vom Göttertrank zur Genesung seiner Mutter stahl.

Die Opferung an Schlangen ist in Indien eine allgemeine und von hohem Alter.

Mit dem Schwanzende im Munde als Ring ohne Ende bietet sich die Schlange, die sich jährlich durch Wechsel der Haut verjüngt, den Völkern des ganzen Erdkreises von selbst als Sinnbild der Ewigkeit und Unsterblichkeit dar. In Indien ist nach dem gelehrten Babu Pratâpatschandra Ghoscha der Schlangendienst ein Zugeständniss der alten Arier an die mächtigen Gegner unter dem nicht arischen Nâga-Volke, dessen Wohnsitze der Vorstand des indischen archaeologischen Bureau, General Cunningham, ins Doab oder das Land zwischen den Flüssen Ganges und Dchamna in Hindostan verlegt. Dieses Volk konnten die Arier sich nicht unterwerfen, man musste sich mit ihnen befreunden, bis es zum Dienenden gemacht werden konnte, so abstossend seine barbarischen Gebräuche auch befunden wurden. Die volksthümlichsten Nâgahelden wurden als Verkörperungen arischer Gottheiten erklärt und ins Hindu-Pantheon aufgenommen, der Volksname einer mythologischen Schlange mit menschlichem Antlitz beigelegt, die unter der Erde wohnt und Wâstu als Herr der Erde zum Erhalter der Welt gemacht, bis diese Figur schliesslich zum Schutzgeist bei Hausbauten herabgedrückt werden konnte.

Zahlreiche verwitterte, über ganz Indien zerstreute Steinbilder einer Schlange geben Zeugniss vom Alter dieses Dienstes. Der Kultus war und ist jedoch kein Fetischdienst, sondern dem



Das Schlangenfest in Bombay.

UNIVERSITATEA DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
GEORGE EMIL PALADE
19 25

Totemismus der amerikanischen Indianer zu vergleichen, der in der Verehrung sinnlich wahrnehmbarer Wesen, über die der Mensch keine Gewalt hat, eine Mittelstellung zwischen Fetischdienst und Religion einnimmt. Heut zu Tage ist in Süd-Indien unter jedem Baum, an schattigen Orten, am Ufer der Flüsse vom gläubigen Hindu die Steinsculptur einer Schlange hinterlegt; man darf mit den Fingern nicht darnach deuten, sonst faulen sie ab. Das Volk hält das Bild der Schlange für ein Heilmittel; ein Kranker knetet sich aus Lehm und Teig eine Schlange oder nimmt eine aus Thon gebrannte, aus Messing gegossene Schlange und verrichtet damit gewisse Ceremonien. Das Aufstellen einer Schlange hält Kinderlosigkeit ferne; Wohlhabende, die sich vergeblich nach einem Sohne gesehnt haben, gehen kostspielige Ceremonien mit einem Schlangenbilde ein. Der Aussätzige erhofft von der Schlange Erlösung von seinem schmerzvollen Leiden, muss ihr aber unter Musik opfern.



Schlangengaukler.

Die Thürpfosten beschmiert der Hindu mit Dünger der heiligen Kuh und glaubt dabei von seinem Hause giftige Schlangen ferne zu halten; dringt aber eine solche ein, so treibt sie das abergläubische Hinduweib nicht mit Gewalt hinaus, sondern stellt sich betend vor sie hin, auf dass sie sich entferne; und erhebt dabei die Schlange den Kopf (wie auf vorstehendem Bilde) und schwenkt ihren Kopf, so gilt diess als Verheissung von Glück. Diesen Aberglauben nützen die Schlangenbeschwörer aus, Gaukler, welche Brillenschlangen geschickt die Giftzähne ausbrechen und sie nun durch Musik, welche das Thier liebt, aus dem Korbe oder Verstecke in der Lehmwand der Häuser, in Gebüschen und im Garten hervorlocken, wohin sie vorher gebracht worden waren; in der Nähe des Versteckes stehend werden solche schadlos gemachten Cobras mit scheinbarem Muth herausgezogen und im Kreise um sich geworfen.

Zum Volksfest werden die zwei Jahresfeste Naga Pantschami und Kukka Scheshti; ersteres ist das Hauptfest und findet am Tage des Monat Srawana (August oder September) statt. An diesem Tage baden die Weiber und legen ihr bestes Geschmeide an; mit Krügen voll Milch und Blumen naht man sich den Schlangenbildern im Hause oder in der Nähe des Dorfes, sucht auch Ameisenhügel auf, in denen man Schlangen vermuthet, oder trachtet im Dickicht einer wirklichen Cobra sichtbar zu werden, der man ihr Lieblingsgericht Milch vorsetzt. Die Schlangenbeschwörer haben ihren guten Tag, Jeder beschenkt sie. In den Städten nehmen sie die Feier in die Hand und durchziehen mit Musikern, die mit Clarinet, Flöte und langen, quer gehaltenen Trommeln, Tamtam, deren Fell mit den Fingern geschlagen wird, eine unharmonische Musik machen, die Strassen; in grossen Körben führen sie unschädlich gemachte Brillenschlangen mit sich, Abends umringen Fackelträger die Gruppen. An passenden Plätzen wird Halt gemacht und Tröge auf die Erde gestellt; Frauen tragen Milch bei und die aus den Körben an die Schüsseln gesetzten Cobras lassen sich das leckere Mahl munden. Erregend ist die wüthende Geberde der Thiere beim Wegnehmen, wie die täuschende Verwegenheit, welche ihre Besitzer dabei zur Schau tragen. Eine solche Abendscene vergegenwärtigt unser Bild.

In Süd-Indien ist December die Zeit des Schlangenfestes; hier wallfahrtet man zu bestimmten Tempeln der Brahmanen, die sich das Halten von Schlangen zum Geschäft machten, oder zu Ruinen, in denen diese Thiere massenhaft hausen; der Genuss von Erde aus der Höhle einer Schlange von diesen Orten genommen, macht eine unfruchtbare Frau gesegnet, der Körper des Aussätzigen, damit eingerieben, heilt. — So lange das Verlangen nach einem Nachkommen bestimmend bleibt für die Handlungen des Hindu, so lange wird sich der Schlangenkultus in alter Stärke fort-erhalten.

Der Elefant, das grösste der indischen Säugethiere, wurde früher in Heerden in ganz Indien in waldreichen Hügellandschaften angetroffen, lebt jetzt wild hauptsächlich in den Wäldern gegen die birmanische Grenze, in Central-Indien, dann in Süd-Indien im Lande Maissur und in den Ausläufern der Westghat. Der indische Elefant ist eine eigene Art; die Frage, ob sich aus dem auf Sumatra heimischen Elefanten eine eigene Species aufstellen lässt, der die Thiere Ceylons, sowie des südlichen und centralen Indiens zuzuweisen seien, ist noch eine offene. Der Name selbst ist indisch und auf Sanskrit Pilu zurückgeführt, altpersisch Fil, neupersisch Fel; die Araber setzten den Artikel vor und aus El-Fel wurde unser Elefant.[1])

Die wilden Elefanten galten von jeher als Eigenthum der Landesherren; die englische Regierung verbot Tödtung, der Zähne wegen, und zog dem Fange dieser nützlichen Thiere Grenzen; durch Beaufsichtigung der Fangarten sind zur Naturgeschichte der Elefanten neue Einzelnheiten bekannt geworden. Das neugeborene Thier hat Meter-Höhe, mit dem dreissigsten Jahre hört das Wachsthum auf. Es ist möglich, dass einzelne Thiere hundert Jahre und darüber leben, aber das Durchschnittsalter kann dies nicht sein, denn nur selten trifft man selbst in grösseren Heerden von 30—40 Stück ein wirklich altes Thier. Mit 18 Jahren beginnt das Weibchen aufzunehmen, mit 50 Jahren hört die Fruchtbarkeit auf; die Tragzeit wechselt von 18—24 Monaten. Die Mutter säugt das Junge in der Regel bis zur Geburt des Nächstgeborenen, man kann 12 Jahre alte Thiere noch saugen sehen. Die Begattung erfolgt wie beim Pferde. Die Männchen sind meist von kleinem Wuchs, die zwerghaft gebauten werden von den stärkern getödtet oder aus der Heerde ausgestossen. Man ist noch nie auf Elefanten-Aas gestossen und nimmt desshalb an, dass schwer Kranke das undurchdringlichste Dickicht aufsuchen. In der Wildniss sind die Elefanten sehr scheu, gradezu furchtsam und werden selbst zu ihrer Vertheidigung niemals gegen den Menschen gehen.

[1]) Nach R. F. Burton, des bekannten britischen Reisenden, Pilgrimage to El Medinâh, London.

Die Heerden sind vorherrschend 20—25 Stück stark; ein Weibchen, kein Männchen geht an der Spitze und bei Gefahr nimmt das starke Geschlecht zuerst Reissaus. Die Männchen gesellen sich zum Weibchen nur in der Brunstzeit. In der heissen Jahreszeit können sie Tage lang in Tümpeln oder in gebirgigen Distrikten unter einem Wasserfalle stehen; sie scharren dann in trockenen Flussbetten tiefe Löcher aus, um zum Grundwasser zu gelangen; verlässige Augenzeugen berichten sogar die überraschende Thatsache der Aufführung kunstvoller Dämme aus Sand und riesigen Steinen quer über Flussbette zur Wasseraufspeicherung für die regenlose Jahreszeit.

Auf Reisen in Indien werden gezähmte Elefanten angewandt, wo man dichten Unterholzes wegen schwer oder nur langsam fortkommt; Lastthiere sind sie hauptsächlich im Lagergefolge, Arbeitsthiere bei Bauten. Unser Bild zeigt die Ausrüstung eines Reise-Elefanten mittlerer Grösse



Zebu-Droschke einer reichen Indierin.

von etwas unter zwei Meter Höhe an den Schulterblättern, der Minimalgrösse eines Arbeitselefanten. Der Führer, Mahaut genannt, zusammengezogen aus Mahanat, sitzt reitend auf dem Nacken des Thieres, der Reisende mit einem, höchstens zwei Begleitern befindet sich auf dem Rücken des Thieres. Der Sattel, Hauda, hat einen viereckigen flachen Boden, der kein bequemes aufrechtes Sitzen erlaubt; rückseits ist das Geländer hoch, vorne niedriger. Die Leiter dient zum Besteigen und Bepacken des Thieres. Die Belastungsfähigkeit des Elefanten ist 15—20 Zentner ausser dem Pack-Sattel, die Geschwindigkeit der Bewegung 5 Kilometer die Stunde, 26—32 Kilometer den Tag; die Thiere schlagen niemals Trab an, kennen nur Passgang. Beim Gehen ändert der Rücken wellenförmig die gleichmässige Lage, beim Stehen ermüdet das Wiegen des Elefanten.

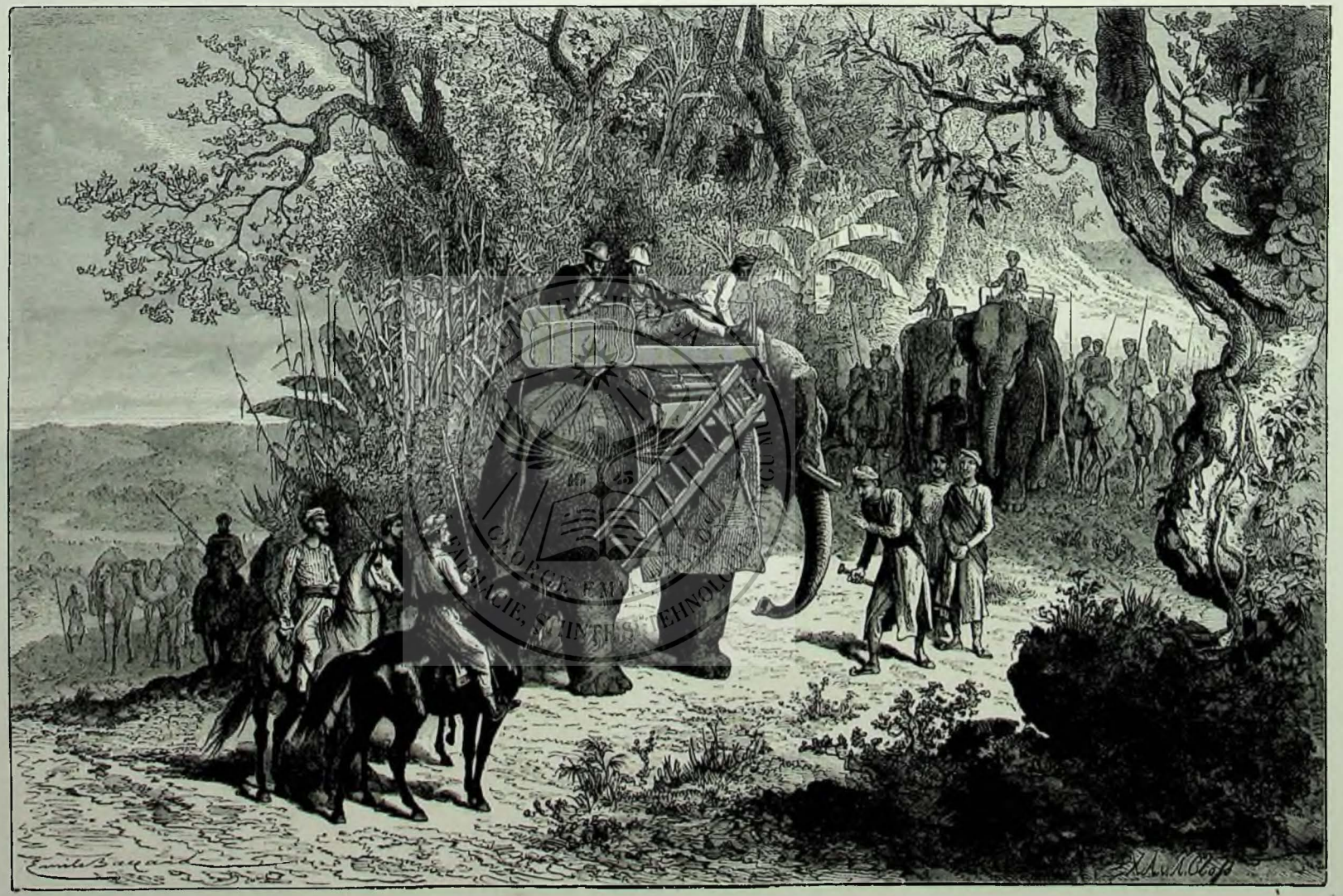
Unter den Hausthieren fällt dem Fremden die grosse Zahl der Rinder auf, ihre Figur, ihr Umherschweifen in den Fluren, ihre schlechte Behandlung. Das Hausrind ist die Zebukuh mit

einem Fetthöcker, ein kleines Thier mit einem Durchschittsgewicht von nur 350 Pfund. Der Hindu gebraucht das Rind zum Ziehen und zum Lastentragen; es zieht schwer beladene Wagen wie die Staats-Kutschen der eleganten Indier, am Göpel setzt es kreischende Oel- und Zuckermühlen in Bewegung. Millionen nähren sich von der Kuh, deren Milch das Lieblingsgetränk der besseren Klassen bildet und als Butter oder zu Ghi ausgelassen in unglaublichen Mengen zur Bereitung von Speisen verbraucht wird. Für Pflege des Rindes geschieht jedoch Nichts. Stallfütterung kennt man nur für die Arbeitsthiere, alles Milchvieh sucht sich sein Futter auf der Weide, viele ohne Hirten zum Schaden der Felder; drei Viertheile des Jahres nagt das Vieh am Hungertuche, nur unmittelbar nach der Regenzeit findet es überall reichlich Futter; Hunger und Seuchen raffen in jedem Distrikte jährlich Tausende von Thieren hinweg. Grausam ist die Behandlung der Arbeitsthiere; statt der Peitsche wird das Thier mit einem spitzen Stocke in die hinteren Weichtheile gestossen oder durch schmerzhaftes Drehen des Schweifes angetrieben, viele Thiere haben den Schweif mehrfach gebrochen und werden bis zu tödtlicher Ermattung gemartert. Dieser Mangel an Mitgefühl steht ganz im Gegensatz zu der hohen Verehrung, die Stier und Kuh geniessen, denn alles, was mit ihnen in Zusammenhang steht, gilt dem Hindu als besonders heilig.

In allen vorchristlichen Regionen ist dem Stiere eine hervorragende Stellung eingeräumt. Der heilige Stier der Assyrier, der Apis der Aegypter und der Stier Nandi der Indier geniessen gleich hohe Ehren; auch das goldene Kalb der Juden darf herangezogen werden. Bei den Indiern ist die abgöttische Verehrung des Rindes erst später aufgekommen. Die alten Arier opferten Rinder und andere Thiere, das Pferdeopfer, Aswamedha, steigerte sogar Wirkung und Kraft dieses Opfers ins Unendliche und wurde unter einem Aufwande vorbereitet, den nur Könige erschwingen konnten. Wann die Opferung des Rindes aufhörte, lässt sich nicht feststellen. Unter den Bewohnern der Waldgebirge ist Thieropfer noch jetzt gebräuchlich; den Anwohnern des unteren Kistna-Flusses musste die Regierung von Madras 1859 das grausame Pfählen von Rindern als Mittel gegen die Cholera nachdrücklich verbieten.

Der Stier wird vom Indier zu Siwa, dem zeugenden und zerstörenden Gotte, in Beziehung gebracht, dessen Reitthier, Wâhana, er ist; jede Faser an ihm ist Tugend, sein Schweif endet, wo Adharma, das Unrecht beginnt. In kleiner wie in grosser Gestalt, aus Erz und Stein, in Haus und im Tempel ist der Stier zur Verehrung hingestellt; die grösste Figur ist in Süd-Indien in Maissur aus anstehendem Gestein ausgemeisselt. Jedem Tempel sind Stiere geweiht, die davon Brâhmini-Stiere heissen; häufig war ihre Ueberlassung an die Tempel gelobt worden, wenn sie von einer Krankheit befallen waren. Wenn die Tempelgottheit wöchentlich vom Staub mit Milch gereinigt ist, werden damit auch die Stiere gewaschen; an Festtagen hängt man die Pauken über ihren Rücken; sie laufen mit auf die Weide und sie sind es vielfach allein, welche die Heerden befruchten.

Die Kuh ist nicht weniger heilig. Man schenkt sie nicht weg ohne lange Gebete zu verrichten. Brâhmanen pflegen eine Kuh zu füttern, ehe sie ihren Morgenimbiss zu sich nehmen. Kuhmist ist das Hauptreinigungsmittel gegen die vom rechtgläubigen Hindu so gefürchteten Verunreinigungen. Der Erdboden ist gereinigt, wenn man Kühe die Nacht darauf hat lagern lassen; das Hinduweib jeder Sekte schmiert täglich Thürpfosten und Mauern mit Kuhmist ein, der Heerd wird mit Kuhmist belegt, ehe für einen Angehörigen hoher Kaste gekocht wird. Gewebe und Kleider reinigt man durch Besprengen mit Kuhharn; Asche von Kuhmist eingenommen führt die innerlichen Unreinigkeiten ab. Ein Mal von Kuhmist auf der Stirne macht sich Hoch und Niedrig, Arm und Reich, Asceten reiben sich sogar den ganzen Körper damit ein; der Sterbende kann noch von allen Sünden befreit werden, wenn er den Schwanz einer Kuh festhält. Kein Hindu, der auf gute Kaste Anspruch macht, wird an einer harnenden Kuh vorbeigehen, ohne mit seinem Finger einige Tropfen des heiligen Strahles aufzufassen und sich damit Stirne, Brust und Schulter



Reise-Elefant in Central-Indien.

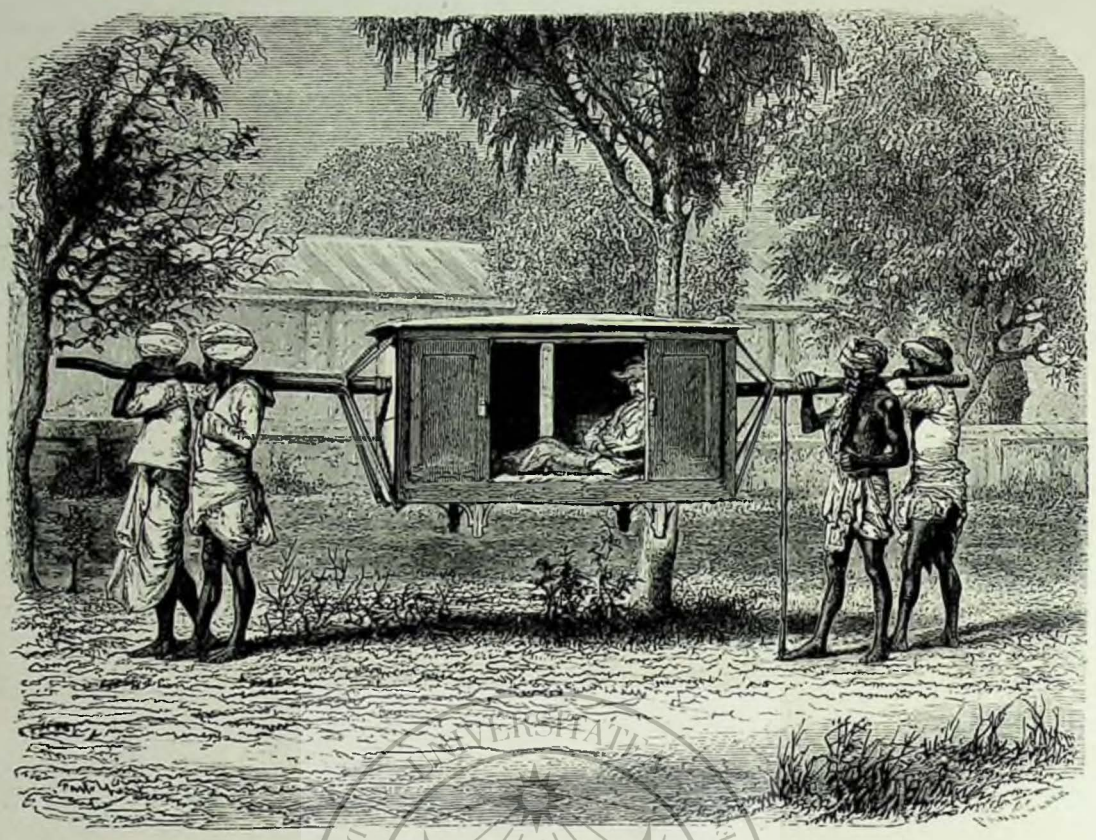
UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
GEORGE EMIL PALADE
19 25

zu benetzen. Kuhfladen, rein oder mit Reisspreu und Stroh geknetet, bilden das Brennmaterial statt Holz; sie geben grosse Hitze und der üble Geruch hört auf, sobald das Feuer hell brennt.

Im alten Indien durfte Stierfleisch bei keiner Festlichkeit fehlen. Unter dem Banne des Glaubens an Seelenwanderung, der mit dem Buddhismus unter Nachwirkung seiner Lehren an Schärfe gewinnt, wird dann Fleischessen gefürchtet, weil es Elternmord bewirken könnte und der heutige Hindu enthält sich des Schlachtens von Thieren, geniesst aber das Fleisch der an Krankheit gefallenen Rinder, faulender Fische und dergleichen unter Beimengung starker Dosen von Gewürz und Pöckel. Metzger sind wenige und gehören den verachteten Kasten an, ebenso sind die Gerber verachtet und ihr Geschäft hauptsächlich von Mohammedanern betrieben, und so anstössig sind dem Hindu die Schlachthäuser zur Bereitung des für die Nahrung der Europäer erforderlichen Rindfleisches, dass der Fürst von Patiala aus dem nordwestlichen Hindostan dem allgemeinen Unwillen hierüber in der ersten Sitzung vom 18. Januar 1862 des neu errichteten indischen gesetzgebenden Körpers durch die Einbringung der — sofort verworfenen — Bill Ausdruck gab: der Genuss von Rindfleisch ist in Britisch-Indien zu verbieten!



Schlangenbeschwörer.



Der Palankin.

ZWEITES CAPITEL.

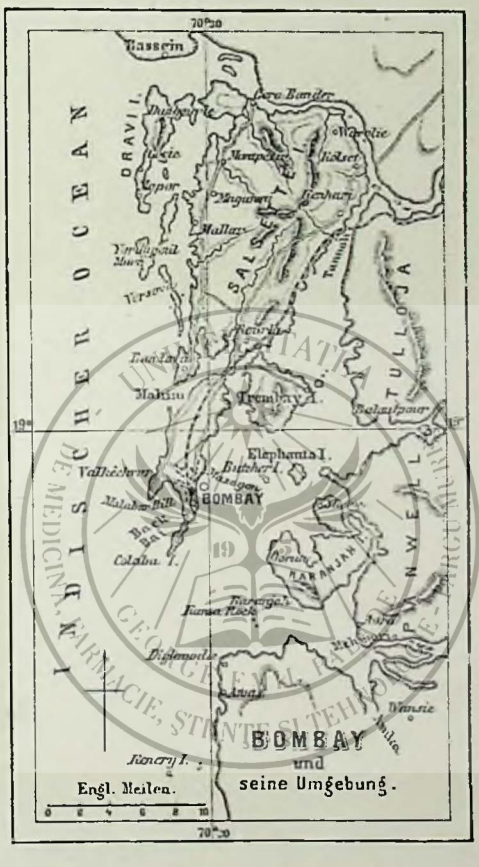
Bombay.

Bombay, früher bildlich das Eingangsthor zum Osten Asiens genannt, ist jetzt seit Einrichtung eines europäisch-indischen Post- und Passagierdienstes (1837) und dem mit Eröffnung des Suez-Kanals ermöglichten direkten Schiffsverkehr zwischen dem schwarzen und rothen Meere thatsächlich der Ort, an welchem Europäer den Boden des alten Kulturlandes Indien regelmässig zuerst betreten. Die Stadt ist auf einem Eiland erbaut, 18 Kilometer lang und 5 Kilometer breit, das gegen Süden zwei der Scheere eines Hummers zu vergleichende Spitzen vorstreckt. Der kürzere Fortsatz ist felsig und trägt den Malabar-Hügel mit 58 Meter Höhe, den höchsten Punkt der Insel; der östliche Ausläufer ist flach und endete sonst in einem niedrigen, bei Ebbe unter Wasser gesetzten Riffe; auf dieser Unterlage wurde ein fester Erddamm aufgeführt und durch diesen die kleine eirunde „Altweiber-Insel“ samt der dahinter liegenden Kolaba-Insel der Hauptinsel angegliedert. Auf Kolaba steht seit langem ein Leuchtthurm, jetzt ist ein zweiter auf dem vorgestreckten Pong-Riffe angelegt.

Die Oeffnung zwischen den beiden Scheeren ist die Back-Bay, eine seichte Bucht mit vielen Riffen, nur Boote können sich auf ihr tummeln.

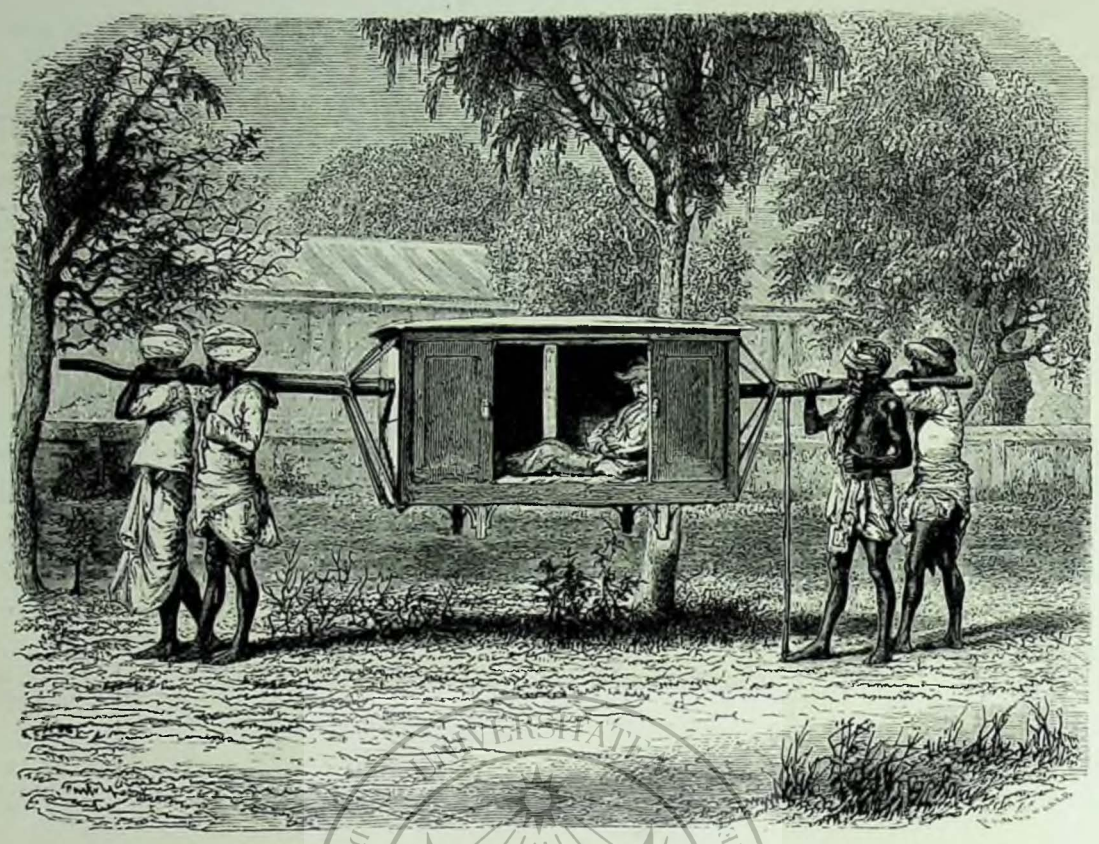
Den beiden Ufern parallel zieht eine niedrige Anschwellung nordwärts, das Land dazwischen ist Ebene; der Nordtheil war noch 1680 theilweise Meeresarm, wurde später theilweise Sumpf und dem Meere erst in diesem Jahrhundert durch die Hornby Vellar genannten Dämme und Aufschüttungen vollständig abgerungen. Der Flächeninhalt der Insel beträgt 55 Quadrat-Kilometer; durch den Sion-Damm ist sie mit der Insel Salsette in Verbindung gebracht; von Salsette führen zwei Eisenbahndämme, einer östlich von Gora Bandar, zum Festlande hinüber.

Ihre Grösse als Handelsstadt und ihren Ruhm als eine der schönstgelegenen Städte der Erde verdankt Bombay der Grösse des Hafens und der Pracht seiner Umgebung. Der Hafen liegt auf der Ostseite der Insel und dehnt sich in der grössten Breite, 16 Kilometer spannend, bis zum gegenüberliegenden Festlande aus. Am Hafeneingange erschwert ein Netzwerk von Stangen, zum Zwecke des Fischfanges in den Schlamm getrieben, den Schiffen den Kurs; nahe dem Ufer lagert jederzeit eine Flotille von Schifferbarken mit kurzem Mast und einer langen Querstange, daran ein viereckiges lateinisches Segel; das hohe Hintertheil hat die Wände über Wasser in wunderlichen Linien mit hellen Farben bemalt, bei Schiffen für Fahrten der Europäer, den Bandar-Booten, ist es zu einer Kabine mit Chalousien umgebaut. — Gegen fünf Uhr Abends beginnen sich Yachten mit Europäern als Insassen über den Hafen zu vertheilen; Schiffchen europäischer Bauart sind selten, das Bandar-Boot herrscht vor. Eine sanfte Brise schwellt die Segel, und bringt den auf der Plattform der Kabinen hingestreckten Fahrgästen Kühlung, und im schönsten Glanze strahlt die Landschaft, wenn gegen Sonnenuntergang im Westen kleine Wölkchen aufsteigen. Auf der einen Seite das langgestreckte immergrüne Eiland mit seinen weissen Häusermassen, auf dem Festlande im Hintergrunde die Berglinien der Westghats, deren Gipfel aus der Ferne Vesten, Schlössern und Thürmen gleichen. Den Horizont schliessen im Westen Wolken als goldige Streifen und Flocken ab; landwärts nimmt der tief-rothe Himmel allmählig schwächere Farben an und geht schliesslich in tiefes Blau über.



Das Wasser des Meeres schimmert roth und gelb, goldig scheinen die Masten und Raen, die Segel und Tackel der im Hafen liegenden Schiffe. Unterm tropischen Himmel ist die Zeit der Dämmerung kurz, dem leuchtenden Golde macht tiefes Dunkel Platz. Ebenso erstaunlich rasch, in Minuten, vollzieht sich bei Vollmond der Uebergang von der grellen Beleuchtung beim Sonnenuntergange zum Silberlichte des Mondes. Die Wirkung des schnellen Wechsels und die Schönheiten einer indischen Mondnacht lassen sich an keiner Erscheinung bei uns zur Anschauung bringen; gleicht unter hellem Sonnenschein eine indische Landschaft einer verblassten Photographie, scharf in den äusseren Umrissen, aber verschwommen in den inneren Theilen, so zeigen bei Mondlicht lange tiefe Schatten alle Einzelnheiten an. Statt eines durchsichtigen Aussehens nimmt die Natur ein kräftiges Aeussere an; auch der Mensch fühlt sich gehobener und kernhafter.

Im Mittelgrund des Hafens ankern hinauf bis Mazagon die europäischen Dampfer, die grossen und kleinen Segelschiffe, die durch den Suez-Kanal, um das Kap der guten Hoffnung,



Der Palankin.

ZWEITES CAPITEL.

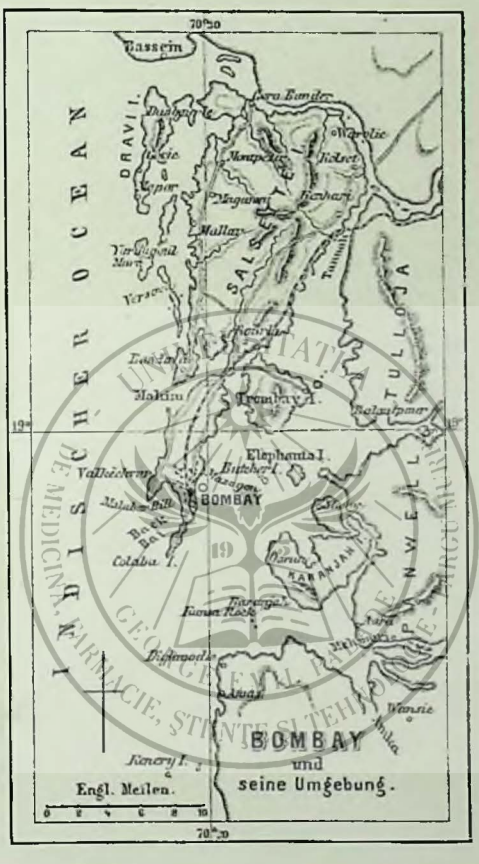
Bombay.

Bombay, früher bildlich das Eingangsthor zum Osten Asiens genannt, ist jetzt seit Einrichtung eines europäisch-indischen Post- und Passagierdienstes (1837) und dem mit Eröffnung des Suez-Kanals ermöglichten direkten Schiffsverkehr zwischen dem schwarzen und rothen Meere thatsächlich der Ort, an welchem Europäer den Boden des alten Kulturlandes Indien regelmässig zuerst betreten. Die Stadt ist auf einem Eiland erbaut, 18 Kilometer lang und 5 Kilometer breit, das gegen Süden zwei der Scheere eines Hummers zu vergleichende Spitzen vorstreckt. Der kürzere Fortsatz ist felsig und trägt den Malabar-Hügel mit 58 Meter Höhe, den höchsten Punkt der Insel; der östliche Ausläufer ist flach und endete sonst in einem niedrigen, bei Ebbe unter Wasser gesetzten Riffe; auf dieser Unterlage wurde ein fester Erddamm aufgeführt und durch diesen die kleine eirunde „Altweiber-Insel“ samt der dahinter liegenden Kolaba-Insel der Hauptinsel angegliedert. Auf Kolaba steht seit langem ein Leuchtthurm, jetzt ist ein zweiter auf dem vorgestreckten Pong-Riffe angelegt.

Die Oeffnung zwischen den beiden Scheeren ist die Back-Bay, eine seichte Bucht mit vielen Riffen, nur Boote können sich auf ihr tummeln.

Den beiden Ufern parallel zieht eine niedrige Anschwellung nordwärts, das Land dazwischen ist Ebene; der Nordtheil war noch 1680 theilweise Meeresarm, wurde später theilweise Sumpf und dem Meere erst in diesem Jahrhundert durch die Hornby Vellar genannten Dämme und Aufschüttungen vollständig abgerungen. Der Flächeninhalt der Insel beträgt 55 Quadrat-Kilometer; durch den Sion-Damm ist sie mit der Insel Salsette in Verbindung gebracht; von Salsette führen zwei Eisenbahndämme, einer östlich von Gora Bandar, zum Festlande hinüber.

Ihre Grösse als Handelsstadt und ihren Ruhm als eine der schönstgelegenen Städte der Erde verdankt Bombay der Grösse des Hafens und der Pracht seiner Umgebung. Der Hafen liegt auf der Ostseite der Insel und dehnt sich in der grössten Breite, 16 Kilometer spannend, bis zum gegenüberliegenden Festlande aus. Am Hafeneingange erschwert ein Netzwerk von Stangen, zum Zwecke des Fischfanges in den Schlamm getrieben, den Schiffen den Kurs; nahe dem Ufer lagert jederzeit eine Flotille von Schifferbarken mit kurzem Mast und einer langen Querstange, daran ein viereckiges lateinisches Segel; das hohe Hintertheil hat die Wände über Wasser in wunderlichen Linien mit hellen Farben bemalt, bei Schiffen für Fahrten der Europäer, den Bandar-Booten, ist es zu einer Kabine mit Chalousien umgebaut. — Gegen fünf Uhr Abends beginnen sich Yachten mit Europäern als Insassen über den Hafen zu vertheilen; Schiffchen europäischer Bauart sind selten, das Bandar-Boot herrscht vor. Eine sanfte Brise schwellt die Segel, und bringt den auf der Plattform der Kabinen hingestreckten Fahrgästen Kühlung, und im schönsten Glanze strahlt die Landschaft, wenn gegen Sonnenuntergang im Westen kleine Wölkchen aufsteigen. Auf der einen Seite das langgestreckte immergrüne Eiland mit seinen weissen Häusermassen, auf dem Festlande im Hintergrunde die Berglinien der Westghats, deren Gipfel aus der Ferne Vesten, Schlössern und Thürmen gleichen. Den Horizont schliessen im Westen Wolken als goldige Streifen und Flocken ab; landwärts nimmt der tief-rothe Himmel allmählig schwächere Farben an und geht schliesslich in tiefes Blau über.



Das Wasser des Meeres schimmert roth und gelb, goldig scheinen die Masten und Raen, die Segel und Tackel der im Hafen liegenden Schiffe. Unterm tropischen Himmel ist die Zeit der Dämmerung kurz, dem leuchtenden Golde macht tiefes Dunkel Platz. Ebenso erstaunlich rasch, in Minuten, vollzieht sich bei Vollmond der Uebergang von der grellen Beleuchtung beim Sonnenuntergange zum Silberlichte des Mondes. Die Wirkung des schnellen Wechsels und die Schönheiten einer indischen Mondnacht lassen sich an keiner Erscheinung bei uns zur Anschauung bringen; gleicht unter hellem Sonnenschein eine indische Landschaft einer verblassten Photographie, scharf in den äusseren Umrissen, aber verschwommen in den inneren Theilen, so zeigen bei Mondlicht lange tiefe Schatten alle Einzelnheiten an. Statt eines durchsichtigen Aussehens nimmt die Natur ein kräftiges Aeussere an; auch der Mensch fühlt sich gehobener und kernhafter.

Im Mittelgrund des Hafens ankern hinauf bis Mazagon die europäischen Dampfer, die grossen und kleinen Segelschiffe, die durch den Suez-Kanal, um das Kap der guten Hoffnung,

aus Afrika, China oder Australien sich hier zusammenfinden; zwischen diesen und dem Ufer segeln zahlreiche Lokal-Dampfer wie indische Barken und befrachten oder entladen die Schiffe, denn wenn auch unter Sir Bartle Frere's Gouverneurschaft (1862 — 67) vom Apollodamm bis hinauf nach Mazagon, dem Ankergrunde der Post- und Passagierschiffe der Peninsular- und Oriental-Dampfschifffahrtsgesellschaft (P. & O. Co.), zahlreiche Bandar oder Steindämme errichtet wurden mit Treppen, die zum Meere hinabführen, so fehlt es noch an Docks, in welche die grossen Schiffe zur Löschung einfahren können. Die durchschnittliche Schiffsbevölkerung im Hafen beträgt 32000 Seelen.

Fast jeder Tag bringt Personendampfer der verschiedenen mit Europa, den asiatischen und australischen Kolonien verkehrenden Linien. Das wöchentlich einmal stattfindende Eintreffen des P. & O. Postschiffes mit dem englischen Felleisen wird der Bevölkerung durch zwei Kanonenschüsse angezeigt und bewirkt unter den europäischen Ansiedlern jedesmal eine kleine Erregung.

Von den Landungsplätzen führen jetzt breite Strassen zu der nahen Stadt mit ihren

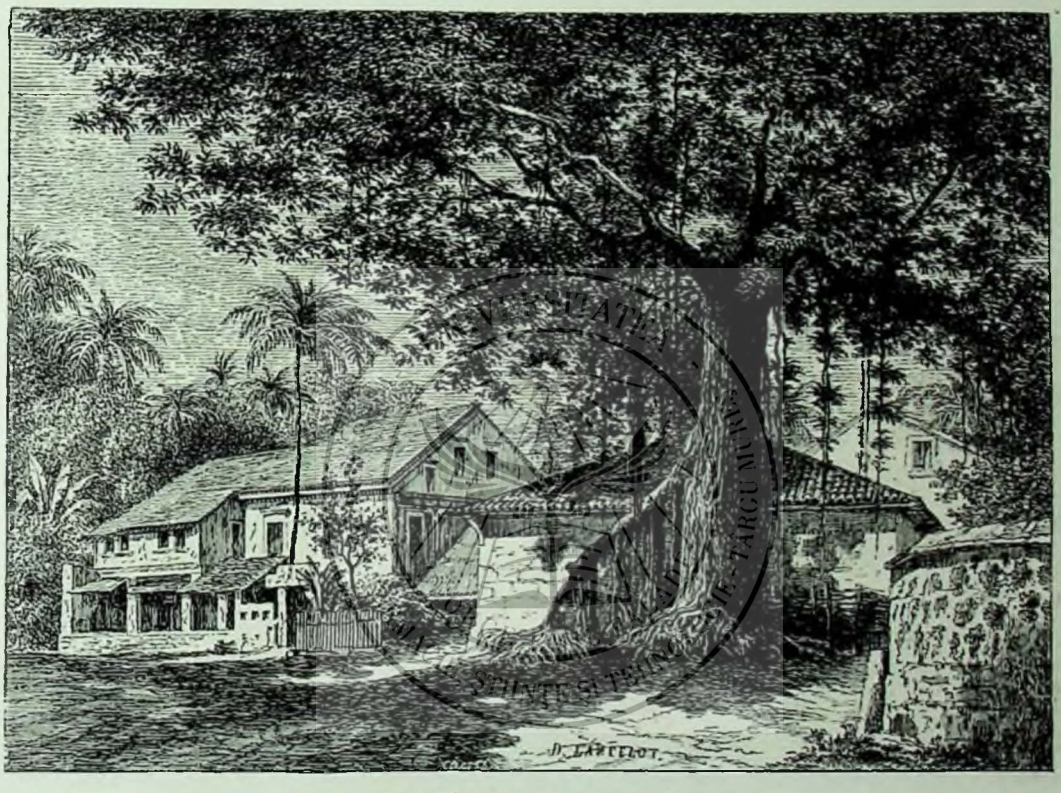


Trapp-Felsen am Malabar-Hügel.

Hôtels; praktische Droschken, Fuhrwerke und Träger aller Art harren der Landenden, Restaurationen bieten Unterstand; Nachts erleuchten zahlreiche Gasflammen die Anfahrten. Waarenhallen lassen die Reiseausrüstung noch im Augenblick der Abfahrt ergänzen.

Die Stadt Bombay ist eine portugiesische Gründung. Die ältesten Ansiedler der Insel waren vom Kol-Stamme, der einst über die ganze Halbinsel vertheilt gewesen sein muss, wie der noch unaufgeklärte Name Kolantscha (Kolaria) für Indien bezeugt; jetzt ernähren sie sich mit Darstellung von Holz-Kohle im Innern der Insel Salsette und kommen nur vereinzelt zum Zwecke der Verwerthung ihrer Produkte nach Bombay. Unter indischen Königen wird die Inselgruppe wegen ihrer Palmenhaine gepriesen; politisch waren die Ansiedlungen aber so unbedeutend, dass weder der italienische Mönch Odoricus, der auf dem gegenüberliegenden Festlande im Beginne des 14. Jahrhunderts eine Mission errichtet hatte, noch Thomas Stevens, der erste Engländer, der 1577 an der Küste landete, ihrer erwähnte. Dänen erkannten zuerst die Vortrefflichkeit des Hafens; 1627 wird von der englisch-

dänischen Faktorei Surat (nördlich davon) ein gemischtes Geschwader zur Besitzergreifung der Insel ausgesandt; der Tod des Admirals, eines Dänen, veranlasste die Schiffe wieder umzukehren. 1632 ergriffen die Portugiesen, damals die Rivalen Englands in diesen Gewässern, davon in aller Stille und ohne Widerstand zu finden, Besitz. An der Stelle des heutigen Kastells wurden Erdwälle aufgeworfen, vier Bronce-Geschütze aufgefahren, etliche Häuser errichtet und die Luftlöcher mit durchsichtigen, gesägten Schalen von Meermuscheln bekleidet, die Hügel mit Kapellen gekrönt, von denen jene auf Parell noch heute steht, wenn sie auch ihrem Zweck entfremdet ist, und Bittwege nach Art der Kalvarienberge in Tyrol angelegt, von denen sich noch Spuren erhielten. In Surat sah man diese neue Ansiedlung sehr scheel an; Unterhandlungen über Abtretung der Insel zerschlugen sich, bis Portugal die begehrte Besitzung dem Brautschatze der Infantin Katharina, Gemahlin König Karl II., zulegte. Am 18. September 1661 nimmt ein englischer Admiral Besitz



Europäische Wohnsitze in der Vorstadt Mazagon.

von der Insel; das Klima ward aber der Besatzung so schädlich, dass die Krone England das Eiland 1668 an die ostindische Handelskompagnie gegen die geringe Jahresrente von 200 Mark abtrat.

Der neuen Erwerberin wurde ihr Besitz von allen Seiten streitig gemacht. Siwadschi, der Emporkömmling und Gründer der Marâthâ-Dynastie, die zeitweise mächtiger war als alle anderen indischen Könige, legte 1672 auf dem kleinen Felseneiland Heneri vor dem Eingang in den Hafen Befestigungen an und lagerte hier eine Seeräuber-Flotille ein, um den englischen Handel zu vernichten. 1673 rüsten sich die Dänen zum Angriff, 1689 trachtet der Moghulkaiser Auringzeb nach der Insel und beschiesst 1690 das Fort, wird aber durch schweres Lösegeld abgekauft. Die Bevölkerung, die sich 1664 auf 60,000 gehoben haben soll, ging in diesen Wirren auf 16,000 zurück. Neuer Aufschwung knüpft sich an die Erhebung der Stadt zur Hauptstadt der neu gegründeten Präsidentschaft Bombay; 1760 werden auf dem südöstlichen Ausläufer der Insel die „Fort St. George“ genannten Befestigungen angelegt.

Innerhalb der Wälle, ein und ein halb Kilometer von der Stadt der Eingeborenen entfernt, entsteht eine europäische Stadt. Um das Jahr 1803 wird ein grosses Schadenfeuer Anlass zu zweckmässiger Strassenanlage; Mitte der sechziger Jahre fallen die Wälle, die Festungseigenschaft des Platzes wird aufgehoben und der Schutz der Insel Monitor-Schiffen und Küstenbatterien anvertraut, die auf den Spitzen des Eilandes oder als kunstvolle Steinwerke auf Riffen erstanden, die sonst nur zeitweise über das Wasser hervorragten.

Die europäische Stadt, noch immer das Fort genannt, dehnt sich jetzt vom Hafen bis zur Back-Bay aus und wurde zu einem mit allen Annehmlichkeiten europäischer Grossstädte ausgestatteten Welthandelsplatze. In Bevölkerung und Grösse seiner Umsätze ist Bombay in Indien nur von der Reichshauptstadt Kalkutta übertroffen. Die Altstadt liegt in einem Halbkreis von 1½ Kilometer Länge bei ½ Kilometer Breite um das alte Kastell. Die Strassen sind enge. Die ältesten Häuser nehmen in Höhe, im Ueberbau der oberen Etagen und im lebhaften Anstrich am Aussehen der Eingeborenen stark Theil, die Mehrzahl sind aber neuere massive Häuser aus Stein mit kostbarer Ornamentik und Balkons oder vergitterten Verandas in jedem Stockwerke. Der schönste Stadttheil des alten Fort ist der Elphinstone Circle, sonst The Green genannt, ein grosses Häuserviereck, in der Mitte ein kreisrunder, mit Geländer abgeschlossener



Stadthaus zu Bombay.

Wasen mit Marmorstatuen von Lord Cornwallis und Marquis Wellesley. In der nördlichen Ecke des Platzes steht die Kathedrale, als Garnisonskirche 1720 erbaut, 1855 erweitert. Dem Garten gegenüber erhebt sich das Stadthaus, ein weitläufiges Gebäude zwischen 1820 und 1835 erbaut mit grossen Empfangssälen für feierliche Auffahrten vor den Gouverneuren, mit einem Concertsaale und einer Riesenorgel, einem Museum und der kostbaren Bibliothek der hochgelehrten asiatischen Gesellschaft. An der Citadelle hinter dem Stadthause am Meere sind die Spuren der Beschiessung von 1690 durch die Moghul-Flotte noch sichtbar.

In der europäischen Stadt hat eine überaus rege Geschäftsthätigkeit ihren Mittelpunkt. Hier haben die verschiedenen englischen und fremden Banken ihre Comtoirs, die weltbekannten europäischen und Parsi Häuser ihre Geschäftsbureaux, die grössten Zeitungen ihre Redactionen, die ältesten Clubs und Hôtels ihren Sitz.

Die Esplanade, vom Stadthause durch Church Gate Street am nächsten erreicht, war sonst ein Rasen von lebhaften Farben in der Regenzeit, gelb und verdorrt in den heissen Sommermonaten; jetzt ist dort in den letzten zwei Jahrzehnten ein neuer Stadttheil mit prachtvollen öffentlichen Gebäuden erstanden. Das alte Church Gate Festungsthor machte einer Eisenbahnstation Platz. An der Kreuzung zweier Strassen erhebt sich eine Kolossalstatue der Königin Victoria aus cararischem Marmor, in sitzender Stellung von einem Baldachin überdeckt, ein Geschenk an die



Antilopenjagd mit der Tschita (Leopard.)

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Stadt vom Fürsten des Vasallenstaates Baroda; ab und zu berührt ein Eingeborener davor ehrerbietig seine Stirne. Das Telegraphenamt, das Postamt in mittelalterlicher Bauart und das Bauamt in gothischem Style eröffnen die Reihe der öffentlichen Gebäude; daran schliessen sich in der Richtung gegen Kolaba das Justizamt und die umfangreichen Universitäts-Gebäulichkeiten, unter denen die vom Parsi-Kaufherren Kowasdschi Dschehangir geschenkte Aula in gothischem Style durch die wirksame Verwendung von verschiedenfarbigem Gesteine und die Täfelung der Decke mit dunklem Teak-Holze aus Hinter-Indien den Ruhm eines stylistisch vollendeten Bauwerkes geniesst. Weiter hinab gegen die Spitze des Inselhalses folgt das neue Sekretariatsgebäude mit den Bureaux für die obersten Regierungsstellen; das Gebäude misst 134 Meter in der Länge, an die Front setzen sich zwei Flügel von je 25 Meter Tiefe an; die Bauart ist venetianische Gothik mit reicher Steinhauerarbeit. Gegen die Hafenseite zu steht das 1872 in Angriff genommene Seemanns-Asyl, ein Geschenk der indischen

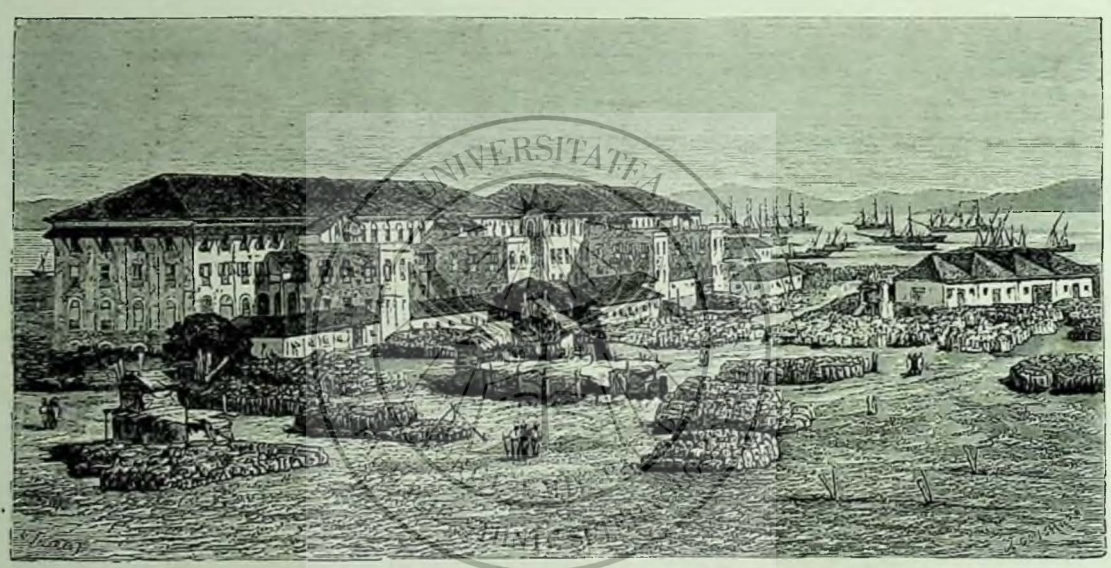


Eine Geschäftsstrasse im Fort.

Fürsten, zur Erinnerung an die im März 1870 erfolgte Landung des ersten Mitgliedes der königlichen Familie in der Person des Herzogs von Edinburgh. Eine grosse Zierde des Platzes vor diesem Asyl ist die am 26. Juni 1879 enthüllte lebensgrosse Reiterstatue des Prinzen von Wales in Bronceguss, ein Geschenk des reichen Bürger Sir Albert Sassoon, Chef derselben Familie, welcher die Stadt eine höhere Schule für Maschinentechnik, die Orgel im Stadthause und zahlreiche kleinere Stiftungen dankt.

Die Anlagen vor diesen Gebäuden bis zum Ufer der Back-Bay sind der beliebteste Erholungsplatz der eleganten Welt. An der Südwestspitze der Insel, hart an der Back-Bay, ist für Musikkorps ein gedeckter Stand errichtet und am Seeufer der Kennedy Sea-Face genannte Reitweg planirt; nahezu täglich spielt Abends die Hauskapelle des Gouverneurs oder ein Regiments-Musikkorps. Begrenzt ist die Anlage landseits durch die bis Kolaba vorgetriebene Bombay- und Baroda-Eisenbahn. Rotton Row, eine Nachbildung der gleichnamigen historischen Anlage im Londoner Hyde-Park, heisst das Oval vor dem Secretariatsgebäude, um welches ein in der kühlen Jahreszeit von Reitern stark besuchter Grasweg läuft. Wenige Schritte, die Spitze der Insel ist gequert

und man steht an der Hafenseite auf dem Apollo-Bandar, einem breiten ins Meer getriebenen Steindamme, der jetzt nicht mehr Schifffahrtszwecken dient, dafür aber gute Restaurationen trägt. Abends sind die begrasten Reitwege von Europäern, Herren und Damen zu Pferde, besetzt. Auf den Fahrwegen werden Wagen europäischer Construktion von schönen Arabern oder schweren australischen Pferden gezogen. Die Spazierwege und Sitze sind von Europäern und Indiern jeden Glaubens eingenommen; die Hindus in rothem Turban und weissem fliegenden Gewande; die Mohammedaner in kunstvoll geschlungenem Turban grüner Farbe mit Gold eingewoben; die Parsi mit ihrem eigenartigen Glanzhute; die Hinduweiber im originellen Sari, einem Umschlagtuche aus feinem Batist oder Seide in grellen Farben um Oberkörper und Oberkopf gelegt, so dass nur das Gesicht frei bleibt, ein Ring durch einen Nasenflügel gezogen, der beim Essen auf die Seite gehoben werden muss, Arme, Zehen und Fussknöchel mit Spangen verziert; die Kinder der reichen Parsi-Kaufherren in losen Jacken und Hosen von Seide. Dazu die Klänge der Musik, die stattlichen Gebäude modernen Baustils und als Abschluss des landschaftlichen Bildes im Norden der von Palmen gekrönte Malabar Hügel, im Süden die flache Kolaba-Insel mit ihrer Erinnerungs-



Der Baumwollenmarkt.

Kirche an die 1842 in Afghanistan gefallenen Waffengefährten, ihren Kasernen, Werkstätten und Leuchtthürmen: zwischen beiden Endpunkten die glitzernden Wasser der Back-Bay, welche die Strahlen der untergehenden Sonne zurückwerfen; diess alles bildet ein Gesammtbild von seltener Mannigfaltigkeit, Schönheit und Lebensfrische, zu welchem Natur, Menschen und ihre Werke zusammenwirken.

Kolaba, das südlich an die Hauptinsel anschliessende Inselchen, ist der Standort der europäischen Truppen; geringe Erhebung über dem Meere und stellenweise morastiger Untergrund macht das Eiland, trotz der guten Kasernen, zu einer ungesunden Garnison mit höherer Sterblichkeitsziffer als andere Stationen.

Grossen Ruf geniesst das Observatorium; durch eine elektrische Batterie wird Mittags 1 Uhr auf dem Arsenalthurme, nördlich der Veste, eine schwere Kugel gelöst, deren dumpfer Ton beim Niederfallen den Schiffern die Zeit zur Vergleichung ihrer Thermometer anzeigt.

In ganz Indien sind die Niederlassungen der Europäer abseits von den Wohnstätten der Eingeborenen angelegt. In Bombay ist die Eingeborenen-Stadt, Native Town, sonst Black Town (Stadt der Schwarzen) genannt, eine Welt für sich mit ihren besonderen Eigenthümlichkeiten und

Reizen; sie liegt in nördlicher Richtung, vom Fort 1½ Kilometer entfernt. Breite, mit Bäumen bepflanzte Wege führen hinüber; vor dem Eingange in die Stadt wurde zwischen 1866—70 von Eisen eine riesige Markthalle von 193 Meter Länge erbaut, der Crawfurd Market mit 511 Verkaufsständen und Niederlagsräumen, zur Erleuchtung der Räume sind 116 Gasflammen erforderlich. Hierher hat sich der gesammte Kleinhandel in Obst, Gemüse und Specereien, der Verschleiss von Fleisch und von Fischen gezogen. Dem Baumwollenhandel dienen besondere Lagerräume näher dem Hafen.

Auf den überaus engen Raum von 2½ Quadrat-Kilometer (255 Hektar) sind viermalhundertfünfzigtausend Menschen zusammengedrängt, nur sechs Quadratmeter Bodenflächenraum treffen auf die Person (in London 10). Ganze Sippen: Grosseltern, Eltern, Geschwister, Onkel und Vettern hinab bis zum 20. Grade leben in einem Hause zusammen. Die Strassen verlaufen in Krümmungen und ihre Breite wechselt von 1,8 bis 15 Meter, die Höhe der Häuser ist im Durchschnitte 7 Meter; 62 Procent haben über dem Erdgeschosse ein Stockwerk, 22 Procent zwei und mehr Stockwerke. Einige Häuser haben in jeder Etage Verandas vorgebaut, andere haben ein weit vorspringendes Dach, nahezu alle sind mit zur Erde reichenden schiefen Dachrinnen versehen. Jedes Haus ist farbig getüncht. Das Erdgeschoss ist nahezu bei jedem Hause ein Laden, welcher während des Tages seiner ganzen Breite nach offen ist; diese Aneinanderreihung von Läden sind die oft beschriebenen Bazars.

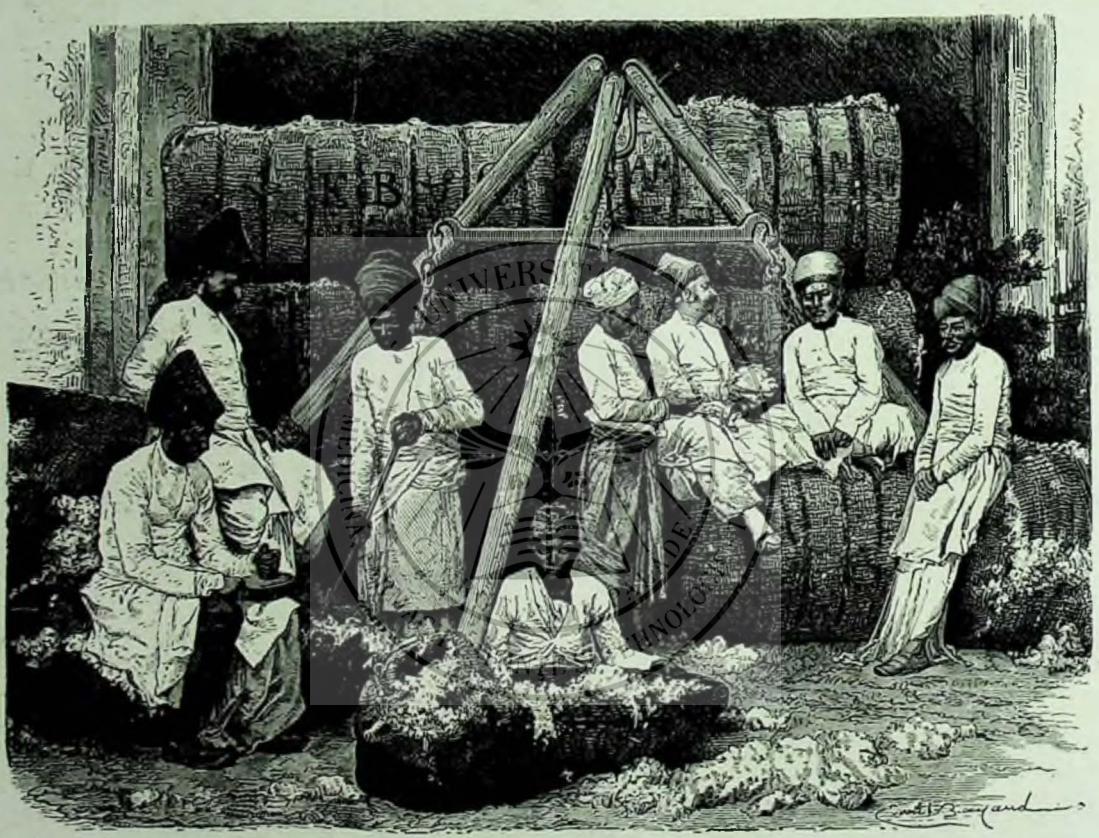


Baumwollenarbeiter.

Hier hat ein Kupferschmied seine Halle angefüllt mit schön geputztem kupfernem Essgeschirre und Wassergefässen, wie sie in den Haushaltungen der Eingeborenen oder der Europäer in Gebrauch sind; daneben ist der Stand des Getreidehändlers voll von Büchsen und kleinen gefüllten Säcken; auf einem Brette sind zierlich gerollte grüne Blätter ausgestellt mit der Mischung von Betel und Gewürz, welche die Eingeborenen kauen und selbst essen. Ein anderer Laden nennt sich ein europäischer und hält neben Esswaren — wie englischen Saucen — Spielsachen, Hosen und Turbane feil; der Parsi-Händler hofft durch Nachahmung der Auslagen europäischer Firmen Käufer anzuziehen. Etwas zurück von der Strasse, meist in einem kleinen Grasplatze mit grossblätterigen

Bäumen bepflanzt, steht ein Hindu-Tempel; eine roh behauene Steintreppe führt zum Eingang empor, den schwerfällige Pfeiler stützen. Dach und Spitze sind kunstvoll ausgearbeitet. Die Wände sind roth, blau und gelb getüncht; am Eingang lagern religiöse Bettler, das Haar phantastisch hoch aufgebunden und gekräuselt, das Gesicht hässlich weiss mit farbigen Linien gezeichnet; im Innern wird ein unschönes, roth angestrichenes Götterbild sichtbar. An einer anderen Stelle macht sich zwischen unbedeutenden Häuschen ein grosses Parsi-Kaufhaus breit, sechs und selbst sieben Stockwerke hoch, steif bemalt, um dem Hause eines Europäers zu gleichen; prunklos dagegen nimmt sich die weisse, massive mohammedanische Moschee aus, mit kleinen Minarets als Wahrzeichen ihrer Bestimmung.

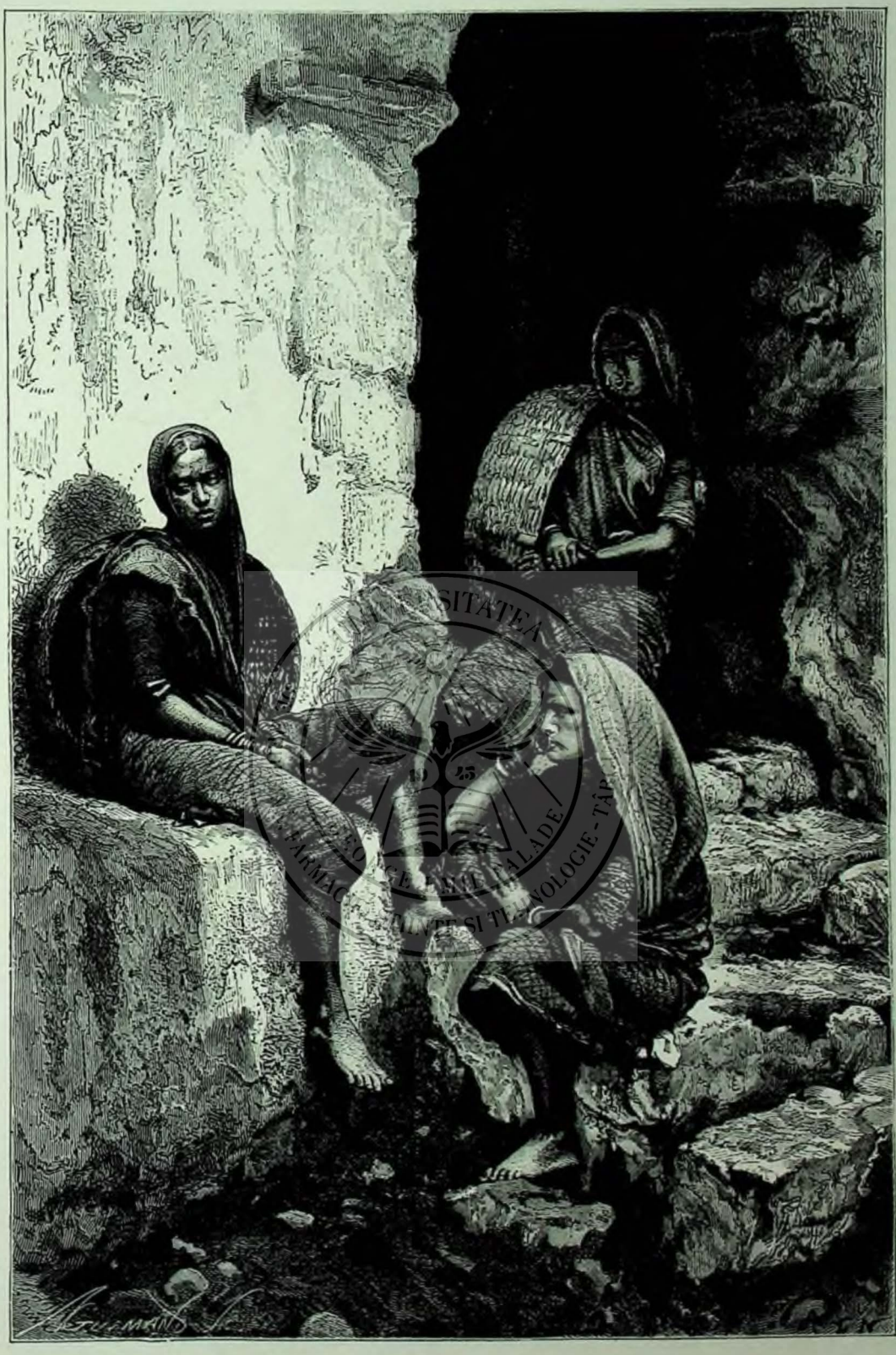
Ein Stadtviertel gleicht dem anderen, nur zeichnet sich jede Strasse durch ihren eigenen Geruch aus. Eine Strasse mag wohlhabendere Einwohner beherbergen als eine andere, aber



Baumwollenhandler.

äusserlich macht sich dies höchstens in der geringeren Zahl baulicher Gebrechen bemerkbar; denn der Reiche lebt hier, von Festlichkeiten abgesehen, so unbeachtet wie der gering Begüterte.

Früh Morgens waschen sich in den Strassen die Männer mit Wasser aus einem kleinen Kupferkessel, mit kurzen Hölzchen und dem Stück einer Areca-Betelnuss reinigen sie sich die Zähne; die Mütter verabreichen ihren Kindern ein Bad durch Uebergiessen aus einem Kupfergefäss; die Barbiere sind ebenfalls auf der Strasse am Werke, der eingeborene Doktor geht umher und reibt seinen unter den Thüren sitzenden Kunden Salben ein oder legt Verbände an. Unter Tags sind die Strassen dicht mit Menschen und Wagen besetzt; Kinder beiderlei Geschlechts, den Unterleib in Folge der Reisnahrung stark aufgetrieben, gehen ganz nackt oder haben nur einen Strick um die Lenden. Die Männer sind grösstentheils schlank und mager, der Rücken vom Lastentragen gekrümmt; ein buntes Tuch, Longi, liegt zum Schutze des Unterleibes dick um die Hüfte, eine kurze Jacke und ein schmutziger, nachlässig gewundener Turban vervollständigen den



Frauen aus dem Volke in Bombay.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
GEORGE EMIL PALADE
19 25

Anzug, Schuhe sind bei gewöhnlichen Leuten selten. — Die Frauen sind klein von Gestalt, aber wohlgebaut. Hauptkleidungsstücke sind eine fest anschliessende Jacke in lebhaften Farben, bei Wohlhabenden mit Goldlitzen verbrämt, welche die Körperformen hervortreten lässt; zwischen Jacke und Rock, der bis zum Knie herabreicht, bleibt ein Streifen des dunkel gebräunten Körpers unbedeckt. Die Beine bleiben frei, nur das Festkleid ist länger.

Um die linke Schulter und den Kopf ist ein weisser dünner Musselin mit verzierten Enden gelegt, der Sari, der über die rechte Schulter frei herabfällt; die Ringe aus Kupfer, Messing und Silber an Fuss und Arm klingen im Gehen; durch Ohren, wie den linken Nasenflügel sind Ringe gezogen. Die Strassen haben keinen Bürgersteig, zwischen der flüchtig dahineilenden Menge winden sich Wagen europäischer und indischer Form hindurch. Jeden Augenblick scheint ein Leben gefährdet, aber durch das fortwährende Schreien, auch Peitschenhiebe, machen die Kutscher noch rechtzeitig den Weg frei; wird dennoch ein Fussgänger überfahren, so tritt das Ueberraschende ein, dass nicht gegen den Fahrgast, sondern gegen den Betroffenen Schmähungen laut werden und dass dieser, wenn er mit dem Schrecken davon kam, an den Wagen herantritt und für verursachte Verzögerung um Entschuldigung bittet. Nicht selten ist ein Leichenzug; der Leichnam auf einer Tragbahre von vier Männern getragen, der Körper mit einem, häufig schmutzigen, Tuche zugedeckt; nur Kopf und Extremitäten, roth bemalt, sind sichtbar.



Hindu-Tempel

Gerne wird eine Kette stark duftender Blumen um den Todten gelegt.

An Abenden, welche in den Kalendern oder durch die Hauspriester als glückliche angepriesen sind, gehören Heiraths-Prozessionen nicht zu den Seltenheiten. Zuerst taucht aus dem Halbdunkel der Strasse ein Lichtstrahl auf; bei Wohlhabenden naht unter lebhaften Geberden ein grosser Menschenknäuel, vor dem man sich in engen Strassen am besten an die Wand drückt. Voran schreitet in grosser Unordnung ein Dutzend Knaben mit flackernden Lichtern an langen Stangen; dann kommen in schönster Ordnung, im Schritte einhertänzelnd, glänzend gekleidete Frauen mit goldenen Ringen in Ohr und Nase, um Arm und Fussknöchel; dies sind die Natsch oder Tänzerdirnen, die

weltberühmten Bajaderen — ihren Anzug veranschaulicht unser Bild. Hinter diesen Natsch-Mädchen wird, von Fackelträgern umgeben, das Brautpaar einhergeführt: ein kleines Mädchen und ein kleiner Knabe, denn die Ehen werden von den Eltern in zartem Alter geschlossen und selbst vor eingetretener Mannbarkeit gefeiert. Brautleute vermögender Eltern sitzen auf dicken Brauer-Pferden und sind überdeckt mit kostbaren Gewändern und Edelsteinen, ihr Gefolge trägt hoch die Modelle von Häusern, Gärten und dergl. als Zeichen, welche Güter durch die Ehe zusammenkommen.

Solche Prozessionen abgesehen, sind die Strassen Nachts öde und ruhig, diejenigen Quartiere ausgenommen, in welchen hinter erleuchteten Fenstern jene unwürdigen Lust-Scenen sich abspielen, die in der ganzen Welt dieselben sind, wenn auch jedes Land einige Eigenthümlichkeiten aufzeigt; so setzt man in Indien in den Spielhäusern seinen Einsatz unter Anderem daran, dass jeder Spieler ein Stöckchen mit Honig beschmiert vor sich hinstellt und Gewinner ist, an wessen Stocke ein Insekt zuerst anfliegt.



Bajadere.

Die Anlage von Teichen betrachtet der Hindu als ein gottgefälliges Unternehmen und macht gerne Schenkungen hierzu; in Bombay ist der schönste der quadratische Mamba-Devi[1])-Teich, ziemlich im Mittelpunkte der Stadt. Sonst diente das Wasser der von Grundwasser gespeisten Teiche zum Trinken; jetzt, seit der Aufstellung zahlreicher öffentlicher Wasserpfosten und ihrer Versorgung aus dem städtischen Wasserwerke auf Salsette, wo 28 Kilometer vom Fort entfernt die Quellwasser des Vehar-Flusses in einer Schlucht mit einem 2 Kilometer langen, 18 Meter hohen Damme zu einem umfangreichen Reservoir aufgestaut sind, wird in den Teichen nur gebadet. Der Wechsel im Trinkwasser hat mancherlei Krankheiten verschwinden gemacht; so hat die Landplage einer schmerzhaften Hautkrankheit durch das Eingraben des Guinea- oder Medina-Wurmes (Filaria medinensis), der bösartige Geschwüre erzeugt, nahezu aufgehört.

Eine echt indische Uebertreibung ist ein Asyl für Thiere; ursprünglich mit Schenkungen reicher Parsi- und Hindu-Millionäre ins Leben gerufen, wird es durch eine freiwillige Steuer auf Handelsumsätze in Baumwolle, Zucker und Schmuck erhalten, die kein Hindu weigert. Die Anstalt verfügt im Herzen der Stadt über ein grosses Areal, in dessen Gebäuden und Höfen mit einer Jahresausgabe von 180,000 Mark durchschnittlich 2000 Rinder, 125 Pferde, 500 Schafe und Schweine, zahllose Katzen, Hühner, Tauben, Papageien, Affen, Ratten und alles mögliche Ungeziefer gepflegt und gespeist werden. Das Asyl sollte altersschwachen und kranken Thieren das Gnadenbrod verabreichen; der gläubige Hindu, für den das Schlachten von Rindern zum Fleischgenuss eine Verletzung seiner Religionsvorschriften in sich schliesst, kauft aber auch ganz gesunde Thiere von den Metzgern und lässt sie hier ihres Daseins sich erfreuen.

Hauptstütze dieser Anstalt wie ihrer Filialen auf dem Festlande sind die Mitglieder der Dschaina-Sekte. Im Beginne der christlichen Zeitrechnung, in jener Zeit des Suchens und Fragens

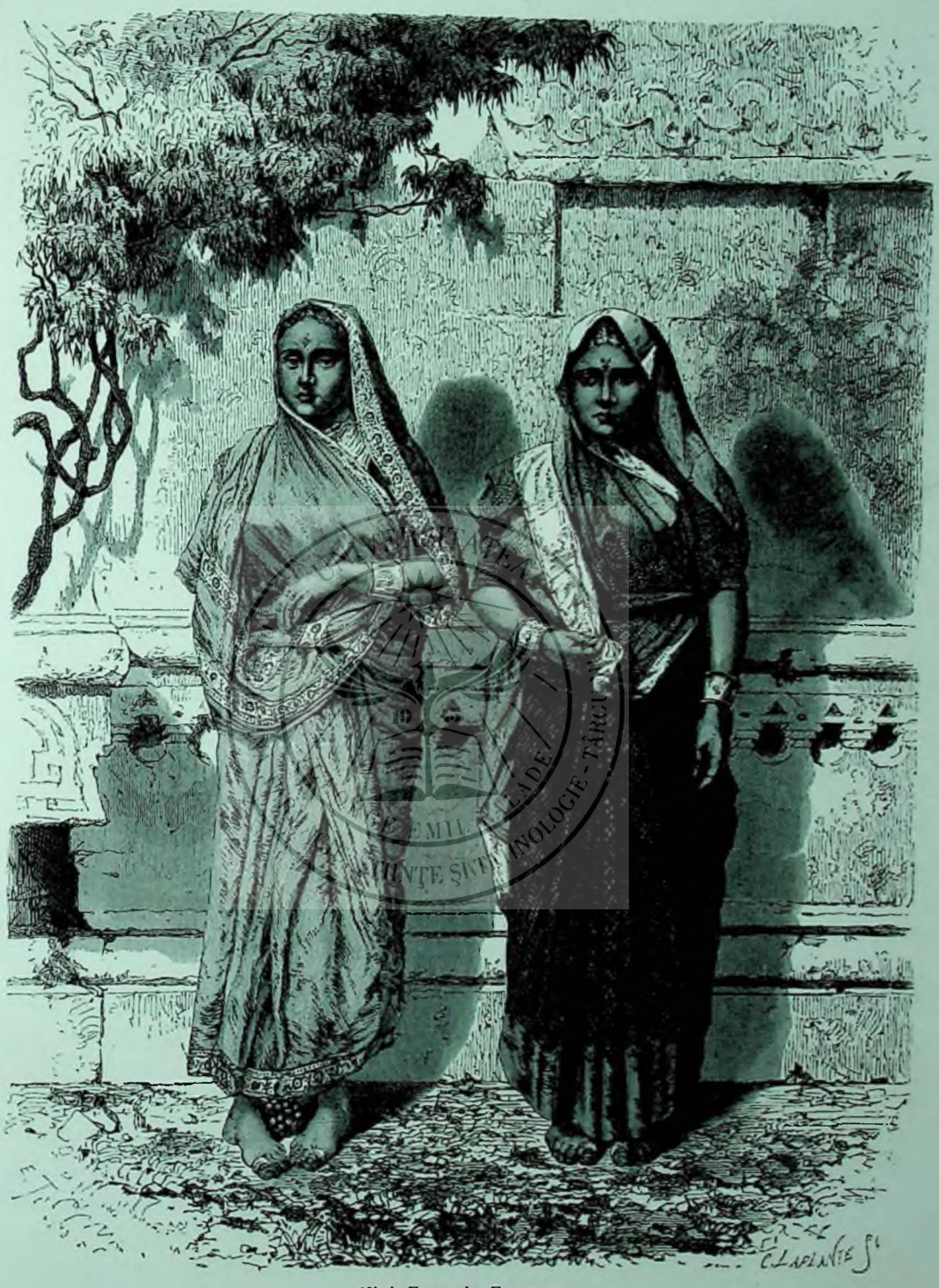
[1]) Mamba, (Mumbai) Name der Gemahlin des volksthümlichen Gottes Siwa, ist der Name der Stadt bei den Marâthen; Bombay ist daraus verderbt und nicht aus portugiesisch Buon Bahia „guter Hafen“ abzuleiten.



Natchmädchen.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
GEORGE EMIL PALADE
19 25

nach einer neuen Religion, wo im Osten wie im Westen der Glaube an die alten Götter wankte, zweigte sich diese Sekte aus dem Buddhismus ab, gelangt gegen das neunte Jahrhundert zu Macht



Hindu-Frauen im Festanzuge.

und hat sich über ganz Indien verbreitet; in der Präsidentschaft Bombay, in Radschputana und am mittleren Ganges zählt sie in den Städten viele reiche Kaufleute, Gelddarleiher und Bankiers zu Mitgliedern. Die Dschainas leugnen den göttlichen Ursprung der den Hindus heiligen Wedas, bezeigen Menschen abgötterische Verehrung, die gewisse Proben der Selbstentsagung ablegten

und dadurch zu Heiligen erhoben werden und legen eine lächerliche Fürsorge für Thiere an den Tag. Yati heissen die nach Mönchsregeln unverheirathet lebenden Dschainas; den Gottesdienst überlassen sie eigenen Priestern, dagegen predigen sie, tragen vollkommene Versenkung im Nachdenken über die Gründe des Daseins zur Schau, scheeren ihr Haar kurz oder reissen die Haare sogar mit der Wurzel aus. In Annahme eines Ueberwurfes, der die linke Schulter frei lässt, im starren Blicke und im Sitzen mit unterschlagenen Beinen, wobei die Kniee auf den Boden gedrückt sind, ahmen diese Religiösen die Stellung Buddhas als grübelnden Weltweisen nach; in der einen Hand tragen sie, wie fast alle Dschainas ein Tuch, um beim Trinken das Wasser zu seien oder beim Gehen den Mund zu bedecken, damit kein Insekt geschluckt wird, die andere Hand führt eine Bürste oder einen Wedel zum Abkehren des Bodens, ehe man sich setzt, um sicher zu sein, dass kein auch noch so kleines Insekt zerdrückt wird. Unser Bild zeigt uns einen solchen Heiligen, umgeben von seinen Anhängern, meist Mitgliedern der Baniya-Kaste, als Prediger im Tempel. Gitteröffnungen vertreten die Fenster; die überlebens grosse Figur mit verschwommenem Gesichte und dunklem Gewande an der Wand ist eine der 24 Tîrthankara[1]) oder frommen Männer, die sich durch strenge Askese Befreiung vom Kreislauf des Lebens und vom Dasein errangen und über dem Heere von Göttern eine der höchsten Regionen der Welt bewohnen.



Hindu-Mädchen hoher Kaste.

Walkeschwar (genauer Wâluskeswara) „Herr des Sandes“ ist der Name eines viel besuchten Wallfahrtsdorfes an der Back-Bay am Fusse des Malabar Hügels. Gleichwie in Bombay, ist keiner der dortigen Tempel von hohem Alter; architektonisch ragt hervor ein Tempel mit zwei achteckigen Thürmen auf breiter Plattform, mit Nischen in jeder Etage zur Aufnahme kleiner Lämpchen, deren Licht an Festabenden den Platz erleuchtet.

Nach der Sage hat Râma, der tapfere Königssohn und eine Menschwerdung des volksthümlichen Gottes Wischnu, auf seinen Forschungsreisen nach seiner Gattin Sita, die ihm der König der bösen Unholde geraubt und aus den Dickichten Central-Indiens nach der Insel Ceylon übergeführt hatte, auch die Insel Bombay besucht und in Walkeschwar gerastet. Trinkwasser schuf sich der Held durch Abschiessen eines Pfeiles in die Erde; ein von badenden Gläubigen besuchter Teich kennzeichnet jetzt die Stelle. Das wunderthätige Gnadenbild ist ein Linga in dem kleinen Tempel mitten in der breiten Steintreppe, die zum Meere führt. Lakschmana, Bruder Râmas und gleich diesem von göttlicher Abkunft, versorgte Râma während der Reise täglich durch einen die Lüfte mit Sturmeseile messenden Geiste mit einer neuen bildlichen Darstellung des Geschlechtsgliedes des Gottes Siwa, dem Linga, dem der Indier unter obscönen Gebräuchen

[1]) Wörtlich: »Einer der sich eine Furth (durchs Leben) bereitet.«

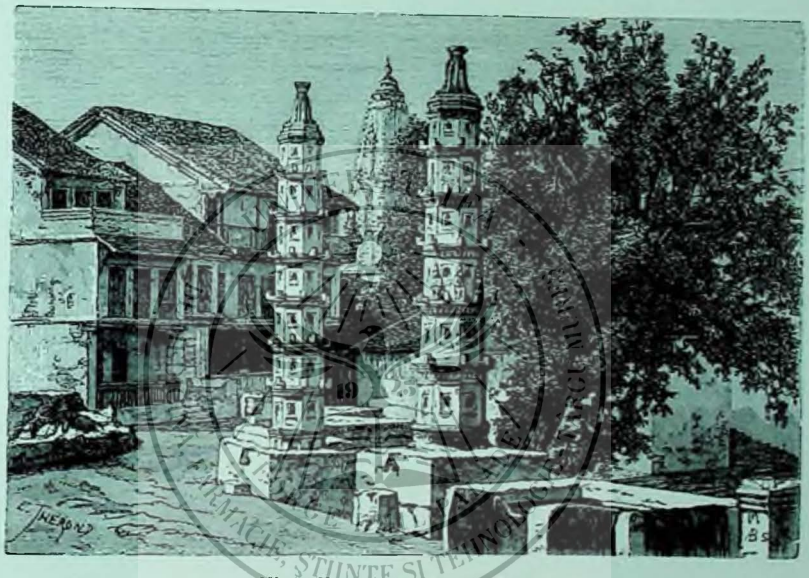


Dschaina-Predigt in Bombay.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
GEORGE EMIL PALADE
19 95

göttliche Verehrung erweist und an dessen Abbilde auch Râma zum schwierigen Tageswerk sich gestählt haben soll. Den Abend, als Râma hier ruhte, verspätete sich Lakschmana, und Râma hatte sich bereits aus Sand ein Linga zur Anbetung geformt. So hinterliess Râma bei seinem Abzug zwei Linga; jetzt ist der Verehrung nur noch eines geboten und der gläubige Hindu hält für wahr, dass das von Râma zugerichtete von selbst ins Meer gefallen sei aus Verzweiflung über den Bekehrungseifer der Portugiesen und ihre Erfolge.

Zwei Eisenbahnen, eine Pferdebahn, zahlreiche Omnibus, zweckmässige Droschken und Ochsenkarren vermitteln den Verkehr zwischen dem Fort — gleich der City von London nur Geschäftsviertel — und dem weiten Raume, der sich hinter der Eingeborenenstadt ausbreitet, mit seinen Fabriken, den Wohnungen der Kaufherren und Beamten, Europäer wie Indier, den Clubs und Hôtels. Die Parell-Chaussee durchschneidet diese Anlagen der Länge nach und ist zugleich die Millionenstrasse; in ihr besitzen die indischen Fürsten der Präsidentschaft ihre Absteigepalais, die reichen Kaufherren stattliche, äusserst wohnlich eingerichtete Häuser. Byculla (mit einer englischen Kirche, zahlreichen Lehranstalten und einer Synagoge), Mazagon (seitlich davon am Hafen), Malabar-Hügel westlich davon bis zur Back-Bay, sind die dichtest bevölkerten Viertel dieses Stadttheiles. Hochelegant ist Parell in der Mitte der Insel; höher hinauf liegt der schattige Mahim Palmenhain. Den Parell-Hügel hatten die Portugiesen mit einer Kirche gekrönt; 1720 von den Engländern säcularisirt, bildet sie jetzt den Ballsaal für das angebaute Palais des Gouverneurs der Präsidentschaft Bombay und das Rendezvous der officiellen und eleganten Welt.

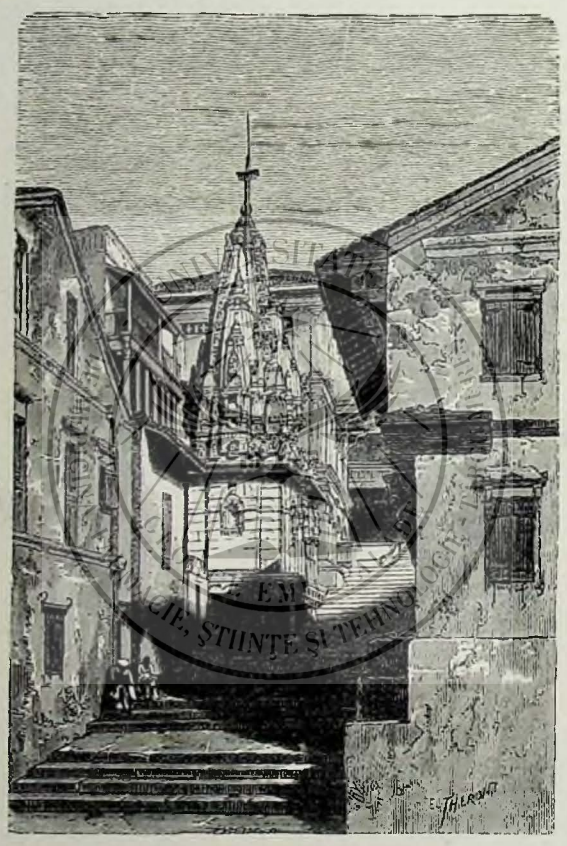


Hindu-Tempel am Malabar-Hügel.

Das unvermeidliche Zusammenströmen einer grösseren Zahl von Menschen bringt an solchen Empfangsabenden unter der indischen Sonne mancherlei Beschwerde, aus demselben Grunde sind auch die christlichen Kirchen schlecht besucht und die Andachten kurz; in Indien werden aber Anstandsbesuche und Betheiligung an Repräsentationsfesten von Europäern wie Indiern der höchsten Rangklassen nicht weniger streng verlangt als in England, in Parell entschädigt in etwas der wundervolle Anblick von der Terasse vor den Empfangsräumen. „Als ich das letzte Mal dort war, hatte man den Garten mit zahllosen Lampen erleuchtet und der Vollmond schien hernieder, wie er nur in den Tropen scheint. Ich sah hinunter auf einen weiten Gartenweg, mit Seemuscheln statt Kies belegt, in der Mitte ein hoher Springbrunnen, dessen Wasser, von einer Brise zerstäubt, fantastisch in allen Farben glänzten, die sie von den Lampen oder dem Monde aufnehmen konnten. Zwischen Gebüschen, Pflanzen und Gräsern seltener Art schoben sich majestätische Baumschäfte ein und kamen grosse Mengen röthlicher Blumen und dicke Schlingpflanzen mit weissen Blüthen hervor. Darüber schien der Mond, der jedes Blatt, jeden Wassertropfen, jede zertretene Seemuschel, ja die ganze Atmosphäre kleinen Wellen gleich zittern machte, als wenn der ganze Raum mit Myriaden unsichtbarer tanzender Geister erfüllt wäre.“ [1])

[1]) Aus Sleepy Sketches (London 1877), mit vortrefflichen Schilderungen des Lebens in Bombay.

Jede Wohnung für Europäer heisst ein Bangalo (Bungalow), man mag im Fort ein Stockwerk über den Bureaux bewohnen, ein Haus von Stein besitzen oder eine elend aussehende Hütte von Fachwerk inne haben, man bewohnt ein „Bangalo." Die Häuser stehen einzeln, von der Landstrasse zurück oder in einem abgeschiedenen Seitengässchen. Europäer wohnen regelmässig zur Miethe, der Besitzer ist ein Hindu, nicht selten ein Parsi; der Miethpreis wechselt von 3 — 600 Mark im Monat. Diese Miethhäuser sind grösstentheils einstöckig und von aussen nichts weniger denn anziehend. Die Wände sind aus Fachwerk, dürftig mit Ziegeln und Gemenge ausgefüllt, das Dach ist häufig mit Stroh oder Schilf eingedeckt; statt Fenster von Glas, sind Jalousien; die Thüren sind nicht immer gestemmt und in Felder getheilt, sondern auch aus Längsbrettern zusammengesetzt. Dem Eingange ist eine Veranda vorgebaut, ein Holzrahmen mit Schilf bedeckt dient für die Veranda in der heissen Jahreszeit als Schutz vor der Sonne, in der Regenzeit hält er Regenschauer und Windstösse ab. Das Innere ist in Sitz-, Schlaf- und Baderäume zweckmässig abgetheilt; der Feuchtigkeit wegen sind die Tapeten durch eine feste Kalkschicht ersetzt und versagt man sich Verzierung der Wände durch Bilder. Die Hitze verursacht, dass die Thüren und Fenster nie geschlossen werden und dass die Dienerschaft jederzeit in alle Zimmer Zutritt hat. Männer tragen im Hause eine weite Pumphose, Paidschama genannt, die auch Nachts angelegt wird und ein Hemd; Frauen selbst in gemischter Gesellschaft lose Jäckchen. Diese Kleidungsstücke werden so anstandslos getragen, wie der Badeanzug in einem Seebade.

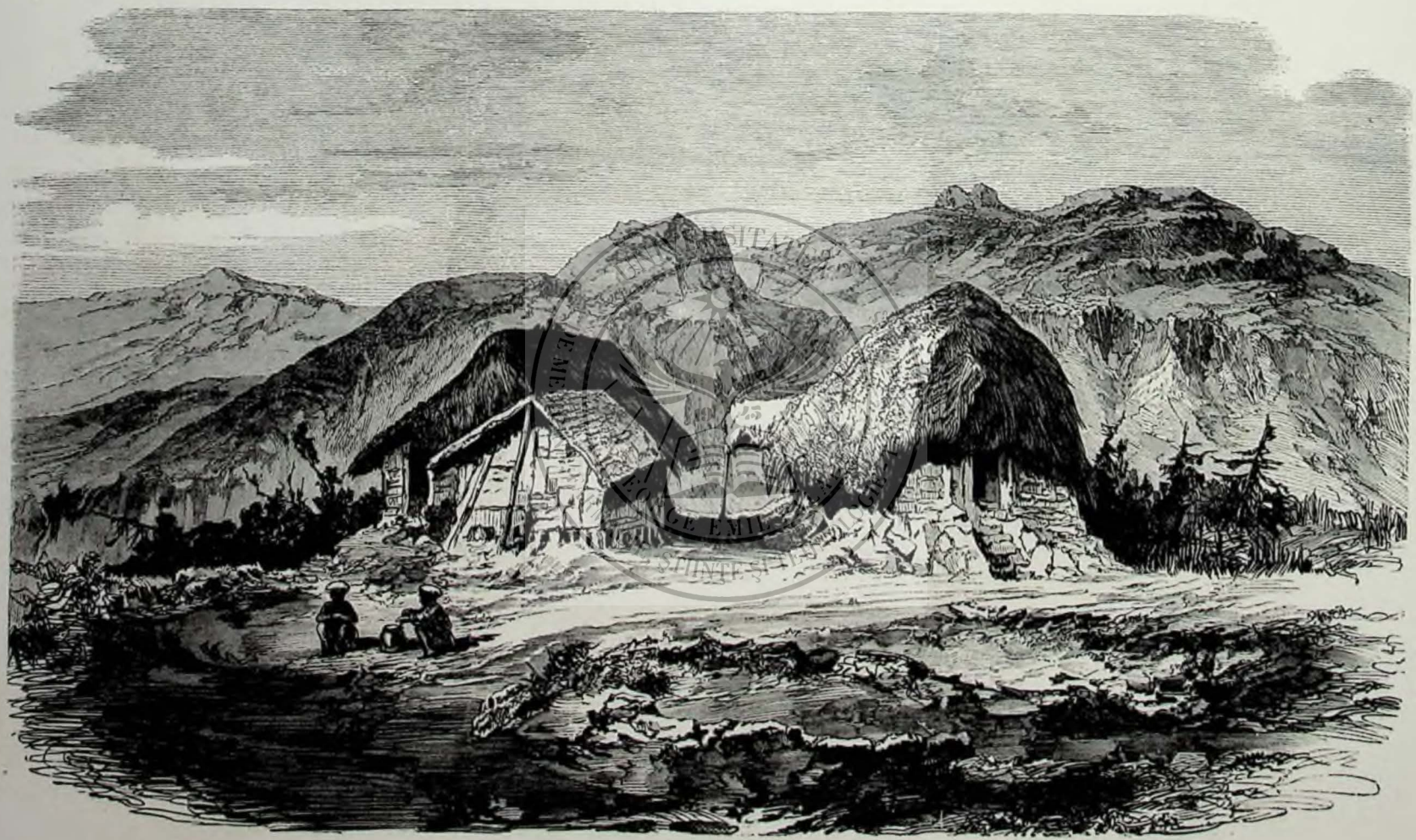


Tempel in Walkeschvar.

Jedes Bangalo mit seinen Stallungen und Wirthschaftsnebenräumen, welche zugleich der Dienerschaft zur Wohnung dienen, steht in einem von einer dichten Hecke eingefassten Garten, darin je nach dem Umfang wenige oder mehr Palmbäume; in der Zeit, in welcher die Bäume in Saft stehen, werden diese von Leuten zu dem Zwecke erklommen, um unter der Krone ein Loch zu schlagen und in einer angehängten irdenen Flasche den Saft aufzufangen, der dann zur Destillation des Palm-Liqueurs dient.

Wie ein folgendes Bild zeigt, bewirken die Arbeiter das Empor-Klimmen durch einen um Baumstamm und Rücken gelegten starken Strick; sie stemmen die Füsse gegen den Stamm, erfassen den Strick mit den Händen, schnellen ihn höher, indem sie ihn in diesem Augenblicke von ihrem Gewicht befreien und setzen dies fort bis sie unter der Krone angelangt sind.

Höchst lästig sind zahllose Krähen mit ihrem einförmigen, nimmer ruhendem Geschrei, die sich in die Veranda, ja bis an die Speisetische wagen; Ratten, Mäuse, Ameisen und Schaben (letztere mitunter von ganz ungewöhnlicher Grösse) sind eine grosse Plage, Moschusratten haben eine höchst unangenehme Vorliebe für Seife, Büchereinbände und Schuhe. Eidechsen in allen Formen, Farben und Grössen leben in und ausser dem Hause, ebenso Ameisen; ein höchst interessantes Thier ist der bittende Mantis-Käfer, ein dünnes an fünf Centimeter langes Insekt mit sechs Füssen, das seinen Hals und Kopf in jede Lage bringen kann, auf Tische und Stühle steigt



Blockhäuser der Eingebornen im Khassia-Gebirge.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

und die sonderbarsten Figuren beschreibt. Schlangen aller Art sind zahlreich und unangenehm, die Furcht vor ihnen aber übertrieben. Affen mittlerer Grösse sind häufig, Hyänen selten, Tiger fehlen.

Unerlässlich ist ein Leibdiener, dem ausser dem Schlüssel zum Geldkästchen alles zugänglich ist, der für die Reinigung wie für die Neuanschaffung von Abgängen sorgt, alle kleinen Rechnungen berichtigt und mit seinem Herrn in einem höchst originellen Sprachgemengsel von indischen und englischen Worten verkehrt. Der Gehalt eines solchen Dieners ist bis zu 30 Mark im Monat; in Bombay nimmt man gerne sogenannte Portugiesen, d. i. Mischlinge, die aus der portugiesischen Provinz Goa einwanderten. Diese Diener, mögen sie sechzehn oder sechzig Jahre alt sein, sind verheirathet; sie wissen ihren Vortheil in Jeglichem zu wahren. Einige Uebervortheilung lässt man sich in diesem Klima gerne gefallen; dagegen werden die häufigen Missverständnisse in Folge unvollkommener Beherrschung der Sprache des Dieners seitens seines Herrn und die leichte Reiz-

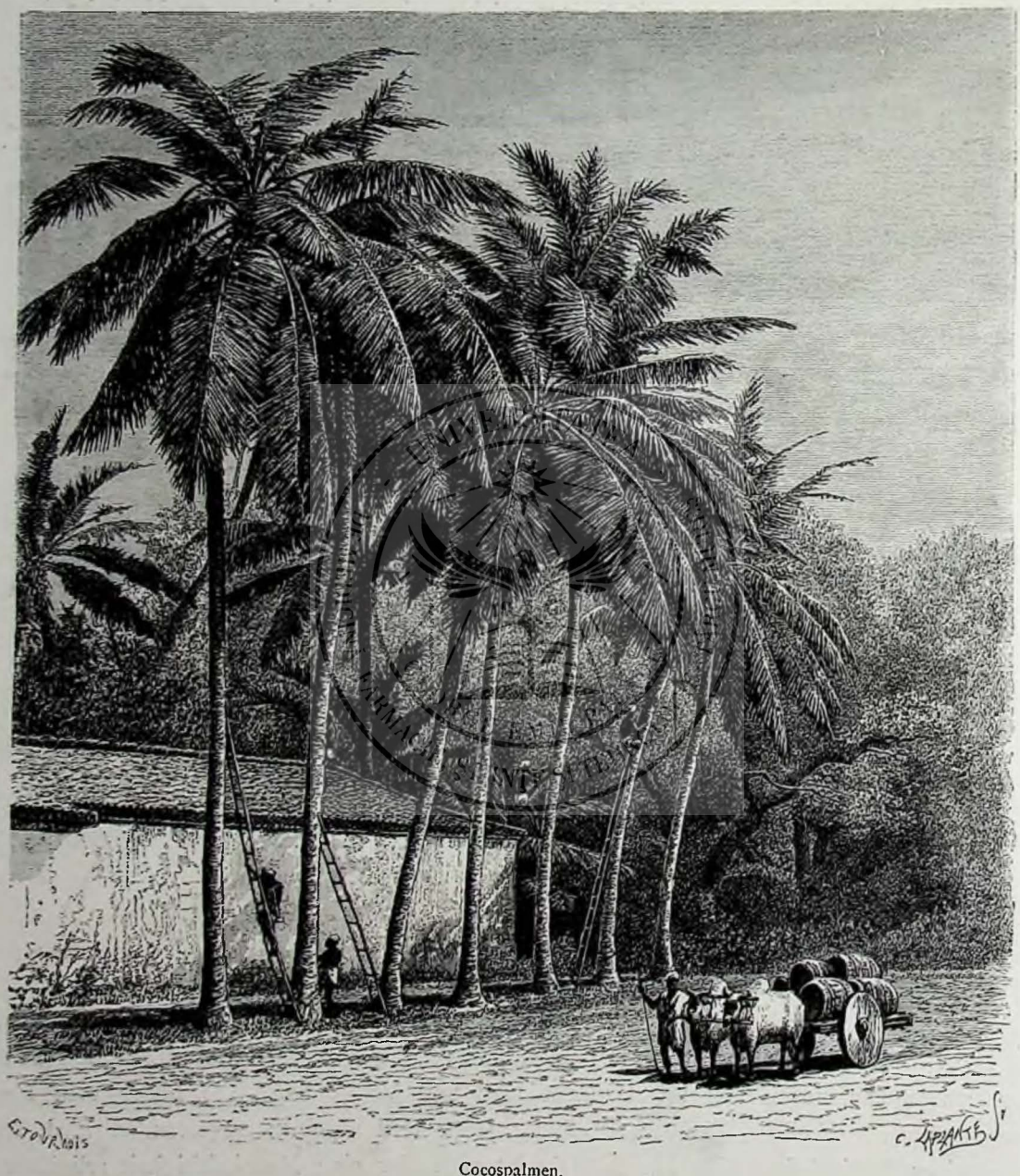


Bangalo in Mazagon.

barkeit, zu welcher das heisse Klima führt, die Ursache jener beklagenswerthen Ausschreitungen der Gebieter, welche durch Zuschlagen im Zorne schon manchem Indier sein Leben raubten.

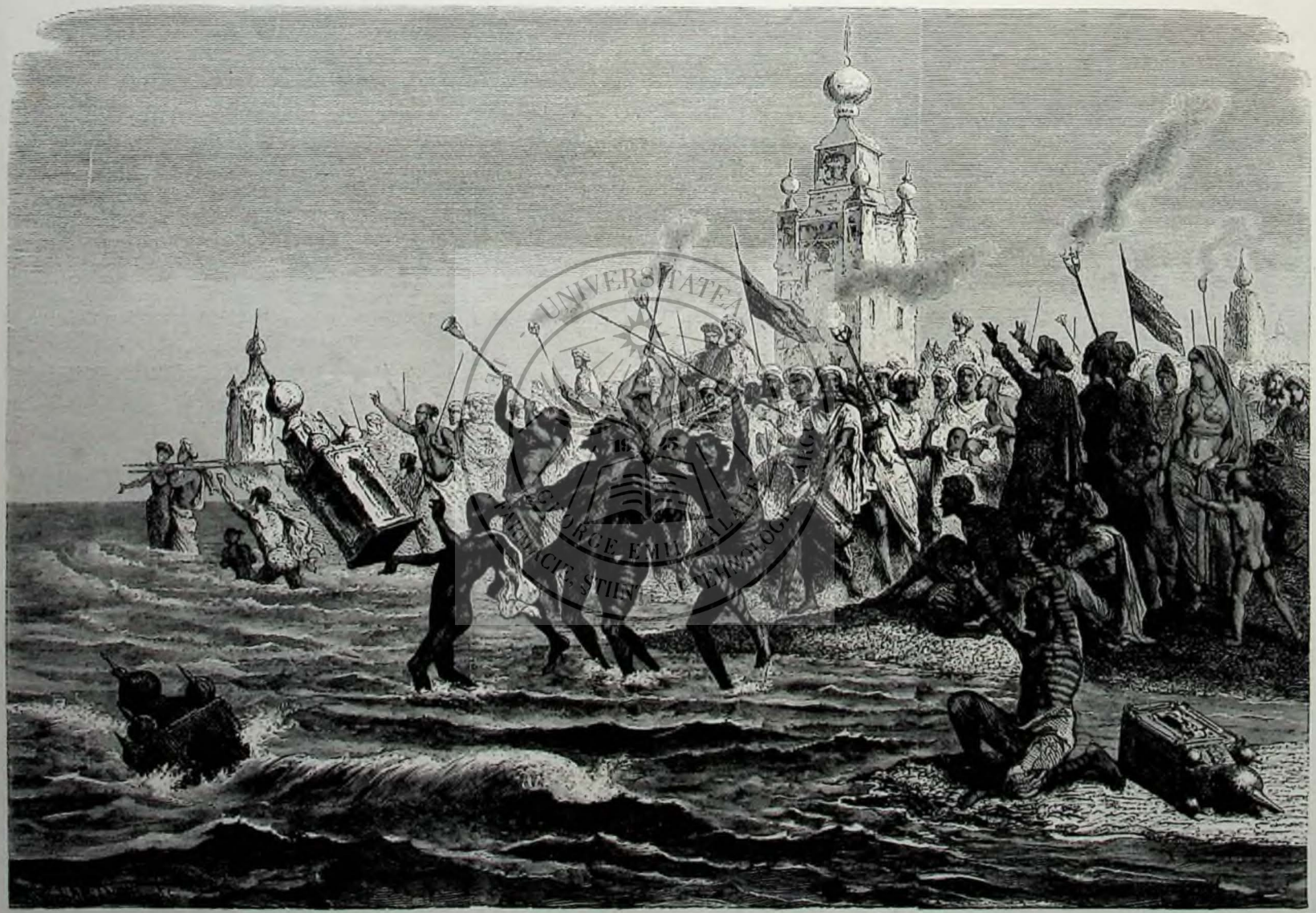
Die Bevölkerung ist eine äusserst gemischte. 1674 nennt sie der englische Reisende Fryer „ein zusammengelaufenes Gesindel von Flüchtlingen und Verbrechern, die Indier vom Festlande angezogen von der Freiheit, die der Ausübung jeder Religionsform zugestanden wird, denn im Interesse eines gewinnbringenden Handels duldet man hier eine Mannigfaltigkeit religiöser Narrheiten, wie man sie anderswo nicht antrifft.“ 1814 zählte man 221,550, 1834 234,032 Einwohner; am 1. Februar 1864 in der Höhe des Gründungsschwindels, zu welchem in Folge des nordamerikanischen Bürgerkrieges eine beispiellos erhöhte Nachfrage nach Baumwolle die Ursache geworden war, ergab die Zählung 816,562 Einwohner. Am 1. Februar 1872 waren 644,405 Einwohner anwesend; seither weisen die Tabellen über die Bewegung der Bevölkerung eine bedeutende Zunahme nach und das Gesundheitsamt veranschlagt für 1879 die Einwohnerzahl auf mindestens so hoch als sie 1864 war.

Nur ein Fünftheil der Gesammtbevölkerung ist auf der Insel geboren; 40 Prozent sind aus dem gegenüberliegenden Festlande eingezogen, 20 Prozent aus den nördlichen Provinzen, darunter drei Prozent aus dem Himâlaya und Central-Asien; Süd-Indien liefert sechs Prozent, das entferntere Bengalen 4 Prozent; Europäer bilden 4 Prozent und der Rest vertheilt sich auf die weit auseinanderliegenden Küsten von Afrika, Süd-Asien, China und Amerika. Dem Völkergemische entspricht das Sprachengewirr; die Zahl der hier gehörten Sprachen ist wohl grösser als in irgend



Cocospalmen.

einer anderen Stadt der Welt. Für die Mehrzahl — etwa für 60 Prozent — ist Marâthî die Muttersprache; Gudschâratî spricht rund ein Fünftheil, daneben sind aber alle Sprachen des drawidischen Sprachstammes und die meisten der vom Sanskrit abgeleiteten indischen Volkssprachen mehr oder weniger naturalisirt. Ausserdem sind das Arabische, Persische, Türkische, Hebräische, Malayische, Birmanische und Chinesische, ferner die meisten Sprachen der Ostküste von Afrika, wie Somalî, Galla, Sowâhili vertreten; endlich eine nicht geringe Anzahl europäischer Sprachen, voran das Englische und Portugiesische.



Muharram, das Neujahrfest der Mohammedaner.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Der Religion nach sind an 600,000 Einwohner oder 70 Prozent der Bevölkerung Hindus, 150,000 (18 Prozent) Mohammedaner, 50,000 oder 6 Prozent Parsis; auf Christen entfallen nur 4 Prozent, 20,000 Eingeborene nennen sich Christen. Die Konfessionen vertragen sich nicht gut, ein öffentlicher Umzug der einen Glaubensangehörigen stösst leicht auf Widerstand seitens der Anderen und insbesondere ist für Bevölkerung wie Polizeiverwaltung das Muharram- oder Neujahrfest der Moslims eine Zeit der Angst und Sorge, wenn es mit Festtagen der anderen Religionen zusammenfällt. Der Kalender der Hindus wie Moslims ist auf das Mondjahr von 355 Tagen gegründet; die Hindus bringen ihr Jahr durch Schaltmonate in einige Uebereinstimmung mit dem Sonnenjahr, die Moslims aber nicht. Das Muharramfest geht jährlich um 11 Tage früher ein als im Vorjahre und macht in 33 Jahren die Runde im Jahre; man beklagt in diesen Festtagen den Tod von Hassan und Hasain, der Söhne von Ali, den die Schiiten entgegen den



Parsi-Kinder.

Sunniten allein als wahren Nachfolger des Propheten anerkennen. Muharram, für die Moslims jeder Konfession ein Freudenfest, unserem Karneval zu vergleichen, dauert zehn Tage; die zwei letzten sind die Haupttage, Prozessionen gehen durch die Ortschaften, wobei unter grossem Lärmen mit Musik Tâzia oder Nachbildungen der Gräber der beiden Heiligen umher getragen werden. Diese Tâzia sind Holzrahmen mit geöltem Papier überzogen, die Seiten gemalt, mit Glimmer, und buntem Glas belegt, das Ganze mit natürlichen und künstlichen Blumen bekränzt; innen brennen Lichter und erleuchten die Wände. Wohlhabende lassen Tâzia von bedeutender Grösse und künstlerischer Ausstattung herstellen, den Rahmen von Sandelholz, Silberblätter statt Glimmer, Elfenspitzen auf den Thürmchen. Das Umhertragen dieser Tâzia bildet den Glanzpunkt der Prozessionen; am Schlusse des Festes wirft man die geringwerthigen weg ins Wasser, ins Meer — wie unser Bild zeigt — oder auf Leichenhöfe, die werthvolleren werden bewahrt.

Die Parsi bilden eine kleine, aber für die Grösse Bombays als Fabrik- und Handelsplatz überaus wichtige Kolonie von Persern. Die Wissenschaft dankt dem Schutze, den die Flüchtlinge hier fanden, die Erhaltung einer umfassenden religiösen Literatur, die zu den ältesten der Welt gehört; der englischen Regierung wurden die Parsi eine grössere Stütze als jede andere indische Nation.

Als Persien im siebenten Jahrhundert dem Halbmond zur Beute fiel und im Khalifenreiche für die Uebung der alten Lehre kein Platz mehr war, wandte sich ein Häufchen Jener, die am Glauben ihrer Väter hingen, nach Indien, landete nach manchen Schicksalsschlägen 711 in Sandschan, einem Dorfe, fünfzig Kilometer südlich von Surat an der Tapti Mündung, erwirkte hier Duldung seitens des dortigen Herrschers, und ihre Nachkommen siedelten später nach Aufhissung der englischen Flagge in Bombay grösstentheils dahin über. Man zählt 45000 Parsi in der Stadt, 23000 in der Provinz Bombay; im übrigen Indien wohnen in den grössten Orten im Ganzen etliche Hundert. Gleich den Engländern Fremdlinge in einem fernen Lande, dessen Bevölkerung in eigenartige Kasten und Religionen aufgespalten ist, passten die Parsi ihre Lebens-Gewohnheiten den neuen Verhältnissen an. Gefügig bei Festigkeit, gepaart mit Ausdauer, wussten sie sich der Reihe nach des Vertrauens der Hindu-Radschas, der mohammedanischen Nawabs, der Marâtha-Peischwas wie der englischen Behörden würdig zu machen, den europäischen Kaufherren unentbehrlich zu werden und mit ihnen erfolgreich in Mitwerbung zu treten.



Ein Parsi-Kaufherr.

Von der bescheidenen Stellung demüthiger Zwergbauern erhoben sich die Parsi zu Königen des Handels, dessen Fäden sie jetzt in den Traktatshäfen von China wie in London aufsuchen, überall in Friede und Eintracht unter den Völkern lebend, mit welchen sie ihr Beruf in Berührung bringt.

Die Parsi sind im Aeusseren sofort von den Indiern zu unterscheiden. Gross in Figur, Hände und Füsse lang, die Gesichtsfarbe heller als beim Hindu, bei den Frauen weisslich gelb nur mit einem Stich ins Braune, die Stirne flach, die Augen lebhaft, den Backenbart auf den Wangen ausrasirt, schreiten sie gemessenen Schrittes einher; die Kinder sind munter und lebhaft, ganz im Gegensatze zu den bleichen Gesichtern der Europäer.

Die Männer sind weithin erkennbar an ihrer Kopfbedeckung, eines mit glänzendem, klein gemustertem Wachstuch überzogenen schirmlosen hohen Hutes, welche über der Stirne nach vorne stehend schief rückwärts verläuft und hinten eingebogen ist. Bei den Reicheren nähern sich sonstiger Anzug und Umgangsformen jenen der Europäer; Männer tragen an Stelle eines langen Faltenrockes Schossrock und Hose; die Frauen verkehren in der Gesellschaft, die Mädchen spielen Piano. Die Frauen bedecken das Haar mit einem weissen Tuche, darüber legen sie den Sari-Ueberwurf der Hindu-Frauen, nur ist dieser bei ihnen von geblümter Seide.[1] Beide Geschlechter tragen unter dem Oberkleide einen Baumwollenkittel, Sadra genannt, zum Schutze gegen Angriffe des bösen Geistes; in ihrer alten Heimath soll ein Panzerhemd zugleich gegen Angriffe der Menschen gedient haben. Mit dem siebenten Lebensjahre werden die Knaben mit dem Kuschti oder heiligen Stricke umgürtet, auf welchen Thomas Moore in seinem Lalla Rookh anspielt, wenn Hafiz als Feueranbeter an dem Gürtel erkannt wird, der beim Zurückschlagen des Mantels sichtbar wird. ausschweifender lebenden Hindu.



Parsi-Frau mit ihrem Kinde.

Man heirathet nur eine Frau, und zwar, wie allgemein in Indien, sind Braut und Bräutigam Kinder; die Zusammengebung des Paares erfolgt durch Umgürtung mit dem heiligen Stricke und Ueberwerfen eines Schleiers. Die zu Frauen gewordenen Mädchen altern rasch; die hervorragende Stellung der Parsi ist die Ursache, dass die galanten Abenteuer ihrer Ehemänner mehr zu sprechen geben, als jene der viel

Für öffentliche Angelegenheiten zeigen die Parsen reges Interesse. In Bombay haben sie in wissenschaftlichen und gemeinnützigen Vereinen die Oberhand, im Stadtrathe grossen Einfluss. Durch ihre Wohlhabenheit stellen sie bei Gemeindewahlen, zu denen erst eine Jahres-Kommunalsteuer von hundert Mark wahlfähig macht, ein Drittel der Wähler. Ein Fehler ist ihre Einseitigkeit in der Beschäftigung, nahezu jeder Parse treibt Handelschaft in irgend einer Form. Die Fälle, dass Parsi es zu sehr grossem Vermögen brachten, sind nicht selten; der Wohlstand zog aber einen Geist der Ueppigkeit gross, die Jugend beherrscht die Sucht, in kurzer Zeit reich

[1] Kopfbedeckung wie Tragen des Sari wurde den Parsi bei Aufnahme in Sandschan vom Hindu-Fürsten vorgeschrieben, und dem Gebote leisten sie noch heute ohne Zwang Gehorsam; der Hut ist eine Nachbildung der damals in Gudscharat üblichen Kopfbedeckung.

zu werden. Warnend erhebt desswegen der Gouverneur von Bombay, Sir Richard Temple, im Vorjahre seine Stimme und weist bei feierlichem Anlasse hin auf die um sich greifende Ehelosigkeit in den besseren Familien und das erfolgreiche Verdrängen von Parsen aus bisher als Domäne inne gehabten Stellungen durch fleissige und genügsame Händler des Hindu- und mohammedanischen Glaubens. Bei der Fähigkeit dieser Rasse, neue Ideen praktisch zu gestalten, empfiehlt Sir Richard, Festlegung von Kapitalien in Grundbesitz und Besuch der neu errichteten landwirthschaftlichen Schulen, um sich den Gewinn zu sichern, der aus der nothwendig gewordenen Ueberführung der indischen Landwirthschaft in neue Bahnen bevorsteht.

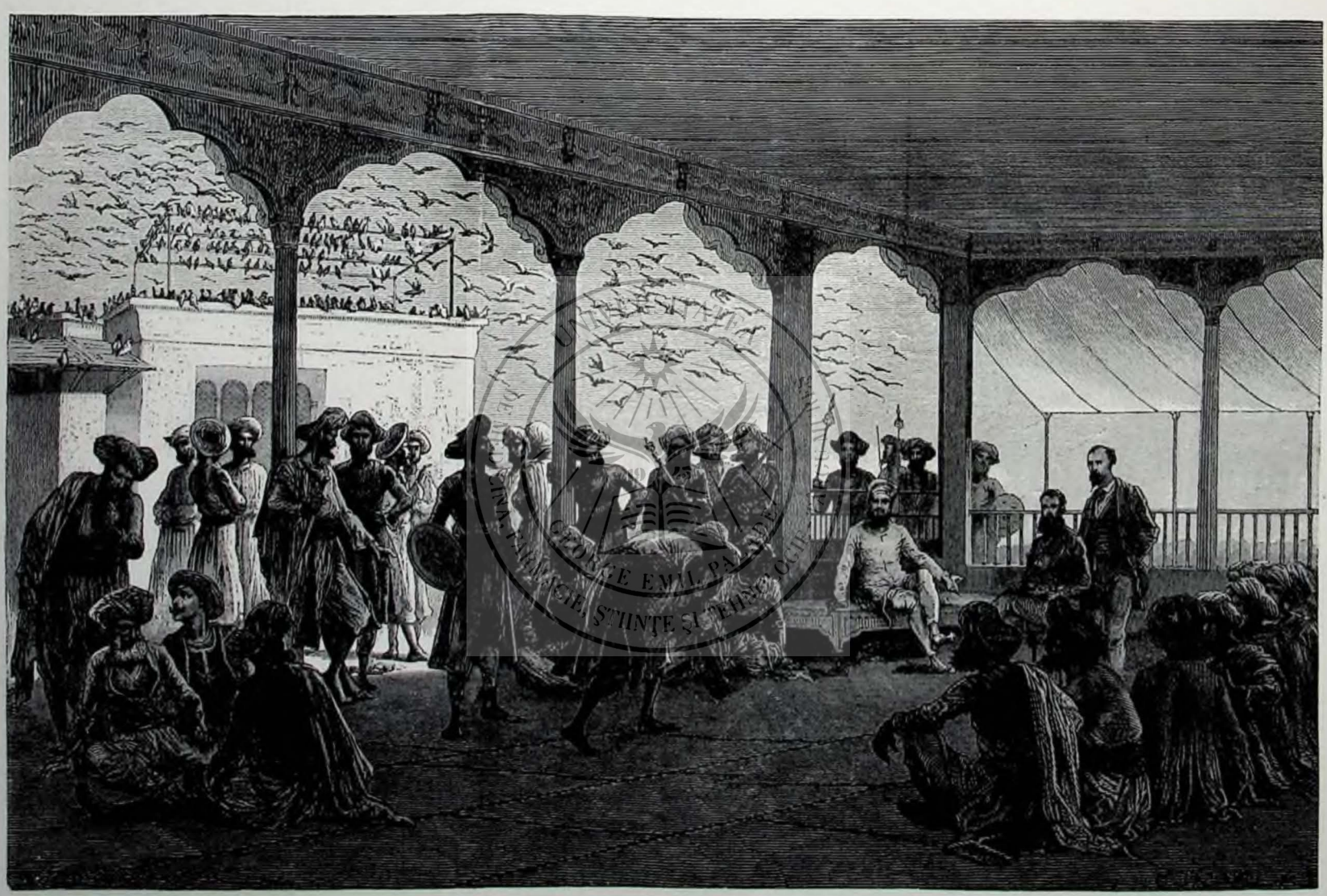
Die Religion der Parsen ist ganz verschieden von allen sonst in Indien auftretenden religiösen Formen. Der Stifter ihrer Lehre ist der Perser Zarathustra, Zoroaster, der wenige Jahrhunderte nach Moses gelebt haben muss und zuerst im heutigen Balkh in Central-Asien, südlich der Nordwestbiegung des Oxus-Flusses, auftrat. Zoroaster gab der Verehrung der Naturerscheinungen die Richtung auf das Geistige; mit einer Folgerichtigkeit, welche schon die griechischen Weltweisen zur Bewunderung hinriss, machte Zoroaster den Grundsatz zur Stütze seiner Lehre: Reiner Gedanke führt zu reinem Worte und zu reiner That; Sitz des Guten und Reinen ist das Licht, Quelle des Bösen dagegen das Unreine und das Dunkel.



Ein Parsi-Hôtelbesitzer.

Träger des Lichtes und Ursache alles Guten, sowohl der sinnlich das Wohlergehen der Menschen bedingenden Naturverhältnisse, wie des Genusses am Rechtthun, durch welches das innere Bewusstsein befriedigt wird, ist Ahuramazda (später zusammengezogen in Ormazd). „Sein Leib gleicht dem Lichte, seine Seele der Wahrheit;“ er thront im Lichtkreise über der Welt, aber dennoch auch die materielle Welt, die seine Schöpfung ist, beherrschend. Ahuramazda ist als unsichtbarer, unendlicher Geist gedacht; umflossen von strahlendem Lichte und göttlicher Klarheit, ist im Aether seine Wohnung. Als Boten zu den Menschen schuf er sich Lichtgeister, die seinen Thron umgeben, seines Winkes gewärtig sind; keiner dieser Geister erfreut sich der Allmacht des Meisters, sie alle sind Schöpfungen des Lichtgottes, der jedem einen bestimmten, fest begrenzten Wirkungskreis anweist. Paradhika, „umschlossener Hain“ — wovon unser Wort Paradies kommt — heisst der Ort im Jenseits, wohin die Tugendhaften nach dem Tode zum Lohne ihrer guten Thaten emporsteigen. Unter der Erde und von hier aus dem reinigenden und sittlich erhebenden Einflusse des Lichtes sich entgegensetzend, schaltet als Widersacher alles Guten und als Peiniger der Menschen der böse Dämon Ahriman; er schlägt den Menschen in die Fesseln der Thorheit und des Unverstandes und hindert mit gewaltiger Kraft, dass Nichts auf der Erde vollkommen gut und völlig rein sei. Die sittlich Gesunkenen, die Verworfenen fallen Ahriman zur Beute. Ein Heer ungeschlachter Geister, unsichtbar den Menschen, aber ihre Gegenwart nur zu deutlich fühlen lassend — die Volkspoesie ist reich an Spukerzählungen, — bilden seine Gehilfen.

Ein steter Kampf des Guten gegen das Böse ist die Folge des Anstürmen von Ahriman gegen die Schöpfungen Ahuramazdas. Der Kampf wird nicht durch die beiden Gottheiten,



Fürstliche Audienzhalle, Baroda.


UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE

die Verkörperungen der zwei Bestrebungen, geführt, es ist vielmehr der Mensch, dessen sittliche Energie und dessen Leidenschaften gegen einander streiten; seine Aufgabe ist es, das Reich des Lichtes zu vergrössern und dem Bösen keine Herrschaft über seine Gelüste zu gestatten, ein Bestreben, zu dessen Gelingen er sich die Hilfe des Lichtgottes erbitten darf und seines Beistandes sich versichert halten kann.

Es lag nahe, Zoroasters Lehre aus der Einsetzung je eines obersten Leiters über die beiden Reiche eine dualistische Richtung zur Last zu legen; dieser Vorwurf ist aber ungerechtfertigt. Nur den Geistern des Lichtes werden Opfer dargebracht und ihre Hilfe erbeten; der endliche Sieg fällt Ahuramazda und seiner Schöpfung zu. Die Lehre der Parsen ist desshalb streng monotheistisch; jederzeit halten sie sich ferne von der Vielgötterei im Glauben der Hindus.



Religiöser Hindu-Bettler.

In einem Religionssysteme, welches das Licht als die Quelle alles Guten über die ganze Schöpfung stellt, musste dem Feuer wegen der Helle, die es ausstrahlt, ein hoher Werth beigelegt werden. Ganz natürlich entwickelte sich die Vorstellung, dass das Entzünden von Feuer, also die Hervorbringung von Glanz und Licht, der Gottheit angenehm sei und ihre Helfershelfer zu den Sitzen der Menschen führe; das Feuer wurde dadurch ausser einem Gegenstande der Verehrung an sich auch das Mittel der Ehrenbezeugung für die Gottheit und noch heute hat bei den Parsen der ganze Kultus in Haus und im Tempel die Entzündung und Unterhaltung des heiligen Feuers zum Mittelpunkte.

Die Tempel sind kahl, auch die Kanzel fehlt, denn Predigt kennt der Parse nicht, höchstens eine Art Chorgesang an einigen Festtagen im Jahre; vor dem von Priestern, deren Geschäfte in bestimmten Familien erblich sind, unterhaltenem Feuer verrichtet der Andächtige sein Gebet oder bezahlt hierzu den Priester. Im Beginne des vorigen Jahrhunderts fand ein Streit über eine Kalender-Neuerung statt; eine Spaltung der indischen Parsen in Altgläubige (Kadami) und Neugläubige (Schahanschahi oder Rasami) erfolgte; letztere bilden die grosse Mehrzahl.

Im täglichen Leben wird der treue Streiter für das Reich des Lichtes von einer ausserordentlich grossen Zahl von Obliegenheiten belästigt, soll er nicht der Verunreinigung und damit dem Einflusse Ahrimans und seiner Spiessgesellen verfallen. Der Parse ist ängstlich, das Feuer zu entheiligen; er enthält sich des Tabakrauchens, betet und wäscht sich nach jeder Beschäftigung,

wie nach Verrichtung der natürlichen Bedürfnisse. Reinigende Kraft wird dem Urine des Rindes und der Ziege beigelegt; beim Aufstehen befeuchtet man Hand und Gesicht damit. Auch den fortgeschrittensten Parsen beherrscht die Furcht vor Verunreinigung.

Naht der Tod eines Menschen heran, so sammeln sich nach Ansicht der Parsen die bösen Geister in der Nähe und es erfordert die grösste Achtsamkeit, um sie an der Besitzergreifung des Sterbenden zu hindern; die Fliege gilt als Träger des Leichengespenstes. Der Arzt wird entlassen und der Sterbende Todenwärtern überantwortet, die ihn völlig entkleiden und in das Erdgeschoss des Hauses herabtragen; hier setzt man ihn thunlichst auf Steine und erhält ihn in sitzender Stellung. Zuerst wird Kuh-Urin eingerieben und der Kranke veranlasst, davon zu trinken; dann übergiesst man den Körper zur Reinigung mit warmem Wasser und erwirkt damit meist vorzeitiges Erlöschen der Lebensgeister. Der Hund gilt nach altem Glauben als Führer des Verstorbenen auf dem Pfade des Jenseits und desswegen bringt man einen Hund an das Sterbebett und lässt ihn den Todten betrachten, achtet aber genau darauf, dass nicht der Schatten des Hundes auf den Sterbenden fällt, denn der Schatten gehört dem Reiche des Bösen an.

Der Todte wird nochmals gewaschen, in weisse Tücher gelegt und auf eine Bahre von Eisen gebracht, denn nur Metall, nicht Holz sichert vor Befleckung. Die Bestattung wird mit fieberhafter Eile betrieben und möglichst noch am Tage des Todes vollzogen. Die Bahre muss getragen werden, auch die Angehörigen und Freunde müssen zu Fuss folgen, nur Männer dürfen das Geleite geben. Todtenklage ist verboten, denn die Thränen der Hinterbliebenen sammeln sich an der Scheidebrücke zum Jenseits zu einem Strome, welcher dem dahin Strebenden hinderlich ist. Der Begräbnissplatz heisst Dakhma; er muss abseits der Wohnungen möglichst auf einem Hügel angelegt sein; in Bombay wurde hierzu der Nordostkamm des Malabarhügel ausersehen. Die Todten werden nicht begraben, auch nicht verbrannt, denn Fäulniss befleckt den Körper und dadurch die Seele, Verbrennung wäre Entheiligung des Feuers; der Leichnam wird desshalb den heiligen Vögeln Ahuramazdas, den Geiern, zum Frasse vorgeworfen und das Dakhma d. i. Thurm des Schweigens, der nach Vorschrift rund sein muss, hat desswegen die Form eines Thurmes ohne Dach. Sechs solche massive kleine Thürme stehen auf Malabar-Hill, 9 — 12 Meter hoch und nahezu ebenso weit im Durchmesser; eine Steintreppe im Innern führt zur Plattform. Nur die Träger steigen empor; vorher nehmen sie das Tuch vom Antlitz des Todten und zeigen es zum Abschied den Hinterbliebenen. Ist der Leichnam in einen der vorhandenen Eisenroste gelegt, und haben sich die Träger entfernt, so stürzen herab von den Palmbäumen des umgebenden, wohlgepflegten Hains, gleich dem ihn begrenzendem Gürtel-Felde Eigenthum der Parsi-Gemeinde, die Geier und gehen nicht eher vom Leichname fort, als bis der Körper vollständig skeletirt ist. Blut und Fäulnisswasser träufeln in einer Rinne in den Thurm hinab, ebendahin fallen die Gebeine nach oder werden später dahin gebracht, nachdem sie durch Sonnenbrand spröde wurden.


Feuergefäss der Parsen.

Der Park ist dem Besuche geöffnet und wird wegen der Eigenartigkeit des Platzes wie der weiten schönen Aussicht viel bestiegen. Zu Füssen liegt das Fort mit seinen massiven Häusergruppen, unter welchen einzelne stattliche Gebäude schwach zu erkennen sind und eine unabsehbare Reihe von Bangalos, aus Gartenanlagen hervorleuchtend; daneben die weite See mit dem belebten Hafen und die hell glitzernden Wasser der Back-Bay, aus der Ferne blinken die blauen, scharf geschnittenen Linien der Ghat-Kette herüber. Der Anblick dieses wechselnden Bildes verscheucht

rasch die düsteren Gedanken, welche die Nähe der von mächtigen Geiern bewachten Thürme hervorrief und willig haftet das Auge an der lieblichen Landschaft. Unser Bild zeigt einen Handelsgarten, der Kokosnüsse, Datteln, Pisangfrüchte und viele Gemüse liefern muss; der Gärtner am Teiche ist beschäftigt Wasser aufzuwinden.

Der Handel von Bombay — Umsätze 1870 im Werthe einer Milliarde, 1878 1340 Millionen Mark oder vierzig Prozent des gesammten auswärtigen Handels von Britisch-Indien — lässt bei einem Blicke auf die Gegenstände, welche den Hauptwerth des Handels sonst und jetzt bilden, sofort die tief gehende Wandelung erkennen, welche Recht und Volkswirthschaft in Indien unter der englischen Verwaltung erfuhren. Die Verlegung des politischen Mittelpunktes von den Herrschersitzen im Innern der Halbinsel an die Seeküsten; die Anlage von Verkehrswegen, Eisenbahnen und Telegraphenleitungen zwischen allen, selbst den kleineren Städten, treten auf den ersten Blick hervor; im



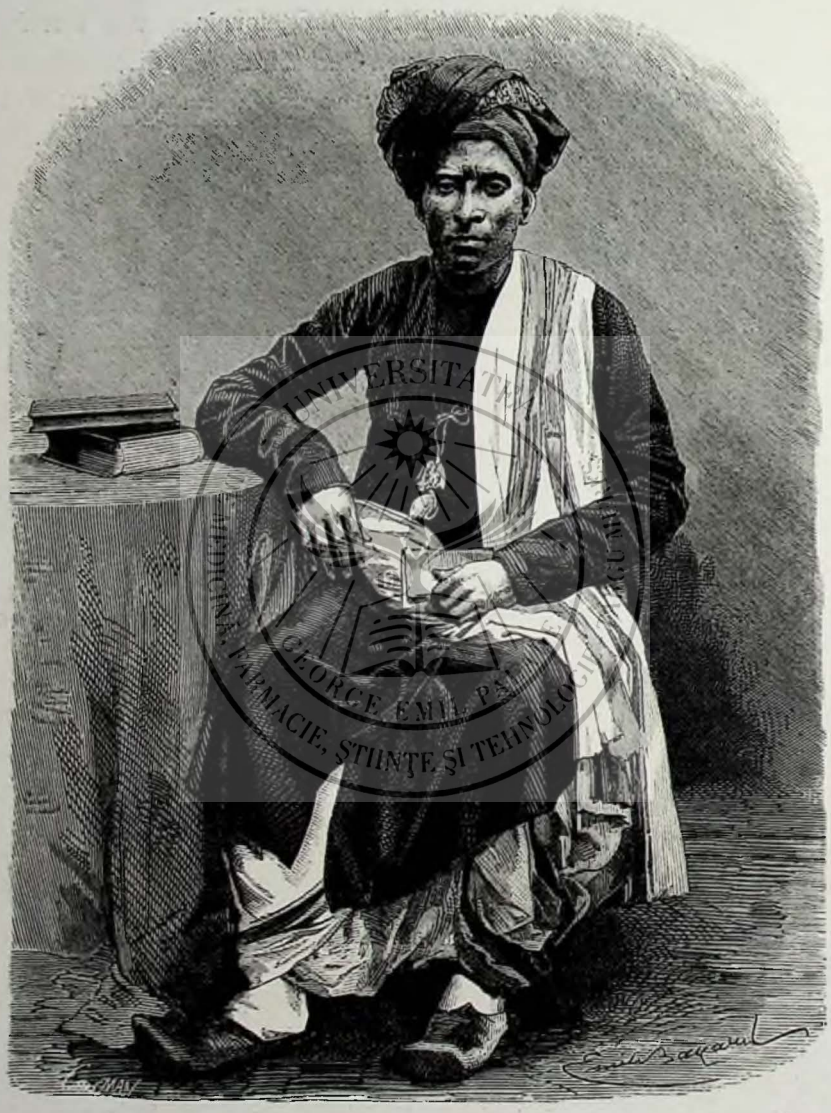
Teich und Garten in Bombay. (Nach einer Zeichnung von H. von Schlagintweit.)

Handel mit dem Auslande macht sich sodann die Ueberführung der Bevölkerung aus gewerblichen Erwerbsarten zu Ackerbauthätigkeit bemerkbar. Indiens feine Baumwollengewebe waren im Alterthume wie Mittelalter berühmt, aber erst die Entdeckung des Seeweges nach Indien 1498 durch Vasco de Gama und die sich daran knüpfende Errichtung von Niederlassungen seitens der seefahrenden europäischen Mächte brachte Massen-Zufuhr und versorgte Europa mit billigen Geweben.[1] Unser Name Kaliko für gedruckte Kattune ist von Kalikat abgeleitet, einem früher wichtigen Hafenplatze an der Malabar-Küste.

Italien hörte auf, der Vermittler zwischen Ost und West zu sein; hinfort bildeten die portugiesischen, spanischen, englischen, französischen, niederländischen und norddeutschen Seeplätze die

[1] 1708 bemerkt de Foe, allen Kindern beider Halbkugeln als Verfasser der Abenteuer von Robinson Crusoe bekannt, in einer seiner Streitschriften: »Alles Volk trägt Verlangen nach indischem Stückgut. Indische Baumwollengewebe haben in unsere Häuser, Betten, Vorhänge und Tischtücher Eingang gefunden; unsere Betten haben keine anderen Ueberzüge mehr als solche von indischem Stoffe; der Anzug einer Dame setzt sich zum grossten Theile aus indischem Fabrikate zusammen. Die Wollenarbeiter feiern zur Hälfte und dies Alles in Folge der Zufuhr von Baumwollengeweben.« Es entsprach dem Geiste jener Zeit, dass in England das Tragen von indischen Geweben verboten wurde.

Schleusen, durch welche der Waarenzug von und nach Asien hindurch fluthete. In Indien ging bis 1834 in Folge der an die allmächtig gewordene Ostindische Kompagnie verliehenen Privilegien der ganze Handel ausschliesslich durch englische Hände; seither säumten fremde Nationen nicht, in die gestattete Mitwerbung zu treten, aber trotz aller von Regierungen wie Privaten gemachten Anstrengungen brachten es die übrigen seefahrenden Nationen Europas und Amerikas bis 1878 nur bis auf zehn Prozent des Gesammtwerthes des indischen Aussenhandels. Der Löwenantheil entfällt somit auf England; seine Baumwollenwaaren und Metalle, roh und verarbeitet, bilden mit einem sehr bedeutenden Handel in Edelmetallen das Gros der Einfuhr, 94 Prozent aller in Bombay ausgeladenen Waaren sind englischen Ursprunges. Umgekehrt ist das Verhältniss in der Ausfuhr, soweit Rohprodukte in Betracht kommen; von Baumwolle, Oelsamen und Wolle nehmen ausserenglische Häfen jetzt mehr ab als England; hier tritt auch das Deutsche Reich als Kaufherr auf, Bremen und Hamburg beziehen direkt aus Bombay.



Kaufmann der Baniya-Kaste.

Bombay ist Hauptplatz für ganz Indien in Baumwolle. Früher befuhr man den Markt mit Ochsenkarren aus 30—40 Tagereisen Entfernung, jetzt erweitert jede Ausdehnung des Eisenbahnnetzes, jede Einrichtung neuer Dampferlinien wie die zunehmende Verbesserung der Zufuhrwege das Bezugsgebiet und bereits tragen die Ostküste der Halbinsel wie Inner-Persien zur Füllung der Magazine bei. Das Geschäft beginnt im Oktober, schleppt sich flau durch November und December hindurch, steigert sich im Januar und ist am lebhaftesten April, Mai und in der ersten Hälfte des Juni. Sonst kam das Produkt in landesüblichen Ballen an, lose gepresst zwischen Brettern, die nach Art der alten Weinkaltern und Papierpressen durch roh gearbeitete Holzschrauben gegen einander geschoben werden; jetzt sind in den Hauptproduktionsgebieten an den Vormärkten europäische Dampfpressen aufgestellt, mittelst derer die von Unterhändlern zusammengekauften und aufgestapelten Ernten sofort in Ballen von vier Centner Gewicht in der für den Export geforderten Dichtigkeit gepressst werden. Sehr viel Ungelegenheiten macht die Neigung der Eingeborenen zu Betrügereien; geringere Sorten und vorjähriges Gewächs, das wegen schlechter Beschaffenheit

unverkäuflich blieb, wird gerne neuer Waare beigemischt. Zur Steuerung dieser Missstände bestehen seit 1863 unter der Cotton Faude Acte eigene Behörden zur Untersuchung aller Waarenballen; neuerdings eifern die Handelskammern gegen das Gesetz, aber erst unterm 13. September 1878 reorganisirte die Regierung die Baumwollen-Kontrolle in der richtigen Erwägung, dass die kleine Abgabe von 20 Pfennigen vom Ballen nicht in Betracht kommt und Einkauf wie Zurichtung der Waare nothwendig in den Händen eingeborener Händler verbleiben muss, welche durch etliche Europäer als Private wirksam nicht überwacht sind. Von den zu Markt gebrachten Sorten ist für Bremen am gesuchtesten die Dholera Art, das Gewächs von Surat und der Halbinsel Gudscharat, die in Feinheit den Stapels unter allen auf den Welt-Baumwollmarkt Liverpool geführten und in den Handel gebrachten Sorten den siebenten Rang einnimmt und zu den feinsten Geweben nicht verwendet werden kann.

Oelsamen, den zweitgrössten Ausfuhrartikel, bezieht Bombay aus noch grösseren Entfernungen als seine Baumwolle. Nordamerika, Holland und Hamburg treten neuerdings hierfür als Abnehmer hervor, seitdem die englischen Pächter Oelkuchen nicht mehr so häufig für Mastung verwenden als früher. Der Aufkauf von Samen geschieht ausschliesslich durch Eingeborene. Gross ist der Betrug durch Mischung mit fremden Bestandtheilen; nach Platzusance macht erst Beimengung von mehr als 6 Procent den Kauf ungiltig.

Weizen ward zuerst 1872 in grösseren Mengen ausgeführt; März mit Mai geht der Handel in dieser Frucht am lebhaftesten. So vollständig hatten die Hungerjahre 1877/79 mit allen Vorräthen aufgeräumt, dass die Ausfuhr, die 1878 noch 236,092 Zentner betrug, im folgenden Jahre bis Mai erst zehn Zentner erreicht hatte.

Die Ausfuhr vollzieht sich durchaus zur See. Bis 1869 nahmen alle Schiffe den Weg um das Kap der guten Hoffnung; Segelschiffe brauchten 120, Dampfer 83 Tage. Die Durchstechung des Isthmus von Suez kürzte die Wasserstrasse um achttausend Kilometer, Eildampfer verkehren jetzt zwischen Brindisi und Bombay — Entfernung 6345 Kilometer oder etwas grösser als die Entfernung zwischen Leipzig und Chicago — in 17 Tagen. Die neue Wasser-Linie und die Betriebseröffnung der indo-europäischen Telegraphen-Leitung (2. Januar 1870) brachten Bombay grosse Vortheile, veränderten aber auch den Charakter des Geschäfts. Alle Dampfer gehen durch den Kanal, nur in minder wichtigen Waaren vollzieht sich die Ausfuhr noch in Segelschiffen. Die Tage der Wettschifffahrten um das Kap der guten Hoffnung, durch welche sich Rheder den Rang abliefen, sind vorüber; ebenso ist es unmöglich geworden, durch glückliche Spekulationen in wenigen Jahren zu Reichthum zu gelangen. Auch Indien erfordert ein Mannesalter voll ernster Thätigkeit, um ein Vermögen zu erwerben; aus den aufregenden Zeiten fieberhafter Spekulation lenkte das Geschäft in die ruhiger verlaufenden Bahnen der Kommission ein.

Die Frage, ob die Türkei, in deren Gebiet der Suez-Kanal liegt, diese Hauptverkehrsader Englands mit seinem indischen Nebenreiche in Kriegszeiten sperren könne, wurde zum ersten Male praktisch im jüngsten russisch-türkischen Kriege. Das von der Aktiengesellschaft, deren Unternehmen der Kanal ist, einseitig erlassene Betriebsreglement schliesst Kriegsschiffe vom Kanal aus; thatsächlich passiren aber Kriegsschiffe aller Nationen, im December 1875 ging zum ersten Male ein ganzes englisches, nach China bestimmtes Kriegsgeschwader mit einer Gesammtbesatzung von 3000 Mann hindurch. Sofort nach der russischen Kriegserklärung regte die Verwaltung der Gesellschaft die Neutralisirung ihres Werkes an; mit Depesche vom 16. Mai 1877 an die betheiligten Mächte erklärte die englische Regierung diesen Vorschlag als unannehmbar und zeigt an, dass England den Kanal nicht zum Schauplatze eines Gefechtes oder anderer Kriegs-Operationen machen lasse, sondern wegen der britischen Interessen in die Nothwendigkeit gedrängt sei, ihrerseits Massregeln zum Schutze des Kanals zu treffen. Die Pforte erhob keine Einwendung, da Englands Schiffe für sie damals keine feindlichen waren, nahm aber als ihr Recht in Anspruch, feindlichen Schiffen

den Durchgang zu verweigern, „da der Kanal noch niemals neutral erklärt wurde und unbestritten einen Theil des Türkischen Reiches bilde."

Lord Palmerston hatte sich seinerzeit der Erbauung des Kanals in der Befürchtung widersetzt, dass Frankreich die Ueberwachung an sich reissen könne; in der jüngsten Zeit lag die Gefahr nahe, dass England die Hand darauf lege. Das Unternehmen hatte aber von Anfang an einen internationalen Charakter und kann nur fortgedeihen, wenn dieser ihm bleibt. Dieser für den ganzen europäischen Handel mit Indien wie Ost-Asien wichtige Punkt ist nirgends folgerichtiger behandelt, als vom deutschen Generalpostmeister, Geh. Rath Dr. Stephan, der seine inhaltreiche Schrift über den Suez-Kanal und seine Zukunft (1870) mit den Worten schliesst:

„Die Phönicier hätten den Kanal für ihre Handels-Interessen in listiger Weise ausgebeutet; unter den Persern würde er hauptsächlich zum Transporte der Tribute aus den Provinzen, die Bedürfnisse für den Hof und allenfalls zu öffentlichen Aufzügen gebraucht worden sein. Die Römer, in ihrer besseren Zeit, hätten zwar den Verkehr möglichst freigelassen und befördert aber doch vor Allem die politische Herrschaft über den Kanal zu erlangen gestrebt und ihn gehörig befestigt; in ihrer schlimmen, der späteren Kaiserzeit, hätten sie ihn mit Zöllen erstickt oder vielleicht kostbare Seefische darin gezogen. Im Mittelalter hätte man Klöster und Raubburgen an seine Ufer gebaut, bis der Türke gekommen wäre, der ihn hätte verfallen lassen. Bei dem heutigen Ideenstande dürfen wir vertrauen, dass das neunzehnte Jahrhundert das Werk in eine Verfassung setze, welche seine freie und friedliche Benützung den Völkern aller Zonen und Zeiten gewährt."



Bandar-Boot, Bombay.



Mahmud Begada's Harempalast in Sackedsch, Gudscharat.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ȘTIINȚE ȘI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREȘ
1925
GEORGE EMIL PALADE



Baudela Râdschput, Fürst von Pannah, Centralindien.

DRITTES CAPITEL.

Völker und Kasten.

Die Bevölkerung Indiens setzt sich aus einer ungemein grossen Zahl von Völkern, Stämmen und Sippen zusammen, die unter sich im Aeusseren, in Sprache, Charakter und Gesittung mehr von einander abweichen, als die verschiedenen Nationen des europäischen Kontinentes.[1]) Bis zur Aufrichtung der englischen Herrschaft fühlten sich die indischen Völker nicht als eine einheitliche Nation — dies Wort im Sinne einer Kulturgemeinschaft genommen —, noch hatten sie für sich eine gemeinsame Bezeichnung. Die Westasiaten, die Perser, Araber und Afghanen, welche früher als die Europäer als Eroberer und Händler mit Indiern direkt in Berührung kamen, nannten sie Hindu, was etymologisch auf Sindhu, den eingeborenen Namen für den Indus-Fluss zurückzuführen ist; sie gebrauchten das Wort aber in der Nebenbedeutung „schwarzer Mensch", weil die Indier von dunklerer Hautfarbe sind, als die westlichen Asiaten. Im Munde des ersten mit Indien in Verkehr tretenden europäischen Schiffsvolkes wurde Hindu zu Gentu. Damals war das

[1]) Der Schilderung liegt ein umfassendes Material amtlicher Verwaltungsberichte und Veröffentlichungen der statistischen Bureaux für das indische Kaiserreich zu Grunde; meinem Gesuche um Ueberlassung dieser im Buchhandel nicht zu beschaffenden bändereichen Sammlungen, ohne deren Benützung das ganze Werk nicht möglich geworden wäre, wurde seitens der indischen Regierung in einer Ausdehnung stattgegeben, welche es mir zur besonderen Pflicht macht, meinen tiefgefühltesten Dank hier zu wiederholen. Ferner standen zur Verfügung und waren mir von hohem Werthe die Tagebücher meiner Brüder Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit während ihrer Reisen in Indien und Hoch-Asien (1854—58), ihre 730 Menschenmessungen und 275 Gesichtsmasken über Lebende (vervielfältigt in Metall und Gips, Verlag von J. A. Barth, Leipzig).

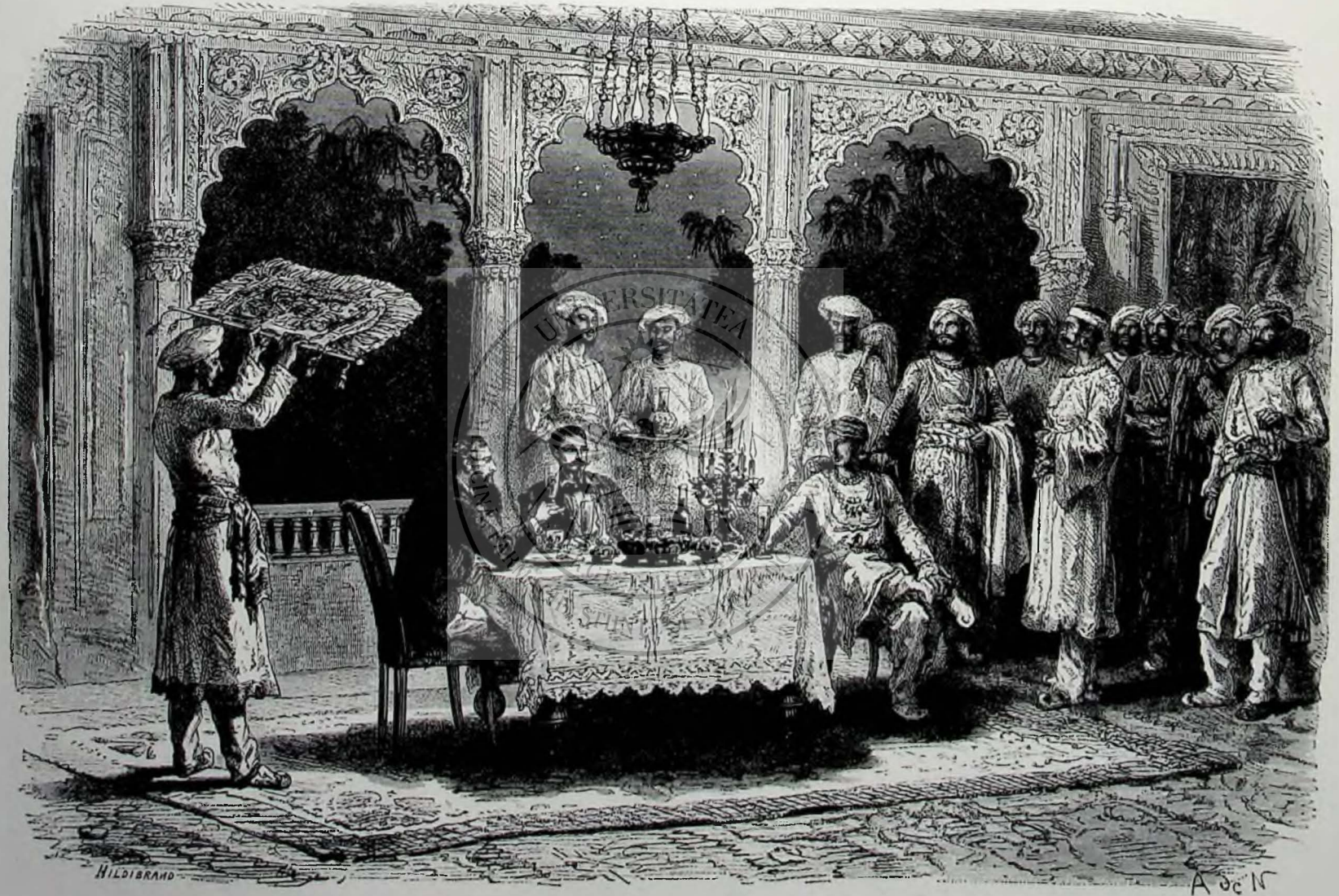
Wort noch nicht über die Seeküsten hinausgedrungen. Erst die Verschmelzung aller indischen Reiche zu einem Einheitstaate unter englischem Machtworte bewirkte seine Einbürgerung in ganz Indien, ja auf der ganzen Erde als Bezeichnung für einen Indier, wobei jedoch in Indien selbst Hindu nur für einen solchen gebraucht wird, der weder Christ noch Moslim ist, sondern zu den vielfach abgestuften Göttern des brâhmanischen Pantheon betet. Solcher Hindus zählt Britisch-Indien 140 Millionen.

Nach der ersten allgemeinen Volkszählung von 1867—72 zählt das englische Kaiserreich Indien 192 Millionen unmittelbare Unterthanen und 48—50 Millionen Untergebene der 153 noch von eigenen Fürsten regierten indischen Reiche; gegenüber den Schätzungen, auf welche sich sonst die Bevölkerungsangaben stützten, ergaben diese Zählungen ein Mehr von fünfzig Millionen. Eine Volkszählung ist in Indien eine ganz andere Sache als bei uns. Mehr als ein gewissenhafter Zähler, der die Zählung pflichtgetreu in einem Tage vornahm, erlag dem Sonnenstiche; in Bengalen ist sogar Tod durch einen Tiger verzeichnet, dessen Versteck der Zähler beim Aufsuchen einer abgelegenen Ansiedelung zu nahe kam. Unter den Waldbewohnern fehlte es an des Schreibens kundigen Zählern, den Santals (am rechten Ufer des mittleren Gangesthales) händigte man für Männer, Frauen und Kinder Schnüre verschiedener Farbe ein und die Zähler beurkundeten durch Knoten die Zahl der ortsanwesenden Bevölkerung; in der Provinz Orissa verstanden Zähler nur nach alter Sitte mit einem Stifte Zeichen in Palmblätter zu ritzen. Ein Schimmer von amtlicher Eigenschaft, wie es das Recht der Zähler mit sich bringt, in jedes Haus Eintritt zu begehren, genügte zu empfindlichen Erpressungen. Als Vorboten neuer Steuern werden statistische Erhebungen auch in Europa noch mit Misstrauen betrachtet; der Indier fürchtete davon noch andere schlimme Folgen, wie Zwangsauswanderung, Auflage von Staats-Frohnden; die ländlichen Schönen hatten sich sogar eingeredet, es handele sich um Ermittelung geeigneter Bräute für die europäischen Truppen.

Die Reis bauenden Striche der Gangesländer gehören zu den dichtest bevölkerten Theilen der Erde. Für Behar, mit Patna als Provinz-Hauptstadt, einem reinen Ackerbau-Distrikte vom Umfange Bayerns mit Württemberg und Baden, berechnet sich die Dichtigkeit in Sarun, einem Distrikte von der Grösse von Oldenburg, die hohe Ziffer von 300 Einwohnern auf den Quadratkilometer (16500 auf die deutsche Quadratmeile); in der ganzen Provinz beträgt die durchschnittliche Bevölkerungs-Dichtigkeit 194 Einwohner auf den Quadratkilometer (11352 auf die deutsche Quadratmeile), eine Ziffer, die in Deutschland noch nirgends erreicht ist, da so ausnahmsweise Dichtigkeitsmaxima, wie im Königreiche Sachsen oder im Kreise Beuthen auf einen sehr kleinen Umkreis beschränkt sind und durch hochgesteigerte Industriethätigkeit hervorgerufen wurden. In den oberen Gangesländern mit reichem Weizenanbau, wie in Theilen von Gudscharat und Konkan an der Westküste Indiens sitzt die Bevölkerung selten unter 200 auf den Quadratkilometer (10,000 auf die Quadratmeile); im Inneren der Halbinsel, wo Gerste und Hirse die Hauptnahrung bilden, erreicht die Dichtigkeit durchschnittlich das Drittel der Weizendistrikte; auf der mit Teichen uud Bewässerungsanlagen gut ausgestatteten Südspitze Indiens nähert sie sich jener des Gangesthales.

Der Herkunft nach setzen sich die Indier der Gegenwart aus drei grossen, unter sich völlig verschiedenen Völkern zusammen: aus Gebirgsstämmen, Drawidiern, und Ariern.

Gebirgsstämme, die Hill-Tribes oder Aboriginer der indischen Geographen und englischen Behörden, bevölkern alle Hügellandschaften von Dehli im Nordosten hinüber bis Gandscham im Südwesten, an der Mündung der Godaweri, und hinab bis zur Südspitze Indiens, wo das 1550 von Sankt Franz Xaver erbaute und der heiligen Jungfrau geweihte christliche Kirchlein vom 1400 Meter hohen Kap Komorin in das Meer hinausleuchtet. Amtlicherseits wird diesen Waldbewohnern „jeder Stamm zugerechnet, bei welchem keine Verschmelzung mit der höheren arischen

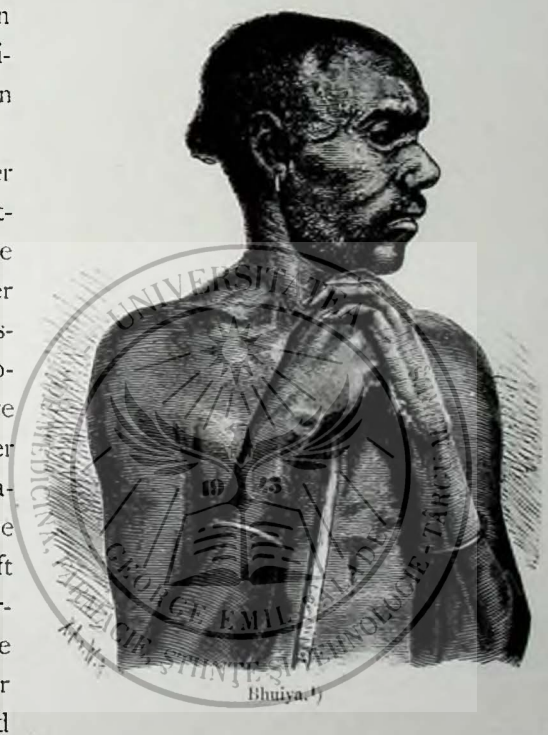


Europäer zu Gast beim Radscha von Maihir.


UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Rasse nachzuweisen ist, wie sie ihren Stempel den Bewohnern der Ebenen aufdrückte.“ Nach Hunderten zählen diese kleinen Nationalitäten und Stämme, die unabhängig von einander, aber tributpflichtig, ja selbst Hörige und Sklaven der Bewohner der Ebenen, nicht einmal die Wohlthaten der indischen Civilisation kennen lernten und wiederholt in offene Empörung ausbrachen, wenn Uebergriffe gegenüber ihren Herren zu abwehrenden Massregeln nöthigten. Ihre Ursitze müssen in den fruchtbaren Niederungen gesucht werden, aus denen sie im Norden vor den andringenden Ariern, im Süden vor den Drawidiern zurückwichen; die wenigsten Stämme sind ohne Erinnerungen an frühere Wanderungen.

Man schätzt die Zahl aller Waldbewohner zu neun Millionen. Jede Schätzung zeigt niedrigere Zahlen, denn wo immer Aboriginer durch die Missionsthätigkeit der Brâhmanen aufhören den Wald nach Wild zu durchstreichen, Speer und Schleuder niederlegen, die Axt mit der Haue und dem Pfluge, das jährliche Abbrennen eines anderen Striches des Walddickichtes mit einer regelmässigen Fruchtfolge vertauschen, scheiden ihre Dörfer von den Aboriginern aus und werden den Hindus zugezählt.


Bhuiya.[1])

Die Waldbewohner sind sichtlich keine einheitliche Rasse. Eine Gruppe für sich sind die Bewohner der Halbinsel, von den muskelstarken Kol die Kol-Abtheilung genannt; eine andere Gruppe bilden die Anwohner im oberen Brahmaputra-Thale in Assam, welche wegen ihrer Verwandtschaft mit den Völkern Hinter-Indiens als Schan-Stämme bezeichnet werden; wieder gesondert zu stellen sind die Bewohner der äusseren Himâlaya-Thäler. Kol und Schan gehören zu der grossen Familie der Malayo-Chinesen, oder jenes grossen Volkes, das Süd-Asien mit Australien seine Bewohner gab; die Himâlaya-Bewohner bilden einen Theil des tibetischen Volkes und damit des grossen centralasiatischen Völkerstammes.

Aeusseres und Lebensgewohnheiten vieler Aboriginer-Stämme gestatten in der Ethnographie Indiens anzuknüpfen an Oskar Peschel's geistreiche Hypothese über die Wanderungen der frühesten Menschenstämme. Vor Zeiten war der Südspitze Indiens ein jetzt untergegangenes Festland vorgelagert, das sich westlich bis Madagascar erstreckte, hier vielleicht auch Theile des afrikanischen Kontinentes in sich schloss, östlich noch Celebes umfasste mit seiner befremdenden Bevölkerung von halbafrikanischen Gesichtszügen und seiner eigenartigen Thierwelt. Klimatisch würde sich ein solcher Welttheil geeignet haben, weil er in die Zone fällt, wo wir jetzt die menschenähnlichen Affen antreffen; gerade dorthin verlegt auch ein Darwinianer wie Ernst Häckel den Schauplatz der angeblichen Artenverwandelung des Menschengeschlechtes. Fast trockenen Fusses konnten dann die Neger, die Papuanen und Alfuru der hinterindischen Halbinsel und die niedrig stehenden Bevölkerungen Australiens und Indiens in ihre heutigen Wohnstätten einziehen und wird mit Peschel das erste Auftreten des Menschen auf diesen Kontinent verlegt, für welchen der englische Geologe Sclater den Namen Lemurien erfindet, weil er das Verbreitungsgebiet des Halbaffen in sich schliessen würde, so ist der gordische Knoten nach der Lage des biblischen Eden durchschnitten und sind natürliche Gründe gefunden, aus welchen sich die Austreibung des ersten Menschen-Paares aus dem Paradiese unerbittlich vollzog.

[1]) Aus E. T. Dalton, Descriptive Ethnology of Bengal, Calcutta 1872. Die Bhuiya wohnen in Orissa und Nachbardistrikten.

Dem Urmenschen in Körperbau, Gesichtsbildung und Gesittung nähern sich die Bewohner des Waldgebirges, das im Süden der Nilgiri-Berge mit Gipfeln bis zu 2400 Meter Höhe zwischen den Staaten Trawankor und Kotschin an der Malabar Küste und der Präsidentschaft Madras bis zur Südspitze Indiens fortstreicht. Hier wohnen Menschen, deren grösste Männer nur 1580 Millimeter messen; der Mittelschlag erreicht kaum 1523 Millimeter, unter zehn Individuen waren zwei von nur 1426 Millimeter Grösse. Die Hautfarbe ist dunkel. Der Kopfumfang ist gross, das Haupthaar beim Manne wollig, lang und struppig beim Weibe; die Stirne ist niedrig und überhängend, der Mund klein mit dick aufgeworfenen Lippen, die Barthaare am Munde sind weisslich grau und grob wie Borsten. An einem Gebirgsbewohner östlich von Kotschin von nur 1382 Millimeter Höhe findet ein verlässiger Berichterstatter, Major Branfill vom Vermessungsamte, den unteren Theil des Gesichtes hervortretend wie beim Affen, den kleinen Mund mit den aufgeworfenen Lippen einen Centimeter weit über die Nase hervortretend; es bedurfte förmlicher Jagd, um eines Paares habhaft zu werden. Der Oberkörper ist lang; die Brust flach, nicht gewölbt,

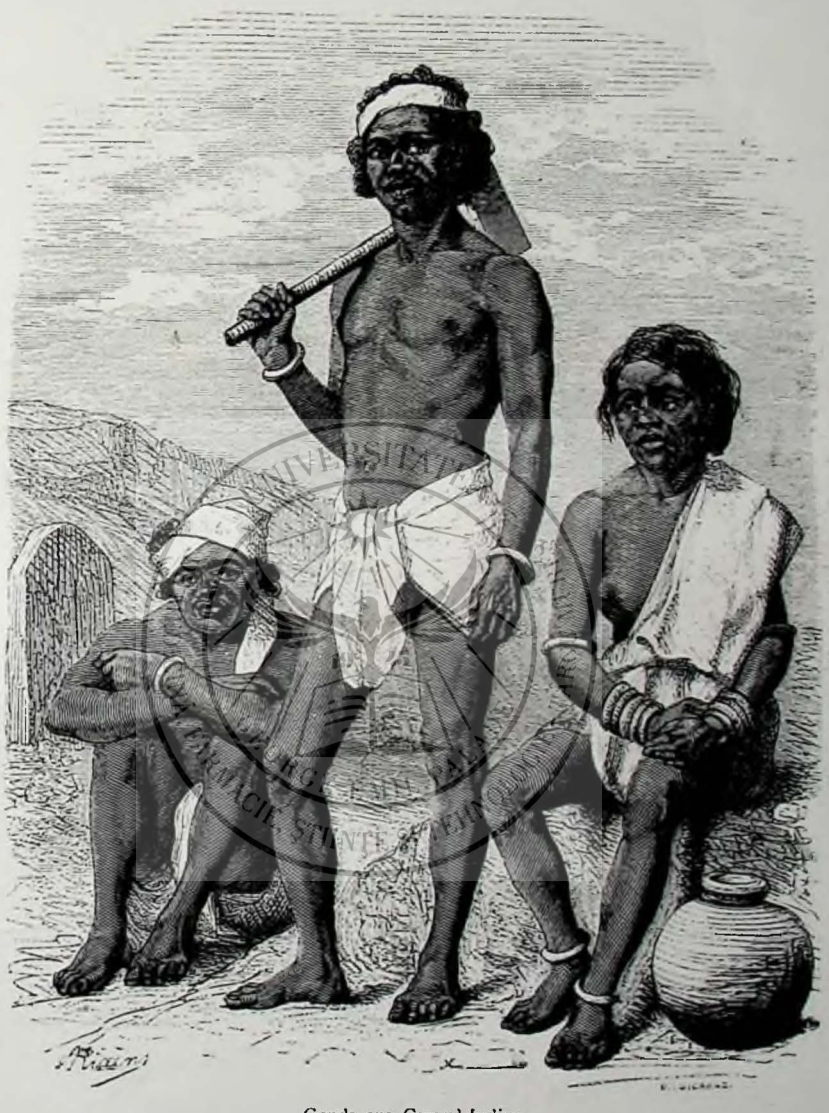


Südindische Urrasse.[1])

ihr Umfang sehr gering, das Rückgrat ist über die Hinterbacken nach innen gekrümmt, die Kniee bei den Kleineren stark nach auswärts gebogen, die Arme sehr lang, die Nägel unvollkommen ausgebildet. Diese Völker treiben keinen Ackerbau, kennen nicht die Axt, sondern verrichten alle Arbeiten mit einem roh gearbeiteten Messer; der Besitz einer kurzen Haue ist bereits ein Fortschritt, sonst ersetzt sie, wie bei zwei Männern auf unserem Bilde, ein breit geschnitzter Stock. Waffen sind Bogen, Pfeil und Schleuder, Nachts werden Feuer angezündet, um die wilden Thiere abzuhalten. Die religiösen Vorstellungen lassen sich auf die Furcht vor übelwollenden Geistern zurückführen; einem rohen Steine oder einem Baumstumpfe widerfährt nach Darbringung von Thieropfern die Ehre, als Sinnbild der Gottheit die Gebete um Abwehr von Uebeln entgegen zu nehmen. Zu Wohnungen dienen Höhlen, überhängende Steine, hohle Baumstämme oder Häuser, aus Matten und Schilf zusammengesetzt und mit zäher Erde beworfen. Die Nahrung ist vorwiegend vegetabilisch und besteht hauptsächlich aus essbaren Wurzeln, die sie im Unterholze

[1]) Nach Photographien von Capt. G. E. Fryer zuerst abgebildet Band 3 der Zeitschrift der «Royal Asiatic Society, New Series« (London 1868). Die Heimat dieser Leute sind die Waldgebirge von Kotschin; sie heissen dort Multscher, eine Verstümmelung des Sanskrit-Wortes Mletscha, ein Wälschender, der eine unverständliche Sprache redet.

ausgraben, Fleisch isst man halb gar gekocht und nimmt es auch vom gefallenen Thiere. Der Gebrauch des Geldes ist diesen Leuten unbekannt; die wenigen Abgaben liefern sie in Naturalien (Honig, Wachs und Sandelholz) ab, mit Getreide oder Geräthen lassen sie sich ihre Dienste lohnen. Die Kleidung ist ein Stück Zeug um die Hüften gegürtet, Mangels eines solchen stecken sich Frauen einen Schurz von Blättern zusammen. Den Charakter der Leute kennzeichnet Wahrheitsliebe, Keuschheit und Ehrerbietung gegen die Eltern; sie sind gute Eheleute, sorgsame Eltern und dankbare Kinder. Man nimmt eine Frau, der Wittwer heirathet selten wieder, anders die Wittwen, die selbst bei vorgerücktem Alter gerne nach einem zweiten und zwar jungen Manne freien. Die urwüchsigsten Stämme begraben weder ihre Todten noch beerdigen sie den Leichnam; man legt den Todten offen hin und meidet den Ort einige Monate lang. Die Angrenzer an die Ebene haben von den Hindus die Sitte des Verbrennens der Leichname angenommen.



Gonds aus Central-Indien.

Nicht Angriff mit den Waffen, sondern Ueberlistung fürchtet der Waldbewohner von seinen habsüchtigen, Feldarbeiter bedürftigen Nachbarn der Ebenen; in den Gebirgsabhängen gegen die Malabarküste, wohin noch keine Kunde von den englischen Gesetzen von 1825 und 1843 drang, durch welche der Sklaverei und Hörigkeit in Indien ein Ende gemacht werden sollte, besteht noch förmliche Sklaverei mit besonderen, durch das Herkommen ausgebildeten Regeln für den Menschenkauf. Der als Sklave einzuhandelnde Arbeiter wird gewaschen, mit Oel eingerieben und neu bekleidet; dann nimmt der Käufer eine Schüssel, giesst Wasser ein und wirft ein Goldstück hinein. Der Sklave trinkt das Wasser, nimmt Erde von seines neuen Herrn Besitzthum und wohin er diese wirft, dorthin baut er seine Hütte und erhält die auf dem Grundstücke stehenden Palmbäume zur Benützung überwiesen.

Von der herkulischen Form, welche die Negervölker Afrikas den Pflanzern in Asien wie Amerika als Arbeitssklaven begehrenswerth machte, hat diese niedere Rasse keine Spur an sich. In den Männern unseres Bildes (S. 42) findet Professor Huxley, Physiologe und genauer Kenner der Völkerverhältnisse in Südasien und Australien, „eine auffallende Aehnlichkeit mit den

Aboriginern Australiens; sie haben dieselben Umrisse, dieselbe überhängende Stirne, dasselbe weiche, schwarz scheinende Haar; man entkleide die Leute ihres Schurzes und der Australier steht vor uns.“ Zur Untersuchung der Sprache fehlt noch das Material. Der Waldbewohner hütet seine Sprache und gibt sie um Nichts preis. Nicht einmal der allmächtige Mammon des schlauen Brâhmanen kann einen Koragar — im Küsten-Distrikte Süd-Kanara — zu Aussagen über diese wichtige Frage bewegen. Bereitwillig macht er Mittheilungen über seine Feste, seine Götter und seine Familie, aber eine Frage über seine Sprache erschreckt sein Gemüth und macht ihn unhöflich, ja grob. Seine Sprache betrachtet der Waldbewohner als einen Schild in seiner Hand, der mit Niemanden getheilt werden kann und als ein Geheimniss, das heilig zu halten ist. Erhoben ist, dass diese Leute eigene Worte für Zahlen nur bis zwei, fünf oder höchstens zehn haben und dies kennzeichnet einen sehr niedrigen Bildungsstand, denn noch ist kein Volk der Erde nachzuweisen, das die Kunst zu zählen besessen, sie aber verlernt hätte.

Nach Norden setzte diese kleine Rasse von Waldbewohnern ihre Wanderungen fort bis in die Gebirge von Orissa; der beim Vorgebirge Palmyras in die Bai von Bengalen sich ergiessende Brahmani-Fluss kann als ihre nördlichste Grenze bezeichnet werden. Hier sitzen noch die Dschuang, die Männer selten über 1520, die Frauen nur 1423 Millimeter hoch; unser Bhuiya (S. 41) mass 1593 Millimeter. Ihre Nachbaren gleichen Riesen verglichen mit ihnen. Die Wohnstätten werden Hundehäusern verglichen, so niedrig sind die Hütten, so ärmlich das Lager.



Gond. [1])

Die unmittelbaren Nachbaren dieser kleinen Rasse bilden in Central-Indien die Kol, die Bewohner der waldreichen Hügelreihe, die sich unmittelbar südlich vom Wendekreise des Krebses über die ganze Halbinsel Vorder-Indien hinzieht, mit der Windhya-Kette im Norden, dem Satpura-Gebirge mit Gipfeln von 1357 Metern im Süden, dem Gebirgsknoten Amarkantak von 1091 Meter Höhe im Osten; einzelne Völker, wie die Mal in den Radschmahal-Bergen an der Südbiegung des Ganges, die Bhil auf der Halbinsel Gudscharat, sind weiter vorgeschoben. Zahl der Namen und Abtheilungen ist endlos, die Gesammtzahl der Angehörigen erreicht kaum drei Millionen. Diese Völker sind ein kräftiger Mittelschlag. Die Grösse schwankt von 1620 Millimetern (Kol) bis 1683 Millimeter (Bhil); im Verhältnisse zur ganzen Höhe ist der Kopfumfang mit 331—35 Millimetern sehr gross bei Kol und Bhil, etwas geringer bei Gonds, 317 Millimeter; auch unser Bhuiya (S. 41) hat bei nur 1593 Millimeter Grösse mit 334 Millimeter Kopfumfang verhältnissmässig einen sehr grossen Schädel. Das Körpergewicht ist gering und bezeugt unvollkommene Ernährung, es schwankt zwischen 50 und 55 Kilogramm. Das Gesicht ist rund und breit, Backenknochen und die fleischigen Lippen stehen weit vor; das Haar ist dunkel, wird auch von Männern meist lang getragen und in einen Knoten geschürzt. Ueberaus abstossend wird der Gesichtsausdruck, wo der breite Mund schief gezogen und die Nase platt gedrückt ist. Ein solches Individuum stellt unser Gond dar; der Zeichnung liegt das denkbar genaueste Vorbild zu Grunde, der Gipsabguss natürlicher Grösse über einen lebenden Gond, den mein Bruder Robert in Bezirke Mandla vermochte sich diesem Verfahren zu unterwerfen.

[1]) Der Kopf bildet No. 130 der Gesichtsmasken meiner Brüder.

Von Jugend auf gewöhnt, völlig nackt, etliche Schnüre um die Lenden gebunden, welche Lappen oder auch nur Blätter zur Bedeckung der Schamtheile gesteckt sind, mit Axt, Bogen und Pfeil bewehrt die dichtesten Waldungen zu durchstreifen, wobei sich vorwiegend mit vegetabilischer Nahrung begnügt wird, soweit nicht Thiere zur Beute fallen — selbst Schlangen werden verzehrt —, hat der Körper dieser Leute jene Ausdauer und Zähigkeit erlangt, die alle Naturvölker kennzeichnet. Die Bogen sind aus Bambus, gedrehte Längsfasern der Palmen bilden die Sehnen. Sehr geschickt werden kleine Beile gehandhabt; man lichtet damit das Unterholz und wirft nach kleineren Thieren, nur selten fehlen sie das Ziel.

Die Sprache der Aboriginer Centralindiens zeigt ausserordentlich grosse Verschiedenheiten, unmittelbare Nachbaren verstehen sich vielfach kaum. Keiner der Stämme hat ein eigenes Alphabet; wo in den letzten Jahrzehnten Schulen entstanden, führte man ein Alphabet der indischen Volkssprachen ein. Wir verdanken Missionaren und englischen Beamten Wörterverzeichnisse, selbst eingehende Grammatiken, Schulbücher und Bibelübersetzungen, in der Kolsprache liegt die Bibel seit 1873 vor; immerhin bedarf es noch der Arbeit eines Vierteljahrhunderts, um von jedem lebensfähigen Dialekte eine Grammatik zu erhalten und zu vergleichenden Sprachforschungen fortschreiten zu können. Bis jetzt liegen nur Widersprüche vor; der eine Forscher findet eine Sprache dem Türkischen in grammatikalischer Struktur nicht nachstehend, ein anderer bringt sprachliche Aehnlichkeiten mit den Dialekten Hinterindiens vor. Fest steht nur, dass im Sanskrit ein grosser Ueberrest nicht-arischer Worte bewahrt ist und vielleicht wird an diesem Reste noch die Quelle angeschlagen, aus welcher für alle indischen Sprachen Vokabeln fliessen.

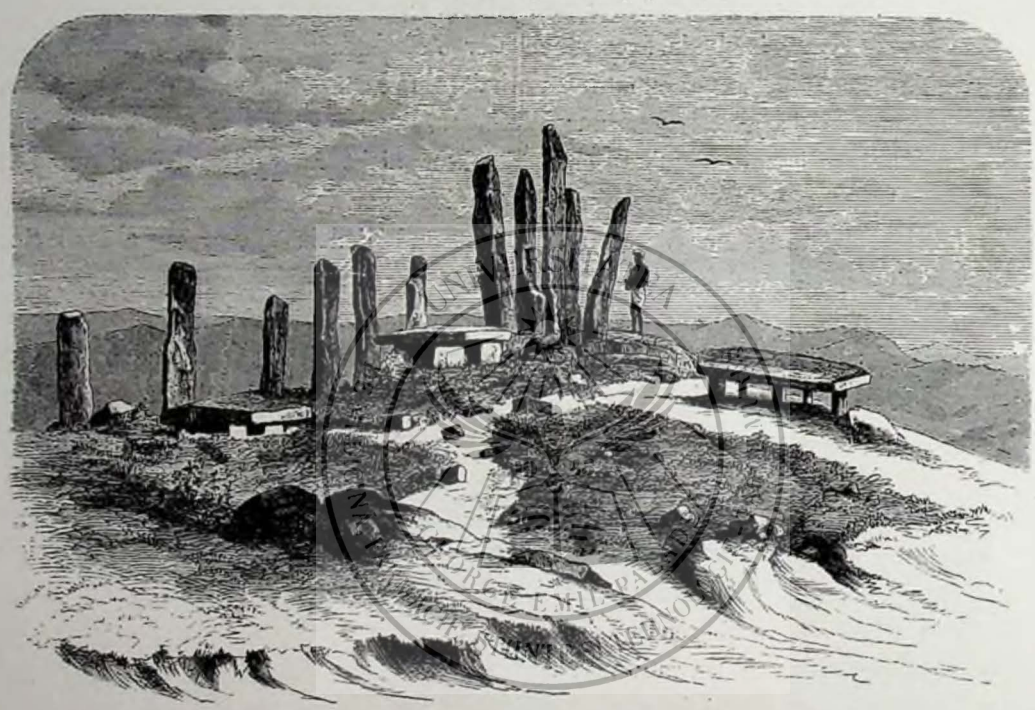
Hat im Innern Indiens das Volk der Kol seine Wohnsitze aufgeschlagen, so gebietet an der Ostgrenze, in den rechtseitigen Geländen des von Gebirgen hufeisenförmig umsäumten Thales des Brahmaputra-Flusses die grosse Nation der Schan, deren fortgeschrittenster Theil im dritten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung am oberen Irawadi-Strome in Hinterindien ein Reich gegründet hatte, dem erst Mitte des vorigen Jahrhunderts der birmanische König Alaung-Phra (Alompra) ein Ende machte.

Nehmen wir die grosse Biegung des Brahmaputra nach Süden als den Ausgangspunkt, von welcher sich diese grosse Familie von Gebirgsvölkern in Bewegung setzte, so scheint sie sich in zwei reichverästelte Zweige gespalten zu haben: der eine Strom wandte sich westwärts, der andere wurde die Vorfahren der Völker, die am oberen Laufe des Irawadi als Kakhyen bekannt sind und weiter hinab, auf der Wasserscheide zwischen Irawadi und Salwen, in Karen übergehen.

Drei bis vier Millionen Aboriginer wohnen in diesen Waldgebirgen von üppiger Vegetation und sehr feuchtem Klima. Der Ebene zunächst sitzen die Garo, ein Volk von starkem Gliederbau; das Gesicht ist rund, die Stirne steht nur wenig über die kleinen, aber klugen Augen hervor; die Nase ist ungemein platt, im Profil betrachtet liegt der Nasensattel tiefer als die Augen; die Lippen sind dick und stehen weit vor, so dass der Gesichtsausdruck selbst bei jungen Leuten wenig Anziehendes hat. Die Sprache hat sehr viel Fremdworte angenommen, schliesst sich aber am engsten an die Nachbarn im Südosten an. Oestlich davon sitzen die Khassia mit Dschaintia und Mika. Die letzteren sind Wilde, selbst unter Dschaintia machte erst das Machtwort der Engländer 1834 Menschenopfern zur Beschwichtigung der erzürnten Naturgottheit ein Ende. Die Khassia wählen sich Obere auf Lebenszeit mit sehr bescheidenen Rechten; die Dschaintia haben erbliches Fürstenthum ausgebildet, den Hindus der Ebene Zutritt gestattet und es zu eigenen Brâhmanen und Priestern gebracht, die von ihren Brüdern der Ebene als Hindu niederer Kaste anerkannt sind. Beide Stämme sind ein schöner Menschenschlag mit auffallend gut entwickelter Arm und Fussmuskulatur, wie sie in Indien in der Ebene gar nicht angetroffen wird und unter Gebirgsvölkern selten ist. Die Sprache ist besser als von jedem anderen Stamme dieser Gruppe erforscht; sie gehört zu den einsilbigen und bildet ein Glied der grossen Schan- oder Thai-Sprache, die in schmalen Streifen bis zum Golf von Siam hinabreicht.

Weltbekannt, wenigstens im Kreise der Archäologen, wurden die Khassias durch die hier in Indien zuerst beobachtete Sitte der Aufrichtung gewaltiger Steinmonolithen in aufrechter Stellung, wie wir sie in Form und Zweck in den Dolmen, Cromlechs und Stonehenges Europas wiederfinden. Die Denksäulen sind unbehauene Bruchsteine, viele Zentner schwer, ohne Inschrift; vor ihnen liegen als Opfertische und Grabstätten ebenfalls unbehauene und noch gewichtigere Steinplatten auf kurzen Tragsäulen ruhend. Nicht blos Verträge und Todte werden durch solche Steinsäulen verewigt, 1873 widerfuhr auch einem beliebten englischen Beamten die Ehre der Einsenkung einer solchen Säule. Diese Denkmale stehen nie allein, sondern gruppenweise beisammen, unser Bild führt uns eine solche Gruppe vor nach einem Aquarelle meines Bruders Hermann.

Volkreicher als diese beiden Stämme sind die Naga, die Bewohner eines Hochgebirgslandes von der doppelten Grösse Tyrols, mit Gipfeln von 3700 Meter Höhe, von einer subtropischen



Steinsäulen und Opfertische der Khassia aus der Nähe von Tscherra Pundschi.

Vegetation bestanden; auf englischem Gebiete allein wohnen an 400,000 Naga. Der Name ist nicht auf das Sanskrit-Wort für Schlange zurückzuführen, sondern ist aus der Sprache des Volkes als Krieger zu erklären. Der Rasse nach liegt hier kein einheitliches Volk vor; es sind, wie in der Kol-Gruppe, zwei Volks-Typen zu unterscheiden: ein schöner, kräftiger, geweckter Schlag von heller Hautfarbe, der die meist terrassirten Felder mit Fleiss bebaut und eine dunkle, schmutzige, furchtsame Rasse, die jedesmal zurückweicht, wenn sie mit dem stärkeren Volke in Berührung kommt. Die tiefe Spalte des Dhangsiri Flusses und seines Nebenflusses Doyang bilden ethnographisch den Markstein; Hauptrepräsentant der dunklen Ostrasse ist der mürrische Lhota des kräftigen Volkes im Westen der Naga. Das Sprachgewirre unter den einzelnen Naga-Stämmen beweist, dass verschiedene Völkerreste unter diesem Namen gehen; es fehlt jedoch nicht an mehrfachen Merkmalen der Zusammengehörigkeit. So ist allen Nagas eigenthümlich die Sitte des Tättowirens des ganzen Körpers, dann eine Haartracht, wobei das Haupthaar auf dem Hinterkopfe in einen Knoten geschürzt wird. Unter den Kolariern findet sich diese Haarfrisur nur vereinzelt (vgl. S. 41, Bhuiya);

hier dagegen ist sie allen Gebirgsstämmen eigen und wird geradezu zum Wahrzeichen des Volkes. Ganz eigenartig ist das Tättowiren; kein anderes indisches Volk ritzt solche Zeichen in die Haut, während hier jeder Stamm seine eigenen Linien hat. Dieses Bemalen des Körpers weist auf einen innigen Zusammenhang mit den Nationalitäten am Nordrande von Birma hin, von denen diese Unsitte gleichfalls berichtet wird. Noch ist der Aufenthalt unter den Nagas sehr gefährlich, erst im Oktober 1879 wurde der englische Beamte ermordet, der unter ihnen seinen Sitz zu nehmen hat, seine Begleiter niedergemacht.

Die Breite des Ganges- und Brahmaputra-Delta trennt die Schan-Völker von den Kol-Stämmen Inner-Indiens. Die Entfernung ist verhältnissmässig gering und es ist zu erwarten, dass eine allseitige Erforschung der beiderseitigen Sprachreste, Körperformen, Sitten und Gebräuche eine Zusammengehörigkeit der in der alten Literatur Nischâda genannten dunklen Waldbewohner Inner-Indiens mit den Schan-Einwanderern in Assam erweisen werde.



Naga.[1])

Nahezu fünfzig Millionen stark ist der südindische Stamm, die Drawida-Völker der Sanskrit redenden Indier; sie bewohnen das östliche Dekhan und die südliche Hälfte der Halbinsel und sind in eilf Hauptgruppen gegliedert, unter denen Tamil, Telugu, Kanaresisch und Malayalam eine hervorragende Stelle einnehmen, eine eigene Literatur und eigene Schrift besitzen. Sprachlich ist zweifellos, dass die Drawidier Einwanderer aus dem Innern Asiens sind und dem turko-tatarischen Stamme, genauer den finnischen Völkern zugehören, sohin in den einst nach Westen vorgedrungenen Hunnen, in Magyaren und Türken Stammesgenossen haben. Einige zurückgebliebene Stämme haben Agglutination und Vokalharmonie so vollkommen ausgebildet, als das Türkische; was jedoch nicht Urbevölkerung blieb, liess in seine Sprache zahlreiche arische Bestandtheile übergehen, lieferte dagegen auch seinerseits zum sanskritischen Wortschatze einen ganz erheblichen Bruchtheil, dessen Durchforschuug zu sehr wichtigen Einblicken in die anfänglichen Beziehungen beider Völker zu einander führen wird.

Körperverhältnisse und Gesichtsausdruck wechseln unter den Drawidiern und nähern sich bald dem arischen, bald dem australischen Typus, ein Beweis, dass wir kein Volk reinen Blutes vor uns haben, sondern dass Stämme verschiedener Abkunft zu einem Ganzen mit bestimmtem Grundcharakter verschmolzen sind. In den grossen brâhmanischen Gedichten werden die südindischen Völker als rohe Wilde beschrieben von ganz absonderlichen Gebräuchen, als Ungeheuer ohne Formen, welche die frommen Einsiedler in den Werken der Abtödtung stören; im Râmâyana wird Hanumân, der treue Bundesgenosse von Râma auf seinem Zuge durch das Land der Drawida nach Ceylon, der ganze Armeen für seinen Freund ins Feld führt, bei allem Lobe seiner Thaten gleichzeitig lächerlich gemacht und sammt seinen Streitern Affen genannt. Diese Darstellung

[1]) Nach einem Portrait im Journal of the Asiatic Society of Bengal, Band 41, Calcutta 1872.

widerspricht der Geschichte; noch ehe die ersten arischen Ansiedler nach Ceylon kamen, bestand auf der Südspitze des gegenüberliegenden Festlandes mit dem heutigen Madura als Hauptstadt ein geordnetes Reich, dessen Gründung in den Beginn des sechsten vorchristlichen Jahrhunderts zurückgelegt werden muss; die Westküste schildert der persische Leibarzt Ktesias im vierten vorchristlichen Jahrhundert als reich an blühenden Handelsstädten.

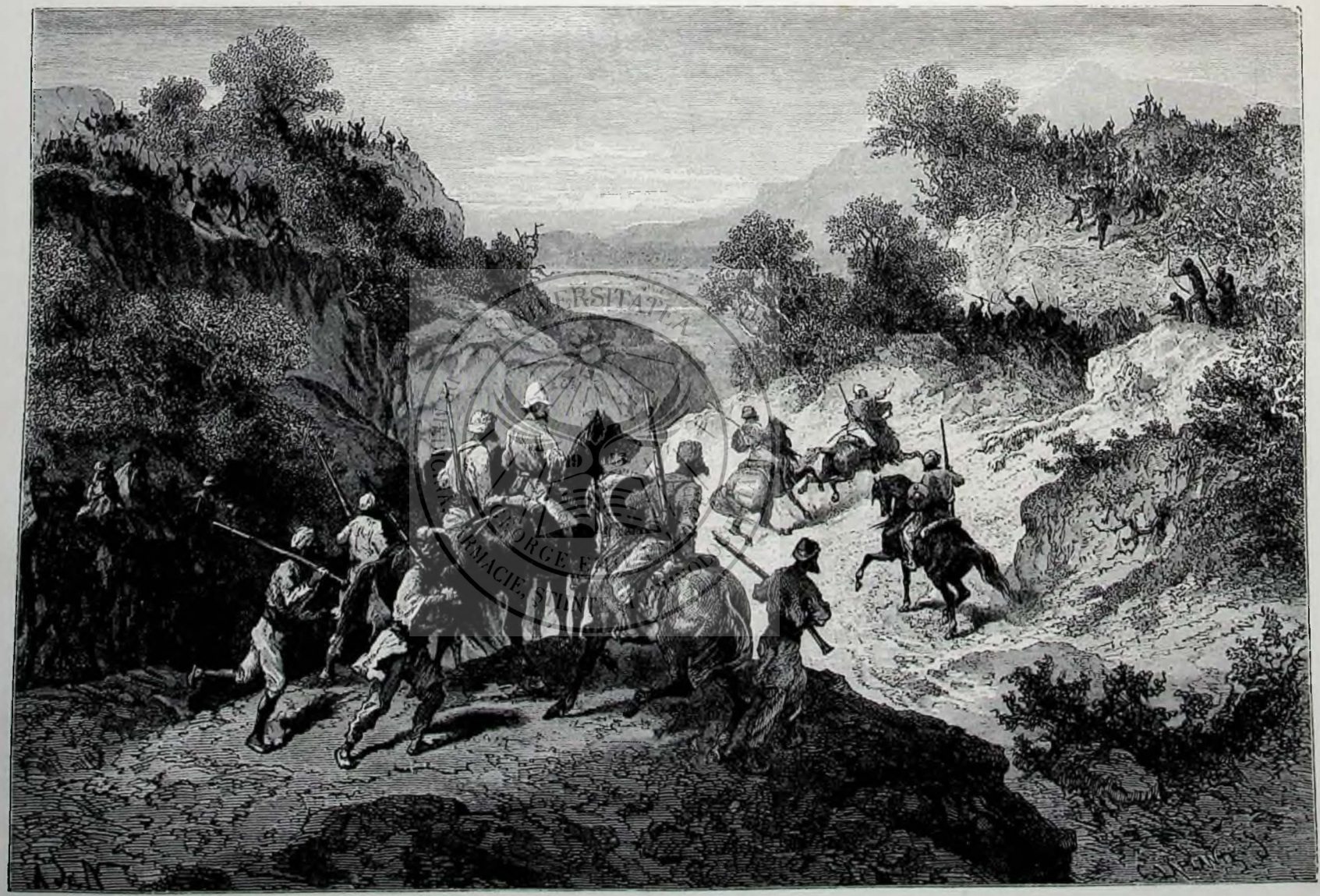
Unser Bild zeigt einen Tâmil aus Madras, der Hauptstadt des südlichen Indien. Die Tamil zählen 15 Millionen; ihre Heimat ist die Südostküste Indiens hinauf bis oberhalb Madras, sie sind unternehmender und ausdauernder als andere Hindu, hegen kein Vorurtheil gegen Seereisen und sind ausserhalb ihres eigentlichen Gebietes in Indien, in Ceylon und östlich in den Haupthäfen Hinterindiens anzutreffen, wo immer es zu verdienen gibt und ein trägeres Volk auf die Seite zu schieben ist. Der Tamil ist von kleiner Statur und dunkler Hautfarbe, energisch, hitzig, rechthaberisch, aber nicht rachsüchtig. Religiösen Vorurtheilen gibt er weniger nach als andere; die grosse Klasse der kleinen Bauern und Pächter ist abergläubisch, aber kein ängstlicher Vollzieher der brâhmanischen Vorschriften. Sie lassen sich gerne als Soldaten anwerben, an Zehntausend dienen in der englischen Eingeborenen-Armee. Ist Sanskrit der König der Sprachen unter den arischen Zungen, so ist es Tamil im Gebiete der drawidischen Dialekte.



Tamil.

Auf diese Völker stiessen die Arier, als sie sich in Indien sesshaft machten und von nun an dem indischen Volke seine Religion, seine Literatur, seine ganze Kultur und seine Herrscher gaben.

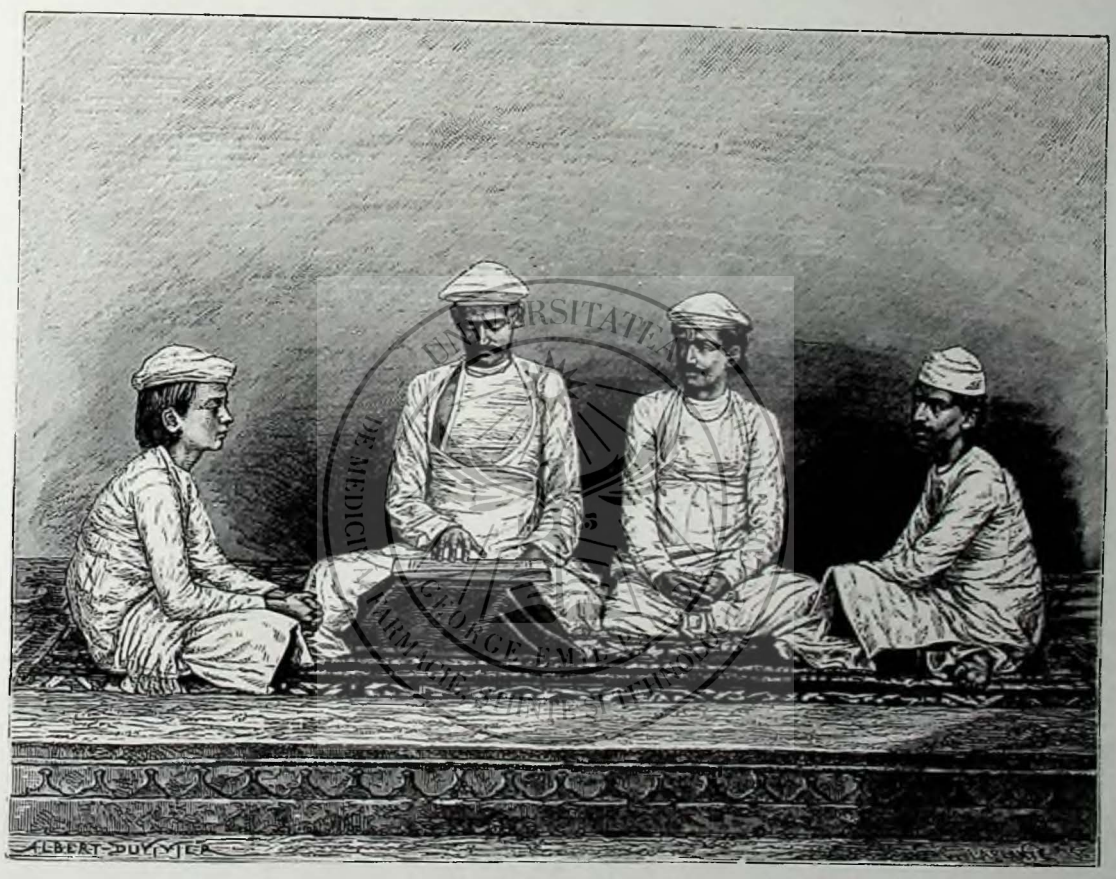
Sprachwissenschaft und Völkerkunde stellten fest, dass die Urheimat der Arier und der übrigen dem indogermanischen Stamme angehörenden Völker: in Europa die Griechen, Lateiner, Germanen und Slaven, in Asien der Indier, Iranier und Armenier, in den Quellländern des Amu Darja (Oxus) und des Jarkand Darja (Tarim)-Flusses zu suchen sei, wo sie im Hochgebirge noch wohnten, als ihre Nachbaren, die türkisch-tatarischen Völker bereits seit Langem nach Süd wie Nord ausgeschwärmt hatten und schliesslich auch die Arier in den Strudel der Bewegung rissen. Von hier werden sich die Arier um 2300 der vorchristlichen Zeitrechnung aufgemacht haben. Damals brachen die in den hieroglyphischen Urkunden Hyksos genannten Hirtenvölker von ihren Sitzen an den Ufern des persischen Meerbusens auf und schoben sich über Kleinasien bis nach Aegypten hinein. Wie alle Einfälle von Nomaden, die wir an der Hand geschichtlicher Ueberlieferungen verfolgen können, so muss auch die Auswanderung der Hyksos durch Einrücken eines anderen Volkes in ihre Sitze veranlasst worden sein und dieses Volk kann nur das arische gewesen sein, das sich nach Persien ergoss, ehe es sich in eine persische und indische Abtheilung spaltete.



Zusammenstoss mit Bhils, Radschuputana.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Die Zeit der Spaltung der Arier lässt sich nicht bestimmen; die besten Kenner der altindischen Literatur nehmen an, dass die Arier nicht gleich Hunnen, Mongolen und Türken in überwältigenden Reiterschaaren über den Indus zogen, sondern Sippe um Sippe, Stamm um Stamm verliess Persien in östlicher Richtung und Wogen gleich schlugen die neuen Ankömmlinge gegen die älteren Ansiedler wieder, Fremde und eigene Stammesgenossen vorwärts drängend. Am frühesten erhielt das Gebirgsland Kaschmir eine arische Bevölkerung; nach den neuesten ethnographischen Forschungen unter den Völkerresten an der Nordostgrenze von Kaschmir, wo seit 1877 am hochgelegenen Strassen-Knotenpunkte Gilgit, unter den Darden genannten Nachkommen der alten Arier ein englischer Officier mit einer Handvoll Leute auf einsamer Wacht steht, müssen arische Kolonisten dahin über die Einsattelung in der unwirthlichen Höhe von 3656 Meter,



Brâhmanen aus Bengalen.

zwischen dem Karakorum (Mustagh) und Hindukusch-Gebirge, auf demselben Wege gelangt sein, den jetzt, seit Besitznahme des Pamir-Scheidegebirges, dem Ursitze der Arier, die Russen als den direkten Weg aus Turkistan nach Indien bezeichnen. Nach den Indusebenen führte aus Persien der Weg über Afghanistan. Zahlreiche Gebirgseinschnitte und Engpässe, die bis zur Höhe der Hauptgipfel der deutschen Alpen hinaufreichen, durchfurchen das indische Grenzgebirge, die Suleimankette im Süden, das in Name und Höhe dem Montblanc gleichkommende Safedkoh-Gebirge nördlich davon; wahrscheinlich wurden alle diese Pässe von den Ariern benutzt, denn vom 1800 Meter hohen Malakand-Passe, nordwestlich von Peschawar, über welchen Alexander der Grosse sein siegreiches Heer führte hinab bis zum berüchtigten Bolan-Passe, dessen Fuss die englisch indische Militär-Eisenbahn ab Sakkar am Indus im Januar 1880 erreichte, tragen die gangbarsten Thäler und Pässe die Spuren alter Ansiedelungen.

Geschichtschreibung war in keiner Zeit Sache des indischen Volkes; wir haben in der ganzen reichen Sanskrit-Literatur kein Werk, das mit Herodot oder Livius, mit den alttestamentarischen Geschichtsbüchern oder dem trockenen Schu-King der Chinesen verglichen werden könnte. In Indien wird Alles ins Masslose vergrössert, die leitenden Personen als Verkörperungen der Götter hingestellt, die geschichtlichen Ereignisse in's Fabelhafte vermehrt. So können wir nur aus dem Inhalte der religiösen Literatur der Indier und aus den Wandelungen, welche die Rechte an Grund und Boden unter arischer Führung erlitten, erschliessen, dass die Arier Jahrhunderte lang im heutigen Pandschab sesshaft blieben, ehe sie in die Gangesebenen vorbrachen. Der Richtung der Gebirgssysteme und dem Laufe der Flüsse folgend, gelangten Arier schon frühe als friedliche Ackerbauer wie als tapfere Helden längs der Küsten hinab bis zur Südspitze Indiens; aber die Hinduisirung der Drawidavölker des südlichen Indien war nicht viel füher bewirkt als die Bekehrung der Deutschen zum Christenthum durch des Bischof Bonifacius Anstrengungen und die Brâhmanisirung des Narbada-Thales in Central-Indien erfolgte nur wenig früher als die Gründung des für die Geschichte Ostpreussens so bedeutsamen deutschen Orden. In den Waldgegenden ist die Bewegung noch immer nicht zum Abschlusse gekommen.[1])



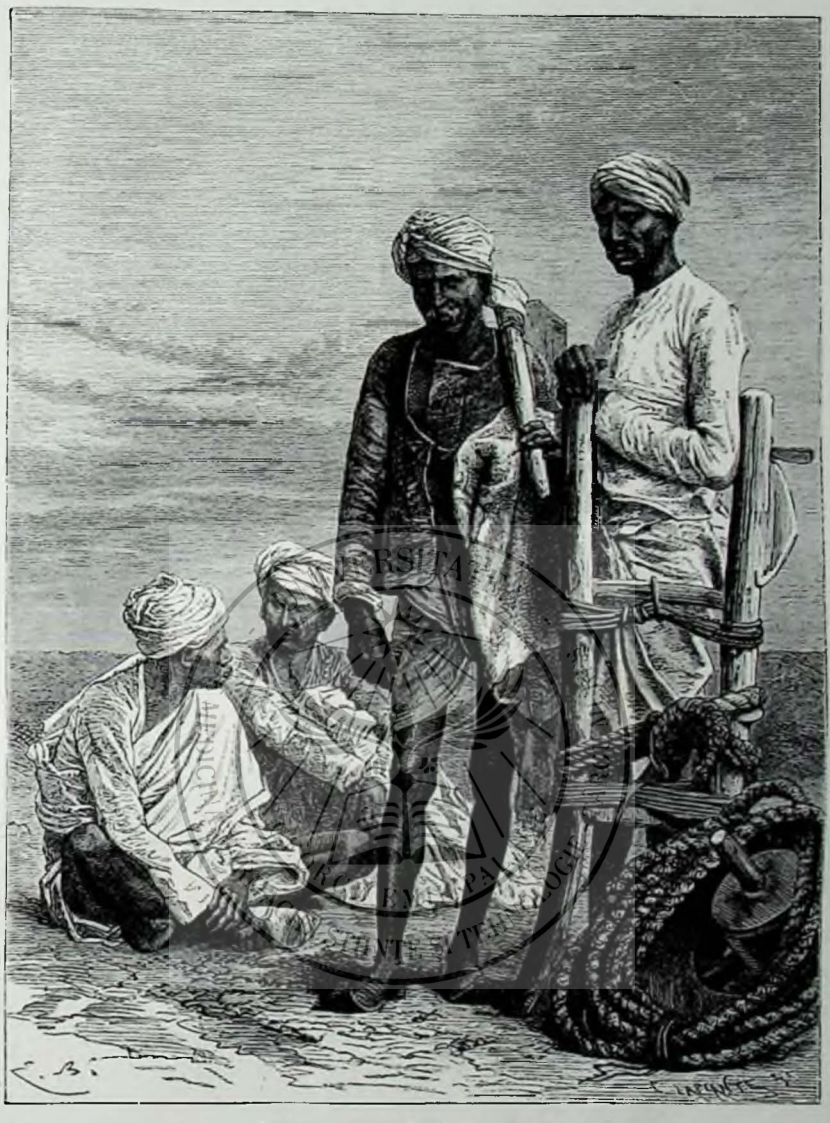
Radscha von Nagod, Parihâra Râdschput.

Die Hinduisirung Indiens durch die Arier vollzog sich auf dieselbe Weise, wie die Kolonisirung Sibiriens durch die Russen. Was für die politische Beherrschung Sibiriens der schmale Strich Landes ist, welcher sich an den nördlichen Ausläufern der südlichen Grenzgebirge hinzieht und im Ganzen ein Klima besitzt, das dem Kosakenführer Jarmak und seinen Schaaren, wie den heutigen Kosaken und russischen Bauern vortrefflich zusagt, dies waren für die Arier die Indus- und mittleren Gangesländer; hier fanden sie ein zwar wärmeres Klima vor als in den Ländern, in denen sie bisher gelebt oder Halt gemacht hatten; aber noch brennt die indische Sonne nicht zu heiss hernieder, um einem Volke, das an ein Klima mit zeitweise hoch gesteigerter Hitze gewöhnt ist, die Arbeit im Freien unmöglich zu machen; reichlich mit Wasser versorgte Ströme, so dass sie zu keiner Zeit im Jahre austrocknen, erleichtern den Verkehr, ihre Ufer werden die Sitze hoch gesteigerter Kultur.

Der Russe wird in Sibirien zu einem eigen gearteten Volke, dem Sibiriaken, die Arier wurden in Indien zu Hindus. Nicht blos Religion, Gesellschafts- und Staatsrecht wurde ein anderes, der Arier ging unterm indischen Urvolke auf; der weisslichste, kurzweg rein arischer Abstammung sich

[1]) Diese Zeitbestimmungen sind für Süd-Indien nach Cornish, Madras Census Report, für Central-Indien nach Grant's Gazetteer, zweite Auflage, berechnet. Im Uebrigen verweise ich auf die Belege in der Vorstudie zu diesem Abschnitte «Ostindische Kaste in der Gegenwart», in Band 33 der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft.

brüstende heutige Brâhmane und Fürst hat Schädelform, Körpergestalt und Hautfarbe mit der grossen Masse des Volkes gemein, die weniger hoch sich dünkt und keinen falschen Stammbaum in Anspruch nimmt. Selbst bei Brâhmanen stehen Körpergrösse und Kopfumfang nicht völlig in richtigem Verhältnisse und noch mehr weichen in der Kopfform bei grossem Wuchse die Bhil vom Durchschnitte ab; während die Regel ist, dass sich bei Zunahme des einen Masses das andere vermindert, bewahren die Bhils bei grossem Wuchse den grossen Kopf[1]) der indischen Urrassen. Nichts ist irriger als die Auffassung der heutigen Indier als ein Volk von arischem Grundstocke mit Beimengung einiger Reste der vorarischen Bewohner; gerade umgekehrt ist das Verhältniss der Rassen. Die älteren Landeskinder waren die volkreichen Klassen, die Arier die Minderheit, kleine Garnisonen in fremdem Lande. Die indischen Völker waren nicht im Stande, sich mit Männern arischer Abkunft zu messen, sei es in Künsten des Friedens, sei es im Kriege und dies selbst dann nicht, als nach Jahrhunderten des Aufenthaltes unter dem erschlaffenden indischen Himmel die Kraft des Nordens nachgelassen hatte. In allen Eigenschaften und Kenntnissen, welche einem Volke Uebergewicht über ein anderes



Bauern aus dem Doab, Gangesebene.

[1]) Trotz der nahen Verwandtschaft in Sprache zeigen Hindu und Europäer in ihren physischen Merkmalen weit grössere Unterschiede, als zwischen Hindus und den Bewohnern der indischen Waldgebirge bestehen. Körpermasse von lebenden Individuen (Männern mittleren Lebensalters) abgenommen und mit den Körperverhältnissen der Europäer verglichen, enthält folgende kleine Tabelle. Die Zahlen sind Millimeter und Verhältnisszahlen zur Körperlänge; die ganze Höhe ist als Maaseinheit genommen und sämmtliche Messungen mit dieser als Divisor getheilt.

	Indische Urrassen			Indische Mischrassen				Europäer
	Multscher.	Dschuang.	Bhil.	Niedere Hindukasten	Mohammedaner.	Hindu, Durchschnitt aller Kasten	Brâhmanen.	Europäer.
Ganze Höhe	1523	1560	1683	1643	1645	1653	1640	1663
Gewicht (in Kilo)	52	—	56	64	64	63	64	75
Kopfumfang	367	—	335	330	316	331	333	328
Halsweite	188	200	170	171	187	193	176	198
Brustumfang	503	580	462	471	484	486	483	532
Armdicke	149	158	125	126	139	133	135	144
Schenkeldicke	266	277	247	257	263	250	253	282

zu geben pflegen, muss zwischen Ariern und Nichtariern ein so grosser Unterschied gewesen sein, als zwischen Anglo-Amerikanern und Rothhäuten oder zwischen Engländern und Neuseeländern; die Nachkommen der an Zahl verhältnissmässig wenigen Arier konnten deshalb dem indischen Volke wohl ihre Kultur und neue Herrscher geben, nicht aber ihrem Aeusseren den arischen Stempel aufdrücken.

Das Mittel zur politischen Beherrschung der grossen indischen Volksmassen wurde für die arischen Eindringlinge die Aufrichtung der Kasten.

Kaste bezeichnet der Indier als „Farbe" (Warna). Als die Arier nach Indien kamen, kannten sie noch keine Kasten; im Rig-weda, dessen Hymnen ausserhalb Indiens entstanden und bis in die Zeit des Auszuges der Arier aus ihren Ursitzen zurückreichen, kommt nur ein einziges Lied vor[1]), das Kasten-Unterschiede in dieser Zeit folgern liesse, wenn es nicht sichtlich später eingeschoben worden wäre, um dem Volke den Glauben an ein hohes Alter dieser künstlichen Einrichtung beizubringen. Kaste entstand erst in Indien und verdankt ihre Entstehung der Gefahr, dass die Arier im freien Verkehre mit den Eingeborenen als Regierende untergehen könnten.



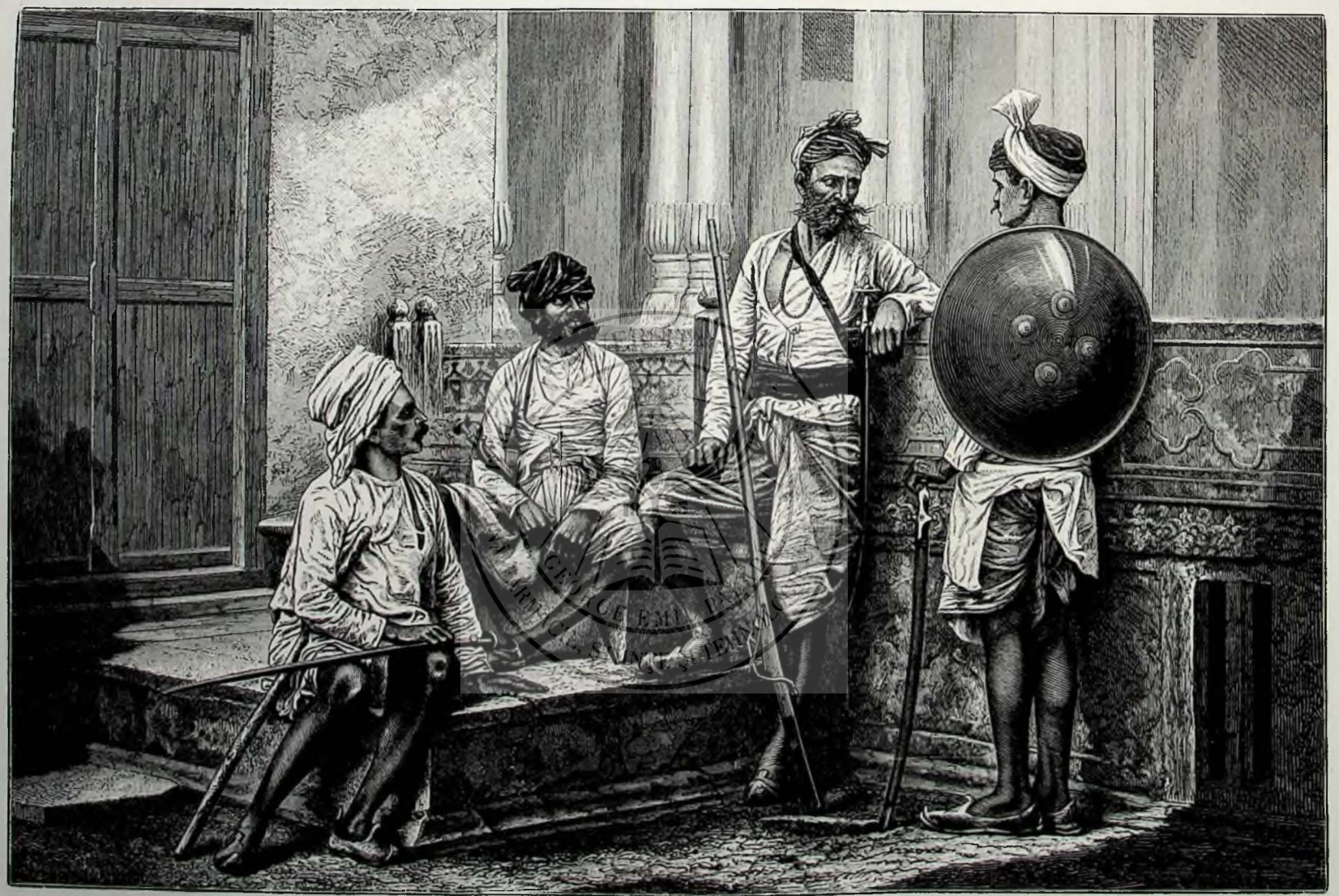
Râdschgond.

Unterm tropischen Himmel erhält sich die weisse Rasse in vielen Theilen der Erde nur unter grossen Schwierigkeiten; ohne Zufuhr frischen Blutes hat sie die Neigung auszusterben und in der stärkeren Rasse aufzugehen. Aus Mischheirathen zwischen grundverschiedenen Stämmen entsteht kein Produkt, das sich behaupten kann; nur die stärkere Rasse besteht fort, die Kennzeichen der schwächeren Rasse verwischen sich. In der arischen Kolonisirung Indiens waren, was Lebenfähigkeit anlangt, die dunklen Aboriginer-Völker das stärkere und die weissen Arier das schwächere Volk; die indischen Volkszählungen von 1872 ergaben unter Aboriginern und den daraus hervorgegangenen Bevölkerungsschichten eine viel grössere Kinderzahl und eine längere Lebensdauer als unter den höheren Kasten. Wohin, wie nach Unter-Bengalen, Arier nur in geringer Zahl gelangten, haben sie dem Volke wohl seine Sprache gegeben, aber nicht einmal mehr seine Religion; der Hinduismus war hier auf so schwachen und unsicheren Grundlagen aufgebaut, dass die mohammedanischen Eroberer, die es im mittleren Hindostan nirgends bis zu zwanzig Prozent von Glaubensgenossen brachten, hier bis zu siebzig Prozent der Bevölkerung zu Bekennern ihrer Religion erhielten.

Eine Kreuzung von Gond mit Hindu stellt unser Bild eines Râdschgond dar (eigentlich: königlicher Gond). Der Holzschnitt ist Portrait des Titular Herren über das Dorf Kumhari am Nordplateau der Windhya-Kette im Bezirke Damoh der Central-Provinzen, an der Bombay-Allahabad Heerstrasse; das Gesicht ist veredelt, aber der Ausdruck des Gond beibehalten.

Weder die Indier noch ihre umfassende Literatur wissen eine vernünftige Erklärung der Kastenbildung zu geben. Aus natürlichen Gründen ist jede Gesellschaft blind gegen die Erscheinungen in ihrem eigenen Dasein, gleichwie sich auch der einzelne Mensch seines täglichen Wachsthums nicht

[1]) Es ist dies das oft übersetzte Puruscha Sûkta, in welchem Spruche das Urwesen, die Quelle alles Daseins, geschildert wird.



Radschputs.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
GEORGE EMIL PALADE
19 25

bewusst wird; hiezu kommt bei den Indiern, dass sie durch ein religiöses Dogma gebunden sind. Die didaktischen Werke der Sanskrit-Literatur führen die Gründung des Kastenwesens auf göttliche Satzung zurück und lassen die Einwohner der brâhmanischen Welt von der Gottheit als vier Gruppen erschaffen worden sein: die Brâhmanen oder Priester aus seinem Munde, die Kschatriyas oder Krieger aus seinem Arme, die Waisyas oder Kaufleute und Gewerbetreibenden aus seinem Schenkel, die dienenden Klassen, die Sûdras, endlich aus seinem Fusse. Die oberen drei Kasten sind die zweimal Geborenen und tragen zum Wahrzeichen dessen die heilige Schnur von Baumwolle, die auf der linken Schulter aufliegt und unter dem linken Arme hindurchgeht. Uralt ist der Gegensatz zwischen Fürsten (Kriegern) und Priestern. Im Kampfe um den Vorrang waren die Brâhmanen anfangs vollständig siegreich, so dass sie sich rühmen, die Erde von den Kriegern befreit zu haben, die eine Plage und Geissel geworden waren; aber sie selbst setzten die Fürsten und Krieger wieder in ihre Rechte ein, da nach Vertilgung der Kschatriyas grosse Unordnung in der Welt entstand und die Erde, des Schutzes der die Gesetze vollziehenden Mächtigen beraubt, in die Tiefe zu sinken drohte. Noch heute ist in Hindu-Fürstenthümern den Brâhmanen ein grosser Einfluss auf die Regierung beigelegt; wie in alter Zeit verbleibt der Titel dem Fürsten, die Macht ruht bei den Brâhmanen.

Die Behauptung einer Viertheilung der indischen Gesellschaft ist im Widerspruche mit dem Zeugnisse aller unabhängigen Literatur, welches Zeitalter sie hervorgebracht haben mag; sie kann auch um deswegen nie praktisch geworden sein, weil sich davon in der Gegenwart nur die obere Hälfte erhalten hat, während von der anderen Hälfte keine Spur mehr anzutreffen ist. Mag die hässliche Theorie, dass der Brâhmane selbst über den Göttern stehe und dass für ihn allein während langer Zeitalter der Kschatriya kämpfen, der Waisya Handel treiben, der Sûdra Dienerverrichtungen vornehmen muss, auf der Spitze des Schwertes durch siegreiche Eindringlinge auferzwungen oder den Aboriginer-Einwohnern durch die geistige Ueberlegenheit der Brâhmanen auf friedlicherem Wege beigebracht worden sein, der religiöse Faktor im Kastenprinzipe hat seine Fortdauer gegen alle Angriffe bewahrt. Nicht weniger bedeutsam für die Gestaltung des indischen Kastenwesens ist jedoch der sociale Faktor geworden oder die Neigung, Kaste gleich Beschäftigung zu setzen. In dem Masse, in welchem der Glaube, dass die Gottheit selbst die Unterschiede des Hindu-Kastensystems bestimmte, schwächer und schwächer wird, in demselben Grade gewinnt die sociale Seite an Kraft.

Noch heute sind in ganz Indien die Brâhmanen eine lebende Wesenheit. Die Kschatriya im Sinne von Herrscher sind sprach- und sinnentsprechend ersetzt durch Thâkur (ursprünglich „Gottheit," dann Ehrentitel) und Râdschput (Fürstensöhne); die andere Hälfte dagegen, die Waisya und Sûdra, sind selbst im Namen gänzlich in Vergessenheit gekommen. Nicht erst in der Gegenwart ist es so gekommen, dieser Zustand scheint schon seit langer Zeit eingetreten zu sein. Die Worte Waisya und Sûdra könnten aus Râmâyana und Mahâbhârata ausgemerzt werden, ohne dass sich eine der beiden Sammlungen unvollständig erwiese; wollte man aber die Worte Brâhman und Kschatriya ausstreichen, so würde der Rahmen der Gedichte sofort zusammenbrechen.

Die Stärke einer Genossenschaft, die wie die Brâhmanen den Anspruch auf den Besitz einer geheimen Wissenschaft erhebt, liegt in der Abschliessung; ein militärischer Körper dagegen gedeiht nur durch Ausdehnung. So lange die Arier im Pandschab in enger Kantonirung, wie sie für eine kleine Angriffstruppe unerlässlich ist, sesshaft blieben, war die Schranke nicht niedergerissen, welche sie vom indischen Volke trennte. Alle niederen Dienste wurden den überwundenen und theilweise ausser Besitz gesetzten Landeskindern überlassen; die Eindringlinge pflegten die ihnen besser zusagenden Geschäfte des Kriegshandwerkes oder der gelehrten Studien und die Umwandelung eines Kschatriya in einen Brâhmanen konnte damals kein auffallenderes

Ereigniss sein, als wenn sich ein mittelalterlicher christlicher Ritter, überdrüssig des Kampfgetümmels, in die friedliche Einsamkeit eines Klosters zurückzog.

Die Waisya rechnet das Kastengesetz den Zweimal-Geborenen, der oberen Schicht der Herrschenden zu; aber würden die Waisya jemals einen geschlossenen Körper, wie Brâhmanen und Kschatriya, gebildet haben, so hätten sie unausbleiblich in irgend einer Periode einen hervorragenderen Antheil an indischen politischen Fragen genommen, als sie thaten. Mit viel geringeren Ansprüchen und einem ungleich loseren Zusammenhange, als Manu den Waisya zuspricht, haben die freien Städte in Deutschland und die Burgflecken in England sich ihre Unabhängigkeit gegen eine Aristokratie und ein hierarchisches System erkämpft, verglichen mit welchen Kschatriya und Brâhmanen verächtliche Körper sind.

Der Name Sûdra ist in die Volkssprachen nicht übergegangen; Kasten dieses Namens ergaben die Volkszählungen nur in Bengalen, in Tschota-Nagpur und den anstossenden Distrikten von Orissa; dort hat das Wort aber die Bedeutung von reine Leute im Gegensatze zu den unreinen Waldbewohnern, von welchen sich hier noch viele Reste erhielten. Oberst Dalton, langjähriger Verwalter dieser Provinz, folgert daraus: „Gleichwie hier Sûdra Bezeichnung für Arier ist, so war er früher der Name, durch welchen sich die Arier *en masse* von den älteren Landeskindern zu unterscheiden liebten."



Bengali niederer Kaste.

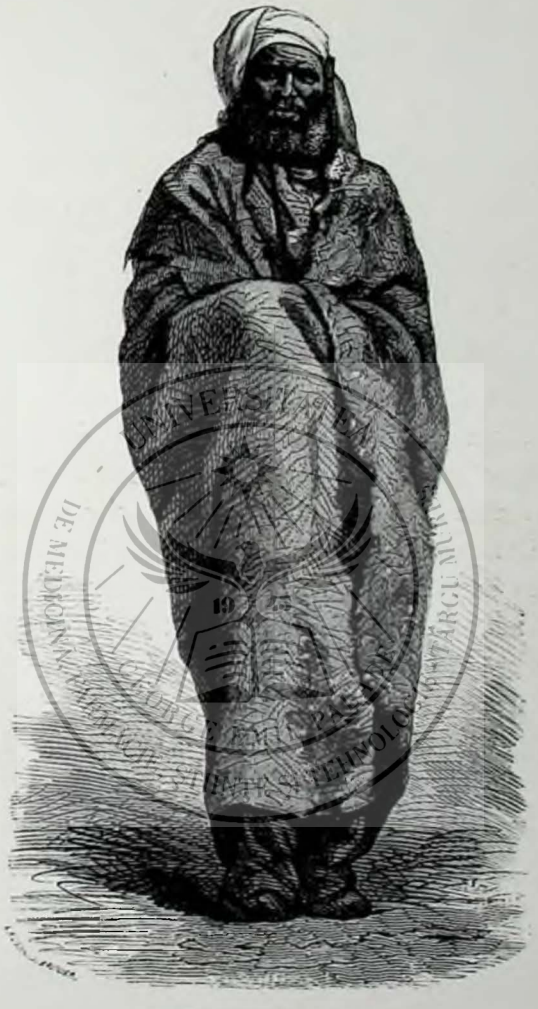
Waisya und Sûdra könnten nicht als Körper gedacht werden, die jemals geschlossen waren. Aus nicht ehrgeizigen Gliedern der herrschenden Rasse, welche Handel und Gewerbe lohnender oder ihren Neigungen zusagender fanden als die Beschäftigung mit Waffen oder Wissenschaft, aus unternehmenden Landeskindern und den Nachkommen aus Mischheirathen muss sich eine Mittelklasse gebildet haben. Diese Leute wurden bald von den Verbrüderungen, die sie unter sich eingegangen hatten, bald von den Sitzen ihres Handels oder ihrem speciellen Geschäftszweige benannt. Diese Namen, einmal im Gebrauch, erhielten sich fort, wenn sie auch nicht mehr strenge anwendbar blieben, sei es in Folge der Aufgabe der ursprünglichen Sitze oder wegen Wechsels in der Beschäftigung.

Auf dieselbe Weise bildeten sich Abtheilungen und erfolgte die Namengebung unter der dienenden Klasse, welche in Versorgung der nicht erwerbenden Klassen mit Lebensmitteln und in Leistung persönlicher Dienste ihre Nahrung suchte. Diese Klasse ist die zahlreichste, ihre Beschäftigung sehr vielseitig; die Schwierigkeit, sich in den Namen dieser Gruppe zurecht zu finden, vermehrt noch die Sucht, eine niedrige Beschäftigung mit einem hochtrabenden Namen zu benennen; die Lächerlichkeit, dass sich der Strassenkehrer Mihtar d. i. Prinz, der Koch Khalifa oder einen Nachfolger des Propheten nennt, ist schon oft bespöttelt worden.

Selbst für die altindische Gesellschaft kann man nicht mehr zugestehen, als dass damals mit den Namen Waisya und Sûdra die unbestimmte Vorstellung verbunden war, der Waisya

solle ein Händler, der Sûdra Diener sein. Die Brâhmanen-Eigenschaft verleiht eine unlösbare erbliche Würde; auch die Râdschput bleiben Râdschput, mögen sie in einem besonders unehrenhaften Handel oder einem ausnahmsweise ehrenvollen persönlichen Dienste thätig sein; tritt aber solche Erniedrigung oder Erhebung in den Abtheilungen niedriger als Brâhmanen und Râdschput ein, so wird die Klassificirung schwankend, eine Schwierigkeit, welche in dieser Weise unter den zwei höheren Manawa-Kasten niemals auftritt. Und doch gibt es kaum zwei Worte und Zustände, für welche der gewöhnliche Indier ein besseres Verständniss hat, als für Kaste und Beschäftigung.

Unter solcher Annahme gelangen wir zu einer Anschauung über Kaste, ganz verschieden vom dogmatischen Standpunkte. Kaste ist in Indien keine Einrichtung, an welche sich unter anderen Völkern keine Anklänge fänden; sie entsprechen, Brâhman und Râdschput ausgenommen, nicht den schottischen Clans, mit welchen man sie oft verglich, denen sie aber ganz unähnlich sind, sondern den geschlossenen Gilden, welche im Mittelalter eine so grosse Rolle spielten. Gemeinsamkeit des Interesse hatte in Europa zur Innung, in Indien nach dem Vorbilde der zwei höheren Klassen zur Kaste geführt. In einem älteren Abschnitte der Hindu-Geschichte gab es unzweifelhaft eine scharfe Sonderung zwischen Zweimal-Geborenen und den Sûdra-Kasten; mit dem Vormarsche vom Satledsch, dem Grenzflusse des Fünfstromlandes gegen Osten und dem Hinabsteigen in die Ebenen Hindostans musste sich dies ändern; Vermengung mit den überwundenen Gegnern vom Naga-, Mletscha- und Dasyuvolke war nun unausbleiblich. Nirgends noch gab es ein erobertes Land, in welchem nicht zwischen seinen Bewohnern und den Eindringern Bündnisse geschlossen wurden; Indien bildet davon keine Ausnahme (Vergl. S. 6). Die Sieger mögen sich noch so ablehnend verhalten haben, die Rassenmischung war natürlich, unvermeidlich und wurde auch sichtlich unbedenklich eingegangen. Nach den heiligen Schriften ist die Kriegerkaste wiederholt vernichtet und aus neuen Elementen wieder gebildet worden; hiemit stimmen neuere Gewohnheiten. Kein Hindu erreichte den hohen Rang eines Râdscha, ohne sich etwas wie einen Râdschput-Charakter beizulegen, der in dritter oder vierter Generation, wenn einmal Verbindungen mit älteren Familien einigen Schimmer auf ihn herabgestrahlt haben, unbedenklich behauptet und zugestanden wird.



Sindh vom untern Indusufer.

Wann und aus welchem Anlasse die Gefahr erkannt wurde, welche für die Sieger in schrankenloser Blutmischung lag, ist nicht bekannt; aber sie wurde entdeckt und beseitigt durch die Strafen gegen Mischheirathen, welche geschlechtliche Verbindungen mit untergeordneten und unreinen Klassen mit dem Verluste des Status für Eltern und Kinder bedroht; folgerichtig weist Manu's Gesetzbuch dem Bastard eines Brâhminî-Weibes den niedrigsten Rang an.

Gegenwärtig bildet jede Beschäftigung eine Kaste; man bringt sie mehr und mehr in Verbindung mit den Erwerbsarten und die Spaltung der grossen Kasten in Unterkasten nimmt ununterbrochen ihren Fortgang. Es gibt jetzt mehr Kasten als vor einem halben Jahrhundert, jede neue Zählung bringt deren mehr; die verhältnissmässig junge Organisation vieler sogenannter Kasten ist durch die persischen Namen bezeugt, welche sie für gut fanden anzunehmen.

An dieser fortschreitenden Zerkleinerung hat das Sektenwesen einen grossen Antheil. Viele Sekten sind aus dem Widerstande gegen die brâhmanische Kasten-Ordnung entstanden, aber verhärteten wieder dennoch zu Kasten; nur wenige Reformatoren konnten sich von dem Grundzug im Leben der Indier lossagen, dass nicht persönliches Verdienst, sondern das Ansehen der Kaste, welcher man zugehört, den gesellschaftlichen Rang des Individuum bestimmen. Das Häufchen Jener, die sich an ein bestimmtes Bekenntniss binden und sich nicht in Kasten spalten, ist klein; Dschaina, die zahlreichste nicht brâhmanische Sekte Indiens von etwa fünf Millionen Bekennern, verwirft die Kasten, lässt aber kastenartige Sonderung zu und ist in Südindien in Gotra oder Abtheilungen gegliedert, die keine Mischheirathen eingehen. In Europa nimmt ein reicher Emporkömmling, der sich keines Stammbaumes rühmen kann, einen Heraldiker an, der ihm liefert, was ihm bisher fehlte; in Indien dagegen wird Höherstellung der Kaste angestrebt, weil Rang der Kaste den Rang in der Gesellschaft bestimmt und Niemand sich über seine Kaste erheben kann. Eine ganze Literatur dickleibiger Bände enstand und vermehrt sich zu keinem anderen Zwecke, als zu dem, die einzelnen Kasten besser zu beglaubigen; in Südindien gab es wohl niemals eine Zeit, in welcher die grosse Menge so hartnäckig in der Vertheidigung ihrer Kastenrechte ist, als jetzt seit dem Erscheinen dieser Literatur.

Eine besondere Schwierigkeit machen die niederen oder verworfenen Kasten, welche ihre Hütten nicht innerhalb des Dorfes aufrichten dürfen, sondern gleich den Pfahlbürgern des deutschen Mittelalters ausserhalb wohnen müssen; der hochmüthige Brâhmane nimmt Nichts aus ihren Händen an, sie müssen die Waare auf die Erde hinstellen und dann erst fasst sie der Brâhmane an. Ihre Zahl ist eine sehr grosse, sie betragen vierzehn Prozent der gesammten Hindu-Bevölkerung; in Hindostan, unter Marâthen wie den Drawida-Völkern des südlichen Indien schlossen sie sich zu grossen Kasten zusammen, die zwar alle unter dem Gesetze der Zerkleinerung stehen, deren Unterabtheilungen aber — verschieden von den höheren Kasten — gemeinschaftlich kochen und trinken, zu denselben Gottheiten beten und Wechselheirathen schliessen. Die Ansicht herrscht vor, dass sie obwohl niedrig im Range, doch noch innerhalb der Kasten-Ordnung stehen; andere meinen, sie stehen so vollkommen ausserhalb des Kreises von Kaste wie die Europäer und seien gleich diesen ohne Kaste, d. i. Kastenlose (Outcasts). Hält man an dieser letzteren Anschauung fest, dann muss man eine Scheidelinie ziehen, die auf den grössten Widerstand stossen würde; die englische Regierung wie die französische Verwaltung in Ponditscherri sind oft um eine amtliche Feststellung von hoher und niederer Kaste angegangen worden, haben es aber weislich abgelehnt, in dieser an Zweifeln reichen Frage eine Antwort zu geben. Sicher stellen viele der sogenannten niederen Kasten, die Pariahs in den südindischen Dialekten, ein Volk dar, welches das erste in Indien war und nicht in der Stellung von Sclaven lebte, die ihnen unter dem Kastensysteme aufgezwungen wurde; anderseits ist die Reinheit derjenigen, welche den Anspruch auf hohe Kaste erheben, vielfach mehr als zweifelhaft. In Unter-Bengalen und auf der Halbinsel war die Verschmelzung der Rassen schon in längst vergangenen Zeiten eine vollständige geworden und von Süd-Indien ist zu behaupten, dass den hochmüthigen und sich abschliessenden Ariern, welche das Kastenwesen erdachten, könnten sie zum Leben gebracht werden, ein „schwarzer Brâhmane“ ebenso sonderbar vorkommen müsste, wie uns ein „schwarzer Engländer aus Indien.“

Süd-Indien eigenthümlich und in keinem anderen Theile des Landes sich vorfindend, ist die Spaltung der Hindu-Kasten in solche der rechten und linken Hand, Walankai und Idankai. Diese Scheidung hat sich der englischen Regierung wiederholt sehr fühlbar gemacht; in vielen Blutfehden zwischen den streitenden „Händen" konnte der Friede nur durch Aufgebot der bewaffneten Macht hergestellt werden. Ihr Ursprung verliert sich im Dunkel, die Leute wissen keine befriedigende Erklärung zu geben. Als der französische Gelehrte Pasquier vor einigen Jahren ein Werk über die Geschichte Indiens schrieb, wollte er über diese Zweitheilung Erkundigungen einziehen und wandte sich hiezu an einflussreiche Brâhmanen in der französischen Besitzung Ponditscherri an der Bai von Bengalen. Hier an den Haupt-Guru in Tschidambram verwiesen, bezog sich dieser wieder auf gelehrte Pandits in Tandschor (südlich von Madras). Diese hinwieder legten die Frage dem Ober-Brâhmanen des Dschagarnâth Tempels in Puri (Provinz Orissa an der Bai von Bengalen, südwestlich von Calcutta) vor, dieser hohe Priester gab sie wieder an das Brâhmanen-Kollegium in Benares ab und das Ende aller Nachfragen war, dass Pasquier schliesslich nicht mehr wusste als am Anfange; keine einzige Autorität vermochte Licht zu verbreiten. Aehnlich war es im Beginne dieses Jahrhunderts Abbé Dubois gegangen; auch dieser wusste nach einem Leben in stetem Verkehre mit den Eingebornen nichts daraus zu machen.

Es ist nicht zum geringsten bemerkenswerth, dass Geschichte und Ueberlieferung über die Entstehung dieses für das südliche Indien wichtigen Gebrauches schweigen; es ist ein neuer Beweis der Neigung des Kastenwesens, die Grenzen zu überschreiten, welche die ursprünglichen Erzeuger ihm anwiesen.

Kaste bewährte ihre Fortdauer gegen alle Anfechtungen.

Der Buddhismus beseitigte vorübergehend die religiöse Weihe, welche der Kasteneinrichtung gegeben worden war, und den zu ihrer Aufrechthaltung geforderten staatlichen Zwang; aber als eine Einrichtung, welche dem Rassen-Gegensatze die nothwendige Rücksicht zollte, überdauerte Kaste auch den Buddhismus, der keinen anderen Eindruck hinterliess, als dass die übertriebenen Ansprüche der Brâhmanen auf ein vernünftigeres Mass zurückgeführt wurden.

Der Islam lockerte das Kastenwesen, konnte es aber nicht beseitigen; in seinem Bereiche wird es zur Wehr gegen die Bedrückungen der Hindu und zum Innungszwang. Winzig klein an Zahl der Mitglieder sind hier die Kasten unter Gewerbetreibenden und Moscheebedientesten; volkreiche Klassen bilden dagegen die Sekten und Landsmannschaften.

Erst das Christenthum sagt sich vom Kastenunwesen los, doch selbst seine ältesten Sendboten duldeten in ihrem Kreise die Forterhaltung dieses echt nationalen Prüfsteins des gesellschaftlichen Ranges; in Konkan hängen die eingebornen Christen noch heute an den Kasten, denen sie zu der Zeit angehörten, als Sankt Franz Xaver sie bekehrte.

Kaste ist ferne davon, in der Gegenwart auszusterben. Die allmählige Verbreitung von Schulbildung bewirkt zwar einige Zersetzung der hergebrachten Anschauungen; Berufsarten, die seither als ausschliessliches Vorrecht der sogenannten höheren Kasten galten, werden jetzt auch von niederen Kasten ergriffen; aber die Kastenprozesse, welche in Gerichtssälen und Zeitungen auftauchen, beweisen deutlich, das Kaste nach wie vor sociale und politische Spaltung, Neid, Hass, Eifersucht und Argwohn unter Nachbaren bedeutet. Das Kastenwesen trägt die Schuld, dass Indien von langer Zeit her der Herrschaft durch Fremde sich unterworfen sieht; das Volk hat thatsächlich mehr Vertrauen in die Milde, Gerechtigkeit und Unparteilichkeit einer fremden Rasse, als in die Eigenschaften seines eigenen Stammes. Im englischen Kaiserreiche Indien hat Kaste ihre Kraft der Sicherung und Bewahrung politischer Macht verloren; sie erweist sich aber als der grösste Hemmschuh gegen das Fortschreiten der indischen Völker in Gesittung und in der Befähigung zur Selbstverwaltung.

Von hohem Einflusse auf die Völkermischung, aber von untergeordnetem Gewichte als neue ethnographische Elemente waren die Einfälle der türkisch-tartarischen Horden und der semitischen Araber. Die bei den Alten Indoscythen genannten Völker Central-Asiens fielen im letzten Jahrhundert vor Christus in das Pandschab ein, stifteten hier Reiche und wurden die Ursache zur Gründung jener kriegerischen Hindugemeinwesen, welche zur Umbildung der Kschatriyas in Râdschputs führten und Indien seine demokratische Gemeindeverfassungen gaben. Die jüngsten Eroberer sind die Reiche stürmenden Schaaren Sultan Babers mit denselben Kiptschak als Kerntruppen, welche 1876 den Russen bei der Eroberung der Gebirgs-Provinzen von Khokand (Ferghana) so unerwartet hartnäckigen Widerstand leisteten. In den Indusländern, wo jeder Eroberer Indien zuerst betrat, haben sich Araber, Afghanen und türkisch-tartarische Horden in etwas grösserer Zahl niedergelassen; die Moghul, womit zuerst die Nachkommen der Eroberer unter Baber bezeichnet wurden, während sich später diesen Titel die Mitglieder der regierenden Häuser, ihre Bastardkinder und ihr Hofstaat beilegten, haben es nach den Volkszählungen von 1872 in ganz Indien nur auf 219,135 Mitglieder gebracht, obgleich das Moghulreich mit der Residenz in Dehli eine der glanzvollsten Erscheinungen in der Geschichte Indiens bildet.



Dschat hoher Kaste.

Nicht die geringste der wissenschaftlichen Errungenschaften, welche sich an die erstmalige Durchführung einer Volkszählung in Indien (1867—1872) knüpfen, ist die Beseitigung der herkömmlichen Theilung der indischen Völker in arische und nicht-arische und des Festhalten an der viertheiligen Kastengliederung. An Stelle der Ordnung nach diesen Merkmalen tritt nun die Klassificirung nach Nationalität, Religion und Beschäftigung und es werden unterschieden: Ausser-indische Rassen; Gebirgsstämme, Waldbewohner; halb-hinduisirte Gebirgsstämme; Hindu mit Kastenordnung, Hindu ohne Kastenordnung; Mohammedaner. Das Merkmal für die Nationalitäten bildet die Sprache. Geltungsgebiet und selbst Zahl der Sprachen ändern sich von Jahr zu Jahr, denn alle Waldbewohner, welche Hindu im Glauben werden, verlieren ihre alte Sprache; auf Strecken, so gross als Bayern, wurden binnen wenigen Jahrzehnten Stämme, die bis dahin zu den

Waldbewohnern, jetzt zu den halb-hinduisirten Indiern zählen, veranlasst, ihre Sprache gegen eine der Ebene zu vertauschen.

Alle indischen Literatur-Sprachen sind zu dem, was sie sind, durch Entlehnung vom Sanskrit geworden. Das Alt-arische der Männer, welche die Weda-Hymnen erdachten, hatte, wie jede Sprache, im Munde des Volkes Wandelungen erlitten; um einer weiteren Verschlechterung vorzubeugen, brachten die Brâhmanen den bis dahin schwankenden und unsicheren Sprachgebrauch in feste Regeln und verallgemeinerten Wohllautsgesetze, die bis dahin nur theilweise Beachtung gefunden hatten. Diese kunstvolle, abgeschliffene Sprache ist das Sanskrit; sie wurde die Büchersprache für eine umfassende Literatur, mit deren Bekanntwerden in Europa die Grundlagen sich änderten, auf welchen bisher die vergleichende Sprachforschung gefusst hatte.

Geschrieben wird Sanskrit mit dem Dewanâgarî, d. i. göttliche Stadtschrift genannten Alphabete von 14 Vokalen und 34 Konsonanten. Vokallose Konsonanten werden mit anderen Konsonanten zu eigenen Schriftzeichen verbunden, Vokale, die nicht anlauten durch Zeichen ober und unter den Konsonanten ausgedrückt, die möglichen Verbindungen belaufen sich auf viele Hunderte. Man schreibt von links nach rechts und mehr syllabirend als lesend, da Worttrennung nicht als Bedürfniss gefühlt wird. Der gelehrte Streit, ob diese Dewanâgarî-Schrift in Indien, wo Schriftzeichen vor 450 vor Christi Geburt noch nicht in Gebrauch gewesen waren, selbständig entstand oder Nachbildung eines semitischen (phoenizischen) Alphabetes ist, tobt noch fort. Der leitende Beamte des archäologischen indischen Amtes, General Cunningham, spricht sich in seiner neuesten Kundgebung[1]) für selbständige Erfindung der indischen Schrift aus indischen Hieroglyphen aus und findet seine Ansicht unterstützt durch Auffinden des nebenstehend abgebildeten Steinsiegels in der Trümmerstadt bei der Station Harapa der Lahor-Multan Eisenbahn mit einer Inschrift in Schriftzügen, welche im Einklang stehen mit den Schriftzeichen späterer Zeitperioden. Cunningham setzt die Herstellung unseres Siegels in das fünfte vorchristliche Jahrhundert; die Buchstaben darüber sind Schriftzeichen eines Alphabetes aus dem dritten vorchristlichen Jahrhundert. — Unterm Volke erhielten sich die jeder Landsmannsschaft eigenen Sprachformen und Redewendungen und verhärteten hier zu Dialekten; der gemeinsame Name für die altindischen Dialekte ist Prakrit d. i. abgeleitete Sprachen. Zu grosser Bedeutung unter diesen Dialekten gelangte das Pâli, eigentlich die Sprache im mittleren Hindostan; seit dem sechsten Jahrhundert der vorchristlichen Zeitrechnung wurde es im Geltungs-Gebiete des Buddhismus an Stelle des Sanskrit die heilige Sprache dieser Religionsbekenner. Aus Indien, seinem Geburtslande, ist Pâli mit dem Buddhismus verschwunden; es bildet aber noch heute die heilige Büchersprache auf Ceylon und in allen hinterindischen Ländern, so weit der Buddhismus reicht. Nach einem vollen Jahrtausend der Herrschaft der buddhistischen Mönche gelangten in Indien die Brâhmanen wieder zu Macht und damit Sanskrit wieder in seine Rechte; Worte, mit welchen die buddhistische Lehre bestimmten dogmatischen Sinn verbunden hatte, wurden aus den Volkssprachen ausgemerzt. In der Gegenwart setzt Schulmeisterdünkel diese Reinigungsbestrebungen fort; die Sucht, der Sprache des täglichen Gebrauches veraltete und dem Volke unverständliche Sanskrit-Worte unterzuschieben, wurde im Bereiche des Bengali so weit getrieben, dass die englischen Schulhörden einschreiten mussten, damit die Fibeln für Anfänger nicht in einer Sprache geschrieben werden „dass Gelehrte über den Sinn der Prachtworte darin streiten und zu Sanskrit-Wörterbüchern ihre Zuflucht nehmen, um Klarheit zu erhalten."



Aelteste indische Schriftzeichen.

[1]) Codex Inscriptionum Indicarum; Vol. 1, Calcutta 1877.

Gegenwärtig werden im englischen Kaiserreiche Indien achtzehn Schriftsprachen gesprochen und sind vierzehn verschiedene Alphabete in Gebrauch; dazu kommen noch die Sprachen der Waldbewohner, die es zu eigener Literatur nicht gebracht haben, Persisch und Arabisch als gelehrte Sprachen, Englisch als Sprache der regierenden Klasse. Auf dem Sanskrit fussen Hindî, Bengalî, Uriyâ, Pandschabî, Marâthî, Sindhî und Gudscharatî. Hindî hat die grösste Verbreitung, es wird von fast hundert Millionen Indiern gesprochen und erstreckt sich zu beiden Seiten des Ganges von Behar im Osten bis nach dem Pandschab im Westen, vom Himâlaya im Norden hinab bis zur Satpura-Kette, jener wichtigen klimatischen und Völkerscheide zwischen dem nördlichen und südlichen Indien. Hindî ist seit Langem die Sprache des fortgeschritteneren Theiles der Hindu-Rasse. Als Lingua franca wird es von Peschawar bis Assam, von Kaschmir bis Kap Komorin verstanden und in den von der englischen Verwaltung eingerichteten höheren Schulen gelehrt. Unter den mohammedanischen Herrschern erhielt das an den Ufern des Ganges und der Dschamna gesprochene Hindî zahlreiche persische Zusätze und dieses verpersischte Hindî heisst Urdu oder Hindostânî; die Schrift hierfür ist meist persisch, doch sind selbst um Dehli, wo die persischen Zusätze am zahlreichsten sind dem Dewanâgarî nachgebildete Schriftarten nicht ungebräuchlich.[1]) Unter der englischen Verwaltung regt sich der Hindu-Nationalstolz, man entfernt die persischen Zusätze und schält ein Hoch-Hindî heraus, dessen Verbreitung die Lesebücher für die jährlich sich mehrenden Elementar-Schulen und höheren Anstalten mit Hindî als Lehrgegenstand Vorschub leisten.

Marâthî für 15 Millionen wird mit Dewanâgarî Schriftzeichen geschrieben; Bengalî für 37 Millionen, Pandschabî für 13 Millionen, Uriyâ für 5 Millionen, Gudscharatî für 7 Millionen haben gleichfalls dem Dewanâgarî nachgebildete Alphabete. Persisch bildet die Schrift für Sindhî (3 Millionen).

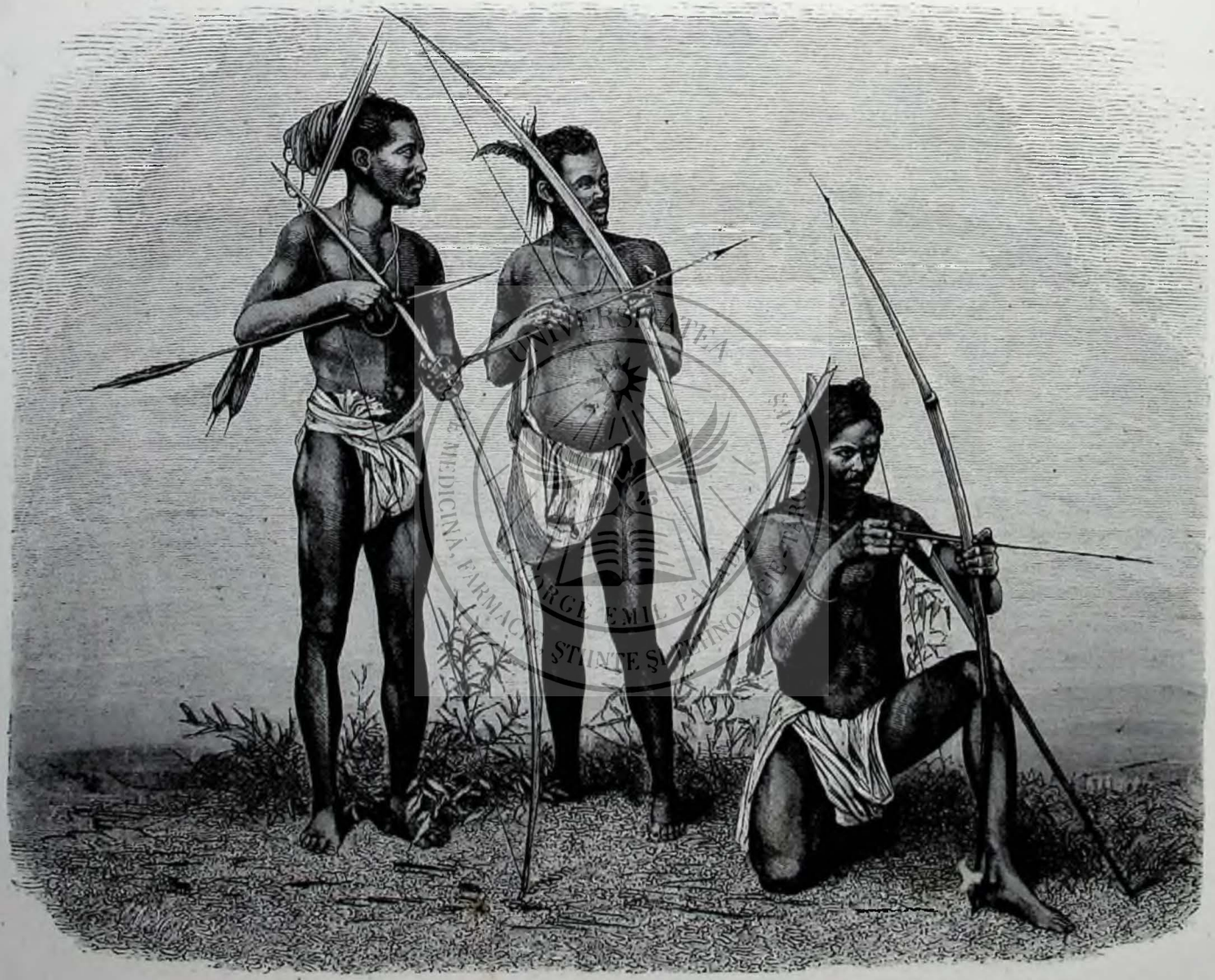
Die südindischen Sprachen haben ihre Alphabete gleichfalls dem Dewanâgarî nachgebildet. Am abgeneigtesten dem Sanskrit unter den Sprachen des drawidischen Stammes ist Tamil, die Sprache in einem Gebiete von 15 Millionen Einwohnern längs der Koromandelküste; seine Grammatik ist gründlich ausgebildet, sein Wortschatz gross. Seine Literatur, die bis in das sechste vorchristliche Jahrhundert zurückreichen soll, nahm zwölf Jahrhunderte später, zwischen dem 7. und 13. christlichen Jahrhundert, unter dem Einflusse der Dschaina-Religion einen Aufschwung, dass sie an Umfang und Schwung dem Sanskrit sich anreiht. Telugu (nördlich von Tamil), Muttersprache für 20 Millionen Indier, tritt im zwölften Jahrhundert in die Reihe der Schriftsprachen. Kanaresisch, an der Malabarküste bis zur Berührung mit Tamil und Telugu, von 10 Millionen gesprochen, klingt rauh und barbarisch in den nördlichen Distrikten, weicher an der Küste.

Die Verschiedenartigkeit in Sprache und Schrift bereitet der einheitlichen Landesverwaltung grosse Schwierigkeiten. Selbst wenn es gelänge, eine Sprache und ein Alphabet für allgemeinen Gebrauch zu bestimmen, so ist doch jede so schwierig zu lesen, zu schreiben und zu drucken

[1]) Radschendralal Mitra, einer der geistreichsten gelehrten Indier der Gegenwart und von der Berliner Akademie zu ihrem Mitgliede erwählt, vergleicht das Hindostanî einem englischen Satze wie: «The boulversing of the écritoire created quite a sensation in the boudoir of the Mademoiselle.«

Die diesem Kapitel beigegebene Tafel dreier Korwa in Jagdausrüstung ist dem mehrerwähnten Werke E. T. Dalton's über die Ethnographie Bengalens entnommen. Die Korwa sitzen in Tschota Nagpur an der Grenze von Orissa, im Südwesten der Präsidentschaft Bengalen; sie zählten 1872: 17,564 Seelen, wohnen an den Rändern der Ebene, durchstreifen die Waldungen und gelten als die besten Bogenschützen. Die Bogen sind äusserst stark und schnellen den Pfeil mit einer grossen Kraft ab. Die Pfeilspitzen sind Widerhaken aus Eisen, 23 Centimeter lang, 3½ Centimeter an der dicksten Stelle breit; das Eisen schmelzen und schmieden die Korwa selbst aus Erzlagern in ihren Gebirgen.

Die Blockhäuser im Khassiagebirge, nach einem Aquarelle meines Bruders Hermann wiedergegeben, stehen auf einer rings von Unterholz gereinigten Lichtung. Das grösste der beiden Häuser ist vier Meter hoch und ebenso breit, acht Meter lang und steht auf einem Unterbaue von Stein, das kleinere dagegen auf einem Pfahlroste. Die Wände sind aus Rohrgeflecht, die Dächer belegt mit Blättern von baumartigem Farn und des Schraubenbaumes (Pandanus odoratissimus), eines überaus nützlichen Baumes, dessen Blätter in Streifen geschnitten zu Matten, Körben und Hüten verarbeitet werden. —



Korwa.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

dass nicht einmal Sprachlehrer und gelehrte Eingeborene fliessend lesen, sondern nach schwierigen zusammengesezten Worten pausiren. Zum Drucken sind hunderte von Schriftzeichen nöthig, völlige Alphabete sollen ein volles Tausend Zeichen benöthigen; die Schwierigkeit, einen Setzkasten brauchbar einzutheilen und zu handhaben, ist begreiflich sehr gross. Die englische Schrift lässt die Einzelnheiten der indischen Sprachen nicht zum Ausdruck bringen; setzt man bei den Buchstaben Punkte oder Häckchen darüber und darunter, so sind solche erweiterte Alphabete nicht sicher in der Anwendung und um nichts handlicher als die indischen. Von Anpassung der lateinischen Schrift hat die englische Verwaltung deswegen abgesehen; überaus wichtig wurde dagegen die Einbürgerung des Englischen als neue lebende Sprache. Seit 1835 wird Englisch an allen höheren und den meisten mittleren Schulen gelehrt, seine Einführung in die Elementarschulen bewährte sich nicht. Schon die zweite Generation besucht diese Mittelschulen, mit grosser Wahrscheinlichkeit sind sechs Millionen Indier neben ihrer Muttersprache des Englischen mehr oder weniger kundig. Waren die Nationalitäten bisher niedergehalten durch ihre Persisch, Hindostanî und Marâthî redenden Eroberer, so erhebt sich jetzt im indischen Kaiserreiche mit reissender Schnelligkeit Englisch zur Sprache der Gebildeten und zur Verkehrsprache zwischen Indiern und Europäern.



Tänzerin.



Eingang zum Felsentempel auf Elephanta.

FACULTATEA DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

VIERTES CAPITEL.

Die Felsentempel.

In Kapilavastu, einer bis auf wenige unbedeutende Trümmer vom Erdboden verschwundenen Hauptstadt eines Königreiches im mittleren Hindostan, von der Rapti durchflossen, einem linksseitigen Zuflusse der Gogra, die sich von Norden her bei Patna mit dem Ganges vereinigt, ward im Jahre 624 vor Chr. Geburt dem Könige Suddhodana aus dem mächtigen Geschlechte der Sâkya ein Sohn geboren, dem der Name Siddhartha, „Einer der seinen Zweck erreicht hat", gegeben wurde. Ungewöhnliche Erscheinungen begleiten seine Geburt; er wird von seiner Mutter nicht in natürlicher Weise empfangen und geboren; in Gestalt eines kleinen Elefanten versenkt er sich in sie durch eine Wunde, die sich auf ihrer rechten Seite bildete und durch dieselbe Spalte wird seine Mutter von ihm seinerzeit entbunden. Von seinen späteren Leistungen heisst der Knabe Sâkyamuni, „der Weise aus dem Sâkya-Geschlechte;" er wird der Stifter der Religion des Buddha. Wie die Erzählung seiner Geburt, so ist auch die Schilderung seines Jugendlebens verwebt mit unmöglichen, ungeschichtlichen Thatsachen, so dass es fortgesetzter Erforschung der ältesten Denkmäler der indischen Geschichte bedurfte, um die Zweifel an der Wirklichkeit dieses bedeutenden Mannes, eines Zeitgenossen der sieben Weisen Griechenlands, zu beseitigen.

Zur Staatsreligion des nördlichen Indien wird der Buddhismus durch den kräftigen König Asoka erhoben, der im dritten vorchristlichen Jahrhundert in Pataliputra (bei Patna) am Ganges Residenz hielt und es sich angelegen sein liess, durch Missionen auch die Nachbarländer dem neuen Glauben zu gewinnen; bis in das Innere von Afghanistan, Hinterindien und nach der Insel Ceylon gelangten seine Sendboten. In Indien ist die Lehre des Buddha erloschen; in Inner-Asien, auf Ceylon, in Hinter-Indien, dem indischen Archipel und China zählen dagegen die Bekenner seiner, verglichen mit dem ursprünglichen Kerne von Vorschriften allerdings völlig entarteten Lehre eher mehr Bekenner als das Christenthum. Dagegen gab seine Lehre in Indien Anstoss zur Ausmeiselung der kunstvollen von staunenswerther Ausdauer zeugenden Klosterhöhlen und Felsentempel mit reicher Ornamentik und vollendeter Politur auch des härtesten Gesteins, deren älteste Anlagen für Zwecke des buddhistischen Klerus bestimmt waren, während sich später an ihrer Herstellung die aus dem Buddhismus hervorgegangene Sekte der Dschaina und selbst die Gegner des Buddhismus, die brâhmanischen Könige, betheiligten. Die Besetzung des Gangesthales durch die mohammedanischen Eroberer brachte die Herrschaft der brâhmanischen Könige zum Stehen, später zum Weichen; mit dem zwölften christlichen Jahrhundert hört die kostspielige Unternehmung der Aushöhlung von Felsen zu Tempeln auf.



Felsenzellen aus dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert. [1])

Mehr als ein indischer Distrikt ist mit Ruinen dichter übersät als die Umgegend von Rom. 1862 schuf die indische Regierung eine eigene Centralstelle, das archäologische Amt (Archaeological Survey,) mit dem hochgelehrten Ingenieur-General Alexander Cunningham als Vorstand. Die Arbeiten der Mitglieder dieses Institutes stehen weder in den Schwierigkeiten der Nachgrabung noch der Pracht und Deutung der Fundstücke — der Gips-Abguss des Thorweges zu Sandchi, dessen Ansicht wir später bringen, kostete 80,000 Mark — hinter den Ausgrabungen in Olympia zurück; in wissenschaftlicher Genauigkeit und künstlerischer Ausstattung reihen sich die Veröffentlichungen des indischen archäologischen Institutes — bisher fünf Bände Octav und ein Folioband — den besten europäischen Berichten dieser Art an.

Bettelmönche, Bhikschu, heissen die Jünger des Stifters des Buddhismus; sie sollen von Almosen leben, in Einsamkeit vollkommene Ruhe und Leidenschaftslosigkeit gewinnen, dann aber die in Unwissenheit und Begierde dahin wandelnden Menschenkinder aufsuchen und ihnen den Pfad der Rettung und Erlösung vom Jammer des Daseins, der Wiedergeburt und des Todes zeigen; in der Regenzeit, Juli bis Oktober, haben sich die Bhikschu zu gemeinsamer Uebung zu vereinigen. Dasselbe gilt von den Bhikschunî, Nonnen, die jedoch in der Kirche des Buddha nie eine ähnliche Bedeutung erlangten, als in jener des Christus und an Zahl auch nicht im Entfernten mit den katholischen Nonnenklöstern sich gemessen haben können.

[1]) Die Vorlage zu den Wohnungszellen ist dem dritten Bande der Archaeological Survey of India, Calcutta 1873, entnommen.

Die ältesten Massenansiedelungen buddhistischer Mönche fanden in Felsengrotten statt; unser Bild führt einen solchen Kunstbau vor, dessen Alter sich zwar nicht feststellen lässt, der aber nachweislich den Jüngern des Stifters zur Wohnung diente, als sie 544 vor Christus, drei Monate nach dem Tode ihres Meisters, fünfhundert an der Zahl, zum ersten buddhistischen Konzil zusammentraten zur Fernhaltung von Irrlehren. Die Zusammenkunft erfolgte in der Hauptstadt Radschagriha, südlich von Patna am Ganges, an den nördlichsten Ausläufern der Kaimur-Kette, bei dem heutigen Orte Radschgir. König Adschâtasatru hatte vor diesen Zellen aus Holz eine Versammlungshalle erbauen lassen und General Cunningham entdeckte im Januar 1872 die Zellen als einen in leicht verwitterbares Gestein getriebenen Gang, zwölf Meter lang, fünf tief und etwas über drei Meter hoch. Die Stirnmauer trägt noch die Sockellöcher für das Dach der Konzils-Halle.

Unter den Schenkungen der Reichen und Fürsten an Land und Gütern erweiterten sich die Massenansiedelungen der Bhikschus zu Klöstern, Wihâras. Die über der Erde erbauten Gebäude sind zerfallen, aber nach den Höhlenbauten war im Grundrisse aller altindischen Klöster ebenso wenig Abwechslung, als in den Massen der buddhistischen Heiligen- und Götterbilder.[1] An eine grosse Halle schliessen sich Wohnungszellen an, bald unmittelbar, bald durch Gänge, Gallerien und Höfe getrennt. An Stelle des brâhmanischen Opferdienstes tritt im Buddhismus der Reliquiendienst; durch Aufstellung eines Reliquienschreines gestaltet sich die Versammlungs-Halle zum Tempel, in welchem sich die Andächtigen vor dem Allerheiligsten niederwerfen. Kriege wurden um Reliquienstücke geführt; als das kostbarste Kleinod gilt der obere linke Augenzahn des Stifters. Zuerst in Dschagarnâth, Provinz Orissa, an der Ostküste der Bay von Bengalen verwahrt, dann nach dem heutigen Patna gebracht, von dort wieder nach Orissa zurückgesandt, wird der Zahn im 4. Jahrhundert nach Chr. Geburt nach der Insel Ceylon übergeführt. 1560 von glaubenseifrigen Portugiesen verbrannt, gilt er bei den Buddhisten auf übernatürliche Weise wieder erstanden, während der dort als dieser Zahn gezeigte Ueberrest des grossen Stifters nichts ist als ein an fünf Centimeter langes, geglättetes Stück Elfenbein von gelblicher Farbe.

Jeder buddhistische Reliquienbehälter hat die Form einer Kuppel; diese Rundung wird gegeben in Nachbildung einer Wasserblase, mit welcher die heiligen Bücher gerne den menschlichen Körper vergleichen, „der da auftaucht und zerplatzt, wie die Blasen, welche das Wasser wirft". Stûpa (im Sanskrit sonst das Wort für Schopf), heissen die älteren Reliquienbehälter, Tope wurde daraus in den indischen Volkssprachen; Tschaitya wurde der Name, als die Behälter zu Kunstwerken der Baukunst und des kleinen Handwerks wurden; Dagopa ist der Name hiefür in Ceylon.

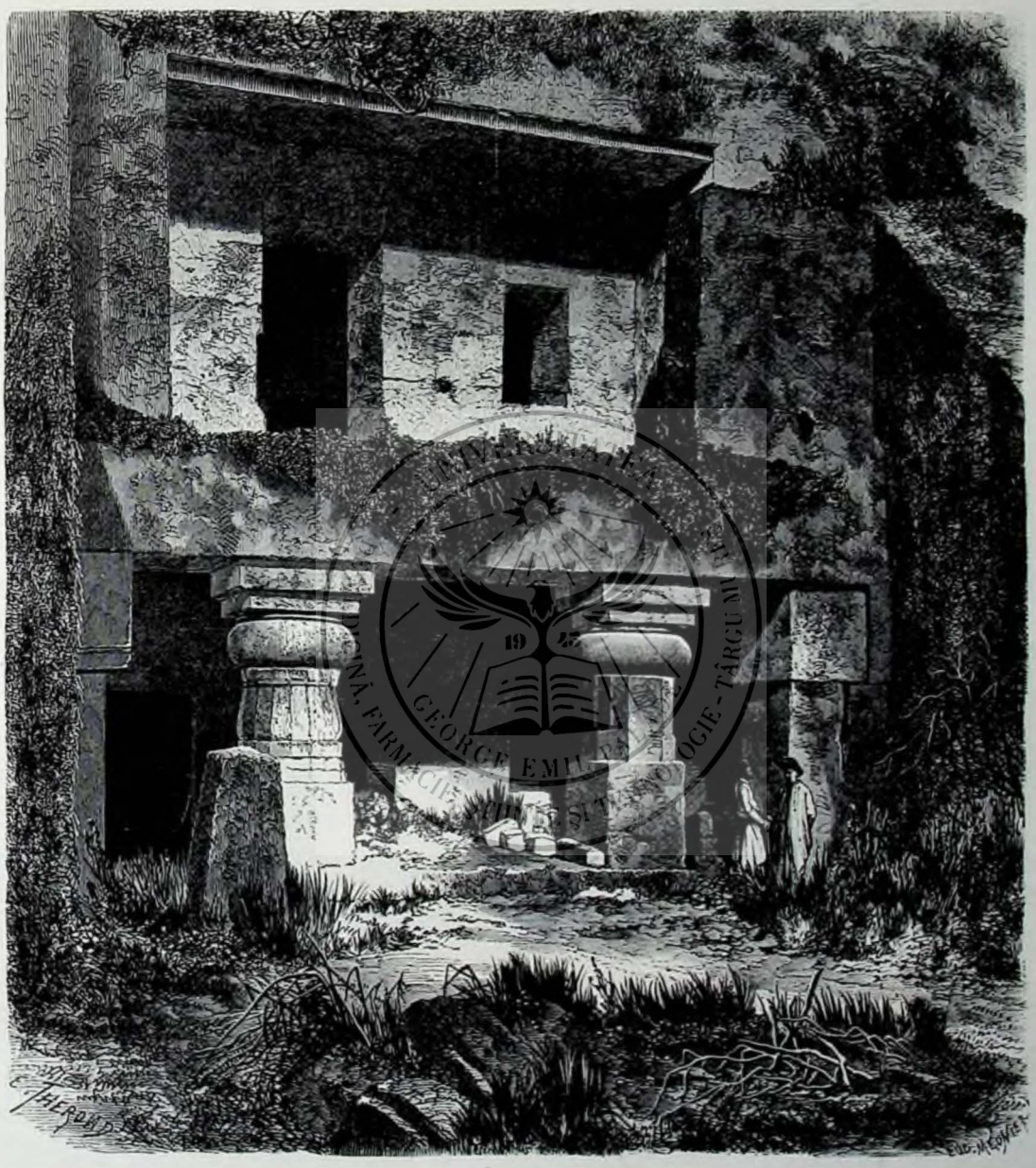
Waren die ältesten Grottenbauten Wohnungszellen, so wird später in der Glanzperiode der indischen Architektur auch die Versammlungshalle, die bei der Abhaltung des ersten buddhistischen Konzils noch im Freien stand, in den Felsen hineinverlegt; die Ausmeisselungen nehmen überraschend grosse Ausdehnung an. Zur Stütze der Decken lässt man Monolith-Säulen stehen, die Querbalken der Decke waren kunstvoll wie Holz gehalten, aus glatt geschliffenen Wänden treten Figuren erhaben hervor.

Solche Klöster und Tempel aus anstehendem Gestein ausgemeisselt sind überaus häufig in den die Halbinsel durchsetzenden Höhenrücken; die meisten finden sich im westlichen Indien, in Behar, der Heimat des Buddhismus und in der östlich daran sich anschliesenden Küstenprovinz Orissa; noch in Afghanistan sind im Hindukusch Gebirge solche Bauten entdeckt worden. Eine Uebersicht des weitschichtigen Stoffes gewinnt man am besten, wenn man der Eintheilung von Fergusson folgt.[2]

Fergusson unterscheidet Wihâra oder Klöster-Höhlen; Tschaitya Höhlen; Höhlenbauten der Brâhmanen und der Dschainas.

[1] Vergl. Mein «Buddhism in Tibet», London 1863.

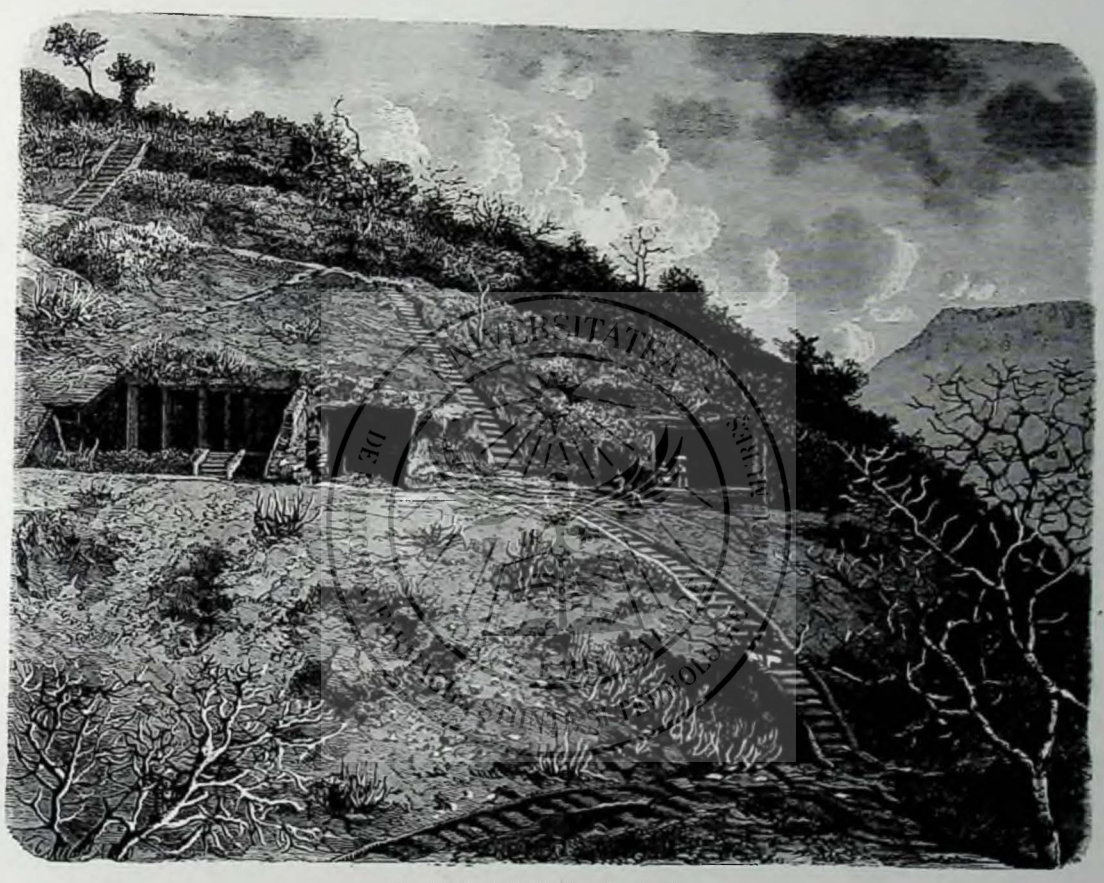
[2] Illustration of the rock-rut Temples of India London 1845.



Eingang einer Grotte in Kanheri.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Die ältesten Felsen-Wihâra sind natürliche Höhlen, durch einige Arbeiten wohnlich eingerichtet; unser Bild (S. 63.) zeigt einen solchen Bau. Zunächst daran reihen sich die Bauten, die aus einer Veranda bestehen, mit Zellen dahinter für die Mönche. Zu den ältesten Höhlen dieser Art sind zu rechnen jene auf der Insel Salsette, bei Kanheri (Kenneri,) am Westabhange eines waldbedeckten Höhenzugs in der Mitte des Eilandes, 12 Kilometer von der Station Bhandup der Peninsular-Eisenbahn entfernt. Das Gestein ist stark zerklüftet und bildet zum Theile natürliche Höhlen, in denen ein Portugiese sieben Stunden lang herumgekrochen sein will. Nach aufgefundenen Inschriften weiht dort ein König 221 nach Christus dem Religionsstifter ein Heiligthum (Tschaitya); die Insel blieb aber noch während Jahrhunderte eine beliebte Zufluchtsstätte für die aus dem inneren Indien vertriebenen Anhänger des Buddhismus, als dort seit dem



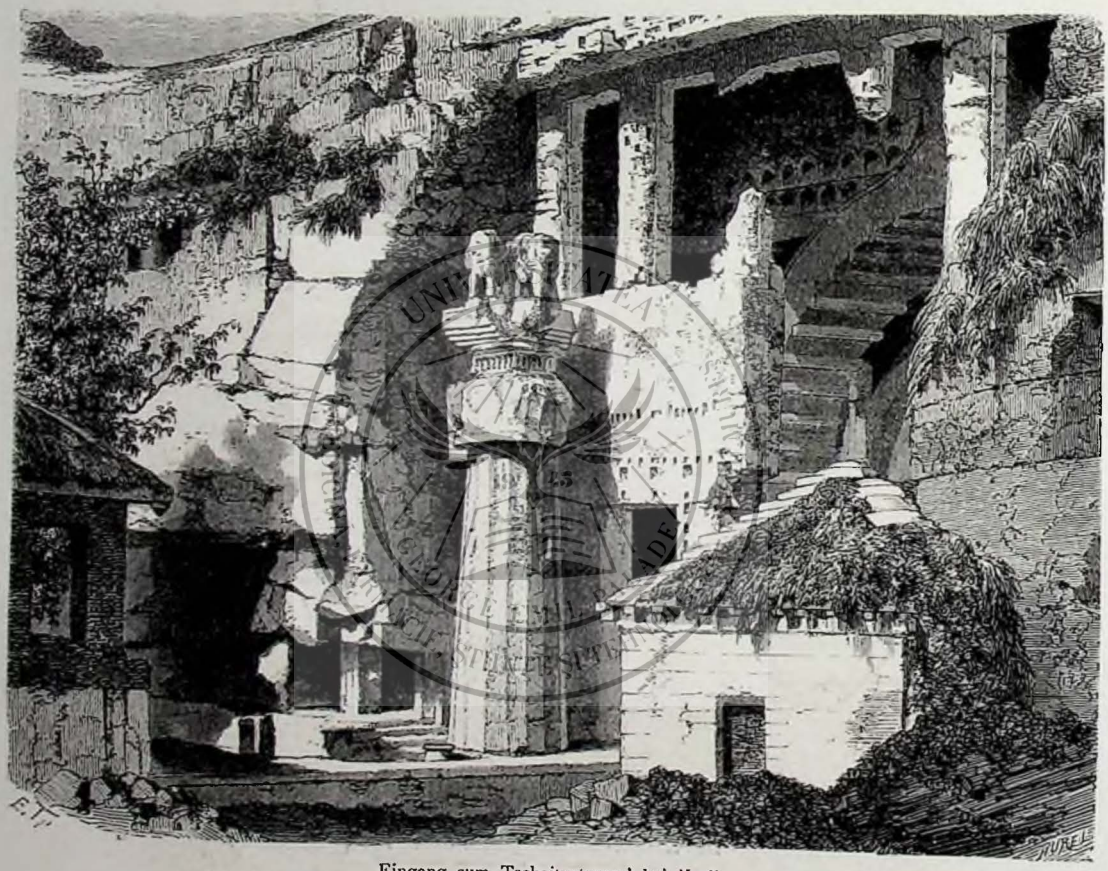
Der Kanheri-Höhlenhügel auf Salsette.

siebenten Jahrhundert die Brâhmanen wieder die Oberhand erhielten und in diese Zeit der örtlichen Nachblüthe der Buddhalehre auf Salsette fallen dort die grössten Höhlenbauten.

Die Gesammtzahl der Höhlenbauten im Kanheri-Hügel erreicht beinahe hundert, sie liegen in mehreren Etagen über einander. Die Mehrzahl sind viereckige Wohnzellen, aus dem Felsen ausgemeisselt; vor dem Wohnraume ist eine Gallerie oder Veranda ausgehauen, bald von Säulen getragen, bald ohne von solchen gestützt zu sein. Den Eingang einer solchen Wohnzelle führt unsere Tafel vor.

Felsentempel sind in Kanheri über zwanzig vorhanden; die ältesten darunter gehören der Tschaitya-Gruppe dieser Tempel an. Ein Tschaitya-Tempel besteht aus einer Vorhalle, die den Musikern zum Standorte diente; daran schliesst sich ein zweiter Gang und hinter diesem ist das Schiff ausgehöhlt, nach oben abschliessend als Tonnengewölbe; das Ende ist zur Halbkuppel geformt und hier steht der Reliquienschrein, der Tschaitya. In den ältesten Tempeln ist der

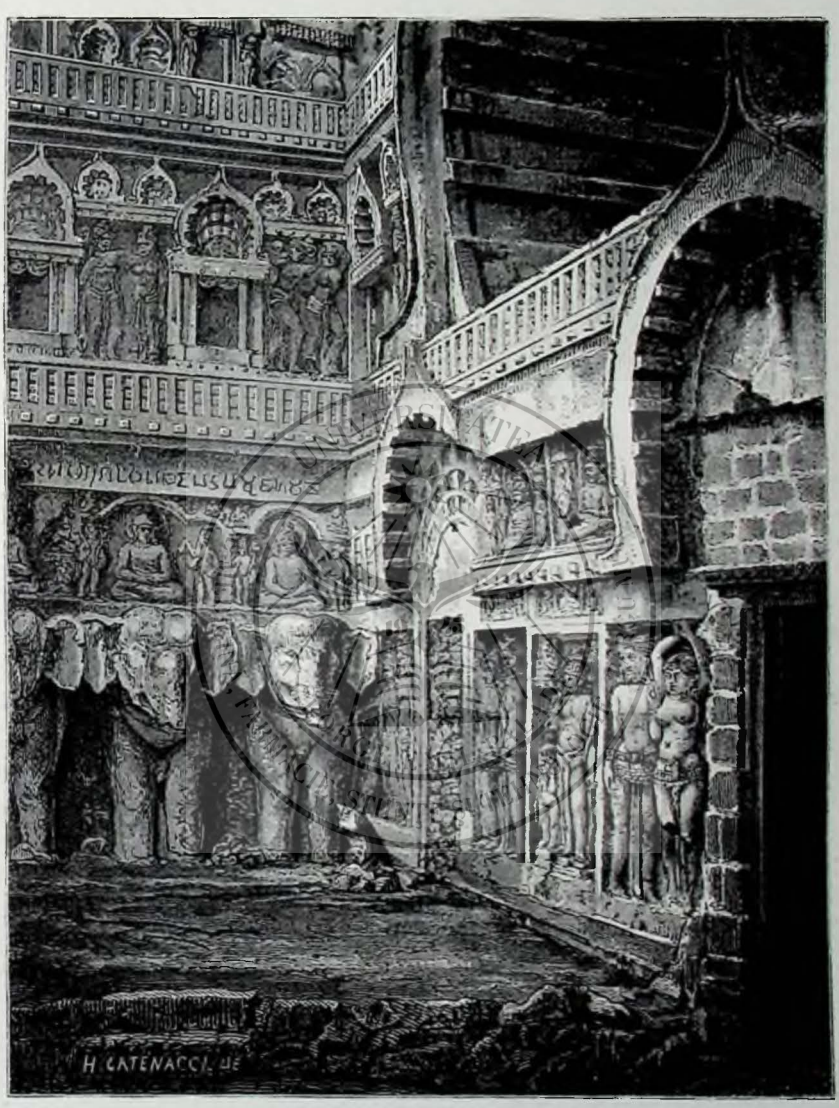
Tschaitya ein abgestumpfter Cylinder, später theilt sich der Schrein in einen Sockel und die Halbkugel und diese wird überragt von einem als Sonnenschirm gedachten Aufsatze aus Holz. Das Bild vom Kanheri-Hügel zeigt die Veranda für die Musiker und durch eine Oeffnung in der linken Ecke des Bildes ist der Tschaitya am Ende des 25 Meter langen Schiffes sichtbar. Das Innere des Tempels wird durch zwei Seitenreihen in ein Schiff und zwei Flügel abgetheilt. Die — im Bilde nicht sichtbaren — Säulen haben einfache viereckige Sockel und runde Schäfte, auf denen ein viereckiges Gebälke ruht; auf diesem sind drei zierliche Elephanten in trefflicher Ausführung ausgehauen, von denen je zwei sich zugekehrt sind und in ihren Rüsseln entweder Wasserkrüge oder heilige Feigenbäume tragen; sie stützen als Karyatiden die Decke. Nach dem Urtheile des gründlichsten Erforschers dieses Tempels fällt seine Ausgrabung in das neunte oder zehnte christliche Jahrhundert.



Eingang zum Tschaityatempel bei Karli.

Volle sieben — nach Anderen zehn — Jahrhunderte älter sind die Felsenbauten beim Dorfe Karli, links der Eisenbahn von Bombay nach Puna, ziemlich Mitte Weges zwischen beiden Orten. Das ärmliche Dorf gleichen Namens liegt nach den Bestimmungen meiner Brüder 613 Meter über dem Meere; der Eingang zum grossen Felsentempel liegt bei 771 Meter, die Spitze des Hügels ist 1107 Meter hoch. Auf einem gewundenen Pfade, höher hinauf in steiler Treppe, steigt man zum Eingange empor. Das Häuschen rechts ist die Wohnung brâhmanischer Einsiedler, die jeden Besucher um eine kleine Gabe angehen, aber über das Bauwerk keinen Aufschluss geben und die Dienste eines Wegweisers nicht verrichten können. Eine sechzehnkantige Säule links der Thüre, in der Abschlussmauer, trägt vier mit dem Rücktheile aneinandergestellte Löwen und eine Inschrift des Inhaltes, dass Agnimitra der Schenker dieser „Löwensäule“ sei; der Charakter der Schrift weist auf das vierte christliche Jahrhundert hin. Durch diese Thüre betritt man eine

Vorhalle, links sind hoch erhaben drei Elefanten ausgemeisselt, gleichsam als ob sie die ganze Oberwand zu tragen bestimmt seien. Die Figuren dem Eingange zunächst sind Tänzer, dazwischen buddhistische Heilige, der Gürtel niedriger Figuren darüber sind Abbildungen des Stifters des Buddhismus und verschiedener Heiligen. Ueber der Pforte zum Heiligthume wölbt sich hufeisenförmig ein Halbkreis, als Träger dient eine Reihe kubischer Kragsteine als Balkenenden gedacht. Ueber diesem Halbkreise ist ein weiter Bogen gespannt gleicher Rundung; er bildet die Lichtöffnung für den dahinter liegenden Tempel von 38½ Meter Tiefe und 28 Meter 85 Centimeter Breite[1]); die Lichtöffnung lässt mehr Hellung eindringen als sich ihrer sonst Bauten dieser Art erfreuen.



Vorhalle des Tempels zu Karli.

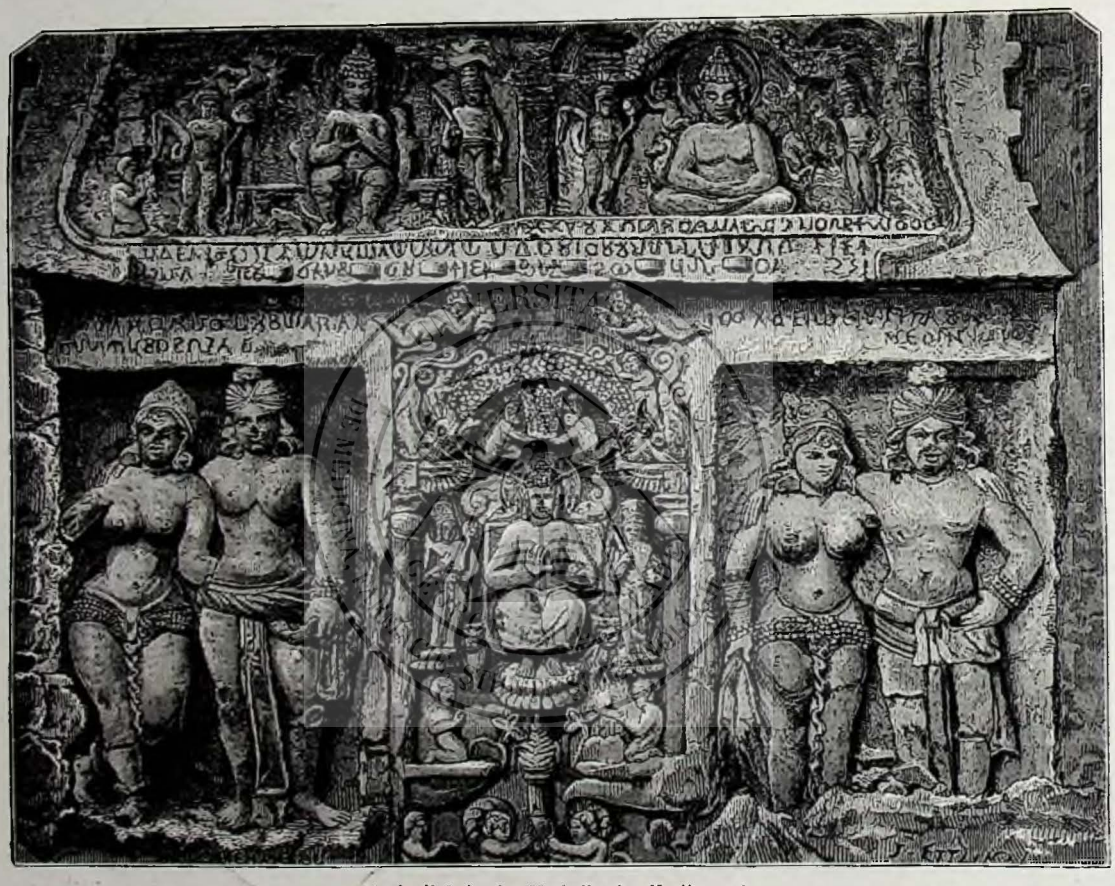
In Totaleindruck und Ausführung ist dieser Tempel der schönste aller indischen Felsenbauten und reiht sich den grossartigsten Kunstwerken mittelalterlicher Gothik an. Durch 15 Säulen auf jeder Seite ist das 7,80 Meter breite Schiff von den Seitenflügeln abgegrenzt. Dazu kommen noch sieben Pfeiler als Abschluss des Chores. Jeder Pfeiler fusst auf einem in vier Absätzen sich verjüngendem Sockel; auf diesen folgt eine abgestumpfte Kugel und aus dieser steigt achteckig, wie in Kanheri, der Säulenschaft empor. Ein glockenförmiger Aufsatz bildet das Halsstück; auf dieses folgt ein Aufbau von vier übereinander vorstehenden Platten als Träger von knieenden Elefanten, auf deren Rücken eine männliche und eine weibliche, mitunter auch zwei weibliche Gestalten sitzen. Die Decke ist gewölbt; scheinbar getragen durch ein Gebälke von Teakholz, dessen Rippen noch unverletzt sind. Das Kleinod des Gebäudes bildet ein massiver Stein-Tschaitya am Ende des Schiffes: auf cylindrischer Basis erhebt sich, etwas zurückstehend hinter einem durchbrochenen Steingitter, der Reliquienbehälter als Halbkugel; in einem Aufsatze aus vier übereinander vorspringenden Steinplatten ist der Stock für den hier noch gut erhaltenen heiligen Schirm befestigt.

[1]) Die Höhe des Schiffes ist nirgends angegeben.

Der Ehrgeiz liess die Brâhmanen nicht ruhen, gleich grossartige Felsen-Bauten ewiger Dauer auszuführen, wie die verhassten und nach dem Kampfe eines Jahrtausend endlich besiegten buddhistischen Gegner; ihren Anstrengungen danken wir die brâhmanischen Felsentempel, überladen mit Fresko-Götterbildern, bald als menschliche Figur, bald als Mischung von Mensch und Thier dargestellt. Auf diese Bauwerke passt treffend Meister Göthe's Spott:

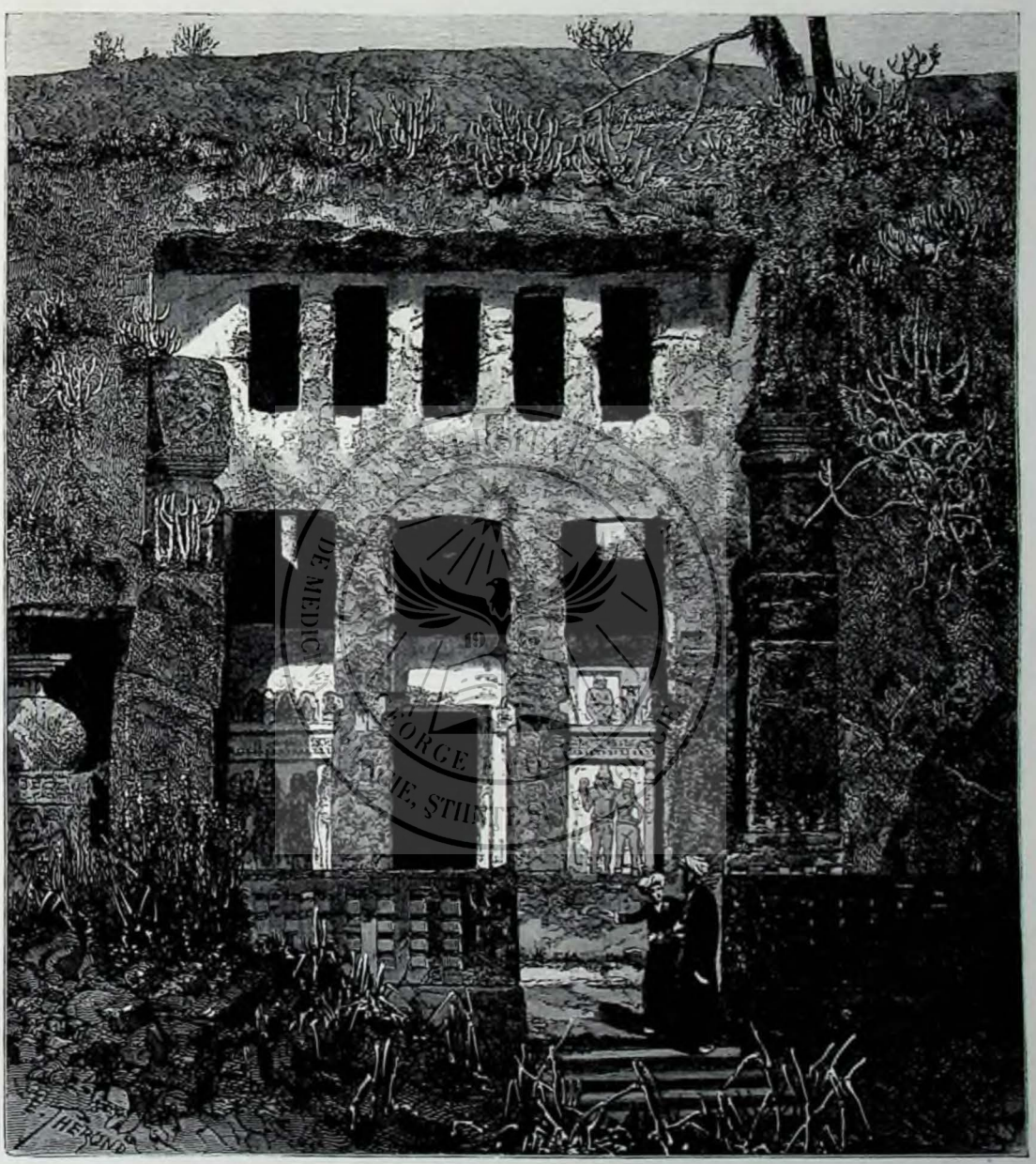
Auch diese will ich nicht verschonen,
Die tollen Höhlenexcavationen,
Das düstere Troglotydengewühl,
Mit Schnauz' und Rüssel ein albern Spiel;
Verrückte Zierrath-Brauerei,
Es ist eine saubere Bauerei.

Nehme sie Niemand zum Exempel,
Die Elefanten- und Fratzen-Tempel!
Mit heiligen Grillen trieben sie Spott,
Man fühlt weder Natur noch Gott —
In Indien möcht' ich selber leben,
Hätt' es nur keine Steinhauer gegeben.



Hochreliefs in der Vorhalle des Karlitempel.

An Reichthum der Bilder steht unter den Höhlenbauten dieser Gruppe obenan der Haupttempel auf dem kleinen Eiland Elephanta, Gahana purî, verderbt Gharapurî: „Stadt der Höhlen" bei den Eingeborenen; von den Europäern ist die Insel so benannt nach der Kolossal-Steinfigur eines Elefanten, die nahe dem Ufer lag, bis sie in Stücke fiel und seit 1864 im Victoria-Museum zu Bombay aufgestellt ist. Das Eiland hat einen Umfang von sechs Kilometern und liegt im Hafen von Bombay, Dampfer erreichen die Insel in einer Stunde Fahrzeit; der sonst unbequemen Landung durch Heraustragen auf dem Rücken von Menschen oder in einer Sänfte ist man jetzt durch eine Landungsbrücke von Stein überhoben, bis zu welcher die kleinen Hafendampfer heranfahren können. Die Höhlentempel sind in harten Trappfelsen getrieben; drei sind schwer zugänglich, unansehnlich, ihr Inneres auch gänzlich zerfallen. Der Haupttempel ist stellenweise gleichfalls stark beschädigt, in seinen erhaltenen Theilen aber eine der grossartigen Schöpfungen brâhmanischer Baumeister; die

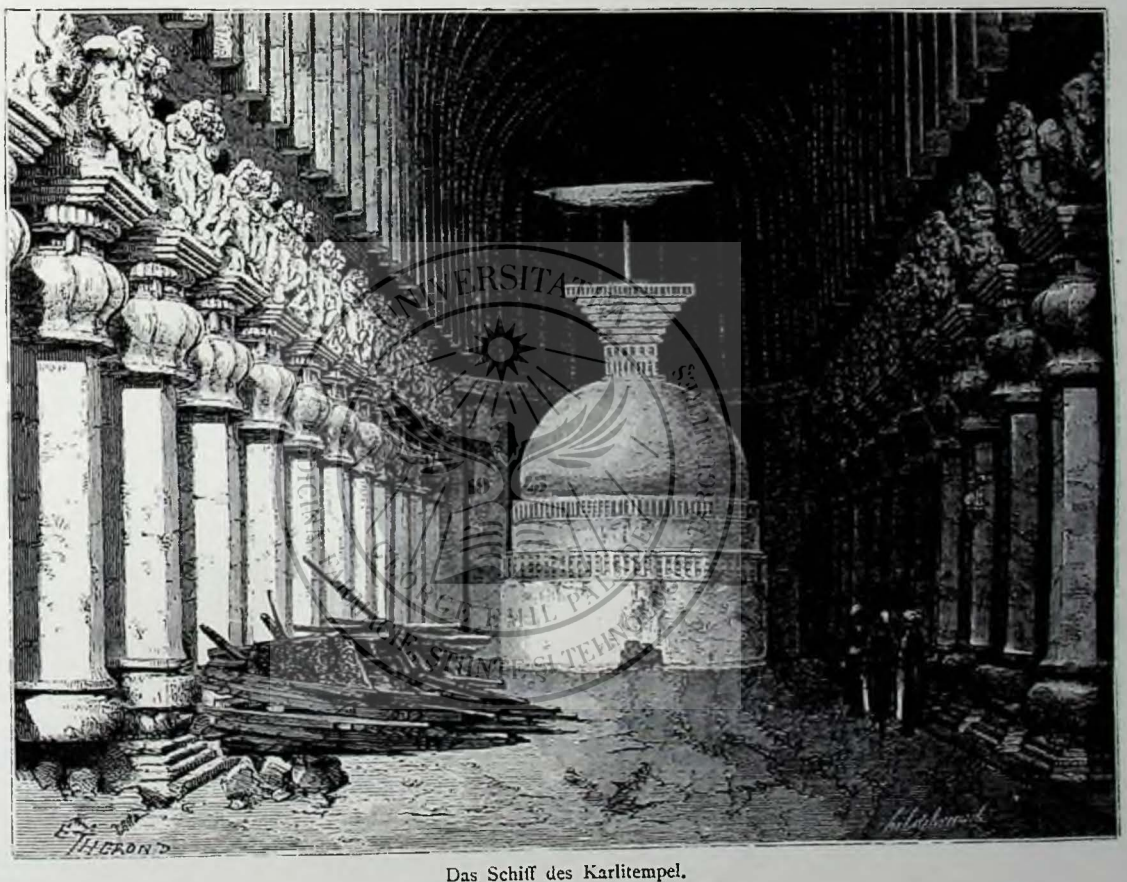


Haupttempel auf Kanheri.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE

Zeit seiner Erbauung fällt in das eilfte oder zwölfte christliche Jahrhundert. Ein denkwürdiger Tag in der Geschichte dieses Tempels war der 12 November 1875. Das Innere war von Tausenden von Ampeln und Lichtern erleuchtet und, vom hellsten bengalischen Feuer beschienen, blickten die Götterbilder der Brâhmanen hernieder auf eine Festversammlung von Europäern, an deren Spitze der Prinz von Wales beim Mahle die Gesundheit der Königin von England ausbrachte.

Der Eingang zum Tempel von Norden her ist der Vorwurf das Titelbilds zu diesem Kapitel. Der Felsen ist vierzig Meter tief und breit ausgehöhlt, die Höhe wechselt von vier bis fast sechs Meter. Die Decke trugen zwei Reihen von 36 runden, kannelirten, unten neun Meter dicken, nach oben sich verjüngenden Säulen auf quadratischer Unterlage, und sechzehn Wandpfeiler gleicher Ausführung; acht Säulen sind unter dem Gewichte der Steinmassen abgesplittert und gebrochen; die Erzählung, die Portugiesen hätten Kanonen in's Innere abgefeuert, ist eine Fabel. Der Plan ist sehr regel-

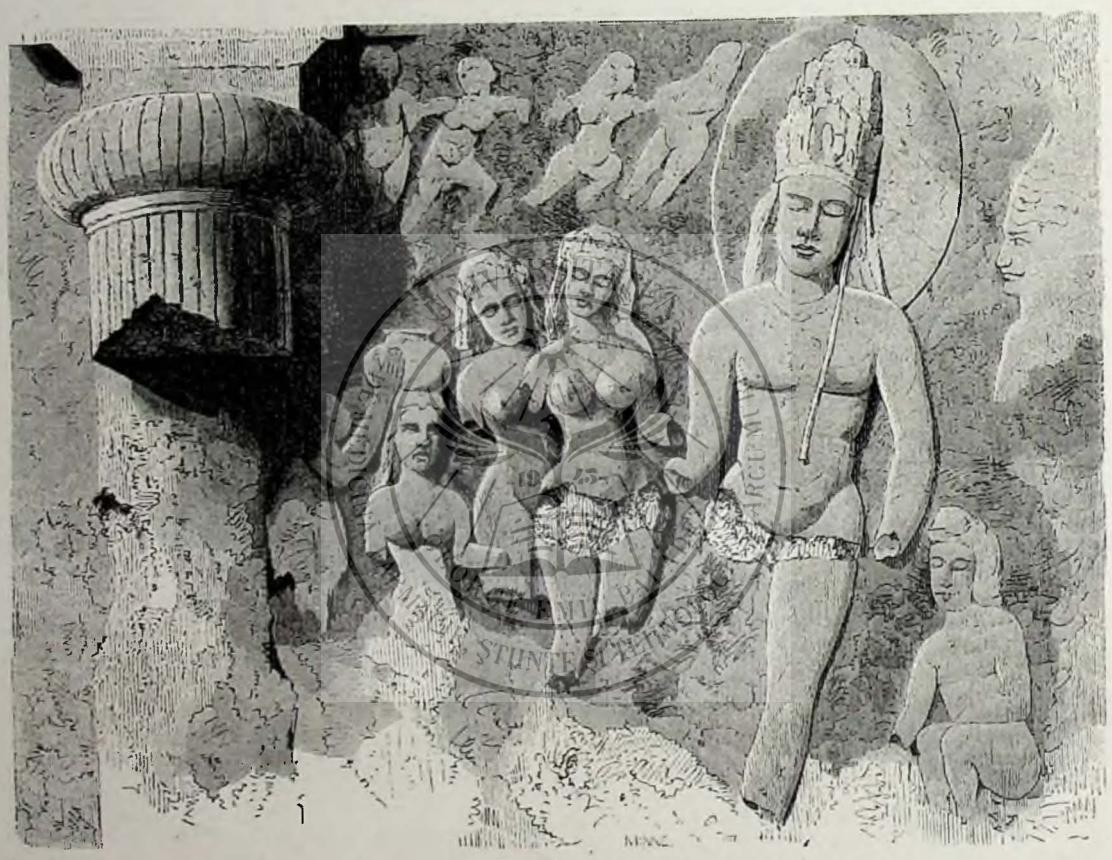


Das Schiff des Karlitempel.

mässig; acht Säulen und ebenso viele Wandpfeiler bilden eine Reihe vom nördlichen bis zum südlichen Eingang, dieselbe Zahl ist zu einer zweiten Säulenreihe vom östlichen bis zum westlichen Eingang verwendet; die Säulen stehen in geraden, parallelen Linien einander gegenüber. Auf den runden Kapitälen ruht ein einfaches Stein-Gebälke und auf diesem die Architrave, welche überall verschieden gestaltet ist. Der Tempel ist überreich an Sculpturen der verschiedensten Hindu-Gottheiten. Eine Kolossal-Figur mit drei Köpfen, 5,80 Meter hoch, stellt Siwa dar — dem der ganze Tempel geweiht ist —, in seinem dreifachen Charakter als Brahma, Schöpfer, Wischnu, Erhalter und Siwa, Zerstörer, dargestellt; die Beschädigungen an den Köpfen wurden 1865 von Besuchern in strafbarem Uebermuthe zugefügt. Die dreiköpfige Gottheit ist Trimûrti. Es ist dabei an keine ideale Dreieinigkeit zu denken, wie im Christenthume, sondern die Dreigestalt von Göttern, von denen der erste Gott ein Produkt der priesterlichen Reflexion, die beiden anderen aber,

jeder im Kreise seiner Verehrer, beim Volke grosses Ansehen geniessen, verdankt ihre Entstehung dem Bestreben, äusserlich die verschiedenen im Brâhmanismus vertretenen Religionselemente als eine Einheit hervortreten zu lassen.[1])

Eine andere bedeutsame Gruppe in den Wandreliefs ist die Vorführung der Hochzeit Siwa's mit seiner Gattin Parvatî; dieses in der indischen Mythologie zu langen Erzählungen ausgesponnene Ereigniss ist Gegenstand untenstehenden Bildes. Siwa ist die grosse Figur mit dem Heiligenscheine; sie misst $3^1/_4$ Meter, Arme und rechtes Bein sind abgebrochen. Die weibliche Figur neben Siwa ist Parvatî, $2^2/_3$ Meter hoch; die Figur hinter ihr scheint sie zu geleiten und wird trotz der weiblichen Büste als ihr Vater Himavat, König der Berge, angenommen. Die letzte Figur wird als der Mondgott erklärt; er trägt ein Gefäss, dessen Inhalt bei der Heiratzeremonie erforderlich gedacht ist; heutzutage enthält es süsses Backwerk. Im Hintergrunde von



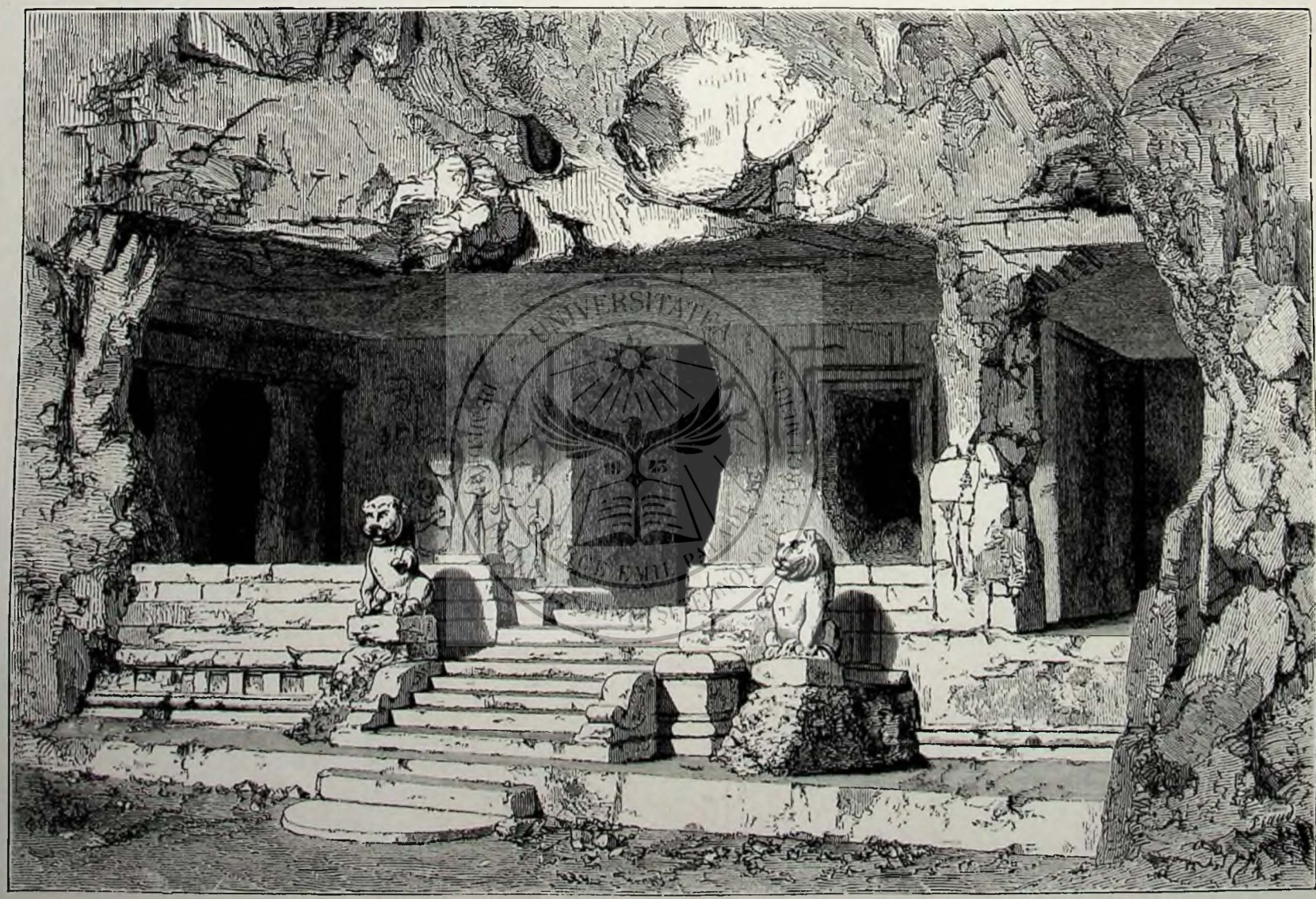
Die Hochzeit Siwa's.

Siwa wird Wischnu sichtbar, ursprünglich mit vier Armen, von denen zwei abgebrochen sind; die sitzende Figur wird für Brahma genommen, welcher die Zusammengebung vornimmt.

Der unvermeidliche Linga (S. 24) wird mehrfach angetroffen; unsere Tafel zeigt den Eingang zu einer solchen Lingagrotte, die auf die Ostseite des Hügels hinausgeht.

Die Herstellung dieser Felsentempel setzt eine ausserordentliche Ausdauer und Massenanwendung von Arbeitern voraus; sie sind sichtlich mit Hammer und Meissel ausgearbeitet; statt Sprengmaterial kannte der Indier vor Ankunft der Europäer kein anderes Hilfsmittel zur mechanischen Erweiterung ausgehauener Rinnen als das Einlegen und Entzünden von Holzscheiten. Hauptwerkzeug der indischen Steinhauer ist noch heute ein eigenthümlicher Vorschlaghammer, in Form

[1]) Hinter der Figur ist ein hohler Raum ausgehöhlt, gross genug um einen Mann in kauernder Stellung aufzunehmen; wahrscheinlich wurde darin früher ein Priester verborgen, welcher die Gottheit vor der gläubigen Menge Worte ausstossen liess.



Eingang zur Löwengrotte in Elephanta.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE

einer stumpfen Axt ähnlich, 8—9 Kilogramm schwer, an einem Stiele von Bambus von 50—60 Centimeter Länge. Die vordere Kante des Hammers hat eine Rinne, in diese wird ein stumpfer Keil von Stahl, zwischen Lederstücke gelegt, eingetrieben und mit diesem Geräthe spaltet der Arbeiter noch heute den härtesten Trappfelsen in Stücke und Scheiben beliebiger Grösse und Dicke; er untersucht zuerst genau die Adern des zu bearbeitenden Gesteins, führt dann mit seinem Hammer kurze, nicht sehr gewichtige Streiche, bis vom Steine die gewünschten Stücke abgeschlagen sind. Sprenglöcher macht man nicht wie bei uns durch Schlagen auf das Bohreisen, der Arbeiter hält den Bohrer frei mit beiden Händen und stösst ihn in das auszuhöhlende Loch; diese Arbeit fördert an fünf Centimeter in der Stunde. Meissel und Formeisen für feine Sculpturen sind ein kurzes und dickes Eisenstück, lanzetförmig zugespitzt und gestählt; wenn stumpf geworden, wetzt es der Arbeiter mit einem Feuerstein. Beim Gebrauche führt die rechte Hand einen eisernen Hammer, dessen Kopf etliche Centimeter tief ausgehöhlt ist.



Indo-korinthische Säule.

Ein Vorzug aller indischen Baudenkmäler vor jenen Aegyptens ist die hohe Glätte und das glasähnliche Aeussere selbst des härtesten Gesteins. Dr. Kennedy hat die jetzige Steinhauer-Generation bei dieser Arbeit beobachtet und theilt mit, dass sich die Hindu hiezu eines feinen Stahlmeissels von Handlänge mit einer Spitze wie ein Malerstift und eines Hammers mit ausgehöhltem Kopfe bedienen, dessen Gewicht kaum ein Kilogramm ist. Ist der Stein glatt gemeisselt, dann wird er mit Wasser polirt. Bei glatten Flächen hat man dasselbe Verfahren, wie bei uns; Vertiefungen werden mit einer Masse aus Smirgel und Wachs ausgefüllt, diese oben zu einem viereckigen Kopfe geformt und darum zwei Bambusstöckchen, durch einen Strick verbunden, gelegt. An jedem Ende nimmt ein Arbeiter Platz und diese schieben nun die Masse so lange hin und her, bis die unterliegende Fläche ganz glatt gerieben ist, wobei sie unter der weichen Smirgelmasse ihre Form nicht verliert. Solche Arbeiten erfordern viele Leute und grosse Geduld. An den grösseren Bauten müssen sich die Arbeiten während Generationen fortgesetzt haben und in Frohnde verrichtet worden sein; wenigstens ist aus Orissa von einem berühmten Bauwerke über der Erde, dem

Sonnentempel bei Kanarak, überliefert, dass ein ganzes Geschlecht berühmter Steinhauer und Maurer von der Heimat hinweg an die öde Küste getrieben wurde.

Den Baustyl anlangend weist Cunningham nach, dass persische und griechische Vorbilder ihren Weg nach Indien über Afghanistan längs der alten Handelsstrasse mit Vorderasien schon sehr frühe fanden.[1] „Ich bezeichne die altindischen, von einander stark abweichenden Bausysteme als den indo-persischen und den indo-griechischen Baustyl. Die Zeit der Einführung der indo-persischen Bauformen setze ich in die Jahre 500 bis 330 vor Christus, jene der griechischen Muster zwischen 50 vor Christus und 100 nach Christus; erstere sind das Werk der Achaemeniden aus Persien, die letzteren brachte Alexander der Grosse nach Indien.

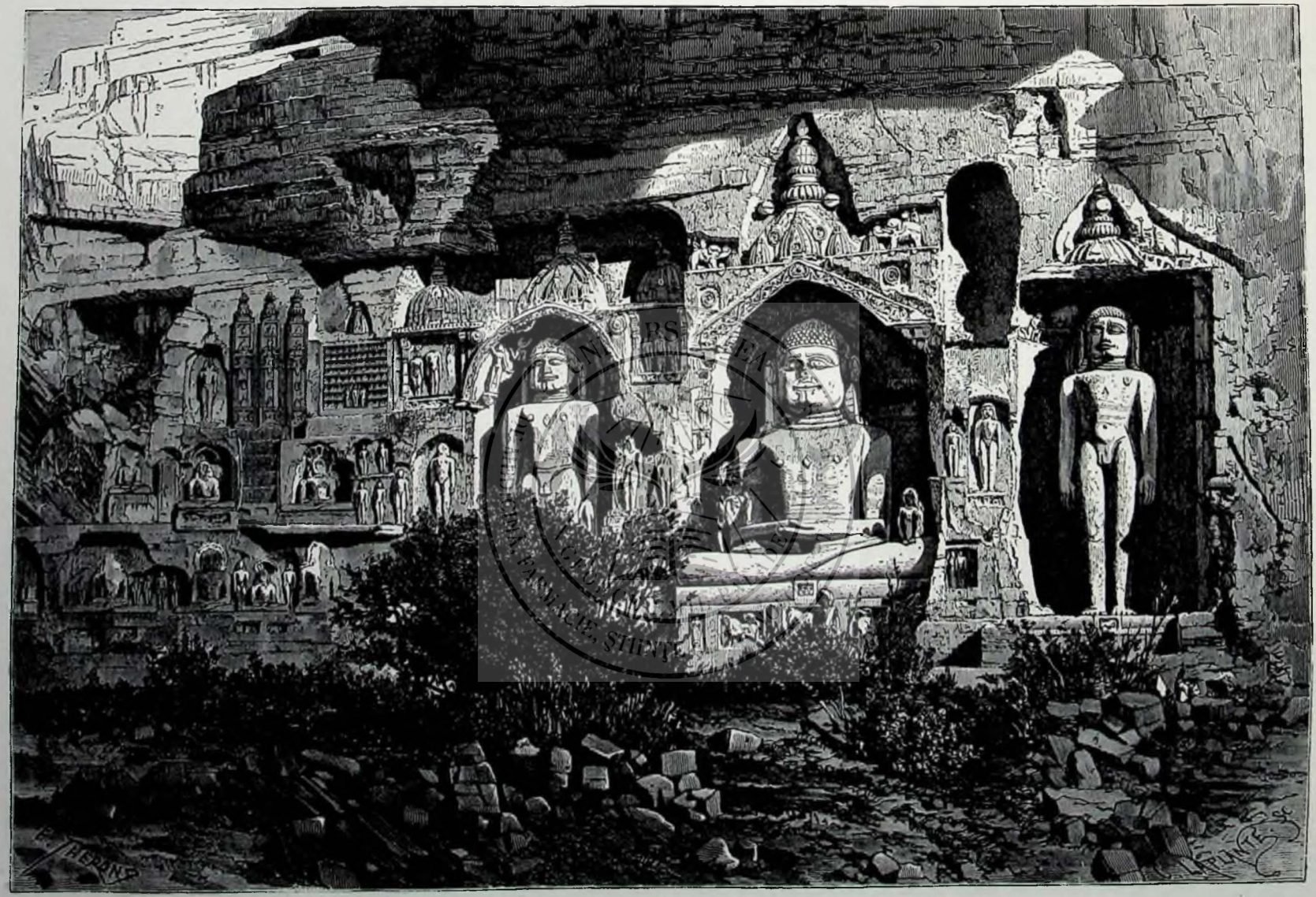
Die Kennzeichen des indo-persischen Styles sind ein kugel- oder glockenförmiges Kapitäl, überragt von einer Gruppe von Thieren, welche mit dem Rücken gegeneinander stehen und ein treppenförmiger Säulenfuss. In Kabul und im indischen Pandschab wurde dieser Styl verdrängt durch die weltbekannten Säulenreihen der Griechen, in Gandhâra, dem unteren Kabulthale, findet sich die korinthische; in Taxila, nördlich von Rawalpindi die jonische; in Kaschmir die dorische Säule. Im übrigen Indien scheint der griechische Styl nicht so feste Wurzeln gefasst zu haben, und die Erbauer hielten sich an die hohen Pfeiler, das bauchige Glocken-Kapitäl und die ruhenden Thiere der Perser als Träger; aber die vollendete Schönheit und die harmonische Gleichmässigkeit der griechischen Formen war an den indischen Architekten nicht spurlos vorübergegangen. Der Einfluss dieser Vorbilder zeigt sich in der Annahme der Kugelschnur und des Geisblattes als Verzierung von zahlreichen Monolithsäulen. Wo das Glocken-Kapitäl erniedrigt ist, geschah dies unter ihrem Einflusse, während sonst der bauchige Glocken-Abschluss der Säule mehr und mehr vergrössert wird, bis sich daraus der Styl entwickelt, der uns in der eisernen Säule zu Dehli, einem Bauwerke des letzten vorchristlichen Jahrhunderts, erhalten ist.[2] Das Bindeglied mit der persischen Architektur bleibt die stufenförmige Säulenbasis; ihr fremder Ursprung ist deutlich erwiesen durch Auffindung von Steinhauerzeichen in arianischen Schriftzügen auf einer Säule in Barhut, die nur von fremden Steinbildern herrühren können. Die Erfolge der Indoscythen (S 58.) müssen den verschiedenen griechischen Formen, die mit Alexander des Grossen Zuge nach Indien kamen, so verderblich geworden sein, als die mohammedanische Ueberschwemmung der Hindu-Architektur; dagegen erklärt die nachfolgende Bekehrung der Indoscythen zum Buddhismus mehr als genügend die zahlreichen Ueberreste halb griechischer Denkmäler und die Herausbildung einer im Allgemeinen indo-griechischen Architektur.“



Indo-persische Säulen.

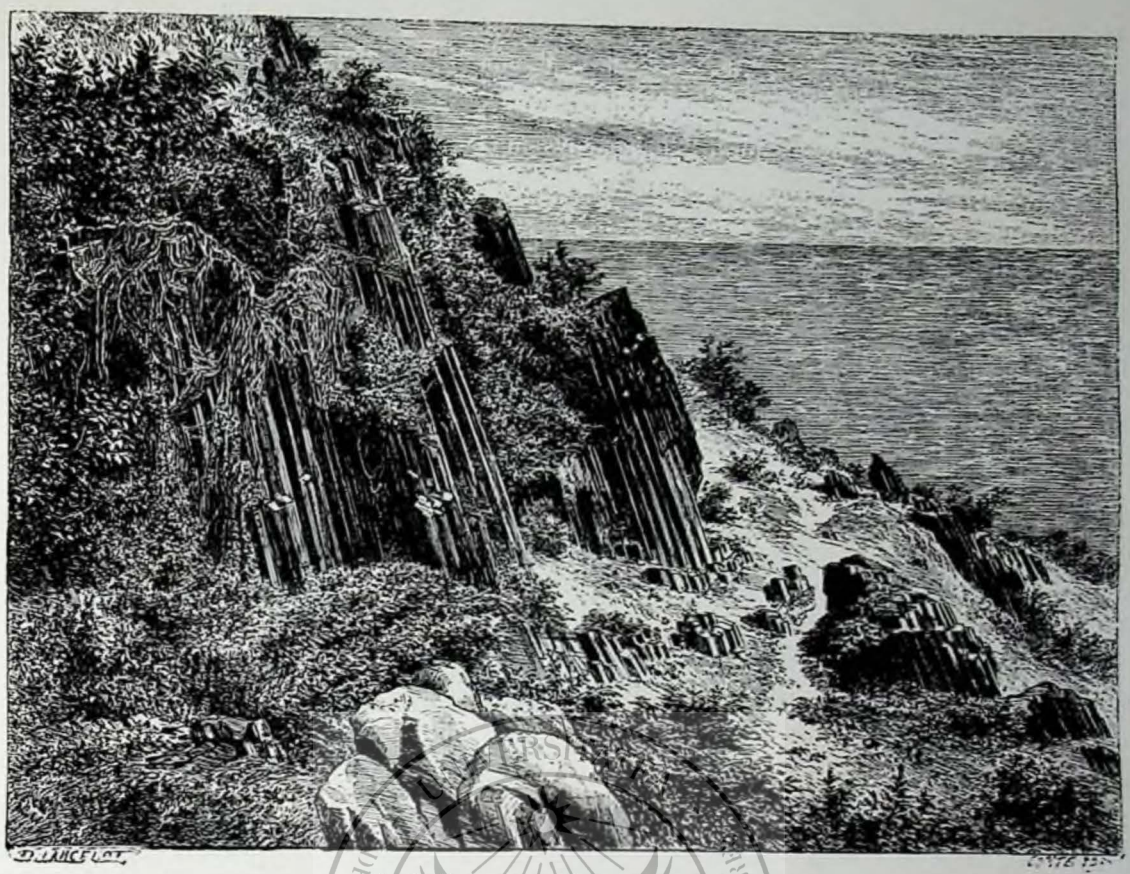
Eine Vergleichung des Säulenschmuckes der Felsentempel erwahrheitet die verallgemeinernden Bemerkungen des indischen Archäologen.

[1]) Archaeological Survey of India Vol 5. Calcutta 1875. S. 185. Demselben Bande sind die Vorlagen zu den Säulen auf Seite 71 und 72 entnommen. — [2]) Unser Werk bringt eine Abbildung dieser Säule unter Dehli.



Die Urwahi Felsensculpturen in Gwalior.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE



Trachytfelsen an der Nordküste von Salsette.

FÜNFTES CAPITEL.

Das Dekhan.

Drei Provinzen des englischen Kaiserreiches Indien sind mit dem Titel Präsidentschaft ausgezeichnet; Bombay ist darunter mit 322,754 Quadratkilometern (5854 Quadratmeilen), oder der Grösse Preussens ohne die Rheinprovinz, räumlich die kleinste, aber die älteste der Organisation nach; 1687 wird die Stadt Bombay Vorort aller Besitzungen der ostindischen Kompagnie, erst 1753 wird der dortige Gouverneur unter jenen von Kalkutta gestellt.

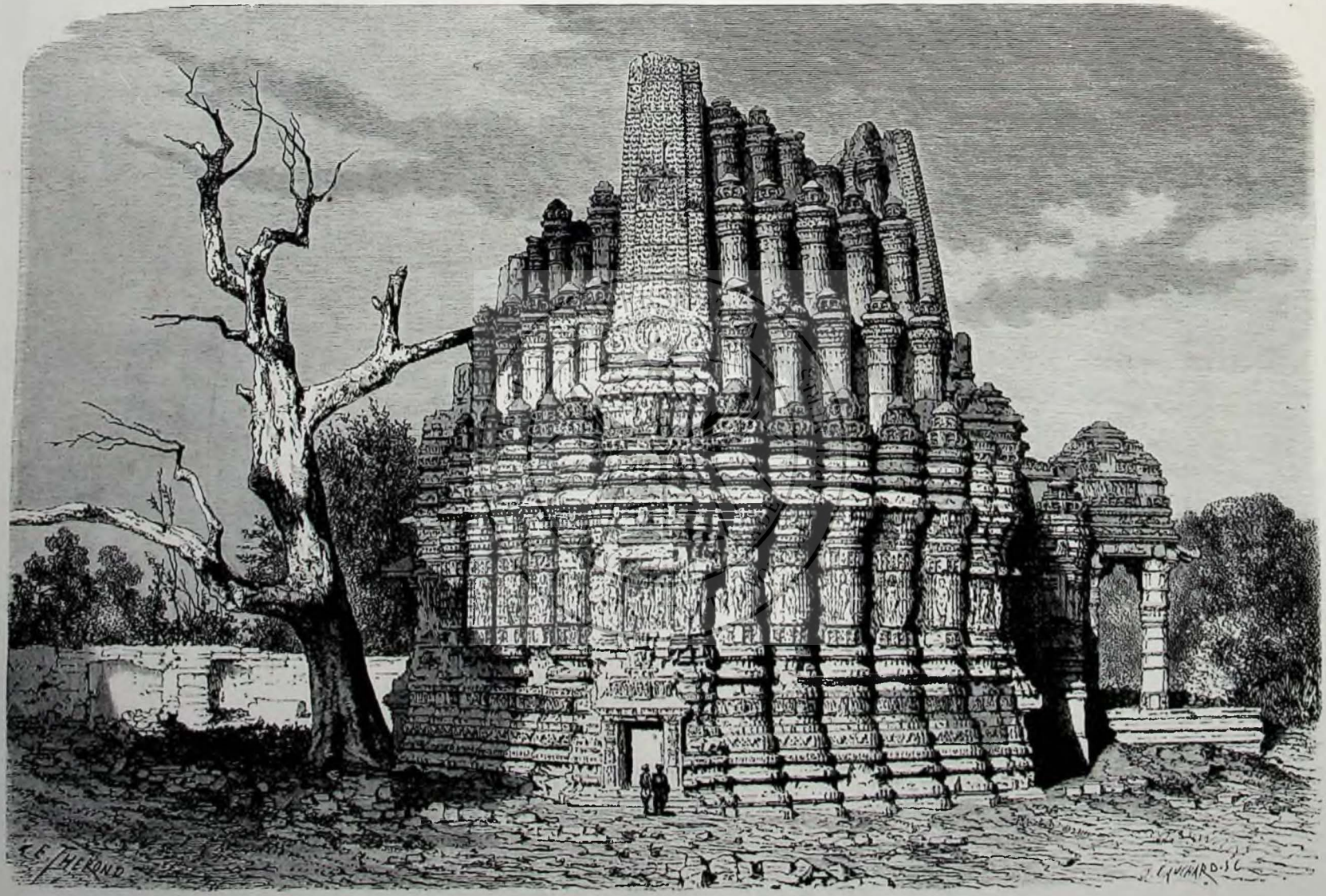
Die Präsidentschaft Bombay erstreckt sich vom unteren Indusflusse an der Westküste Indiens, vom arabischen Meere bespült, hinab bis zum 14. Breitengrade; fast 25$^{2}/_{3}$ Millionen Menschen wohnen innerhalb seiner Grenzen, 9$^{1}/_{4}$ derselben sind noch von Vasallenfürsten der Krone Englands regiert.

Die langgestreckte Küste ist durchgehends felsig und schwer zugänglich. Zahlreiche Flussmündungen gewähren den kleineren Schiffen, wie sie von Eingeborenen im Küstenhandel geführt werden, in der guten Jahreszeit ausreichenden Schutz; sichere Ankerplätze vor den Stürmen der Südwestmonsune sind dagegen nur die Häfen von Karatschi (nördlich der Indusmündung), Bombay und Karwar, südlich von Goa. Das eigenartigste Gebiet an der Küste liegt nördlich der

Halbinsel Gudscharat und ist das Ran von etwas über 20000 Quadratkilometer (376 Quadratmeilen) Oberfläche, je nach der Jahreszeit ein Salzsumpf, ein Binnensee oder ein Meeresarm, so dass man noch darüber streitet, ob es gebildet wurde durch Zurückweichen des Meereswassers oder ob ein einstiger Binnensee durch Hinwegschwemmung des ihn abschliessenden Streifen Landes mit dem offenen Meere in Verbindung trat. In der Regenzeit überfluthet, wird das Ran zu einem Theile des Golfes von Katsch und macht den Vasallenstaat Katsch zur Insel; in der trockenen Jahreszeit ist der Boden mit Salz getränkt und wird an günstigen Stellen zur Salzbereitung ausgebeutet; stellenweise stösst man auf Morast oder auf einen einem trockenen Flussbette gleich mit Geröll und Meerkies bedeckten Strich. Unter der Einwirkung einer mit Feuchtigkeit gesättigten überhitzten Luft bringt in der heissen Jahreszeit schon ein Aufenthalt von wenigen Stunden sicheren Tod; die Luftspiegelung vergrössert den kleinsten Gegenstand in wunderbarer Weise, ein Stock erscheint als Baum, ein Stein als Hügel, entfernte Gegenstände kann man nicht unterscheiden. —

Ein Heerstrasse des Handels mit dem Innern ist der Indusfluss in der Grenzprovinz Sindh; alle übrigen Flüsse, selbst die wasserreichen Narbada und Tapti sind für grössere Boote aufwärts nicht weiter fahrbar, als die zahlreichen Küstenflüsse. In der Regenzeit schwellen diese Flüsse zu breiten Strömen an; aber mit dem Aufhören der Regen nehmen sie an Wassermenge ab und die Küstenflüsse trocknen in der heissen Jahreszeit mit wenigen Ausnahmen vollständig aus. Klar und schnellen Laufes fliessen sie von den Bergen ab, verschlammen aber und werden brackisch, sobald sie in die Ebene eintreten. Für künstliche Bodenbewässerung werden diese Flüsse in der Ebene am Meere unbrauchbar, dagegen wird ihr Wasser an der Mündung durch den Wellenschlag der arabischen See gestaut und geht in Sümpfe und Hinterwasser über, die an der Malabar-Küste, südlich von Konkan, durch Kanäle unter sich verbunden, einen Binnenverkehr ermöglichen, der von grösstem Nutzen während der Monsune ist, wenn die Küstenschifffahrt eingestellt werden muss. Die Scherawati, die an der Südspitze der Provinz bei Hanawar das Meer erreicht, stürzt ihr Wasser von den Ghats in einer Reihenfolge von Fällen herab, deren grösster beim Dorfe Gosapa eine Höhe von 243 Meter erreicht, sohin den Krimmler obersten Fall, den bedeutendsten Wasser-Fall in den deutschen Alpen, um 43 Meter übersteigt.

Die Küste Bombay gegenüber heisst Konkan. Ein lebhafter Handel wurde die Ursache, dass sich hier nachweislich schon im Beginne des dritten christlichen Jahrhunderts griechische Kaufleute niedergelassen hatten, von denen einige sogar zur Lehre des Buddha übertraten. Die Schiffe der Handel treibenden Völker des Alterthums waren klein verglichen mit den Dreimastern der späteren Zeit und bedurften eines so geräumigen Hafens nicht, wie es jener von Bombay ist; sie segelten den jetzigen Hafen aufwärts bis an sein seichtes Nordende und bogen hier östlich ein in die breite Mündung des Kallian- (Kalyani) Flusses, genannt nach der Stadt gleichen Namens am linken Ufer des Flusses; die heutige Kallian-Station, bei welcher die Bahn nach Madras sich vom Schienenstrange nach Allahabad abzweigt, liegt etwas oberhalb der alten Handelsstadt. Kallian war Residenz der Tschalukya-Könige, der ältesten gut beglaubigten Dynastie über das Dekhan und eines Zweiges der Râdschput Herrscher im nördlichen Indien. Im fünften Jahrhundert geboten sie über die ganze Halbinsel hinab bis nach Ceylon, östlich bis zur Bai von Bengalen und mit Recht gebrauchen sie den stolzen Titel eines obersten Herrschers der Grosskönige und des einzigen Trägers des Sonnenschirms. Mitte des sechsten Jahrhunderts erwähnt der abenteuerliche ägyptische Mönch Cosmas Indopleustes Kallian als Sitz eines persischen Bischofs und eine indische Dichtung schildert die Stadt am Ausgange des siebenten Jahrhunderts „angefüllt mit erbeuteten Schätzen; voll von Elefanten, Kameelen, Pferden und Wagen. Goldschmiede, Weber, Wagenbauer und Verfertiger schön verzierter Gefässe haben sich hier niedergelassen; Heilkünstler, Schriftgelehrte und Musikkünstler drängen sich. Die Wände der Häuser sind mit Fresken bemalt.“ Stadt und



Tempel von Ambernath.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE

Umgebung liegen jetzt in Trümmern; aber prachtvolle Ruinen geben Zeugniss von der einstigen Grösse wie dem Glaubenseifer, mit welchem Mohammedaner hier gegen die Bekenner des Hindu-Glaubens und ihre Bauwerke wütheten.

Vom Inneren ist die Küste abgeschlossen durch die Sahyadri-Gebirgskette, West-Ghats bei den europäischen Geographen genannt von der Aehnlichkeit des Abstieges zur Küste in Wasserrinnen wie auf den Treppen, Ghats, welche die Hindus an den Ufern heiliger Flüsse zum Wasser hinabführen. Diese grosse Gebirgskette verläuft parallel der Seeküste und ist davon bis zu achtzig Kilometer entfernt; sie erstreckt sich achthundert Kilometer lang nach Süden in einer Breite bis zu vierzig Kilometer und hat eine durchschnittliche Höhe von 600 Meter; aus der Hauptkette starren Gipfel bis zur doppelten Höhe der mittleren Kammlinie in den sonderbarsten Verwitterungsformen empor. Das Gestein ist Trapp, der Abfall zur Ebene wie in allen Gebirgen aus diesem Gesteine steil und erfolgt in Absätzen. Die Oberflächen der treppenförmigen Ueberlagerungen sind von den Zersetzungs-Produkten des Trapp, der wie alle Grünsteine durch Einwirkung wässeriger Niederschläge stark aufgelockert wird, mit einer röthlichbraunen, eisenhaltigen mehr oder weniger verhärteten Lehmschicht dick überführt; bei der Fruchtbarkeit dieses bindigen, die Feuchtigkeit längere Zeit zurückhaltenden Bodens sind sie noch die Standorte einer üppig grünenden Vegetation, wenn am oberen Rande des Erosionspasses bereits grosse Flächen verdorrten Grases sich zeigen. Gegen Osten, das Innere der Halbinsel, ist der Abfall sanft, die Landschaft erhält den Charakter eines Tafellandes; die Kämme der seitlichen Verästelungen des Gebirges, zwischen denen die Quellen der grossen Flüsse des Dekhan liegen, erheben sich nur wenig über die Thalsohle.



Taglöhner aus dem Konkan.

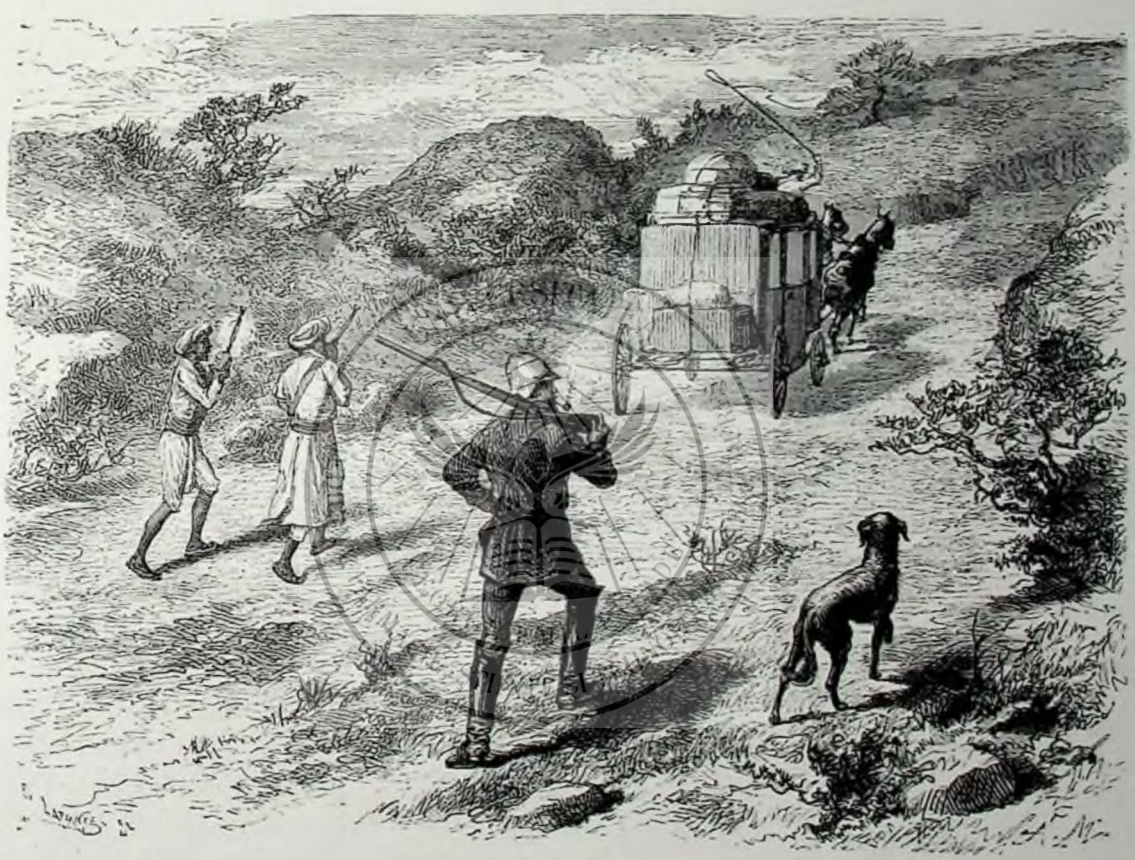
Die West-Ghats üben einen überaus grossen Einfluss aus auf die Entladung der regenreichen Wolken des Südwestmonsuns. An der Seeküste beträgt die Regenmenge, Bombay gegenüber, 1750 Millimeter, südlicher, an der Malabarküste, das Doppelte; in der Kammlinie der Ghats erreichen die wässerigen Niederschläge auf dem 1370 Meter hohen Plateau von Mahabaleschwar, der höchsten meteorologischen Beobachtungsstation in dieser Linie, 6300 Millimeter im Jahre, auf dem Bergrücken von Matheran (760 Meter hoch) fielen einmal in den drei Monaten der Regenzeit 11,168 Millimeter. So stark der Regenstrom ist, so genügen in Pantschgani, einer Gesundheitsstation östlich von Mahabaleschwar, schon zwanzig Kilometer Entfernung, um die Regenmenge auf 1524 Millimeter herabzubringen; in Puna, 190 Kilometer weiter entfernt, beträgt sie nur mehr sechshundert Millimeter.

Der langgezogene Bergrücken, welcher von Bombay aus die Augen fesselt, ist das Plateau von Matheran von 20 Quadratkilometer Flächenraum. Mit der Erhebung über dem Meere erniedrigt sich die Temperatur; in den West-Ghats beträgt die Abnahme ein Grad Celsius auf 300 Meter. Ein Aufsteigen von der Ebene zur Höhe der Dörfer am oberen Rande des Gebirges bewirkt

deswegen in der heissen Jahreszeit für die Europäer eine sehr fühlbare Entlastung von der bleiernen Schwere, welche dann auf dem menschlichen Körper lastet und dem Geiste alle Schwungkraft nimmt. „Niemand kann den Genuss eines gemässigten Klima schätzen, der nicht in einem heissen wohnte; war man Monate lang im Schweisse gebadet, so wird der Aufenthalt in einer Gesundheitsstation auf dem Gebirge mit niedrigerer Temperatur zu einer Freude, die unbeschreiblich ist. Unter doppelter Decke zu schlafen, genöthigt zu sein, sich vor Kälte am Feuer zu wärmen; im Morgenbade zu frösteln und in der Sonne sich ergehen zu müssen, um warm zu werden, bringt ein Gefühl der Selbstbefriedigung hervor, wie es nur Jene beherrschen kann, welche bisher in einem Dampfbade lebten.“ In zwei Stunden ist mit der Eisenbahn Narel am Fusse der Ghats erreicht, in derselben Zeit bringen von dort Träger Reisende und ihr Gepäck nach Matheran empor, wenn erstere nicht vorziehen zu reiten. Gesundheitsstationen waren früher von Europäern nicht so gesucht wie jetzt; trotz seiner in die Augen fallenden Lage dauerte es bis 1850, dass sich nach Matheran in der heissen Jahreszeit Kranke zurückziehen. Seine Einrichtung als klimatischer Kurort fällt in das Jahr 1854. Damals wurde der stellenweise gefährliche Pfad mit 20,000 Mark Aufwand zu einem guten Reitwege erweitert, den Dörfern, die hier Weiderechte ausübten, das Weideland abgemarkt, der dichte Unterwald gelichtet, in Folge dessen Tiger fast nie, Panther sehr selten sichtbar werden und allmählig entstand hier eine von zahlreichen Wegen durchzogene Ansiedlung, welche vorübergehend mit den Rechten einer Stadt ausgestattet wurde, seit 1877 jedoch durch eine Art Bade-Kommissariat verwaltet wird. Die Station besitzt eine englische Kirche, vier Hôtels, von denen die besten Filialen der grössten Bombay-Hôtels sind; zahlreiche Bangalos stehen zu miethen und sind mit Beihülfe wenigen Hausgeräthes wohnlich einzurichten. Die Saison ist in ihrer Höhe Ende Mai. Heftige Regengüsse haben das Gestein stark abgenagt; Felsenspitzen, Points, die aus der Kammlinie des Plateaurandes hervortreten, bilden, wie im Elbsandstein-Gebirge, die Standorte für überraschend schöne Fernsichten über die vorgelagerte Ebene und das Meer, wie unerwartetete Einblicke in die Schluchten der nächsten Umgebung. Bei Sonnenaufgang, wenn der Himmel noch in tiefem Blau strahlt, sieht der Beschauer, wie am Brocken, das Schattenbild seiner eigenen Figur in der aufsteigenden Nebelwolke sich spiegeln, in welche sich unter der Wärme der rasch empor sich hebenden Sonne die Dünste auflösen, die bis dahin über der Ebene am Meere lagen. Unter Tags stört auf dem Plateau dicker röthlicher Staub den Genuss der reinen Luft, auch fehlt es an Quellwasser; von diesen Mängeln sind die Terrassen und Schluchten frei, die um den Bergrücken sich herumziehen. Die üppige Vegetation auf den feuchten Böden dieser Schluchten veranschaulicht das S. 3 eingestellte Bild. Waldblössen ausgenommen, ist der ganze Grund mit Bäumen, Gebüschen und Farren dicht bestanden. Die mächtigen Teak-Bäume, die das dauerhafteste Werkholz liefern und den Schiffbauern der ganzen Erde unentbehrlich wurden, sind astlos bis zur schattengebenden Krone. Als Nutzbäume werden Cocus-Palmen und Mango-Bäume gezogen; im Mai ist unter letzteren der Boden dicht besät von Fruchtkernen, das Werk der zahlreich hier hausenden Affen, die überall zu Dutzenden angetroffen werden, dem Wanderer von den Bäumen herab zuschnattern und von Zweig zu Zweig springend ausreissen, bis sie dem Auge entschwunden sind. Im Schatten der kühlen Haine sprudelt ab und zu eine Quelle hervor, flattern Schmetterlinge und kleine Vögel in allen Farben, kriechen furchtsame Eidechsen, Käfer und Spinnen umher, lassen Singzirpen ihren schrillen Ton hören. Auf den schmalen Wegen steigen Eingeborene mit schweren Traglasten in sicherem Tritte auf und nieder; sie gehören vorherrschend der Dhangar-Gruppe an, die als Milchleute und Schäfer im ganzen Marâthalande und am Saume der Waldgebirge hinüber bis nach Bengalen angetroffen wird. Zahlreiche, in Matheran ausgeführte Messungen ergaben bei 1625 Millimeter Körperlänge einen verhältnissmässig grossen Kopf (331 Millimeter),

geringen Brustumfang (475 Millimeter) und leichtes Gewicht (58 Kilogramm); diese Leute gehören sohin dem Aboriginer-Schlage Indiens an (S. 44) und haben gleich diesen unglaublich geringe Bedürfnisse. Ueberaus geschickt im Flechten zierlicher Hals- und Armbänder aus verschiedenfarbigen Basten und Gräsern, gab man den Leuten dauerhaftere Flechtmaterialien und Muster begehrter Flechtereien in die Hand; aber der Versuch, dadurch die Lage der Matherani zu verbessern, scheiterte an derselben Unfähigkeit des indischen Volkes, sich aus sich selbst emporzuheben, die auch sonst es nicht zur That kommen lässt, solange nicht persönlicher Einfluss Einzelner hiezu hinreisst.

Südlich von Matheran liegt die Hauptzugangslinie zu dem Plateau des Dekhan von der Küste; es ist der Bhor-Ghat genannte Einschnitt in die Kette der Ghats. In einem unregelmässigen



Landstrasse im Dekhan und Reisewagen.

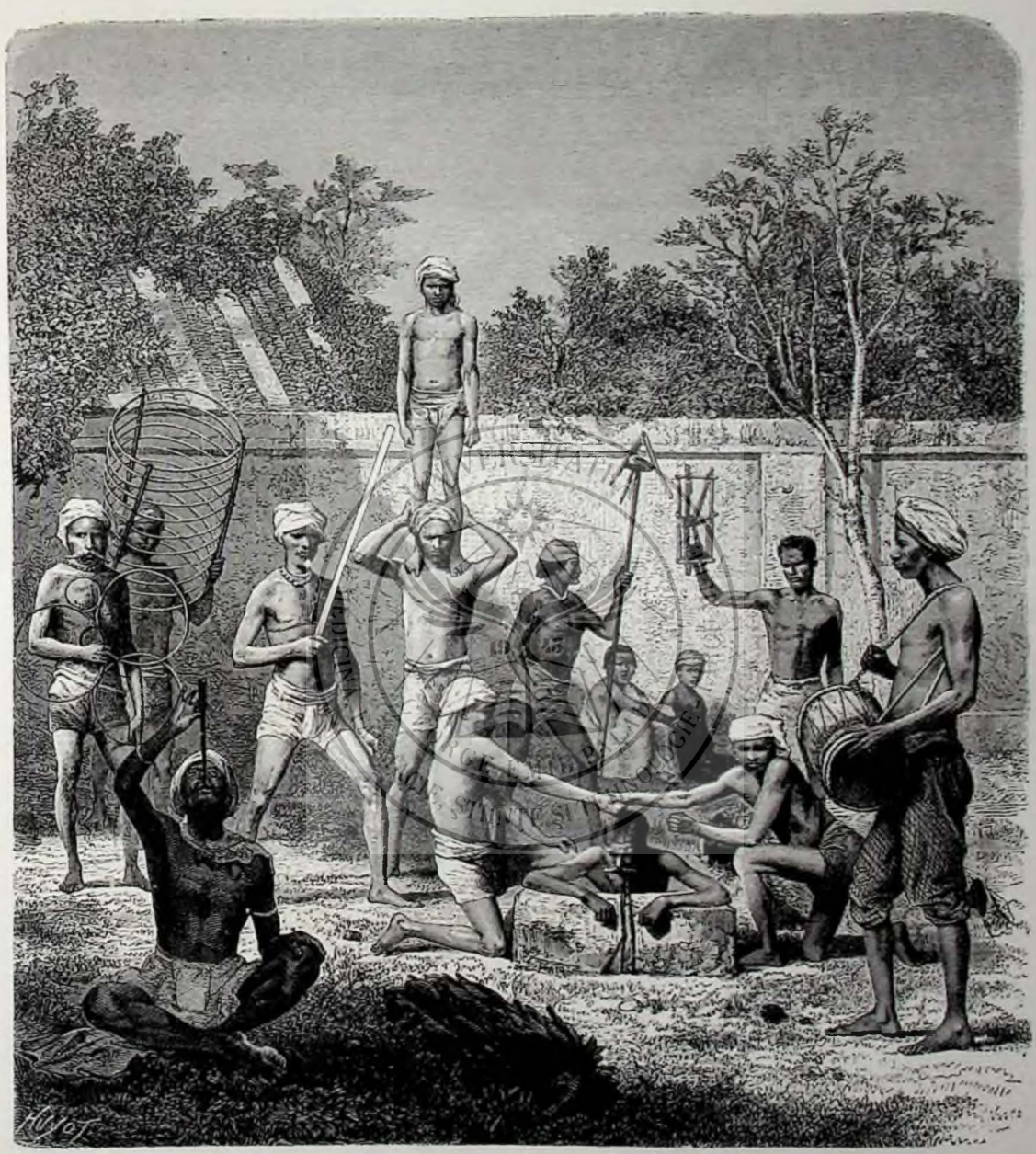
Systeme tiefer Erosionsrinnen geht es den Abhang hinan. 1830 ersetzte die indische Regierung den alten Saumpfad durch eine Kunststrasse, die sich in vierzig Windungen am Berge emporzieht und noch heute stark benützt ist. 1856 stand die Projektirung der Bombay-Madras-Bahn-Linie durch diesen Einschnitt fest, 1863 konnte die Bahn hindurch eröffnet werden. Der Höhenunterschied zwischen Kardschar, der Station im Konkan und Khandalla im Sattel des Einschnittes, beträgt 479 Meter; von hier an steigt das Terrain noch weitere 79 Meter, erst bei der Station Lanauli, 703 Meter über dem Meere, ist die Kammlinie der Ghats überstiegen. Das Steigungs-Maximum auf der 25 Kilometer langen Bhor-Ghat-Strecke ist 1:37, sohin grösser als auf der Brennerbahn und dem Sömmering (1:40); die Tunnels haben nur eine Länge von 2¼ Kilometer dagegen waren 8 Viadukte nöthig, unter denen jener bei Mhau-ki-Mahi aus acht Pfeilern von 15 Metern Spannweite besteht mit einer Höhe von 50 Metern im grössten Pfeiler. An Erdmassen und

Felsstücken wurde rund ein Drittheil der auf der Brenner-Bahn bewältigten Massen bewegt. Khandalla ist gleich Matheran während der heissen Jahreszeit aufgesucht, enthält auch Baracken zur Unterbringung erkrankter europäischer Soldaten, es fehlt dem Orte jedoch der Komfort von Matheran. Lanauli mit einem gesunden und den grössten Theil im Jahre angenehmen Klima hat eine verhältnissmässig starke europäische Wohnbevölkerung, da die Great Indian Peninsular-Eisenbahngesellschaft, die allein in der Präsidentschaft Bombay 5014 Personen beschäftigt, (darunter 520 Europäer, von denen die hohe Zahl von 393 nicht aus Grossbritanien stammt), hier eine Maschinen-Werkstätte einrichtete und den Ort einem grossen Theile ihrer Beamten zum Amtssitze anwies.

Die Orte um Bhor-Ghat sind ein beliebter Sammelpunkt der zahlreichen das Land durchstreifenden Gauklerbanden. Diese mit ihren Familien umherziehenden Gesellschaften gleichen unseren Zigeunern. Die Männer führen Affen und Bären oder arbeiten Matten und Trinkgefässe; auf dem Marsche sammeln sie mit ihren Familien Medicinalkräuter, fangen Thiere des Waldes und der Haide ein, deren Federn oder Haare als Talismane gelten und bereiten aus Säften, Blut und Mark die landesüblichen Hausmittel. Die Polizei ist ständig hinter diesen Leuten; ist irgendwo ein Diebstahl von Unbekannten verübt, so kann man sicher sein, dass diese Banden davon wissen, wenn sie nicht selbst betheiligt waren. Gleich unseren Zigeunern sprechen sie eine Art Diebessprache. Wird ein Dorf oder ein Städtchen erreicht, so zeigt Musik und einförmiges Trommeln auf dem Tamtam den Einwohnern die Ankunft an. Die Matronen vertheilen sich mit Tränken und Pulvern in die Häuser, die Männer belagern mit ihren Thieren oder den Produkten ihrer Hausindustrie die Thore und führen mit ihren Kindern athletische und Jongleur-Stücke auf. Die Mädchen allein tanzen, bieten auch jederzeit ihren Körper feil; nur von den Frauen wird eheliche Treue verlangt. Misslingt Bestellung in Privathäusern, so tanzen die Mädchen Abends auf dem Marktplatze unter Fackelbeleuchtung. Unter den athletischen Kunststücken überrascht die Fähigkeit, eine schwere Steinkugel mit dem Rücken aufzufangen, ohne zusammenzubrechen, wenn sie von anderen Mitgliedern der Gesellschaft aus einiger Höhe frei fallen gelassen wird. Ein hübsches Taschenspielstückchen ist folgendes. Der Darsteller stellt ein Kupferplatte vor sich hin, auf welcher drei Häufchen Mehl, roth, blau und gelb gefärbt liegen. Er legt sich nieder, nimmt mit dem Munde die drei Häufchen auf, gurgelt dann den vollen Mund und bläst die Backen auf, so dass es unmöglich scheint, dass noch ein trockener Fleck darin sei. Nun neigt er den Kopf und spuckt auf die Platte die aufgenommenen drei Häufchen hin, jedes trocken und in der früheren Farbe. Dabei zeigen die Darsteller keinerlei Scheu vor genauer Beobachtung und dulden in ihrer nächsten Nähe Aufpasser.

Unmittelbar hinter Lanauli fliessen die Gewässer, die bisher noch der Küste zueilten, nach Osten ab und man steht auf dem Plateau des Dekhan, aus Sanskrit Dakschina entstanden, eigentlich rechts, dann den Süden bedeutend, weil der Hindu, wenn er gegen Osten sein Antlitz wendet, die Halbinsel im Süden hat. Dekhan ist das grosse Tafelland, das südlich der Satpura-Kette das Innere der Halbinsel einnimmt, im Osten in einer unzusammenhängenden Kette von Hügeln, den Ost-Ghats, endet und vom Gebirgslande der Anamalli, Palni und Trawankor-Gebirge, die bis zum Kap Komorin fortstreichen, durch die als Phalgat-Kluft bekannte breite Senkung abgeschlossen wird. Diese Kluft ist vierzig Kilometer breit, ihre Sohle liegt nirgends höher als 450 Meter, in ihr ist die Eisenbahn von Kalikat an der Westküste nach Madras und Negapatam an der Ostküste geführt; meteorologisch ist die Spalte von Bedeutung, weil durch sie die Winde den inneren Provinzen der Halbinsel Feuchtigkeit zuführen, die ihnen sonst vorenthalten bliebe. In der Nähe der West-Ghats ist die Gegend rauh und stark gewellt; zwischen Gebirgsausläufern, aus denen einzelne scharfe Spitzen hervorragen, entspringen die Hauptströme der Halbinsel, die Godaweri bei 1000 Meter Höhe, die Kistna bei 1370 Meter; bei Scholapur an der Bombay - Madras - Eisenbahn

liegt die Wasserscheide zwischen beiden Flüssen bei 517 Meter. Berge fehlen nirgends gänzlich, das Land ist aber nur gegen Khandesch und die Ebenen von Gudscharat in den stark bewaldeten, Dangs genannten, nördlichen Ausläufern gebirgig, dacht sich sonst sanft gegen Osten ab und schliesst ausgedehnte Ebenen in sich. Eine breite Einsenkung, die von Nagpur langsam zur See abfällt, bildet das Thal der Godaweri und ihrer Zuflüsse, deren Ufer an die malerischsten Einschnitte



Fahrende Künstler.

des Rhein erinnern, nur fehlen die Burgen und volkreichen Handelsstädte; seit 1861 müht sich die englische Regierung vergeblich ab, die drei Stromschnellen, welche jetzt die hauptsächlichsten Hindernisse für die Schiffbarmachung des Stromes hinauf bis zur Station Palgaon der Bombay-Nagpur Eisenbahn sind, durch Kanäle zu umgehen. Eine andere grosse Mulde bildet das Thal der Tungabhadra, dieses mächtigen Zuflusses der Kistna von Süden her, seit 1870 mit einem Aufwande von 23 $^{2}/_{3}$ Millionen Mark durch einen viertausend Kilometer langen Kanal mit 23 Schleussen

und grossartigen Aquaducten mit dem bei Nellor in die Bai von Bengalen mündenden Penner-Flusse verbunden.

Baumvegetation ist in Dekhan spärlich, ordentliche Waldungen fehlen nahezu gänzlich; Weideland herrscht vor, üppig grün in der Regenzeit bis zur Ernte, gelb und verdorrt in der heissen Jahreszeit. Im Westen bestimmen basaltähnliche Trappgesteine den landschaftlichen Charakter; in dunklen, kahlen Höhenzügen von geringer Erhebung, die Gipfel in den charakteristischen Formen einer flachen Spitze, die Abhänge stufenartig abfallend, häufig künstlich terrassirt, bedeckt dies Gestein grosse Flächen und gibt der Landschaft einen öden Typus, während zugleich zersetzter Trapp in den tieferen Lagen als schwarze Erde von eigenthümlich tiefer Färbung sich sammelt. Das mittlere und südliche Dekhan ist geologisch aus krystallinischen (metamorphischen) Gesteinsarten aufgebaut; Gneiss, Glimmerschiefer und Quarz stehen an, die Ackerkrumme ist seicht und wenig ergiebig; aber unter der Riesenkraft, mit welcher die Naturkräfte auf der indischen Halbinsel ihre Macht zeigen, bedeckt Ackerboden aus Geschieben anderer Gesteine grosse Flächen. Die ertragsfähigste dieser Erdarten ist die schwarze Erde; sie tritt bald in Flächen auf von wenigen Hektaren im Umfange, bald als Ebene Hunderte von Quadrat-Kilometer umfassend. Die Tiefe dieser Erde wechselt von dreissig Centimetern bis zu vier Metern; sie ist enge verwandt mit der schwarzen Erde des südlichen Russlands, nimmt sichtlich die Stelle einstiger Flusswasserseen ein und hält Feuchtigkeit lange in sich. Die zweite für das Dekhan charakteristische Erdart ist rothe Erde, genannt von der starken Beimengung eisenhaltiger Bestandtheile. Die Güte dieses Bodens ist sehr verschieden; stellenweise tritt sie als ausgedehnte Ebene auf von harter, schwer zu bearbeitender Kruste, zuweilen selbst von natürlicher Vegetation nur dürftig bestanden; an anderen Orten bildet sie zerbröckelnde und leicht zu bearbeitende Erde, welche sich mit Feuchtigkeit stark ansaugt und äusserst fruchtbar ist.

In trockenen Jahren verliert die schwarze Erde in Folge starker Besonnung Feuchtigkeit wie Fruchtbarkeit. Die Natur bedarf der Unterstützung durch die Kunst und in geschickter Ausnützung des Terrain zur Anlage zahlreicher künstlicher Teiche, in denen das Wasser während der Regenzeit zur Bewässerung der Felder im Sommer aufgespeichert wird, haben es die Eingeborenen seit alter Zeit weit gebracht. Speisegetreide wird meist auf nicht bewässerbarem, trockenem Lande gezogen; geringer Regenfall bewirkt deswegen fühlbaren Erndteausfall und hat bei den grossen Strecken, denen dann atmosphärische Niederschläge vorenthalten bleiben, bei der für indische Verhältnisse zwar nicht hohen, aber immerhin bedeutenden Dichtigkeit von vier bis achttausend Menschen auf die Quadratmeile (50 bis 150 auf den Quadratkilometer) und der misslichen Lage des kleinen Bauernstandes jene beklagenswerthen Hungersnothzeiten zu Folge, wie sie die Bevölkerung erst wieder in den Jahren 1876 und 1877 zu erdulden hatte.[1])

Die wässerigen Niederschläge des Jahres 1875 waren unter dem Mittel geblieben, die Teiche nicht überall gefüllt, die Bodenfeuchtigkeit gering. Im Juni 1876 setzte der Südwest-Monsun voll und rechtzeitig ein, Regen wurde aber im August spärlich, hörte Mitte August ganz auf und nirgends fielen so heftige Schauer, um die Erndte retten zu können. Nothstand trat zuerst in Scholapur (südöstlich von Puna) auf, im September mussten hier schon Unterstützungs-Comités in Thätigkeit treten und bald darauf trat gleiche Nothlage in allen Staaten und Distrikten auf, die in der Breite von Scholapur zwischen beiden Meeresküsten liegen; im Norden litt noch Khandesch, im Süden noch Maissur von Dürre. Der Winter wurde unter grossen Entbehrungen durchgebracht, im April 1877 hoffte man sich auf der Höhe des Elends zu befinden, da blieb den heimgesuchten Gegenden wiederholt Regen vorenthalten; schon der Juli war trocken statt

[1]) Die Schilderung dieses Nothstandes und der Massregeln der englischen Regierung stützt sich auf die amtlichen Berichte für die Präsidentschaften Bombay und Madras und die Veröffentlichungen des meteorologischen Bureau (Vorstand H. F. Blanford).

regenreich, erst im September stellte sich ein Nachregen ein, der in manchen Strichen die Erndte theilweise noch rettete. Die meteorologischen Stationen weisen in dieser Zeit eine ungewöhnliche Steigerung der Sonnenhitze nach und die indischen Meteorologen sehen in der Trockenheit der Jahre 1875 und 1877 eine Bestätigung der Annahme, dass die Periode der geringsten Ausdehnung der Sonnenflecken für die Länder innerhalb der Tropen eine Zeit der grössten Hitze und Dürre bedinge. Im Frühjahre 1877 waren im Umfange der vier deutschen Königreiche an 34 Millionen Menschen einer wirklichen Hungersnoth preisgegeben.

Im Dekhan ist Hauptspeisegetreide Hirse in den beiden Arten: Moorhirse (Sorghum vulgare), indisch Dschowari oder Tscholum, und Ragi (Eleusine coracana); man isst ungern neues Getreide, sondern speichert es gerne ein Jahr in unterirdischen Gruben auf, die zur Sicherheit vor Dieben meist unter den Dorfstrassen angelegt sind. Der Misswachs eines einzigen Jahres hätte den Nothstand nicht zur Hungersnoth, zum Mangel an Speisegetreide gedeihen lassen; denn



Reisewagen der Eingeborenen.

die Verbindung mit den Nachbardistrikten ist durch Eisenbahnen und Wege gesichert, dabei billig, und der Getreide-Handel in den Händen bestimmter Klassen, wenn auch geradezu monopolisirt, so doch über ganz Indien so vorzüglich organisirt, dass die Händler mittelst ihrer Verbindungen sich selbst aus den entferntesten Gegenden des weiten Landes rasch mit Waare zu versehen in der Lage sind.

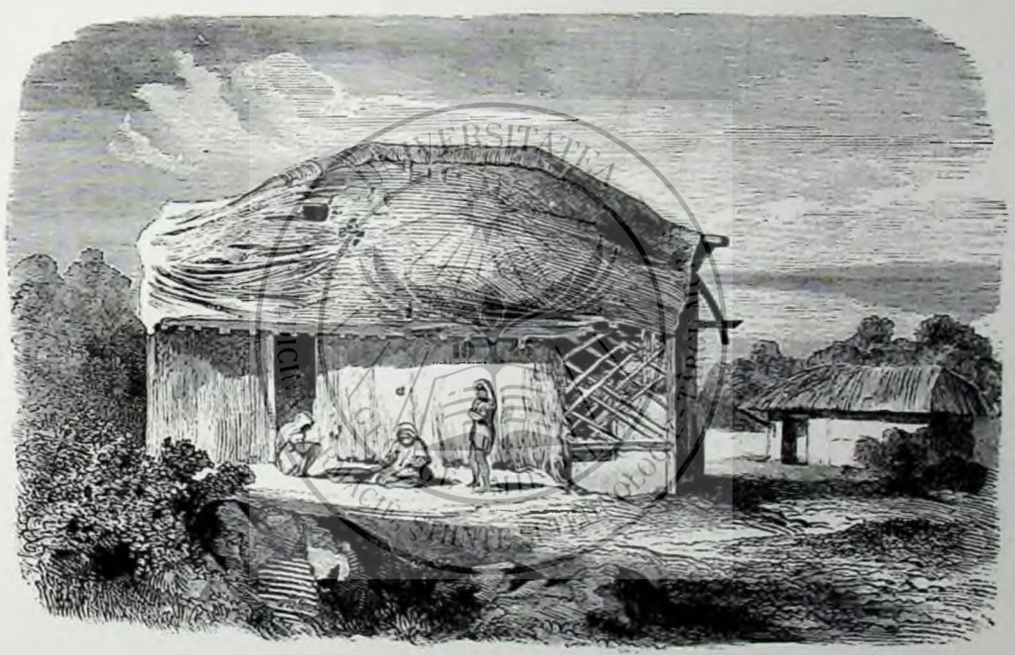
Alles Grundeigenthum steht in Indien dem Landesherren zu. Die Vorfahren der Engländer haben sich dieses Rechtes zu Gunsten von Privaten und milden Stiftungen durch Belehnung vielfach begeben, unter der englischen Verwaltung erfolgt jetzt nur Verpachtung mit Anrecht auf Besitz, solange als die aufgelegten Abgaben davon entrichtet werden. Der Reiche gibt sich nicht mit Landbau ab, auch der Belehnte verpachtet seinen Besitz; es gibt deswegen in ganz Indien unterm Landvolke keinen Bauernstand in unserem Sinne, sondern nur Pächter. Als Bauern mag man bezeichnen, wer ein Pachtgut mässiger Grösse aus erster Hand erhält, die Afterpächter dagegen — und ihre Zahl ist die grössere — sind Zwergbauern und so sehr mit Abgaben belastet, dass ihre Lage

nicht viel besser ist als jene der gewöhnlichen Taglöhner ohne Land. Die Bauern brachten es in diesen Hungersnothjahren zu Stande, sich durchzubringen, wenn sie sich auch in schwere Schulden stürzten, unter denen sie noch Jahre lang seufzen; die Zwergbauern und Taglöhner dagegen gaben hier schon in guten Jahren Anlass zu Besorgniss, erst 1875 war im Distrikte Puna ein agrarischer Aufstand unterdrückt worden, der sich zu einer Hetze auf Geld- und Getreide-Darleiher ganz in der Art der mittelalterlichen Judenhetzen gestaltet hatte. Sehr traurig wurde unter der misslichen Lage der Landbevölkerung das Loos des Kleingewerbes; es hörte jeglicher Verdienst auf, weder ward Stückarbeit aufgetragen, noch war die übliche Hausarbeit gegen Tageskost und geringen Geldlohn zu erhalten. Bei solcher Stockung aller Einnahmen weigerten sich die Händler gegen die üblichen Kredite abzugeben und hielten mit ihren Vorräthen zurück.

Der mangelnden Kaufkraft musste staatlicherseits beigesprungen werden. Die Regierung erwog Einfuhr von Speisegetreide auf eigene Rechnung, wie sie 1874 aus gleichem Anlasse in Nord-Bengalen erfolgt war, oder Bereitstellung von Verdienst durch Beschaffung von Arbeitsgelegenheit. Die Behörden entschlossen sich für die letztere Massnahme; eine öffentliche Erklärung verkündete den Händlern, dass die Regierung in den freien Getreidehandel durch Ausfuhrverbote und Selbstaufkäufe nicht eingreifen werde, wies Arbeit an und rief gleichzeitig Armenanstalten ins Leben, wo Arbeitsunfähigen die unentbehrliche Nahrung unentgeltlich verabreicht wurde.

Der Getreide-Handel nahm den erwarteten Aufschwung. Gesichert durch die Erklärung der Regierung, dass hemmend nicht eingegriffen werde, setzte jeder Händler seine Agenten in Thätigkeit; aus den fernsten Provinzen, selbst über die See, aus Birma, wurde Getreide beigeführt, alle Eisenbahnstationen und Märkte waren überfüllt mit Getreide, den Hauptzufuhrslinien mussten von weniger beanspruchten Eisenbahnverwaltungen Wagons beigestellt werden. Nur in zwei abseits gelegene Distrikte musste die Regierung vorübergehend Getreide führen lassen, aber auch hier langten kurz darauf Spekulanten mit ausreichenden Vorräthen an. Die Preise schnellten bedeutend in die Höhe und wurden unerschwinglich für den Unbemittelten. Oeffentliche Bauten sollten Gelegenheit zu Verdienst schaffen; dabei ergaben sich aber viele Schwierigkeiten. Kleine Arbeiten an Wegen und Bewässerungswerken mehrten die Kosten der Ueberwachung, leisteten auch dem Unterschleife Vorschub, dass Leute, die noch selbst sich forthelfen konnten, unter die Hülfsbedürftigen sich eindrängten; Vereinigung zahlreicher Arbeiter an grösseren Werken machte dagegen weite Reisen nöthig, zu denen die Geschwächteren nicht mehr fähig waren. In der Regenzeit wurden Arbeiterwohnungen nöthig; endlich musste der Kosten wegen darauf gedrungen werden, dass dem Arbeiter an Nothbauten weniger geboten war als in freier Beschäftigung, aber immerhin hatte die Löhnung zum Lebensunterhalt für den Arbeiter und seine Familie auszureichen. Nach mancherlei kostspieligen Versuchen wurde die Sache schliesslich dahin geregelt, dass den Schwachen Arbeit in der Nähe ihrer Heimat angewiesen wurde, während die kräftigeren Leute an grösseren Bauten gesammelt wurden; die Löhnung erfolgte ohne Abzug, wenn Schwache die Hälfte, Kräftigere drei Viertheile der Arbeitsleistung eines gesunden Arbeiters bewältigt hatten. Der Tagesverdienst sollte Erwachsenen den Einkauf von je einem Pfunde Getreide ermöglichen und ihnen zwei Pfennige für Salz und Gewürze belassen; Kinder über sieben Jahre erhielten ein halbes Pfund, für kleinere Kinder wurde den Eltern ein Pfennig im Tage zugelegt. Kräftige wie Schwache erhielten gleiche Löhnung; sechs Arbeitstage wurden in der Woche gelöhnt, der siebente nur Juli und August 1877. Die Frage, ob ein Pfund Speisegetreide im Tage für einen Erwachsenen zur Nahrung ausreiche, wurde damals in den indischen Zeitungen heftig für und wider besprochen, muss aber nach dem Erfolge nicht als zu niedrig gegriffen erachtet werden. Der Andrang zu den Arbeitsektionen ward ausserordentlich mit dem Beginne des Jahres 1877; monatelang blieben zwei Millionen Arbeiter eingestellt, erst im April wurde die Zahl knapper und fiel bald darauf unter eine Million.

Eine weitere Schwierigkeit erwuchs aus der Unterstützung der Kranken und Altersschwachen. Die grossen Städte ausgenommen, gibt es noch nirgends in Indien praktische Aerzte in unserem Sinne. An den Amtssitzen von Europäern oder Eingeborenen als höheren Beamten sorgt die Regierung für einen amtlichen Arzt, vielfach einen Eingeborenen in Baderschulen gebildet und eine Hausapotheke; aber dass damit dem Volke ein ärztlicher Beirath nicht geboten ist, ergibt sich aus der einfachen Thatsache, dass solche Behördensitze selbst in den dichtest bevölkerten Provinzen in zwanzig und mehr Kilometer Abstand liegen. Entbehrliche Aerzte wurden in die Hungerdistrikte abgeordnet, die Zahl der Beamten zeitweise vermehrt und ihnen stete Bereisung der Ortschaften aufgetragen, die Dorfvorsteher aber für gewissenhafte Ansage eines jeden Schwachen disciplinär verantwortlich gemacht. Im Hause wurde nur gänzlich Entkräfteten Unterstützung gereicht, für alle Uebrigen wurden Sammelstellen zur Entgegennahme der Tagesrationen gebildet und Barackenlager aufgeschlagen, da Viele bereits zu schwach geworden waren, um den Weg nach der heimatlichen Hütte zurückzulegen. Vereine, die bis aus England und Australien Gaben erhielten,



Bhiuri im Dekhan. (Nach H. von Schlagintweit.)

machten diese Lager wohnlicher und sorgten für Kochgelegenheit. Mit dem Beginne des Jahres 1877 erhielten 150,000, im darauffolgenden Juli aber die zehnfache Zahl Armenunterstützung und dennoch wurden fast täglich auf Landstrassen und in Städten Leichen aufgelesen, brachten die Polizeiberichte erschreckend hohe Sterblichkeitsziffern. Umstände, Lebensgewohnheiten und Vorurtheile der Indier waren stärker, als der Wille der Regierung, dass Jedem geholfen werden solle; nach amtlichen Erhebungen starb die hohe Zahl von 1,340,000 Menschen buchstäblich Hungers oder erlag Krankheiten in Folge Schwächung des Körpers durch vorhergegangene monatelange Verkürzung in Nahrung.

Nicht blos für Menschen war zu sorgen, sondern auch für das Vieh, es fehlte an Futter und an Wasser. Man führte auf der Eisenbahn gepresstes Heu bei, gestattete Weidetrieb in den Waldungen und sammelte die Thiere an passenden Trinkplätzen in grossen Heerden oder trieb sie aus den gesengten Böden in Nachbardistrikte mit reichlicherem Regenfalle. Die Viehzählung ergab in den Bombay-Distrikten einen Abgang von 461,784 Viehhäuptern, in Maissur von 462,240 und wenn auch die alten und abgearbeiteten Thiere, denen selbst in gewöhnlichen Zeiten kein

Futter gereicht wird, sondern die sich auf der Weide und von aufgelesenen Abfällen kümmerlich nähren, am meisten weggerafft wurden, so traf der Verlust an Vieh den Bauern doch sehr fühlbar, da in Maissur nach der Hungersnoth das Paar kräftige Arbeitsochsen bis zu vierhundert Mark bezahlt wurde.

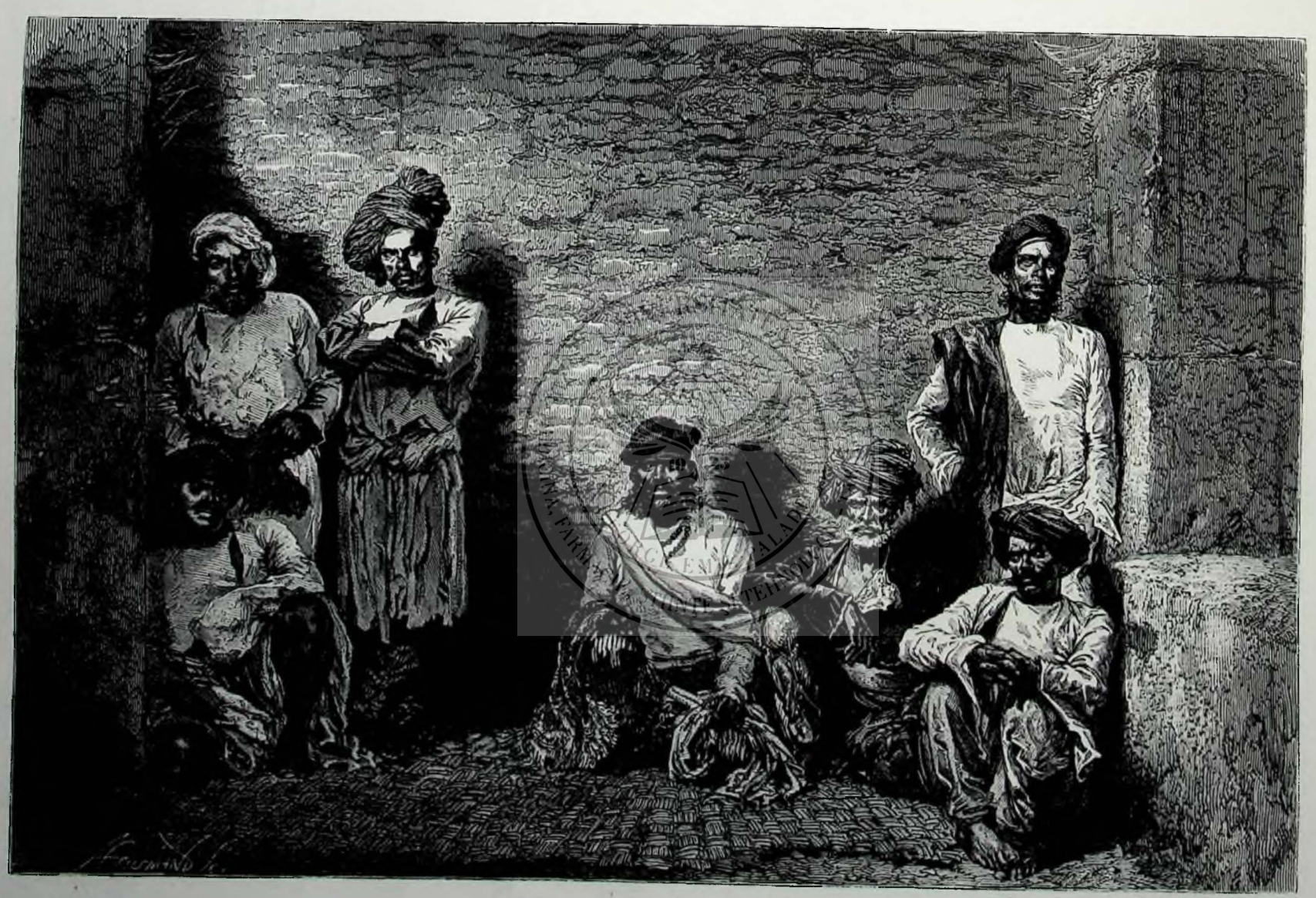
Zur Linderung der Hungersnoth verausgabte die Regierung in den Jahren 1876/77 die hohe Summe von 195 Millionen Mark an Arbeitslöhnen und Almosen, ohne Einrechnung der Einbusse an öffentlichen Abgaben. Die Grösse der Leistungen lassen Zahlen aus den nothleidenden Distrikten Ober-Schlesiens noch deutlicher hervortreten; hier war Anfangs 1880 aus einer Gesammtbevölkerung von viermalhunderttausend Seelen der vierte Theil dem Nothstande verfallen und waren sechs Millionen Mark für Hilfsmittel erforderlich geworden.

Noch in jedem Jahrhunderte wurden in Indien volkreiche Provinzen von Hungersnoth heimgesucht. Ungeachtet aller Anstrengungen haben unter der englischen Verwaltung Hungersnothjahre es übernommen, statt innerer Kriege Produktion und Bevölkerung in Einklang zu bringen; keine Regierung kann bewirken, dass Nothstände an der betroffenen Bevölkerung spurlos vorübergehen, noch so reiche Geldspenden können die Noth nur lindern, ihr Eintreten aber nicht hindern.

Als 1661 Hungertod von einem Ende Indiens bis zum anderen wüthete, rettete Kaiser Auringzeb durch Getreideeinfuhr das Panschab und Bengalen, liess aber das dicht bevölkerte Hindostan veröden. 1770 sollen in Bengalen kurz nach Aufrichtung der englischen Herrschaft, als überall noch Eingeborene nach altem Herkommen die Verwaltung führten, zehn Millionen Menschen Hungers gestorben sein, zwanzig Jahre lang blieb ein Drittheil dieser fruchtbaren, mit Städten übersäten Provinz ohne Rente. Nach den Erfahrungen, welche die englische Verwaltung zwischen 1837 und 1874 gemacht hatte, war gehofft worden, die Wiederkehr von Hungersnothzeiten aus Dürre und Misswachs durch Bewässerungsanlagen, durch Eisenbahnen und Strassenbauten ferne zu halten; diese Erwartungen erfüllten sich aber nicht. Die Regierung kam vielmehr zu der Anschauung, Hungersnothjahre als regelmässig wiederkehrende Land- und Völkerplage hinnehmen zu müssen. „Da, wie es in einem amtlichen Berichte heisst, unter den heutigen Verkehrsverhältnissen und Handelsbeziehungen örtlicher Misswachs vermehrtes Einkommen und Zunahme des Wohlstandes in anderen Provinzen des weiten Reiches zur Folge hat," so wurde beschlossen, es haben sich die einzelnen Provinzen gegenseitig in der Weise zu versichern, dass in guten Jahren Landstriche mit voller Erndte durch Steuerzuschläge die Mittel zur Ansammlung eines Fonds aufbringen, aus welchem bei Erndteausfall heimgesuchten Provinzen Unterstützungen angewiesen werden. Im Jahre 1878/79 — das indische Etatsjahr beginnt jeweils mit April — wurden zum erstenmale vierzig Millionen Mark Hungersnothzuschläge erhoben. Die Befürchtung, dass diese Erträgnisse ihrem eigentlichen Zwecke entfremdet würden und die Massregel sich als eine erhöhte Besteuerung für allgemeine Reichsbedürfnisse fühlbar machen werde, erwies sich als begründet; sogleich im ersten Jahre schmolz der Fond durch Entnahme der Mobilmachungskosten für den englisch-afghanischen Krieg auf die winzige Summe von 2½ Millionen Mark zusammen.

Die Herrschaft über das Dekhan fiel den Engländern 1818 zu nach Niederwerfung der Macht der Marâthen. Marâtha ist zusammen gezogen aus Mahârarâschtra und bedeutet Land der Mahar, von welchen Glieder noch heute in jedem Dorfe, wenn auch in sehr herabgekommenem Zustande und verachtet von den stolzen Hindus leben; sie dürfen sich nicht im Dorfe ansiedeln, sondern ihre Hütten bilden die äussersten Häuser, sie beten zu eigenen Göttern, essen Fleisch von gefallenen Rindern und nähren sich kümmerlich als Taglöhner, Dorfwächter und Boten.

Die Marâthen hatten sich ursprünglich in den obersten Flussthälern unterm Hauptkamme der West-Ghats eingerichtet. In der Geschichte wird ihr Land zuerst genannt in Verbindung mit der Ausbreitung des Buddhismus; 246 vor Christus entsandte König Asoka dorthin Verkünder



Thags im Gefängnisse.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

der Lehre des Buddha und die zahlreichen Ueberreste grossartiger buddhistischer Bauwerke unter ihnen (siehe das 4. Kapitel) bestätigen die Angaben der Chronisten vom grossen Erfolge dieser Missionen. Im Aeusseren ist der nicht-arische Ursprung des Volkes deutlich bewahrt. Der Marâtha ist von mittlerer Statur, kleiner als der Indier des Norden und von Kupferfarbe, selbst die Brâhmanen sind dunkelfarbig; die Anwohner an die Sprachgebiete im Süden, das Kanaresische und Telugu, sind kräftiger und ein schönerer Menschenschlag als jene im Norden in der Umgebung von Aurangabad. Schöne Frauengestalten sind selten; ebenso trifft man unter den höheren Klassen, den Brâhmanen und Fürstenfamilien, selten Personen von stattlichem Aeusseren und würdevollem Ansehen. Der Anzug ist ärmlich und nachlässig, erst in der Neuzeit sind hierin Fortschritte bemerkbar. Sie sind schneidige Soldaten, dienstbeflissen und gehorsam; sie bilden mit achttausend Mann den Kern der Eingeborenen-Truppen im Bombay-Armeekorps und fünfzehn Prozent der ganzen englischen Eingeborenen-Armee.

Der Marâtha ist verschmitzt und von rascher Auffassungsgabe, in Schulkenntnissen stehen sie jedoch hinter anderen Nationen zurück; die Umgangsformen sind bäuerisch, das Benehmen grob. Die



Hindu des südlichen Dekhan.

Zahl derer, die unter die Thag oder Würgerbanden Central-Indiens gehen, die sich Reisenden als harmlose Begleiter anschliessen, um sie bei günstiger Gelegenheit zu Ehren der Göttin Kâlî hinzuschlachten und zu berauben, war unter Marâthen zeitweise sehr gross. Jetzt ist dem Thag-Unwesen im Dekhan gesteuert und nur für die Vasallenstaaten Central-Indiens ist es noch nöthig, zur Unterdrückung der Thag eine eigene Polizeistelle mit Ausnahmsbefugnissen fortbestehen zu lassen. Aurangabad ist im Gebiete des Nizam von Haidarabad Hauptgefängniss für das nördliche Marâtha-Land; Thag-Gefangene führt eine unserer Tafeln vor.

Seiner Religion nach gehört der Marâtha zu den fanatischsten aller Bekenner des Brâhmanimus; er hat die reichhaltige Götterliste der Brâhmanen des nördlichen Indien noch vermehrt durch besondere Dorfgottheiten und opfert diesen unter grosser Schwärmerei. Von dem Inhalte seines Glaubens hat der Marâtha sehr geringe Begriffe, was vor Allem daraus hervorgeht, dass bei der Volkszählung von 1872 die Zahl derer, die auf die Frage nach dem Bekenntnisse keine Konfession anzugeben wussten, sondern sich einfach Verehrer dieser und jener örtlichen Dorfgottheit nannten, nirgends grösser war als unter ihnen. Wallfahrten sind beliebt, einen solchen Wallfahrtsort aus der Umgegend von Mahabaleschwar stellt ein Bild auf Seite 87 dar.

Die Sprache ist das Marâthî. Soweit die Geschichte zurückreicht, waren die Fürsten der Marâthen der Sanskrit-Literatur und ihren Trägern geneigt; die Sprache behielt viele Worte aus der Sprache der Kol-Völker Central-Indiens, aber das Volk nahm eine arische Sprache an und das heutige Marâthî bildet den Uebergang vom Sanskrit zu den Prakritdialekten der klassischen altindischen Literatur. Die Sprache erfuhr in ihrer Jugend sichtlich eine gute Pflege; wegen der grossen Zahl von Endungen und Beugungen wird sie das Deutsche unter den indischen Volkssprachen genannt, während Hindî (S. 60) mit dem Englischen verglichen wird. Blumenreiche Redewendungen sind beliebt, ebenso Gleichklang der Worte und Verse. Die Grenzen der Sprache reichen an der Westküste Indiens von den portugiesischen Besitzungen Daman im Norden bis Goa im Süden und berühren sich im Innern der Halbinsel östlich von Nagpur mit Telugu und Hindî. $15^3/_4$ Millionen Indier reden Marâthî. Der berühmteste Dichter ist Tukaram, der im Beginne des siebzehnten Jahrhunderts schrieb, und durch die religiöse Richtung in seinen Gedichten dem Hasse seiner Landsleute gegen die Machthaber mohammedanischen Glaubens neue Nahrung gab; seine Gesänge blieben nicht ohne Einfluss auf die Erhebung und Gründung eines mächtigen Marâtha-Reiches unter Siwadschi.

In die Geschicke Indiens griffen die Marâthen zum ersten Male im 17. Jahrhunderte ein; bis dahin waren sie in zahlreiche kleine Fürstenthümer gespalten, die sich von Brâhmanen leiten liessen und später den umwohnenden mohammedanischen Gebietern tributbar wurden; auch unter der neuen Herrschaft behielten aber die Brâhmanen die Geschäfte in ihrer Hand und setzten es in Bidschapur sogar durch, dass die öffentlichen Bücher in Marâthî, nicht Persisch geführt wurden. Der Gründer ihres Ruhmes und politischen Ansehens ist Siwadschi, im Mai 1627 als Sohn eines Kunbi geboren, aus bäuerlicher Kaste, deren Mitglieder aber bei den Brâhmanen als reine Sûdras der alten Viertheilung anerkannt und geachtet sind. Siwadschi's Vater hatte es zu einer einflussreichen Hofstellung im Dienste des mohammedanischen Herrschers zu Bidschapur gebracht, jetzt ein Dorf und Ruinenhaufen südlich von Scholapur, aber im 16. und 17. Jahrhundert eine der volkreichsten und berühmtesten Städte des Dekhan, geziert mit den schönsten Bauwerken der mohammedanischen Baukunst, deren grossartigstes, das 1625 vollendete Mausoleum für Schah Ibrahim, leider 1858 in der Zeit des Sipahi Aufstandes schwere Beschädigungen erlitt. Siwadschi erhielt bei seinem Vater einen Einblick in die Uneinigkeit, in welcher die mohammedanischen Machthaber im Dekhan ihre Kräfte verzehrten und beschloss, sein Volk von dem Joche dieser hochmüthigen Herrscher fremden Glaubens zu befreien. Seinem Ziele steuerte Siwadschi mit dem Muthe eines Löwen und der lauernden Bedächtigkeit der Schlange zu. Bereits mit 17 Jahren ist Siwadschi als Raubritter gefürchtet; Jahrzehnte führt er den kleinen Krieg und gewöhnt seine Landsleute durch gelungene Ueberrumpelungen der Bergvesten, deren Einnahme den Vorwurf noch heute gerne gehörter Volkslieder bildet, daran, die systematische Plünderung ihrer mohammedanischen Gebieter als nationale Politik zu betrachten, und hierin ihm die Führung zu überlassen. 1659, nach Ermordung des durch List herbeigelockten Generals der von Bidschapur aus gegen ihn entsandten Truppen in dem Felsenneste Pertabghar bei Mahabaleschwar fühlt sich Siwadschi stark genug, seine Unabhängigkeit zu erklären; erst am 6. Juni 1674 lässt er sich zu Raighar, einer Burg südlich von Puna, feierlich zum König krönen, dabei in Gold auswiegen und schenkt die kostbaren Gewichtstücke den Brâhmanen. Am 5. Mai 1680 stirbt Siwadschi. Sein schwacher Sohn fällt in die Hände des Moghulkaisers Auringzeb, wird zuerst verstümmelt, dann enthauptet, dessen Sohn in die Gefangenschaft abgeführt. Unverständiger Glaubenseifer dieses Kaisers bewirkt, dass von dem fortglimmenden Funken nationaler Begeisterung auch die Râdschputfürsten Central-Indiens ergriffen werden. Unter dem schwachen Kaiser Mohammed Schah (1717) wird die Politik Siwadschi's mit neuer Kraft aufgenommen, aber nun rächt sich die Nachsicht der Marâtha-Fürsten gegen die Brâhmanen: nicht der 1707 aus

der Gefangenschaft entlassene, noch lebende Enkel, sondern der Minister Balladschi Wiswanâth mit dem Titel Peischwa, (genauer Peschwah, erster Minister) wird leitende Person. Wie jedes Amt unter Marâthen, so wurde auch die Peischwawürde in der Familie Balladschi's erblich; Puna wird 1750 Sitz des Peischwa, der König residirt in Sattara mehr in einem Gefängnisse als in einer Hauptstadt, und in der Gegenwart verkörpert sich die Erinnerung an das einstige Haupt der Marâthen im Râdscha von Kolapur, einem Staate von 802,691 Einwohnern am Ostabhang der Ghats im Quellgebiete der Kistna, dessen Fürst, gegenwärtig ein Kind, kein direkter Nachkomme der alten Dynastie ist, sondern ihr 1871 durch Adoption angegliedert wurde. Nur hundert Jahre dauert die Herrschaft der Peischwas, denn 1818 wird der Erbe ihrer Anrechte englischer Vasall; aber schon Mitte des achtzehnten Jahrhunderts reichte sein Machtwort von der grossen Gangesebene



Hindu-Tempel bei Mahabaleschwar.

hinab bis zur Südspitze Indiens. Nicht vor den Heeren der Moghul-Kaiser verschwand der stolze Traum, auf den Trümmern des Moghul-Thrones ein indisches Kaiserreich unter Marâtha-Führung zu gründen, sondern die ungestümen Reiterschaaren afghanischer Nomaden unter Ahmed Schah Abdalli können sich rühmen, auf dem Schlachtfelde von Panipat, nordwestlich von Dehli, am 7. Januar 1761 den Siegesmarsch der Marâthen aufgehalten und deren 200,000 erschlagen zu haben.

Die ostindische Kompagnie hatte sich im Vertrage von 1674 noch von Siwadschi selbst Handelsvortheile einräumen lassen, aber ihr Auftreten blieb, wie damals gegen alle indischen Fürsten, schüchtern, bis Lord Clive 1756 durch seine Erfolge gegen die Küstenvesten im Konkan auch im westlichen Indien den englischen Namen gefürchtet gemacht hatte. Wenige Jahre später hatten Streitigkeiten um die Nachfolge in die Peischwawürde unter den Marâthen Zustände geschaffen, dass die englische Nation eingreifen musste, wollte sie später die Herrschaft über das Dekhan an

sich nehmen, denn sonst verzichtete sie auf die Möglichkeit, ihre Lage im westlichen Indien jemals zu verbessern. Der sogenannte erste Marâtha-Krieg, 1775 unternommen zur Einsetzung eines befreundeten Peischwa, hatte vollständigen Erfolg; dagegen erlitten die Truppen im zweiten Kriege, in welchem 1781 Indien zum ersten Male von Kalkutta aus von einer englischen Armee gequert wurde, die schwersten Niederlagen und der schimpfliche Vertrag von Salbye, Mai 1782, gibt alle errungenen Vortheile preis. Als neuer Stern unter den Marâthen tritt jetzt der Scindia auf, Fürst von Gwalior, wo 1724 ein Marâtha die alte Dynastie vom Throne gestossen hatte. Mit Hilfe von Instrukteuren französicher Nationalität, welche damals auf der anderen Seite der Halbinsel die grössten Anstrengungen machte, die Herrschaft über Indien an sich zu reissen, schafft sich Scindia eine tüchtige Armee und diktirt dem Peischwa wie dem Grossmoghul in Dehli und dem Nizam von Haidarabad seine Forderungen, ja übernimmt für England im Vertrage von Salbye sogar die Rolle eines Schutzherrn gegenüber dem Peischwa. Bereits am 25. Oktober 1802 erleidet jedoch der Scindia und sein Verbündeter, der Peischwa, bei Punâ eine Niederlage, durch den Holkar oder Fürsten von Indor in Central-Indien, welcher Staat 1731 gleichfalls eine Marâtha-Dynastie erhalten hatte. Der Peischwa flüchtet, findet schliesslich auf einem englischen Schiffe Schutz und noch am letzten Tage des Jahres 1802 kommt es zwischen dem Peischwa und der ostindischen Kompagnie zum berühmten Vertrage von Bassein, durch welchen die Oberherrlichkeit Englands anerkannt wird und der Fürst sich ein Schutzkontingent von sechs Bataillonen eingeborener Infanterie und etwas Artillerie gefallen lässt. Länderübergabe sichert die Kosten der Unterhaltung dieser von englischen Officieren befehligten Truppen; sie beziehen ein Kantonnement bei Dapuri, nordwestlich von Puna, nahe der heutigen Eisenbahnstation Kirki. In der Schlacht vom 5. November 1817, wobei der Peischwa mit den herangezogenen Trümmern der Räuberbanden der Pindari, die bis dahin Central-Indien gebrandschatzt hatten, 10,000 Fusssoldaten, 23,000 Reiter und 14 Kanonen gegen die Engländer führte, schlug sich diese Truppe nicht, wie der Peischwa erwartete, auf seine Seite, sondern trat auf Seite der Engländer, brachte ihre Stärke auf 2800 Mann, darunter 800 Europäer und entschied durch ihr rechtzeitiges Eintreffen den Sieg, wie den endlichen Zusammenbruch des Reiches der Marâthen in Puna. Am 1. Juni 1818 entsagt Peischwa Badschi Rao allen Rechten auf seine Besitzungen zu Gunsten der ostindischen Kampagnie und nimmt aus ihrer Hand einen Gnadengehalt an, den er in Bithur bei Khanpur (Cawnpur) in Hindostan verzehrt. Er stirbt dort am 28. Januar 1851; Erbe seines Privatvermögens wird Dhundu Pant Nana, der 1857/58 im Aufstande der Sipahi gegen die englische Macht die Rolle eines leitenden Führers übernimmt, und als Nana Sahib sich gefürchtet und weltbekannt macht, dann als Flüchtling im Himâlaya-Staate Nepal stirbt. Ein Brâhmane Madhu Rao, im englisch-indischen College zu Bareli erzogen, ist englischerseits als Adoptiv-Nachkomme und Vertreter der einstigen Peischwa-Familie anerkannt und lebt dort von dem für indische Verhältnisse sehr bescheidenem Monatsgehalte von viertausend Mark.

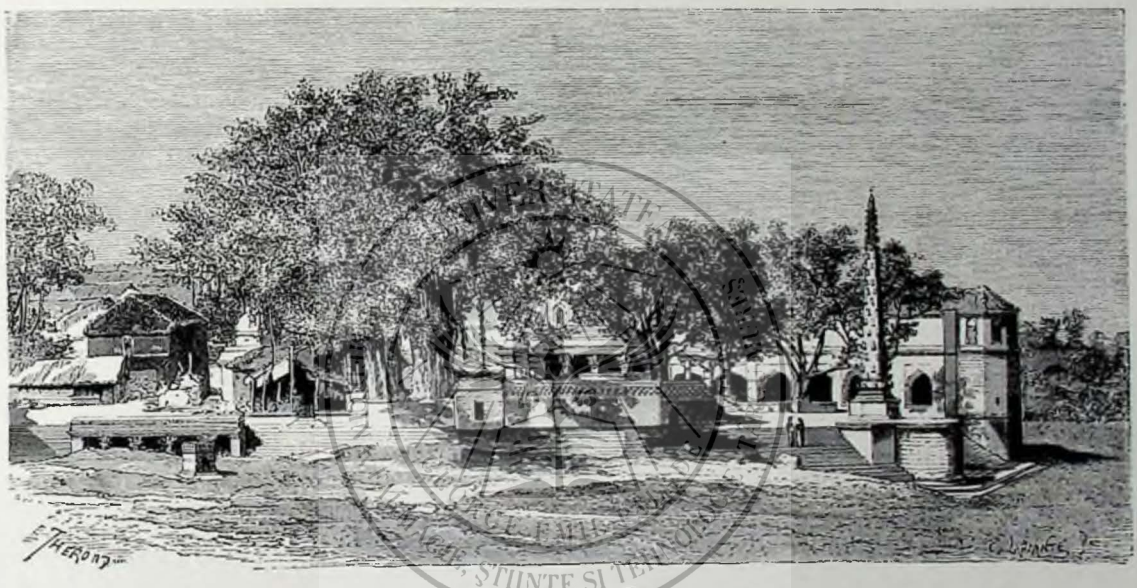
Im Sommer 1879 trug sich ein Brâhmane, Wassadeo Balwant Phadke, bis dahin in der englischen Intendantur zu Puna verwendet, mit der Hoffnung, die Stellung der Engländer im Marâtha-Lande zu erschüttern und sie sogar daraus zu vertreiben, wenn es ihm, gleich seinem Vorbilde Siwadschi, gelänge, öffentliche Kassen zu plündern, Dörfer einzuäschern und Schrecken zu verbreiten. Seine Hauptparteigänger wurden Ramusi (Ramotschi), eine verachtete Kaste im westlichen Dekhan von 30—40,000 Mitgliedern, die mit dem Stolze, den die indische Kastenbildung kennzeichnet, sich brüsten, Abkömmlinge von Râma und seinem Gefolge auf dem abenteuerlichen Zuge nach der Insel Ceylon zu sein. Die Ramusi waren früher gefürchtete Diebe, die unter Tags als Kranke mit scheinbaren Gebrechen das Mitleid ihrer Opfer erregten und Nachts bewaffnet in die Häuser einbrachen; niemals zogen sie auf eine Unternehmung aus, ohne ihrem Hauptgotte Ikandoba reiche Opfer zu versprechen, wenn er ihren Anschlag gelingen lasse.



Reisender Richter in Baroda (Central-Indien).

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE

Jetzt sind aus den Ramusi Taglöhner geworden, aber in unruhigen Zeiten bricht ihr angeborener Hang zum Leben als Räuber durch und gegen die Verführung Wassadeo's blieben sie nicht taub. Mit diesen Räubern von Profession und mit bäuerlichen Taglöhnern, welche die vorhergegangenen Hungersnothjahre brodlos gemacht hatten, brachte es Wassadeo zu einer Bande und führte mehrere gelungene Beutezüge aus; als er sich aber im Mai 1879 zu einer Proklamation an seine Landsleute verstieg, gezeichnet „In Abwesenheit von Nana Sahib, Siwadschi II." und darin einen Preis von zehntausend Mark auf den Kopf des Gouverneurs von Bombay, kleinere Preise für andere Beamte aussetzte, machte sich eine Polizeiabtheilung auf seine Verfolgung, hob das ganze Nest aus und am dritten November 1879 erfolgte zu Puna seine und seiner Spiessgesellen Verurtheilung zur Deportation auf Lebenszeit nach der zum Strafgefängnisse eingerichteten Andaman-Insel in der Bai von Bengalen. Die fünftägige Gerichtsverhandlung mit einem europäischen Richter als Vorsitzenden, zwei indischen Staatsanwälten welche die Anklage vertraten, fünf Marâthen als Geschworenen für die Schuldfrage und sechs indischen Rechtsanwälten als Vertheidigern, — ein Verfahren ganz im Gegensatze zu dem summarischen Prozesse und dem rohen Vorgehen vor dem



Uferlandschaft in Puna.

reisenden Richter der Begum von Bhopal, eines Vasallenreiches in Central-Indien, beim Verhöre und der Aburtheilung einer Diebesbande, welchen Vorgang unsere Tafel vorführt — stellte fest, dass im englischen Indien wie unter den Vasallenstaaten auch dem ärmlichsten Einwohner des entlegensten Dorfes zum Bewusstsein gekommen ist, bei der Machtstellung Englands sei es eitles Vermessen geworden, sich, wie in früherer Zeit, über den Kopf der Regierung hinweg den Weg zur königlichen Würde bahnen zu wollen.

Die Stadt Puna liegt am rechten Ufer des Muta-Flusses kurz vor seiner Vereinigung mit der Mula in einer ziemlich baumlosen Ebene; am Ostende der Stadt erhebt sich der vom Tempel auf seiner Spitze Parbati genannte Hügel. Die Stadt zerfällt in die Eingeborenen-Stadt mit 90,436 Einwohnern und die europäische Stadt von 22,000 Einwohnern, daneben noch das Militär Kantonnement mit 9600 Bewohnern. Riesige Anstrengungen sind gemacht, um alle Stadttheile ausreichend mit gutem Trinkwasser zu versehen; bei Kharakwasala, sechzehn Kilometer südlich der Stadt, ist der Muta-Fluss durch einen 1397 Meter langen, 30 Meter hohen Steindamm zu einem länglichen See aufgestaut, der fast 10 Millionen Kubikmeter Wasser fasst; die Kanäle zur Zuführung des Wassers in die einzelnen Stadttheile und in die Felder erreichten 1878 eine Länge von hundert Kilometern.

Die Eingeborenen-Stadt ist aus der Zeit der Peischwas in sieben Viertel getheilt und diese nach den Wochentagen benannt. Der Peischwa hatte in jedem Viertel einen Palast; das Hauptpalais brannte 1827 bis auf das erste Stockwerk nieder und diente unter der englischen Herrschaft wegen seiner dicken, von schweren Eisengittern geschlossenen Thore zuerst als Gefängniss, jetzt als Irrenhaus. Die übrigen Paläste und Häuser der einstigen Würdenträger stehen leer oder sind zu Schulen und Bureaux eingerichtet; die traurige Oede um sie errinnert wie in Venedig an Zeiten vergangenen Glanzes. Die Hauptstrasse ist breit, mit Bürgersteig versehen und voll Verkaufsläden, aber die Seitenstrassen sind krumm und eng, jedoch für indische Verhältnisse reinlich; ein poröser Untergrund erleichtert den Wasserabfluss. Die städtischen Ausgaben sind mit 200,000 Mark im Jahre bestritten, die Kommunalsteuern niedriger als in anderen Städten gleicher Grösse. Puna ist ein Hauptplatz für die Brâhmanen, 90 Prozent der Einwohner sind Hindu; überall stösst man auf Zeichen des Hindu-Glaubens. Die Tempel sind zahlreich und wenig ansehnlich, aber Reliquienträger wie abgezehrte religiöse Büsser sind häufig, ab und zu wird ein fetter gefährlicher Brâhmini-Stier (S. 10.) los und sind Kampfwidder zu sehen, deren Zweikämpfe unter den Marâthen sehr beliebt sind.

In europäischen Formen bewegt sich das Leben in der neuen Stadt, nordöstlich der Altstadt. Die mittlere Jahrestemperatur ist in Puna 24,9° Cels. (20° R.), die wässerigen Niederschläge erreichen kaum mehr den zehnten Theil des Regens, den die Küsten und Gesundheitsorte unterm Hauptkamme der West-Ghats erhalten. Seiner gesunden Lage wegen wurde Puna Hauptquartier des Bombay-Armeekorps und Garnison für 3959 Kombattanten in drei Regimentern von je acht Kompagnien europäischer Infanterie, zwei Regimentern Eingeborenen-Infanterie, einem leichten Kavallerie-Regimente und einem grossen Train. In der Regenzeit siedelt hierher von Bombay die Civilverwaltung der Präsidentschaft über — Ghanesch Kind, das Sommer-Palais des Gouverneur, steht westlich der Stadt jenseits des Muta-Flusses — und füllen sich die zahlreichen Bangalos, die Hôtels und das Clubhaus; wen Geschäfte hindern, selbst zu kommen, entsendet dorthin doch seine Familie zur Erholung.

Die Schilderungen des Lebens der Europäer in Indien lauten für Frauen und Mädchen oft nicht günstig, sie seien flatterhaft und leichtfertig; dieser Vorwurf ist aber unbegründet. Man darf nicht vergessen, dass das Leben in den Garnisonen, Amtssitzen und Geschäftsplätzen tödtlich langweilig ist. Das Hauswesen beansprucht die Frau wenig, das Klima verbietet es, der Butler oder erste Diener besorgt Jegliches, allerdings unter Aufschlag, beschönigend Dasturi oder Kommission genannt, auf jeden Einkauf. Die Kinder schickt man, so lange sie klein sind, nach England oder, sind sie zu Hause, so müssen sie unter Tags im Bangalo gehalten werden, tummeln sich der Hitze wegen weder im Hause noch im Freien fröhlich und schleichen lautlos mit bleichen Gesichtern einher zur Sorge, nicht zur Freude der Eltern. Die Männer sind den Tag über in Geschäften auswärts angestrengt thätig und fühlen die Leere und Eintönigkeit des Lebens im Hause weniger; aber die Frau leidet unter Einsamkeit und Einförmigkeit, die Abwechselungen in den täglichen Vorkommnissen sind so unbedeutend, als die Schwankungen im Thermometer. Nur zu häufig tritt noch die Sorge um ein erkranktes Familienglied hinzu; desshalb sind fahle Gesichtsfarbe, tiefliegende Augen, abgezehrte Hände keine Seltenheit unter den europäischen Frauen. Unverheirathete europäische Mädchen sind wenige; die Mehrzahl heirathet sehr jung im 17 oder 18 Lebensjahre, ihre Bräutigame sind ungleich älter, meist vierzig Jahre. Heirath befreit auch in Indien das Mädchen von der Sorge, ob ein Freier sich finde, ehe die Lieblichkeit des Gesichtes verloren ist, aber unter der indischen Gesellschaft heisst Heirat nicht Hausthätigkeit in Verkehr mit Fleischer, Bäcker, Krämer und Aufgehen in der Häuslichkeit, sondern Vertauschen der Abhängigkeit von Eltern und Freundeskreisen — denn nur wenige Mädchen sind eine sogenannte gute Parthie —

mit einer Selbständigkeit und einer Freiheit in der Bewegung, wie sie englischen und deutschen Frauen im Allgemeinen nicht zugestanden wird. Man lässt den Frauen Freiheit in der Wahl ihrer Freunde, sieht jederzeit ruhig denselben jungen Mann in ihrem Gefolge, die Gatten scheinen es sogar nicht ungern zu haben, wenn ihre Frau gefeiert ist. Niemand in der Gesellschaft sieht in solchen Aufmerksamkeiten etwas Anstössiges. In diesem Vertrauen in die Treue der Frau liegt die Ursache, dass der Verkehr zwischen beiden Geschlechtern über die Genzen anregender Unterhaltung nicht hinausgeht und sich frei hält von Flatterhaftigkeit oder unehrenhaftem Benehmen; die Möglichkeit, unschwer Zutritt zu Frauenkreisen zu erlangen, ist aber doppelt werthvoll hier, wo die unverheiratheten Männer sonst bald vergessen würden, welch' werthvolle Eigenschaften einer Frau durch gute Erziehung eigen werden. Selbst der jüngste Junggeselle sieht hier Frauen die Tugenden der Entsagung und Aufopferung üben, die er zu Hause in Romanen gepriesen las, aber selten Gelegenheit hatte, ausüben zu sehen und Viele, die in der Heimat vom Weibe verächtlich sprachen, lernen hier in höherem Alter sie verehren. Die Zeiten sind vorüber, dass Junggesellen die Officiers-Kasinos und Clubs eines Pärchens Vorschub. — Die Bälle und Festlichkeiten in Puna geniessen den Ruf nicht geringeren Glanzes als die Feste in Simla im fernen Himâlaya, der Sommerresidenz des Vicekönigs; der hohe Rang vieler Besucher, die grosse Zahl der Fremden und die häufigen unerwarteten Begegnungen von Bekannten, die sich seit Jahren aus dem Gesichte kamen, sind die Kennzeichen der Saison in Puna.

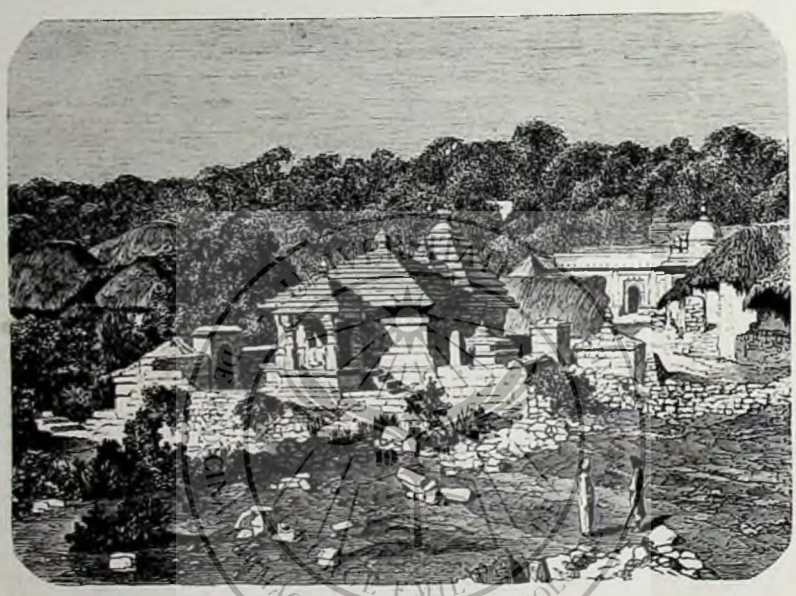


Reliquienträger.

Was Puna in der Regenzeit, das ist Mahabaleschwar in der heissen Jahreszeit, besonders April und Mai: ein Platz mit einem gesunden, der europäischen Konstitution zusagenden Klima. Sir John Malcolm, früher Gesandter der ostindischen Kompagnie am Hofe des Schah in Teheran — in der schwierigen Zeit, als Napoleon I. im Mai 1807 im Vertrage zu Finkenstein für den Preis

der Vertreibung der Russen aus Transkaukasien um die Bundesgenossenschaft des persischen Königs zu einem abenteuerlichen Zuge nach Indien warb, der die ihm verhassten Engländer vernichten sollte, — war inzwischen Gouverneur von Bombay geworden und mit der schwierigen Aufgabe betraut, die Marâthen mit der Einbusse ihres Ruhmes und ihre Fürsten mit dem Verluste ihrer Selbständigkeit auszusöhnen. 1820 besuchte Sir John das historische Felsennest Pertabgarh, nahe der Hauptkette der West-Ghats, den Schauplatz der kühnsten Thaten von Siwadschi. Der Gouverneur fand sich gestärkt durch den Aufenthalt in diesen Höhen, der gefällige Fürst von Satara nannte die Stelle, wo der Gouverneur geruht hatte, Malcolm Peth (Bazar) und überwies das Dorf daneben, Mahabaleschwar, 1827 an die ostindische Kompagnie gegen Eintausch eines Dorfes in der Ebene, übernahm auch noch die Kosten der Herstellung eines künstlichen Teiches; diese Anlage speichert die Quellwasser des Yenna-Flusses zum Trinken wie zur Bewässerung der tieferliegenden Gärten auf.

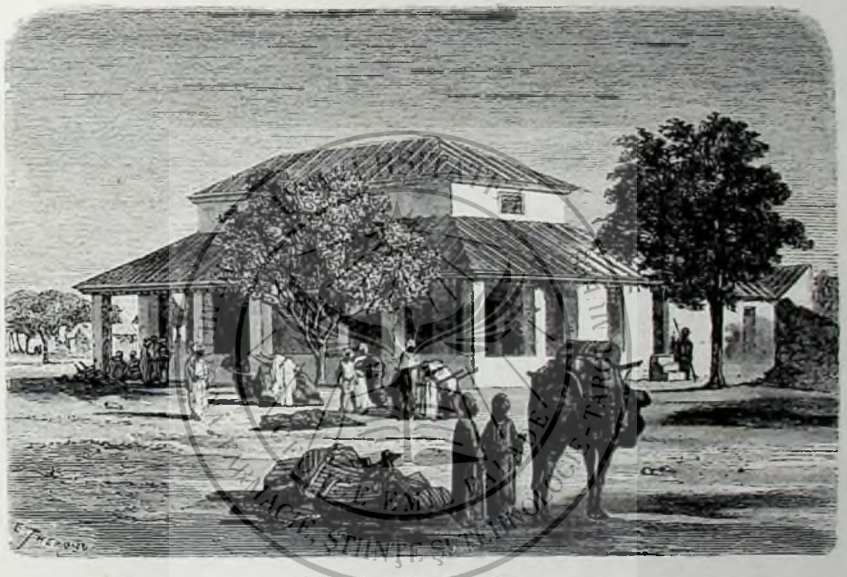
Mahabaleschwar liegt abseits der Bombay-Madras-Eisenbahn, südwestlich von Puna auf einem gegen Nord-Ost sich abdachendem Plateau, unmittelbar unter dem Kamme der Ghats; das indische Dorf liegt bei 1252 Meter, die Häuser der europäischen Anlage zwischen 12—1400 Meter, die Berggipfel erreichen 1436 Meter Höhe. Die mittlere Temperatur ist 19,1° Cels. (15,3° R.) im Jahre und in der Hauptsaison, im Monat Mai, 22,5° Cels. (18° R.), während Bombay dann 29,8° Cels. 23,8° R.) hat; im November, wo in Bombay das Thermometer noch 26,5° Cels. (21,2° R.) zeigt, sinkt es hier auf 17,8° Cels. (14° R.) und man hat Feuer nöthig, wesshalb hier jedes Bangalo mit einem Kamin versehen ist. Für Bequemlichkeit und Wohlleben ist in Mahabaleschwar ungleich mehr gethan als in Matheran; auch ist für heimatliche Genüsse gesorgt, die anderwärts entbehrt werden; so ist die Kultur der Kartoffel eingeführt worden und gelten die hier gezogenen Kartoffeln — ein Maund von 35 Kilogramm im Preise von 3—4 Mark — für die besten in Indien. Von diesen Vorkehrungen wie der Menge und der hohen Stellung der Fremden, die den Ort im April und Mai aufsuchen, ist diese Gesundheitsstation das Capua des westlichen Indien zubenannt.



Mahabaleschwar.

Auf dem Plateau von Mahabaleschwar liegt die Quelle der Kistna (auch Krischna genannt), des Hauptflusses des Dekhan, der nach einem Laufe von 1300 Kilometern Länge südlich von Masulipatam, in zwei Arme gespalten, in die Bai von Bengalen fällt. Die Quelle des Flusses ist reich mit Sagen umwoben und von einem grossen Tempel überbaut, innen mit zwei Teichen, in welche sich die Quellwasser des Flusses aus Steinbutten ergiessen; von der Terrasse vor dem Gebäude sieht man die glitzernden Wasser sich wie ein Silberfaden zwischen reich bewaldeten Hügeln und Weiden, von zahlreichem Vieh betrieben, weit ins Land hineinziehen. Wohl nirgends in den West-Ghats, sagt Oberst Meadows Taylor, der im Dienste des Nizam emporstieg, in seiner Marâtha-Erzählung „Tara“, überrascht die Landschaft durch ihre Schönheit so sehr als auf dem Plateau von Mahabaleschwar; und erinnert lebhaft an die Rundsichten von den schönsten Aussichtspunkten in den Alpen und den Mittelgebirgen Nord-Deutschlands. Gut gehaltene Wege,

Landhäuser in englischem Style, prachtvolle Gartenanlagen und eine ausgedehnte Ansiedlung der Eingeborenen sind jetzt die Wahrzeichen des Plateau, auf dem früher nur Brâhmanen und Einsiedler, angezogen von der Heiligkeit des Platzes, um den alten Tempel sich angesiedelt hatten. Von Aussichtspunkten am Rande des Plateau, wo mächtige Abgründe von Basalt sich hinabsenken in Wälder von immerwährendem Grün und üppigstem Wachsthume, schweift das Auge über ein Meer von rauhen Bergspitzen, einige wie abgerissene und zerschmetterte Felsstücke anzusehen, andere wieder mit breitem Rücken, eingesäumt von nackten, unersteiglich scheinenden Klippen, am Rande tiefe, von dichtem Walde bestandene Schluchten. Grossartig ist die Wirkung eines fortwährenden Wechsels der Farbentönung. Früh Morgens, wenn die Sonne die Nebel in der Tiefe bescheint, stehen die nackten Felsen und Schlünde wie Inseln aus dem Nebel hervor und schimmern rosig, während der Nebel dicht und unbewegt ihren Fuss einhüllt, jedes Thal und jede Schlucht anfüllt und glitzert wie ein Meer geschmolzenen Silbers. Entwickelt sich dann der Morgenwind in den Thälern, so löst sich der Nebel langsam auf, hängt sich an die Bergspitzen, säumt in Windungen die Schlünde und Tiefen und haftet an den Waldungen, bis die Strahlen der Sonne sie gänzlich aufzehren. Zitternd unter glühender Hitze werden lange Reihen rauher Gebirgsthäler hingestreckt, eine Hügelkette nach der anderen verschwimmt in matter Ferne — je nach dem Standorte des Beschauers — in der Luft oder im Meere, beide in Farbe kaum sich trennend, aber ab und zu taucht auf letzterem ein Segel auf gleich einer am Horizonte vorüberziehenden Wolke. Am glänzendsten ist der Abend, wenn in der Farbenpracht des schnell aufsteigenden Nebels die Berge wie Feuer glühen und Spitzen wie Schluchten, Wälder und Thäler in goldigem und röthlichem Lichte erscheinen, dann von tief purpurnem Schatten bedeckt werden, wenn die Beleuchtung matter wird, bis sie in der Dunkelheit verschwinden, die Alles rasch bedeckt.



Rasthaus für Europäer.

Früher konnte man nach Mahabaleschwar nur in der Sänfte, dem Palankin — in Indien Palki genannt — gelangen; jetzt führen zwei gute Fahrstrassen dahin, jene von Puna aus ist die ältere, 1874 wurde sodann bequem der Anstieg direkt von der Küste aus durch eine kostspielige Gebirgsstrasse möglich gemacht. Die Entfernung beträgt von Puna 191 Kilometer, von Bombay zu Wasser bis Dasgaum am Sawitri-Küstenflüsse 50 und zu Land noch 74 Kilometer.

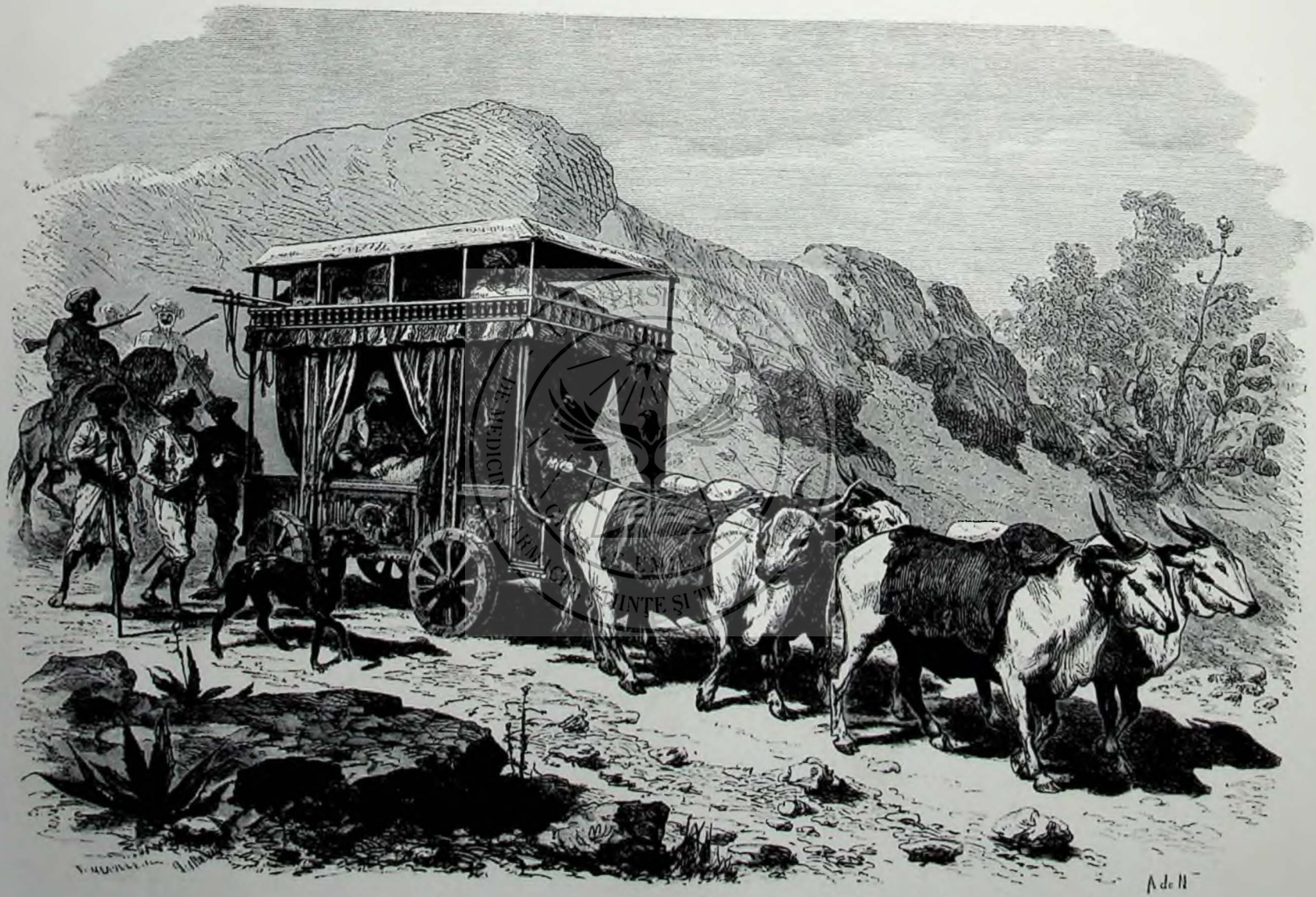
Die verschiedenen Reisearten in Indien hat mein Bruder Robert eingehend geschildert und entnehme ich seinem mir zur Verfügung gestelltem Berichte unter Ergänzung durch neuere Angaben Folgendes. Längs der Hauptverbindungswege sind von der englischen Regierung „Rasthäuser für Reisende“ (Traveller's Bangalo), erbaut, welche, wo regelmässig Postwagen verkehren, Dak- (Post) Bangalo heissen und deren Benützung jedem Europäer, soferne er den Raum nicht von früher Angekommenen besetzt findet, gegen Entrichtung einer festen Gebühr von zwei Mark zusteht,

mag man darin einen ganzen Tag zubringen oder nur wenige Stunden ausruhen. Für Eingeborene sind eigene Unterstandshäuser bestimmt, Sarai genannt. Unser Bild führt ein solches Bangalo für Europäer vor; es ist viereckig und besteht nach Art der englisch-indischen Wohnhäuser aus einem Erdgeschosse von einer Veranda rings umgeben; etwas entfernt vom Hauptgebäude stehen die Wohnung des Aufsehers und die Wirthschaftsräume. Das Innere enthält zwei, an Hauptverkehrsstrassen auch vier luftige, weissgetünchte Zimmer; an jedes stösst ein Badekabinet. Die Einrichtung ist einfach und besteht aus einem viereckigen, ziemlich grossen Tische, aus zwei bis drei meist schadhaften Rohrstühlen und aus einer aus Bambus geflochtenen Bettstelle.; das Bett führt der Reisende mit. Die Küche ist, wie überall in Indien, unreinlich; die Sorglosigkeit der Köche in Reinlichkeit beim Bereiten der Speisen bildet eine stehende Klage im Haushalte der Einzelnen wie in den Berichten der Kasernenverwalter, dagegen ist für den Reisenden von hohem Werthe die staunenswerthe Geschicklichkeit, mit welcher der Indier, selbst im Freien gelagert, auf einem aus etlichen zusammengetragenen Steinen aufgeführtem Heerde in Kürze eine schmackhafte Mahlzeit bereitet. Nur kennt er keine Abwechselung; diesem Mangel helfen jetzt Kochbücher ab, von denen neuerdings Uebersetzungen in indische Sprachen erscheinen.



Reise-Palki.

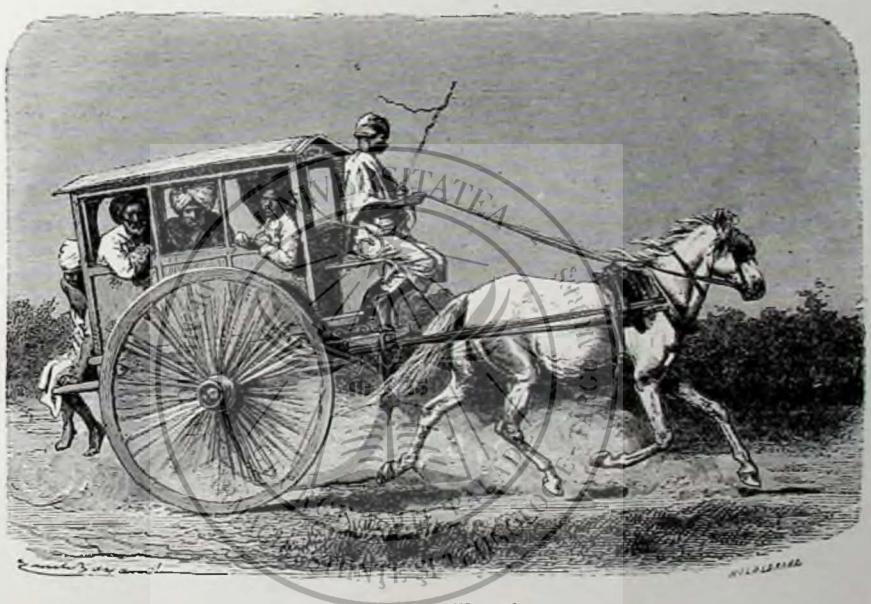
Eingeborene bedienen sich zum Reisen Wagen von einer Einfachheit in Bauart, die grösser ist als bei den weniger hoch gebildeten Völkern des westlichen Turkistan, wo Arbe und Tarantas vorzüglichere Fahrzeuge sind und durchgehends von Pferden gezogen werden, während in Indien der Ochsenkarren vorherrscht. Die gewöhnliche Reisegelegenheit führt unser Bild (S. 81) vor; durch Stösse mit einem spitzen Stocke in ihre Weichtheile und Drehen des Schweifes bringt man die paarweise an einem Joche vorgespannten Thiere zu längerem Galopp. Vornehme haben grosse Dachwagen mit mancherlei Zierrath ausgeschmückt, und spannen Büffel-Paare vor, lassen sie selbst durch Kameele und Elefanten ziehen; so liebte der 1856 entthronte König von Audh mit einem von vier Elefanten gezogenem Wagen umherzufahren von solchem Umfange, dass im Innern Raum war, zwanzig Personen ein Mittagsmahl einnehmen zu lassen. Europäer reisten früher vorwiegend im Palankin (Palki), in Unter-Bengalen ist dies noch jetzt fast die einzig mögliche Reisegelegenheit; sonst ersetzen Fuhrwerke den kostspieligen Palki. Der Palki ist eine Tragbahre von der Länge eines Menschen, in welcher man sich vollkommen ausgestreckt, wie in einem Bette, niederlässt. Die Seiten bestehen aus gepolsterten Holzwänden, die Thüren aus verschiebbaren Jalousien, das ganze Geräthe ist solid, zweckmässig und kostet 4—600 Mark. Zum Tragen des Palki ist in



Tschhappaya, Dachwagen.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE

seiner Längsrichtung unterm Dache eine Stange durchgezogen oder, wie auf unserem Bilde (S. 12), an den Stirnwänden eingelassen und mit Dach und Boden durch Tragleisten fest verbunden. Zwei Leute tragen vorne, zwei hinten, vier weitere Träger sind nöthig zum Abwechseln; man wechselt nach kurzen Zwischenräumen, beim Ablösen wird der Palki aber nicht niedergestellt, sondern die neuen Träger treten unter und die alten aus, sobald Schritt und Last auf die Ablösträger überging. Tragen wie Wechsel wird gegenseitig erleichtert durch einen fortwährenden Chorgesang. Bei aller Gewandtheit im Balanciren und Gleichmässigkeit im Schritte ist ein fortwährendes Schaukeln nicht zu vermeiden, welches viele Personen so wenig vertragen können, als das Schwanken des Schiffes. Das Gepäck wird an langen Bambusstangen getragen, an deren Enden in Blechkasten im Gleichgewichte je 10—12 Kilogramm getragen werden. Das Reisen im Palki erfolgt fast ausschliesslich Nachts unter Fackelbeleuchtung, wozu eigene Träger angenommen werden; Geruch und Rauch aus diesen mit Oel getränkten Holzfackeln ist sehr belästigend, da die Träger trotz Abmahnung immer wieder windwärts gehen. Reisende sind auf grössere Strecken von einem Diener begleitet, der in einem zweiten Palki getragen wird, desswegen hat der Herr dreissig bis vierzig Leute zu bezahlen und die Ausgaben stellen sich sehr hoch; sie betragen von Puna bis Mahabaleschwar 230 Mark für Herren und Diener. Durchgehends befassen sich Unternehmer mit dem Bereitstellen der Träger und werden, den Palki ausserhalb des Ortes hinstellen und nach Hause zurückkehren. Zur Fernehaltung solcher Zwischenfälle sind Unternehmer wie Träger der Kontrolle der Polizei unterworfen und ziehen Unbotmässigkeiten die Bestrafung nach dem Strafgesetz von 1860 nach sich; es wird als Entlastung für von einem sehr fühlbaren Hemmschuhe des Verkehrs empfunden, dass Verbesserung der Wege in einer immer grösseren Zahl von Distrikten gestattet zu Fuhrwerken zu greifen.



Landwagen (Tonga).

Ein bequemes Fuhrwerk ist der Tonga-Wagen, ein vier- bis sechssitziger Omnibus, von ein oder zwei Pferden gezogen; die Längssitze werden durch Aufnehmen einer beweglichen Klappe zwischen den Polstern zur Matratze, bei längeren Fahrten bleibt mindestens ein Platz für das kleine Gepäck und Bettzeug frei. Das Dach ist von Holz oder Leinewand, Gardinen lassen die Wände verschliessen. Der Kutscher sitzt vorne, der Pferdewärter kauert auf dem Tritte. Der Preis eines Tonga-Wagen von Puna bis Mahabaleschwar ist 52 Mark, kostet sohin nicht den vierten Theil des Palki. In der Umgebung von Madras benützen solche Wagen auch Eingeborene; ein solcher Omnibus bildet den Vorwurf unseres Bildes.

Dak-Gari heisst der vierrädrige Extrapostwagen; er ist nicht zum Sitzen eingerichtet, sondern man liegt darin auf einer Matratze, die der einzige Fahrgast selbst mitbringt. Seinen Bau zeigt

das Schlussbild zu diesem Kapitel. Die Wände sind aus Holz, die Thüre zu verschieben mit Jalousien statt Fenstern; ein vorstehendes Leinwanddach schützt gegen die direkten glühenden Strahlen der Sonne. Die Rückwand des Wagens enthält zweckmässige Fächer aus Brettern zur Hinterlegung von Waffen, Soda-, Bier- und Weinflaschen sowie sonstigen Lebensmitteln; der Kutscherbock ist breit genug für Kutscher, Diener des Herren und den Pferdewärter; auf dem Dache ist das Gepäck untergebracht. Das Zugthier ist ein Pferd, das in einer Gabeldeichsel geht. Die Thiere sind so halsstarrig als bei uns zuweilen Esel; um sie zum Ziehen zu bringen, zerrt der Pferdewärter vorne an einem langen Stricke oder drückt gegen die Gabel, um dem Thiere das Stehen zu verleiden. Der Kutscher schlägt unbarmherzig ein und Leute greifen in die Speichen, um das Rückwärtsschieben zu hindern; endlich nimmt das Pferd einen Anlauf und nun geht es in schneller Gangart, meist sausendem Galopp, fort. Diese Postwagen waren einst das Hauptverkehrsmittel auf der Great Trunk Road genannten Heerstrasse von der Hauptstadt Kalkutta bis zur Westgrenze des Reiches; Privatgesellschaften besorgten den Transport. Jetzt, seit Anlage und jährlicher Ausdehnung des Eisenbahnnetzes werden so grosse Strecken im Wagen nicht mehr zurückgelegt; der Dak-Gari ist ein Eilwagen geworden, den die Regierung zur Beförderung von Poststücken gehen lässt und der auch Reisende mitnimmt. Auf Hauptrouten ist der Eilwagen ein bequemer Reisewagen auf Federn von Pferden gezogen, auf Seitenwegen sind nur Ochsen vorgespannt, die drei Kilometer in der Stunde zurücklegen; zwischen abgelegenen Stationen verkehrt oft ein Wagen ohne Federn, der kaum sicheren Sitz gewährt.

Die Zeiten sind vorbei, wo sich Reisende den Rang abliefen, um einen Platz im Bangalo zu erobern und die Diener zu List greifen mussten, um ihrem Gebieter noch ein Huhn zu sichern; auf belebten Strassen sorgen in der Höhe der Saison unternehmende Eingeborene für Lebensmittel und Unterkunft in Privat-Bangalos, die sich selbst bis zum Range bescheidener Hôtels erheben.



Dak-Gari (Reisewagen).



Reisezelt.

SECHSTES CAPITEL.

Haidarabad.

An einem frischen Herbstmorgen, dem 8. Oktober 1874, hatte sich auf Einladung des Herrschers von Haidarabad in der Station Wadi der Bombay-Madras-Eisenbahn, einem bis dahin unbeachteten Oertchen südlich von Kulbarga, eine glänzende Gesellschaft von Europäern und Indiern eingefunden, um als Gäste des Fürsten die hier beginnende, erst kürzlich vollendete Zweigeisenbahn nach der Hauptstadt Haidarabad feierlich zu eröffnen. Das neue Verkehrsmittel ist ein Werk des noch gegenwärtig leitenden ersten Ministers von Haidarabad, Sir Salar Dschang. Die 193 Kilometer lange Linie wurde 1870 in Angriff genommen und von englischen Ingenieuren gebaut; die Kosten wurden durch Ausgabe von Aktien in der Höhe von 20 Millionen Mark aufgebracht, für welche Haidarabad fünf Prozent Zinsengarantie leistet. Beim Uebertritte aus dem Kogna-Thale in jenes der höher gelegenen Musi, an deren rechtseitigem Ufer die Hauptstadt des Reiches liegt, bereitete unerwartete Schwierigkeiten das dichte Walddickicht, welches die Abfälle des zu ersteigenden Plateau bedeckt. Der Betrieb ist der Great-Indian-Peninsular-Eisenbahngesellschaft übertragen, welche auch die Strecke Bombay-Madras befährt.

Die Eröffnung dieser Bahnstrecke wurde mit Recht als das wichtigste Ereigniss gefeiert, seitdem sich im zweiten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts der damalige Statthalter der Grossmoghule zu Dehli unabhängig erklärte. Sonst verliess, wer von Bombay kam, bei Scholapur, wer von Madras aufstieg, bei Kulbarga die Bahn und hatte nun in der heissen Jahreszeit durch fusshohen Staub, in den Regenmonaten durch tiefen Schlamm, der selbst von einer chaussirten Heerstrasse nicht ferne zu halten war, auf dem nächsten Wege 235, sonst 320 Kilometer weit den Weg zu nehmen. Die Bahn zieht südlich der alten Strasse anfangs durch einen hier zu

Tag tretenden Streifen Sandsteingebirge mit aufgelagertem Thonschiefer, später, nach Uebertritt in das Musi-Thal, über Gestein und Glimmerschiefer. Das Land ist spärlich bevölkert, die Einwohner sind arm, kaum fünfzig Menschen wohnen auf dem Quadratkilometer. Aus der Zeit der Marâthen-Ueberfälle sind Häuser und Dörfer noch wie Vesten und Burgen gebaut, doch beginnen die Umwallungsmauern zu fallen, ebenso wird der runde Thurm, der sonst in keinem Dorfe fehlte und als Citadelle diente, nicht mehr erhalten, wenn er nicht, wie im Dorfe unseres Bildes — einer Zeichnung meines Bruders Hermann — zum Hindutempel umgewandelt ist. Sankt Franz Xaver hatte Mitte des sechszehnten Jahrhunderts bis hierher das Evangelium Christi getragen; in der jetzigen Station Tschittapur ist unter einer aus Hindus und Mohammedanern gemischten Bevölkerung das Zeichen des Kreuzes auf einem kleinen Leichenacker eine ungewohnte Erscheinung.

Haidarabad ist mit 202,025 Quadratkilometer (3669 Quadratmeilen) Flächenausdehnung und einer Gesammtbevölkerung von 10 bis 11 Millionen räumlich wie der Seelenzahl nach der grösste Vasallenstaat der englischen Krone in Indien. Den Ruhm des Garten von Dekhan geniesst der nördliche Theil zwischen dem Grenzflusse Painganga und der Godaweri im Süden. Die Hingoli-Baumwolle, nach dem gleichnamigen Orte genannt, eintönige Garnison für eine kleine englisch-indische Truppe, geniesst europäischen Ruf; sie geht auf der neuen Chaussee nach Akola an der Berar-Eisenbahn, wird hier in die für den Export erforderliche Ballengrösse gepresst und erzielt in Bombay meist gute Preise, weil sie in den ersten Monaten des neuen Jahres gerade in der Zeit eintrifft, wenn die dortigen Vorräthe knapp zu werden beginnen. Weizen fand in den letzten Jahren auch guten Absatz nach Bombay. Reis wird im Osten des Staates gebaut, die Ernte ist aber abhängig von ausreichender Bewässerung aus Kanälen und Teichen, unter denen Phakal der grösste künstliche See in ganz Indien ist.

In den Nordwesten ragen Marâthen, in den Südwesten Kanaresisch redende Südindier herein; die grosse Masse des Volkes sind Telugu. Nach Ortsnamen, deren Sichtung sich Caldwell, der verdiente Bearbeiter der drawidischen Sprachen, unterzog, wie nach den Chronisten, deren Angaben durch die Nachrichten beglaubigt sind, welche die alten Griechen erhielten, müssen die Telugu einst bis an die Gangesmündung gereicht haben; jetzt sind sie an der Küste zurückgewichen bis nach Gandscham, sitzen aber an dieser hinab bis kurz oberhalb Madras; im Innern berühren sie sich westlich mit Kanaresisch, nördlich mit Marâthî und Hindî. An zwanzig Millionen Indier haben Telugu zu ihrer Muttersprache. Die Wurzeln hat ihre Sprache mit dem Tamil gemein; aber durch Besonderheiten in der Beugung und durch dialektische Veränderungen ist aus dem Telugu eine eigene Sprache geworden, die vom Tamil sich unterscheidet wie Portugiesisch von Spanisch, Deutsch von Dänisch; Nachbarn verstehen sich nicht, ohne dass die Grenzler gegenseitig ihre Sprache bemeistert haben.

Die Telugu sind grösser und stärker als der Tamil; die schlanke Figur, die breiten, wenn auch gesenkten Schultern und regelmässige Gesichtszüge nähern sie den Hindus des nördlichen Indiens. Auf seine Kaste hält der Telugu und ist freigebig, wenn es gilt, die Mitglieder in gutes Licht zu stellen; die kriechende Unterwürfigkeit gegen die höheren Kasten fehlt hier, Sclaverei scheint niemals Sitte gewesen zu sein.

Seinen Brâhmanen beweist der Telugu geringe Verehrung. Der beliebteste Dichter, Wemana, bespöttelt die bestehenden Kastenunterschiede; ein anderer Autor setzt die Bezeichnung Brâhman gleich den Namen, welche Kinder ihrem Spielzeug geben. Die Brâhmanen verdienen auch wenig Achtung, denn sie werden von den besten Kennern als äusserst ungebildet geschildert; man wird keine zehn finden, welche die Wedas kennen, und wenn sie sich auch etliche zwanzig oder dreissig Abschnitte durch Auswendiglernen einprägten, die sie beim Opfer, bei Heirathen und Begräbnissen hersagen, so kennen sie doch den Sinn der Verse nicht, und erheben

auch gar nicht den Anspruch, diesen zu verstehen. Grosse Tempelbauten fehlen im Telugulande; dagegen krönen im hügeligen Theile des Landes feste Burgen die Gipfel der Berge und diese sind die Residenzen für einen Feudaladel, der in Haidarabad noch heute eine hervorragende Stellung einnimmt und über grosse Einkünfte und werthvolle Familienschätze verfügt. — Der Islam fand unter dem Drucke mohammedanischer Herrscher und übermächtiger Söldlinge mehr Eingang als sonst unter Telugu. Ein Zehntel der Haidarabadi sind Mohammedaner; sie sitzen dichter im Süden als im Norden, in den Ostprovinzen bilden sie kaum ein Prozent.

Der Telugu liebt es bewaffnet zu gehen. Im englischen Indien machten die seit 1860 ergangenen Gesetze dem Waffentragen ein Ende, aber in Haidarabad geht Jedermann mit Waffen, in der Hauptstadt haben selbst Kinder Dolche oder Pistolen in ihrem Gürtel stecken. Fünf Waffen zu führen, ist für jeden Mann von Ansehen Bedürfniss; diese magische Zahl wird voll gemacht durch eine zwei Meter lange Flinte, meist noch mit Luntenschloss, das Rohr damascirt, der Kolben eingelegt; zwei Pistolen, ein gekrümmtes Schwert und ein ungeschlachter Dolch von



Dewanhalli, Hindudorf im südlichen Dekhan.

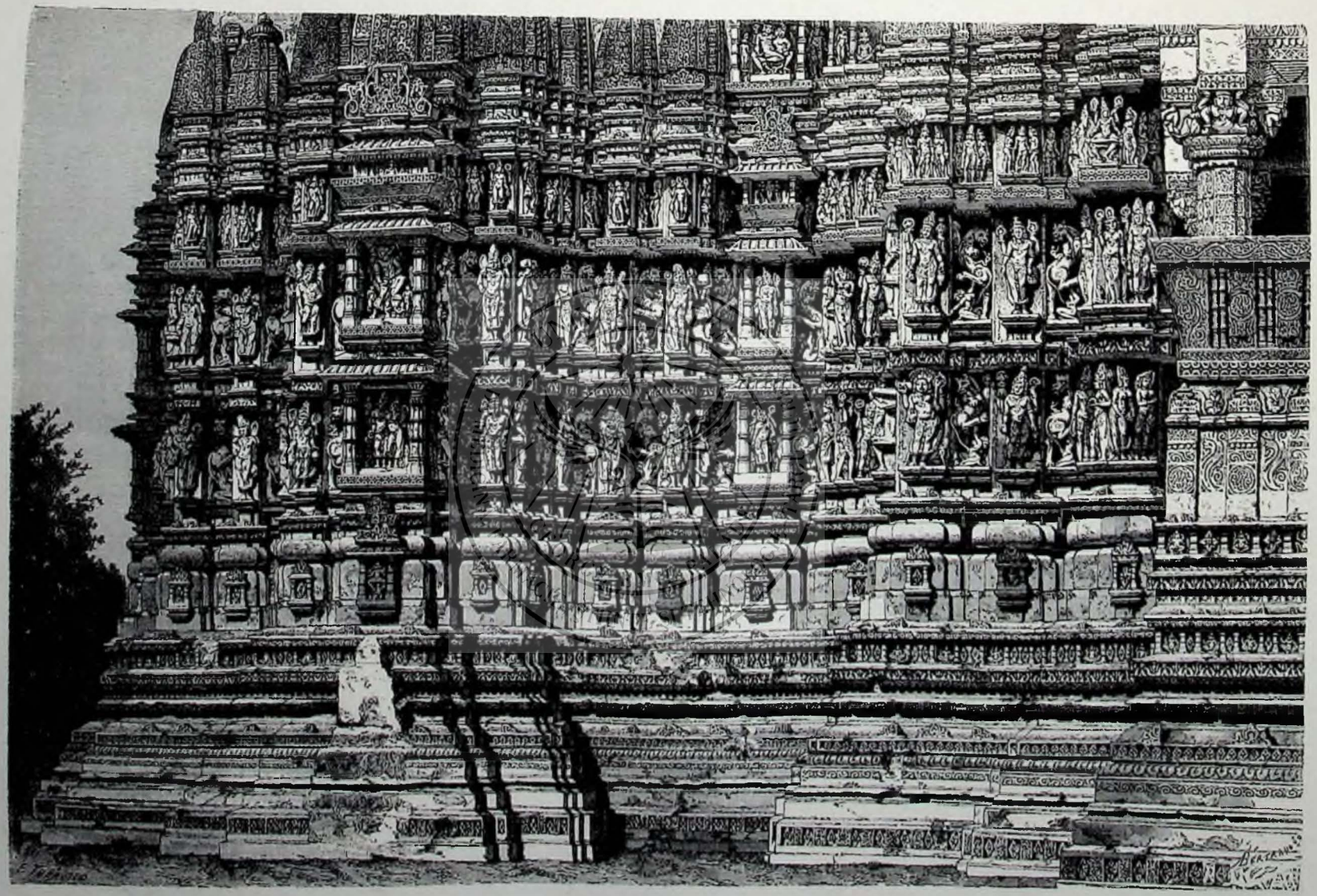
Halbmondform. Sämmtliche Waffen sind zum sofortigen Gebrauch hergerichtet, Flinte und Pistolen geladen, das Schwert scharf geschliffen. In ruhigen Zeiten denkt Niemand daran, an sie zu greifen, sie dienen lediglich zum Schmucke; als aber im Januar 1876 in der Stadt zwischen zwei mohammedanischen Sekten Streit entstand, flogen die Klingen aus der Scheide, Schüsse fielen und die Behörden mussten die Thore schliessen, sowie das Waffentragen in der Stadt einstellen, bis die Aufregung sich legte.

An Unternehmungsgeist übertreffen die Telugu die übrigen Indier des Südens. Während andere Hindu an der Heimat hängen und lieber verhungern, als in glücklichere Striche auszuwandern, scheuen die Telugu die Auswanderung nicht, und bringen es in der Fremde durchgehends zu Vermögen und ehrenhaften Stellungen. Schon in alter Zeit gründeten sie unter den Tamils blühende Kolonien; in der Gegenwart setzen jährlich durchschnittlich 70000 Telugu und Tamil nach Ceylon über, von denen nur 54,000 zurückkehren. Der Telugu hält sich frei von dem Vorurtheile des orthodoxen Hindu, dass man durch Seereisen seine Kaste verliert; im Archipel machten sie den indischen Namen geachtet, ja zeitweise gefürchtet, da der malayische Name Kling für einen Indier eine Verstümmelung von Telinga ist. Die Hafenstädte Koringa und Kokonada an der Mündung des Godaweri-Flusses sind die Einschiffungsplätze für eine zahlreiche Masse von Auswanderern nach

Britisch Birma auf der anderen Seite des Meerbusens von Bengalen. Nicht bloss Familien und Männer gehen dahin, auch Mädchen suchen dort als Prostituirte ihr Glück und erzielen hohe Einnahmen; im amtlichen Jahresberichte für 1877 ist für Koringa erwähnt, ein solches Freudenmädchen habe kürzlich auf ihre Kosten mit 60000 Mark Aufwand einen Tempel erbauen lassen.

Einen Befehl vollzieht der Telugu, ohne nach dem Zwecke zu fragen. Im Solde der Könige von Tschola und Pandya halfen sie in Südindien in den letzten vorchristlichen Jahrhunderten, in Tandschor und Madura, mächtige Königreiche aufrichten; aus Telugu waren die indischen Bataillone rekrutirt, mit welchen Lord Clive 1757 den Grund zum englischen Kaiserreiche in Indien legte, und so gefürchtet hatten sich damals die noch heute als Rekruten Telinga oder Gentu genannten Telugu gemacht, dass im Hindî Tilang (Verstümmelung von Trilinga, dem alten Namen für das Teluguland, weil drei Linga die Grenzsteine gewesen seien) Name für einen irregulären, nach der Art der Europäer gekleideten und gedrillten Fusssoldaten wurde und sich erhielt, bis er neuerdings vor Sipahi (Sepoy), dem persischen Worte für Soldat, ausser Gebrauch kommt. Fast ein Zehntel der ganzen englischen Eingeborenen-Armee rekrutirt sich aus Telugus; das Vertrauen unbedingter Anhänglichkeit haben sie aber verwirkt durch die unerwartete Meuterei vom 31. Januar 1807, wo die Mannschaften des 37. Regimentes in der Stadt Vellor, 126 Kilometer westlich von Madras, in der Aufregung über ein ungeschicktes, dann sofort wieder zurückgenommenes Verbot gegen Kasten-Abzeichen, Bartschnitt u. s. w. ihre Officiere wie die dort garnisonirenden Europäer — im Ganzen 113 Mann — niedermetzelten.

Unter Telugu, wie ihren Nachbaren im Südwesten, den Malabaren, — von den Kurgs wird es neuerdings in Abrede gestellt — ist in verschiedenen Unterkasten der Ackerbau treibenden Klassen Polyandrie vorherrschend; so unter Reddi von 375,061 Mitgliedern, Tottiyar 29,489 Seelen, den Nair in Malabar (327,211) und im Staate Trawankor, wie unter den Mapilla (Mopla), mohammedanischen Fanatikern mit 612,789 Seelen in Malabar. Unter Polyandrie versteht man die eigenthümliche Sitte, dass mehrere nahe verwandte Männer zusammen eine Frau haben Diese Sitte ist aus dem Alterthume für verschiedene europäische Völker bezeugt, herrschte unter den Ariern noch in der Zeit, als sie sich in den Gangesländern niedergelassen hatten und wird in der Gegenwart auf dem ganzen Erdkreise unter zurückgebliebenen Völkern geübt. In Südindien ist sie ein grosses gesellschaftliches Uebel, das zu tiefem Herzeleid, Misstrauen, Eifersucht, Streit und zu Hass bis in den Tod führt, aber von Behörden und Missionären vergeblich bekämpft wird, da die geringe Meinung, welche der Hindu der unteren Stände vom Weibe hegt, und der Eigennutz der Priester dem Fortbestande dieser Unsitte Vorschub leistet. Die Jungfrau wird im Alter von 16—20 Jahren einem Knaben von 5—6 Jahren angeheirathet, und gibt sich sofort den erwachsenen Verwandten ihres knabenhaften Mannes, den Schwiegervater mit inbegriffen, hin; für alle Kinder gilt der angetraute Mann als Vater, der, wenn erwachsen, eine gealterte und hässliche Frau sich gegenüber hat und nun seinerseits ausschweifend lebt. In Tibet soll nach den Reiseberichten Polyandrie nicht zu leichtem Lebenswandel der Frau führen; aber in Südindien, für welches nicht gelegentliche einmalige Beobachtungen, sondern eingehende Jahresberichte vorliegen, geht der Frau das Schamgefühl gänzlich verloren; sie gebraucht nur die einzige Vorsicht, ihre Neigung Keinem aus anderer Kaste zu bezeigen, denn damit erst wird sie als Ehebrecherin gemieden. Polyandrie bewirkt eine völlige Umkehrung der Bestimmungen über das eheliche Güter- und Erbrecht. Was der Mann der Frau anheirathet, vererbt auf diese und ihre Kinder; was er bei seinem Tode hinterlässt, fällt an des Mannes Schwestern, ihre Söhne und Töchter, deren Enkel und Enkelinnen, an die Schwestern der Mutter und ihre Kinder, äussersten Falles an die Grossmutter mütterlicherseits und ihre Nachkommen; Mangels aller direkten Erben ziehen Priester und Stiftungen für die Glaubensgenossen des Verlebten das Vermögen ein, gleich-



Sockelbänder am Tempel der Lakschmi in Khadschuraha.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

viel ob er Hindu, Mohammedaner oder Christ war. Dieses Erbrecht in der weiblichen Linie heisst Aliya Santâna oder Marumakkatâyam. — Man hat verschiedene Erklärungen für Polyandrie versucht. Auf den Mangel an Mädchen kann man sie in Südindien nicht zurückführen, denn die Annahme, dass in Indien das männliche Geschlecht überwiege, verliert allen Halt gegenüber der Thatsache, dass wie in Europa überall wo die Volkszählungen nicht gefälscht sind oder nicht besondere Handlungen — wie der abscheuliche Gebrauch, Mädchen nach der Geburt zu tödten und nur Knaben am Leben zu erhalten — das Verhältniss gewaltsam ändern, mehr Weiber als Männer gezählt sind. Dagegen bestätigt die Lage der Bauern in Südindien die Erklärung von Polyandrie als Folge des Lebens in Noth und Entbehrungen; denn sie findet sich nicht unter den höheren und wohlhabenden Klassen, sondern ist nur den ärmeren und niederen Schichten der Bevölkerung eigen.

Bis in die letzten Jahrzehnte gehörte die Steuerverwaltung in Haidarabad zu den schlechtesten in Indien. Die Erhebung der Abgaben war an Unternehmer verpachtet. In Folge des Vertrages vom 12. Dezember 1822 dekretirte der damalige Nizam Verbesserungen, Engländer überwachten ihre Ausführung. Die neuen Einrichtungen beschnitten jedoch die Einkünfte einer einflussreichen Hofpartei, 1829 bei dem Regierungsantritte verlangte der neue Nizam Abberufung der englischen Beamten und mit Tchandu Lall als Minister fiel die Verwaltung in die alten Fehler zurück. Aufstände waren an der Tagesordnung; erst der gegenwärtige leitende und allmächtige Minister Sir Salar Dschang machte der alten, echt mohammedanischen Staatswirthschaft ein Ende, liess Unterthanen im englischen Indien in die dortige Steuerverwaltung sich einleben und durch sie die dortigen Grundsätze auf das eigene Reich übertragen. Sayad Mahadi Ali und Fardundschi Dschamschedschi haben das Verdienst, diese wichtige Reform ins Werk gesetzt zu haben; letzterem Beamten verdanken wir in einer kürzlich erschienenen Schrift die beste Schilderung der Leiden und Freuden der Bauern des Dekhan.

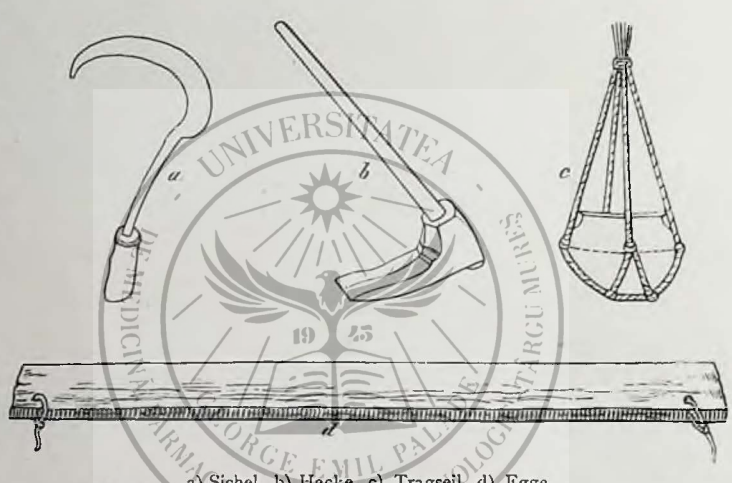


Feldbestellung.

Raiat, in der indisch-europäischen Literatur meist Ryot geschrieben, kommt vom arabischen Worte für Weide und ist durch die mohammedanische Steuerverwaltung in ganz Indien Name für Bauer geworden. In Dekhan wird als Bauer betrachtet, wer zwischen zehn und zwanzig Hektar Land beackert; sechzig Procent aller in Landwirthschaft thätigen Personen sind solche Bauern. Jeder Bauer ist verheirathet; betrachten wir ihn als einen Mann im besten Lebensalter, unterstützt von einer Frau und drei Kindern, wie sie für indische Ehen die Regel sind, im Alter von 10, 12 und 14 Jahren. Das Haus ist aus Fachwerk, die Eckpfosten 15—20 Centimeter dick, die Wände mit Lehm ausgefüllt, Luft- und Lichtlöcher mit Läden vertreten die Fenster; das Dach bilden Planken, mit Lehm belegt, auf welchen als Schutz gegen Lecken wie gegen die weissen Ameisen etwas salzige Erde gebracht wird. Das Innere ist in ein Wohnzimmer und verschiedene

Kammern eingetheilt, die als Vorrathsräume u. dergl. dienen. Die Stuben werden täglich aufgewaschen und öfters im Tage mit Kuhdünger belegt (vgl. S. 10). An Vieh besitzt der Dekhan-Bauer durchschnittlich zwei Paar Arbeitsochsen, einige Kühe und Kleinrinder. Der Viehstall ist im Wohnhause, ein Familienglied schläft darin zur Beaufsichtigung der Thiere; der Hof ist von der Strasse meist durch eine hohe Mauer abgeschlossen. Ordnung fehlt in den Zimmern; Bündel mit Kleidern, Körbe und Laden mit Getreide oder getrocknetem Gemüse, Feuerungsmaterial und Speisevorräthe liegen durcheinander, dazwischen stehen die Hausgötter. Wird Feuer angemacht, so füllt Rauch alle Räume, kein Licht erhellt Abends die Stube; aus dem Stalle dringt der Geruch der Thiere herein, die Frauen schwätzen laut, die Kinder kreischen, nur einem Eingeborenen kann solcher Raum als Wohnstätte genügen.

Das Hausgeräth ist sehr bescheiden und lässt sich um vierzig Mark beschaffen. Die werthvollsten Gegenstände sind Platten, Pfannen, Schüsseln und ein grosser Trinkbecher aus Messing. Gläser benutzt der Indier zum Trinken auch dann nicht, wenn, wie im Pandschab, Glas dargestellt und Flaschen geblasen werden. Ein Eisenblech dient zum Backen des Brodes; ferner fehlen nirgends etliche hölzerne Löffel, eine desgleichen Oellampe, eine Handmühle von Stein sowie eine Steinplatte mit Reiber zum Zerquetschen der Gewürze; einige Siebe, an 25 irdene Geschirre; Besen, Körbe und flach geflochtene Hürden zum Aufbewahren des Getreides. Viehglocken, Seile, einige kunstvoll geknotet zum Einsetzen und Aufhängen von Töpfen, und ein Lederschlauch zum Emporziehen von Wasser (vgl. das Bild S. 35) machen das Inventar voll; an Messern mit fester eiserner Klinge besitzt die Haushaltung meist nur ein Stück. Blätter ersetzen die Teller. Als Betten dienen Matten, die auf dem Estrich liegen oder ein Weidegeflecht zur Unterlage haben, das auch nach Art der Hängematten an der Wand befestigt ist. Teppiche über den Matten sind schon Luxus. Es giebt keine Stühle, Bänke und Tische, man lagert sich auf der Flur. In seinen Anforderungen an das Leben, an Essen, Trinken und im Anzug ist der indische Bauer äusserst genügsam und anspruchslos. Die Familie erhebt sich früh und legt sich spät nieder. Unter Tags sind bis auf die Frau und kleinen Kinder Alle im Felde beschäftigt, mag die Sonne noch so heiss hernieder brennen, der Regen noch so dicht herabströmen. Die Morgen-Toilette wird am nächsten Brunnen vorgenommen; das Frühstück besteht aus den Ueberresten der Abendmahlzeit und wird gegen acht Uhr in einer Arbeitspause verspeist. Mittags bringt die Frau oder ein Kind zur Mahlzeit, die unter einem schattigen Baume eingenommen wird, frische Kuchen von Hirsemehl mit einem Gerichte aus Oel, Zwiebeln und der unvermeidlichen Tschatni, einer hitzigen Würze, die aus verschiedenen Gemüsen und Gewürzen je nach der Jahreszeit frisch dargestellt oder aus Einmachtöpfen beigeholt ist. Fleisch geniesst der Hindu nicht oder nur wenig. Des Rindfleisches enthält er sich nach seinen religiösen Ansichten, gegen anderes Fleisch hegt er das Vorurtheil, dass es den Leib auftreibe und Krankheiten erzeuge; dagegen geht in der Haushaltung viel an Butter und vegetabilischen Oelen auf. Das Getränke ist Wasser; in Strichen mit starken wässerigen Niederschlägen wie Konkan oder bei regnerischer Witterung, wird ein Haustrunk genommen,

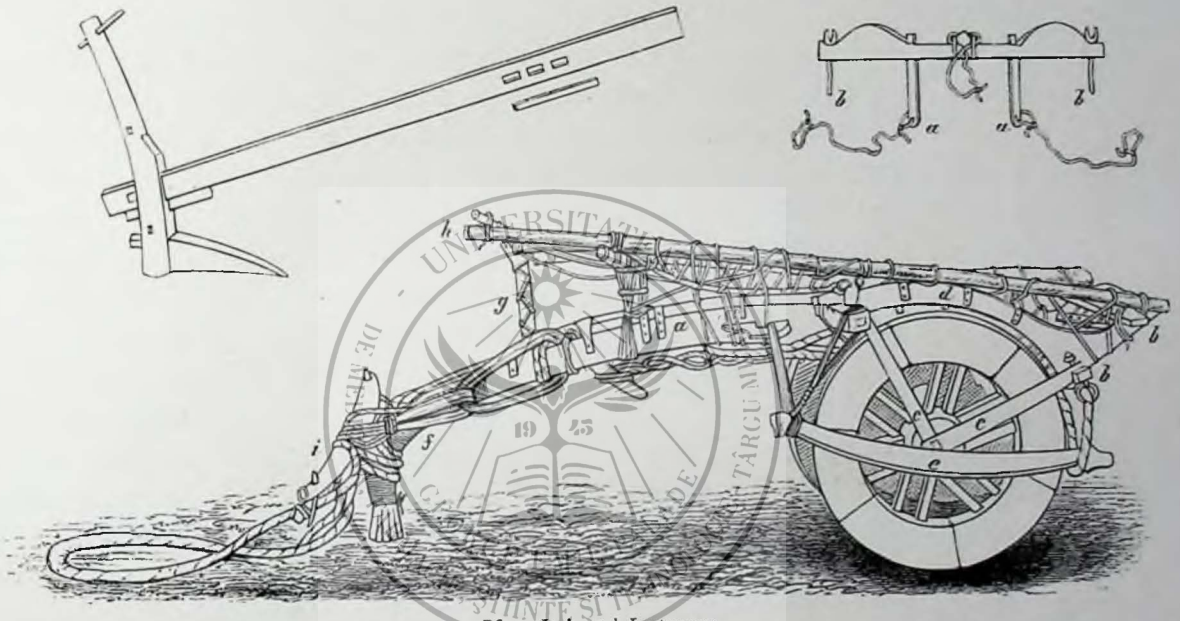


a) Sichel, b) Hacke, c) Tragseil, d) Egge.

UNIVERSITATEA DE MEDICINĂ FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE TÂRGU MUREŞ
GEORGE EMIL PALADE
1945

Arak genannt, aber in Wirklichkeit Rum, da er aus einem Gemenge von Zucker, Melasse und der Rinde vom Akazien-Baume bereitet ist, auch wird aus Gerste und Weizen eine Art Bier hergestellt, das stark berauscht, wenn eine aus gegohrener Masse gewonnene Liqueur-Mischung zugesetzt ist. Wo Reis gebaut wird, bereitet man aus diesem ein spirituoses Getränk; wo Palmyra-Dattelbäume vorkommen, liefern diese den Branntwein.

Hat die Frau Wasser vom Dorfbrunnen beigeholt, das Haus und alle Geräthe gereinigt, die Wäsche der Kinder besorgt und Korn in Vorrath gemahlen, die Milch aufgestellt oder zu Butter gerührt, so folgt sie dem Manne zu leichter Arbeit auf's Feld, oder macht sich nützlich durch Einsammeln von Brennmaterial und Kräutern, Dörren von Gras und dergleichen. Der Verkauf der Nebenabfälle in der Wirthschaft auf dem Wochenmarkte ist Sache der Frau; sie geht stundenweit in das nächste Landstädtchen mit der Traglast auf dem Rücken, häufig obenauf noch ein Kind gebunden, und tauscht ihre Erzeugnisse gegen Oel, Salz und etwas Opium ein; wird bei uns unruhigen Kindern ein Schlafsäftchen eingegeben, so ist dies dort bei jedem Kinde die Regel, dabei bereiten es sich die Hindu leider in zu starker Dosis aus Opiumpräparaten selbst. Der



Pflug, Joch und Lastwagen.

Frau erkennt selbst der Hindu eine grössere Fähigkeit zu gelegentlicher Ueberanstrengung zu, als er sie leistet, und eine richtigere Ausnützung der Umstände, als er sie sich zu eigen macht; ein Familienvater gilt deshalb als vom Schicksale bevorzugt, dessen Hausstand erwachsene ledige Mädchen oder Wittwen vermehren.

In Arbeit wie Charakter kennzeichnet den Bauern Duldsamkeit und Abneigung gegen jede Unruhe; er hasst jede Neuerung, streitet aber für sein Besitzthum und geräth in gefährliche Aufregung, wenn seinen Ochsen am Pola-Feste in der Rinder-Prozession der herkömmliche Platz streitig gemacht ist oder bei sonstigen Jahres-Festen ein Anderer gegen Herkommen vortritt. Zum Pola-Feste werden die Ochsen gewaschen, ihre Hörner gefärbt und mit dem Silberschmucke der Frau verziert. Ueber den Rücken wird der schönste Sari (S. 21) der Frau geworfen und Abends ordnet sich die Schaar zum Zuge; unter Vortritt des Dorfschulzen und einer Musikbande geht es in den Dorfstrassen umher, zum Schlusse wird den Thieren Brod in Oel ausgebacken gereicht. An sonstigen Abenden begibt sich der Mann nach dem Abendbrode, das dem Mittagessen gleicht, aber die Hauptmahlzeit bildet und reichlicher aufgetragen wird, nach dem Platze vor dem

Dorf-Tempel (Dharamsala), tauscht dort mit seines Gleichen die Gedanken aus und kritisirt Nachbarn wie Behörden; zuweilen wird mit Guitarre und Tamtam-Trommeln, deren Lage und Handhabung die Tafel „Natschmädchen“ zu S. 40 vorführt, ein ländliches Konzert eingeübt oder Männergesang wird laut, bis es gegen eilf Uhr im Dorfe lautlos stille wird und nur die Hunde ihr nimmer ruhendes Bellen hören lassen.

Die Ackergeräthe sind äusserst einfach. Der Pflug hat lediglich die Scharfspitze ohne Kolter-Messer und Streichbrett; er wirft die Erde nur auf, stürzt sie nicht und geht selten tiefer als acht Centimeter; das ganze Geräthe ist so leicht, dass es der Arbeiter nicht auf den Acker fährt, sondern auf der Schulter hinaus trägt. Man pflügt den Acker kreuzweise und reisst noch häufig mit einer schweren Zahnegge nach. Die Arbeit fördert langsam und beansprucht für einen Hof mittleren Umfanges 53 Arbeitstage. Die Saat wird reichlich gegeben unter Verschwendung von Saatgut; man wirft die Saat mit der Hand, lieber wird aber mit dem Saatkasten gesät, einem Trichter mit einer Oeffnung im Boden, in welche drei bis vier Bambusrohre einmünden, unten in Furchenbreite von einander abstehend. Das Ganze steht auf Rädern und wird von zwei Ochsen gezogen; beim Gebrauche geht eine Person hinter der Maschine her und schüttet Saatgut ein; wird der Acker, was sehr häufig geschieht, mit zweierlei Frucht bestellt, so hat die Maschine zwei Röhrensysteme und bedarf zwei Leute. Nach der Saat geht ein Schollenbrecher über den Acker und wird der Boden mit dem schweren Eggebohlen geglättet; schiesst viel Unkraut auf, so reisst man den Boden zwischen den Furchen mit einer von zwei Ochsen gezogenen schweren Harke auf, was auch der Frucht zu gut kommt. Die ganze Bestellung schliesst mit Einhegung der Felder durch Dornreiser; fast volle drei Monate gehen im Pflanzen, Säen, Reinigen und Einhegen auf. Mustergüter des Ackerbau-Departement oder im Betriebe von Missionären haben mit grossem Erfolge englische Pflüge und Geräthe in Gebrauch genommen; die Eingebornen sind nicht blind gegen ihre Vorzüge, aber nur aus hoch kultivirten Baumwollen-Strichen, wie aus der zu Haidarabad gehörenden, aber von englischen Behörden verwalteten Provinz Berar, welchen fortwährend europäisches Kapital zufliesst, wird einiger Eingang in der nächsten Umgebung solcher Versuchsstationen berichtet. Die Karren (S. 104) sind äusserst plump. Zwei Langbäume (a), unter sich durch Querhölzer verbunden, sind am Zugende durch Holznägel und Stricke mit einem nach abwärts gericheten Krummholze (f) verbunden, das den unbespannten Wagen in ziemlich horizontaler Lage hält. Ueber den Rädern sind an die Langbäume mit starken Querleisten Krummhölzer (d) angeschlagen und auf die Querleisten (b) sind beiderseits zwei an der Radaxe sich im spitzen Winkel schneidende Stückhölzer (c) angesetzt; durch diese ist die Axe des Rades gelegt, zugleich aber sind die Enden der Stückhölzer zur Erhöhung der Tragkraft durch eine wuchtige Radschleife (e) gestützt, die an die Querleisten mit Stricken befestigt ist. (Vgl. auch den S. 9 eingestellten Wagen.) Die Axe ist statt aus Eisen vom Holze des Conocarpus Latifolius, der ein vorzügliches Werkholz liefert und vom Himâlaya bis hinab nach Madras angetroffen wird, hauptsächlich aber in den Gebirgen gezogen wird, welche die Halbinsel durchsetzen. Die schwerfälligen Räder dauern Generationen aus und vererben sich in den Familien. Ein Stangengerüste (h), dem Stützhölzer (g) zur Unterlage dienen, ist auf die Langbäume gelegt und nimmt die Lasten auf. Das Joch (i) für die Zugochsen ist äusserst einfach; die äusseren Querstäbe (b) sind verschiebbar, werden bei Einspannen aufgezogen, dann hinabgestossen und daran die an den inneren Stäben (a) befestigten Stricke unter dem Halse der Thiere festgebunden. [1])

Zeit der Aussaat und der Erndte richten sich nach den Monsuns (S. 2). Wo, wie in Dekhan, die Westmonsuns den Regen bringen, wird April und Mai gesät, August und September geerndtet; umgekehrt, wo die Nordost-Regen dem Boden Feuchtigkeit zuführen, erfolgt die Aussaat im September oder Oktober und die Erndte im Februar oder März. In der Fruchtfolge hält der indische Bauer

[1]) Die Geräthe-Zeichnungen sind aus H. M. Elliot, Suplementary Glossary of Indian Terms. (London 1869.)

eine feste Reihenfolge nicht ein, aber er lässt auf eine den Boden aussaugende Frucht eine leichte Saat folgen, auf schlechten Böden hält man Brache. Düngen kennt der Indier fast nur in der Form von Zuführen von Wasser. Der Anwendung animalischen Düngers stehen Vorurtheile entgegen und er bedarf des Kuhdüngers zu Brennmaterial; zu Bereitung anderen Düngers fehlt noch das Verständniss, zum Ankauf mineralischen Düngers Kapital; nur die Gärtner mischen sich aus Blättern, Kuhdünger, Harn, Asche, Kehricht und salzigen Erden fleissig Dünger. An Bauernregeln ist der indische Kalender nicht weniger reich als der deutsche, auch wird der Brâhmane zu Rath gezogen und das Urtheil dieses grossen Wetterpropheten ist für den Beginn jeder wichtigen Feldarbeit ausschlaggebend. Man denkt sich Indien häufig als ein durchaus tropisches Land, wo jeder Boden zwei und drei Erndten gibt. Wo das Land bewässert werden kann, liefert es zwei volle Erndten; in Unterbengalen soweit Frühreis reift, ebenso in Maissur und der regenreichen Südwestspitze der Halbinsel erzielt der Bauer drei Erndten; auf nicht bewässerbarem, dem sogenannten trockenen Boden, welcher die Regel bildet, ist aber nur eine Erndte möglich, jedoch bewirkt hier die Sitte, jeden Acker gleichzeitig mit Haupt- und Nebenfrucht zu bestellen, dass die Erndtearbeiten längere Zeit hindurch sich fortsetzen. Die Frühjahrserndte heisst Rabi, die Herbsterndte Kharif, Gewächse der kalten Jahreszeit und Gegenstand der Rabi-Erndte sind die europäischen und die dazu gehörenden indischen Getreidearten. Reis, Baumwolle, diese unentbehrlichen Erzeugnisse des indischen Bodens, Zucker, Mangofrüchte, die in Südindien einen wichtigen Bestandtheil der täglichen Nahrung bilden, dann die Gespinnstfaser Dschute aus Bengalen, die neuerdings in der mechanischen Textilindustrie eine so grosse Rolle spielt, sind Gewächse der heissen Jahreszeit und werden mit der Kharif-Erndte eingebracht. Geschnitten wird das Getreide mit der Hand unter Gebrauch einer kurzen Sichel von der Form, wie sie unser Blid veranschaulicht; die Taglöhner, die man dazu annimmt, werden in Getreide ausgelöhnt. Ein voller Monat geht in Erndtearbeit auf. Das Ausdreschen erfolgt entweder, wie in der Zeit der alten Patriarchen, durch Austreten durch das Vieh oder man nimmt die Garben in die Hand und schlägt damit gegen einen Holzklotz.



Barbier.

Die Ertragsfähigkeit des Bodens ist sehr verschieden, aber selbst in schlechter Lage höher als bei uns. In Deutschland bezeichnet man den siebenfachen Samenertrag einschliesslich des Saatgutes als eine Mittelerndte; nach den Erhebungen der indischen Steuerverwaltung wird von geringen Böden das Saatgut achtfach, von den besten fünfzehnfach bei jeder Haupterndte eingebracht. Nach den Ermittelungen in Haidarabad werden in mittleren Jahren von einem Bauerngute von 20 Hektar an Körnern 220 Zentner, an Stroh und Futter 300 Zentner geerndtet; nach den Marktpreisen in solchen Jahren werthet der ganze Ertrag 1100 Mark. In die Haushaltung und an

Futter, für Löhne und Kommunal-Abgaben gehen Erträgnisse im Anschlage zu 240 Mark auf; die Ergänzung des lebenden und todten Inventars kostet 70 Mark im Jahre; für Oel, Salz, Pfeffer Gewürze und Gemüse, dessen Anbau der Bauer dem Gärtner überlässt, sind 50 Mark erforderlich; Kleidung und Teppiche sind für die ganze Familie um denselben Preis beschafft; dagegen werden Geburten, Verehelichungen von Kindern, Tod und Begräbnisse von Familienangehörigen Anlass zu unsinnigen Ausgaben, und erfordern durchschnittlich 150 Mark im Jahre. Da Pachtrente und Steuern bei geringem Boden zu einem Viertel, bei schwerem zu einem Drittel des Rohertrages bemessen sind, so müsste dem Bauern solchen Besitzes jährlich ein Ueberschuss im Werthe von 300 bis 350 Mark verbleiben. Allein der indische Bauer ist ein sorgloser Verwalter und leichtsinniger Schuldenmacher. Selbst wenn der Hof ungetheilt vom Vater auf den Sohn überging, so hat den Anfänger doch schon das Begräbniss in Schuld gestürzt; das lebende Inventar war wahrscheinlich gar nicht das Eigenthum des Verlebten, denn gleichwie sich im nordwestlichen Indien der Landmann mit dem Besitzer eines Brunnens mit Schöpfrädern in den Ertrag theilt, so gehören hier Ochsen und Karren einem Theilhaber, der mit seinen Thieren und Geräthen sich gegen einen Antheil vom Ertrage vermiethet, auf dem Hofe Wohnung nimmt und in der Arbeit mithilft. In Schulden stürzt auch die Steuerzahlung; die Termine fallen nicht in die Zeit nach der Erndte, es werden beim Händler Vorschüsse aufgenommen; aber Niemand in der Familie bucht die Schulden oder kennt Zahl und Höhe der Schuldscheine. Der Darleiher geht fleissig im Hofe aus und ein, kennt jeden Geldanfall und wird in solchen Augenblicken drängend, macht aber niemals glatte Rechnung. Es genügt hier zu erwähnen, dass unter Eingeborenen selbst bei der besten Sicherheit der Zinsfuss nicht unter zwölf Prozent hinabgeht, um ersichtlich zu machen, dass der von Schulden gedrückte Bauer der Früchte seines Fleisses nicht froh wird.

Eine wichtige Stellung im Dorfe wie im Haushalte des Bauern nehmen die Dienste gewisser Dorfbeamten und Handwerker in Anspruch. Wohin immer Arier in Indien ihren Fuss setzten, wurde die Niederlassung der nothwendigen Handwerker nicht der freien Konkurrenz überlassen, sondern ihre Anstellung, wie die Feststellung des Tarifs im Geiste des indo-germanischen Staatsbegriffes von der Gemeinde in die Hand genommen und jedem Handwerker gleich einem Dorfbeamten ein festes Gehalt angewiesen, gegen welches er alle im Dorfe anfallenden Arbeiten ohne weitere Vergütung zu leisten hat. Dies ist noch heute der Grundgedanke der indischen Dorfverfassung; ist sie stellenweise verfallen, dann sind insbesondere Verwaltungs-Aemter in Wegfall gekommen, deren Mangel jetzt schwer empfunden wird. Im Dekhan ist die alte Verfassung noch in voller Kraft; sie erfordert zwölf Beamte und heisst davon im Marâthî Bârâbaluten, die Zwölfmänner-Einrichtung. Kleine Dörfer haben die Handwerker in Gemeinschaft mit grösseren Orten, in denen diese dann ihren Sitz nehmen. Der Dorfvorstand, der Rechner, dem meist ein Geldwechsler zur Seite steht, der Wärter für die Bewässerungs-Anlagen, wo solche sich finden und der Gemeindediener versehen Geschäfte, die für die geregelte Staatsverwaltung wie den richtigen Eingang der Abgaben wesentlich sind und entsprechen bis auf den Diener den gleichen Gewalten in unseren Dörfern. Der Diener hat neben den Diensten eines Boten Fremde als Wegweiser zu begleiten, die Pferde der Reisenden zu striegeln und das Aas zu verbrennen. Grosse Orte besolden mehrere Diener unter einem Rottmeister. Originell sind die Obliegenheiten der Dorfhandwerker. Der Zimmermann ist der Obmann aller Handwerker; er verrichtet alle Holzarbeit unentgeltlich und bekommt nicht einmal das Holz gestellt; dasselbe gilt vom Schuhmacher, der neben der Obsorge für Sohlen und Ausbessern jeglichen Schuhzeuges den Wasserschlauch flickt und jeden Bauer jährlich mit einer neuen Ochsenpeitsche versieht. Der Schmied leistet jegliche Arbeit in Eisen umsonst, der Bauer liefert jedoch Eisen wie Kohle und setzt den Blasebalg in Bewegung. Die Wäsche besorgt die Frau nur in Kleinigkeiten, Gewänder und die statt

solcher dienenden Tücher reinigt der Wäscher oder Dhobi und bekommt jedesmal bei Ablieferung einige Brode gereicht. Der Barbier rasirt den Bart unentgeltlich, dagegen wird ihm die Rasur des Kopfes mit einem Brode gelohnt. Der Töpfer erneuert alles irdene Geschirr ohne Entgelt. Mang heisst der Hornbläser, der Abends vor den Tempeln auch die Trommel rührt und zugleich Seiler ist. Mulani ist der Hausmetzger für Ziegen und Schafe. Eine wichtige Person ist der Bhat, der richtiger als Astrologe denn als Genealogist gekennzeichnet ist. Der Schneider bessert alle Gewänder aus, fällt aber im Dekhan aus, da der kleine Mann statt angepasster Hosen, Jacken und Röcke, legt, sondern Tücher um die Beine, zwei Stücke genügen und Lenden und Oberkörper der Bräutigam bleibt windet. Ein einträgliches ruhig stehen, bis das Nebengeschäft entgangene steht allen Stück wieder diesen Handvorgezogen werken aus ist. Der Barihrer Beizieh- bier geht im ung zu Hei- Hochzeitszuraten. Jedem ge neben dem Handwerker Pferde des ist dabei ein Bräutigams Amt zuund führt es, getheilt. Auf wenn es den Weg scheut oder werden von störrig wird; dem Dhobi er schwingt Linnnen ge- auch den legt, wenn Wedel von der Bräuti- Rosshaaren gam sich über dessen zum Hause Haupt. — seiner Braut Die Sitte hat begibt; aber diese Aemnicht wird der ter, die Vorganze Weg steherwürde vorher beinbegriffen, in den Fami-



Scham-el-Umara und Sohn.

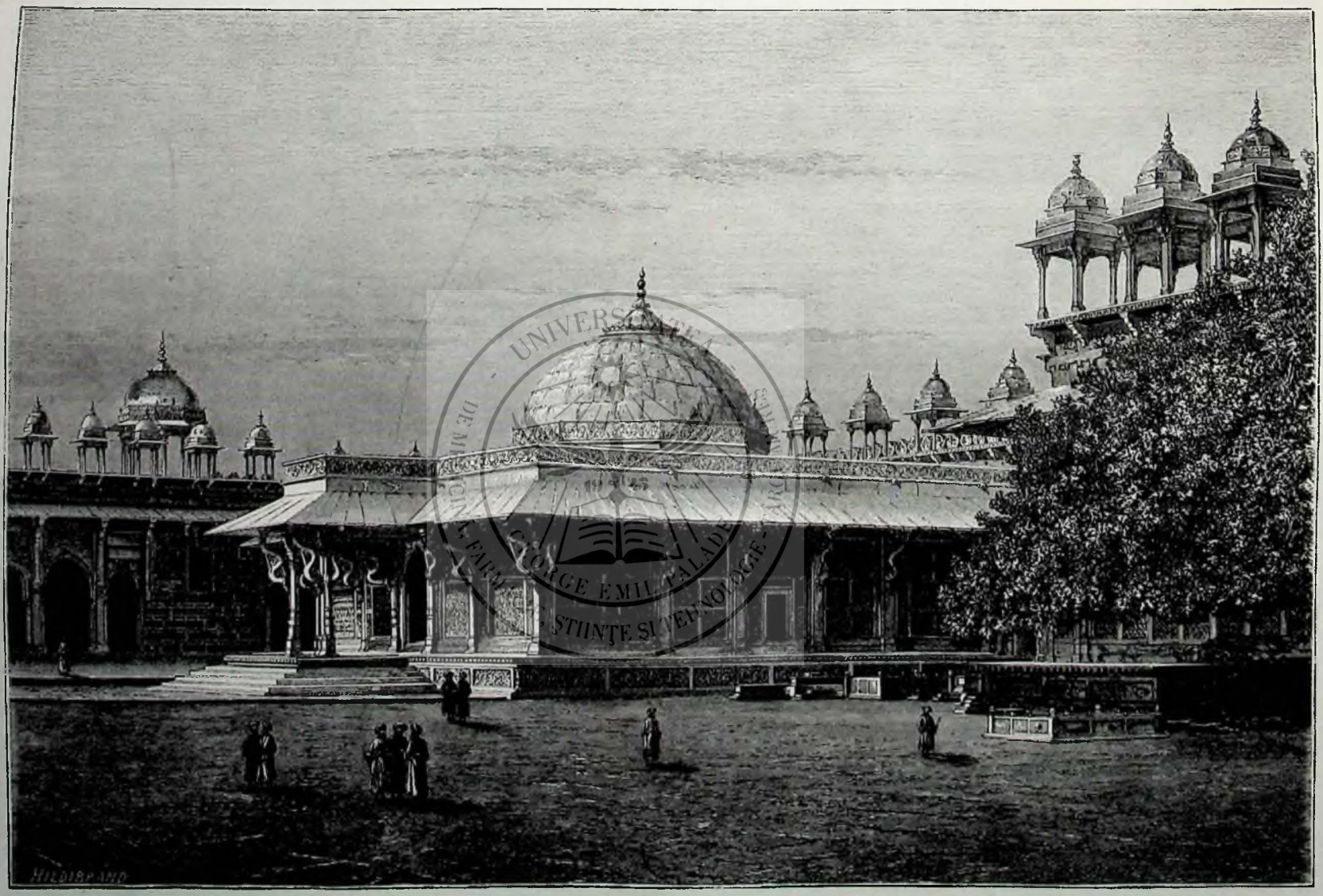
lien, die sie einmal überkommen hatten, erblich gemacht und unter der englichen Verwaltung regeln besondere Gesetze und Instruktionen das Verfahren bei Streitigkeiten um den Besitz. Wittwen und Minderjährige können einen befähigten Stellvertreter stellen, Kinderlosen ist Adoption gestattet. Die Handwerker erhalten gemeiniglich vielmehr an Reichnissen, als ihnen zukommt. Die Verwaltung von Madras glaubte den Bauern wie den Handwerkern einen Dienst zu erweisen, dass sie seit 1864 die Leistungen in Geld fixirte, die Abgabe als Zuschlag zur Grundsteuer erhebt und die Zahl der Handwerker minderte, dagegen die fortbestehenden Aemter aus den Erträgnissen

dieses Dorf-Aemter-Fonds besser bezahlt. Die Bauern erachten jedoch diese Umwandlung als einen Eingriff in ihre Rechte und anderwärts sah man von solcher Fixirung ab.

Indien ward zweimal unter mohammedanische Herrschaft gebracht; das erste Mal im 11. Jahrhundert durch die Herrscher türkischer Abkunft in Ghazni im östlichen Afghanistan, südlich von Kabul; das zweite Mal im 16. Jahrhundert durch die Erfolge der türkisch-tatarischen Horden unter Führung von Baber, dem ersten Grossmoghule in Indien. In beiden Fällen wurde auch der südliche Theil der Halbinsel von den Eroberen überschwemmt, jedoch nicht in demselben Masse als die nördlichen Reiche. Um das Jahr 1300 hatte Allah-ud-din die Eroberung des Dekhan förmlich vollzogen, 1347 befahlen mohammedanisehe Gewalthaber bis zum Kistna-Flusse hinab. Grösste Anarchie folgte dem Niederwerfen der alten Hindureiche, verschiedene Dynastien theilten sich in das heutige Gebiet von Haidarabad. Die mächtigsten der neuen Herrscher wurden die Bahmanî-Könige (1347—1525) mit dem Sitze in Kulbarga, gegründet von einem Abenteurer niederer Herkunft; am Ausgange des 15. Jahrhunderts splitterten sich davon die Reiche Bidschapur, Ahmednagar, Berar, Bider und Golkonda ab, vielfach von Sklaven ausserindischer Abkunft der bisherigen Herrscher begründet. 1687 hatte Kaiser Aurengzib diese Reiche gestürzt, ihre Gebiete zur Provinz Dekhan vereinigt und einen Statthalter (Subadar) darüber gesetzt mit dem Titel Nizam-ul-Mulk, wörtlich Ordner des Staates, womit im Reiche der Moghul-Kaiser die Würde eines Vicekönigs bezeichnet wurde. Unter seinem vierten Nachfolger, Kaiser Farukschir, wird ein schon unter Aurengzib emporgestiegener General, Asaf Dschah, zum Nizam-ul-Mulk des Dekhan ernannt; dieser wirft die Kontrole des Dehli-Hofes ab und wird der Begründer der noch heute in Haidarabad herrschenden Dynastie, welche die alte Bezeichnung jetzt als souveränen Königstitel führt.

Asaf Dschah starb 1748, nahezu 64 Jahre alt. Ganz Südindien hatte sich seinem Willen beugen müssen; in der Umgegend von Madras gebot ein Vasall, der Nawab des Karnatik. Nach seiner Bestimmung folgte ihm sein zweitältester Sohn Nasir Dschan, da der älteste Sohn am Hofe zu Dehli einen hohen Posten einnahm. Muzafar Dschang, Neffe des Verstorbenen, machte Nasir Dchang den Thron streitig und erwarb die Bundesgenossenschaft der Franzosen, die sich 1672 vom Könige von Bidschapur, kurz vor Niederwerfung seiner Dynastie durch Aurengzib, das Küstendorf Ponditscherri hatten abtreten lassen. Durch die erfolgreiche Einnahme des englischen Fort St. George bei Madras (1746) hatten sich die Franzosen bei den Prinzen des Dekhan als die grössere der beiden damals um die Oberherrschaft an den Südostgestaden der indischen Halbinsel kämpfenden europäischen Nationen eingeführt. Nasir Dschang wurde von Meuterern ermordet und Muzafar Dschang mit Unterstützung von Dupleix, des Gouverneurs der französischen Besitzungen, auf den Thron erhoben; er nahm ein französisches Hilfskorps unter Bussy in seinen Dienst und machte den Franzosen bedeutende Schenkungen. Die Stütze, welche Muzafar bei den Franzosen fand, war bei der damaligen politischen Lage, wo jeder Krieg zwischen England und Frankreich in Europa auch in ihren gegenseitigen indischen Besitzungen zu Feindseligkeiten führte, Grund genug für England, sich der Gegenpartei anzunehmen; die Regelung der Thronfolge im Karnatik, dem Vasallenreiche des Nizam, wurde der Punkt, an welchen beide Nebenbuhler in der Herrschaft über Indien ihre Kräfte setzten.

Mit dem Auftreten Lord Clive's und seiner Einnahme von Arkot, der Hauptstadt des Karnatik, am 30. August 1751 kam die Macht Frankreichs in Indien zum Stehen, der Fall von Ponditscherri am 10. Januar 1761 machte ihrem Einflusse ein Ende. Europa machten diese Vorgänge im fernen Osten die Bestimmungen im Vertrage von Paris vom 10. Februar 1703 kund, dessen eilfter Artikel als Herrscher im Karnatik wie in Haidarabad Englands Schützlinge anerkennt.



Scheikh Selims Grabdenkmal in Fathipur Sikri.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Haidarabad kommt jetzt in Abhängigkeit von England, bedingt sich Hilfeleistung gegen jeden Feind aus, der nicht Englands Verbündeter ist, löst 1795 die bisher von Franzosen befehligten Regimenter auf und nimmt 1798 ein englisch-indisches Korps in Garnison. Der Ausgangspunkt aller späteren Anforderungen an den Nizam wurde sodann der Vertrag vom 12. Oktober 1800, welcher den Nizam in Artikel 12 verpflichtet, ein Kontingent von 16,000 Mann zu stellen. Dem Vertrage wurde die Auslegung gegeben, dass dieses Korps jederzeit kriegsbereit sei; es leistete 1817 vorzügliche Dienste im Kriege gegen die Marâtha und die Pindari Banden in Centralindien; das Korps erhielt englische Oberofficiere und die englische Verwaltung schoss regelmässig die Löhnung für die Mannschaft vor. Die Regierung des Nizam vergütete diese Vorschüsse nicht; sie waren allmählig zur hohen Summe von 14 Millionen Mark angelaufen, zum 31. Dezember 1850 ward ihre Berichtigung gefordert. Die Regierung des Nizam liess die Mahnung unberücksichtigt, da verlangte die englische Regierung im nächsten Jahre Gebietsabtretung. Sofort kamen acht Millionen Mark zum Vorschein, um den Rest kümmerte sich der Nizam-Minister so wenig als um die inzwischen anfallende Löhnung. Britisch-Indien wurde jetzt drängend und im noch heute giltigen Vertrage vom 21. Mai 1853 kam es dann zur Ueberweisung der Berars oder Haidarabad Assigned Districts genannten Nordprovinz zwischen den Flüssen Tapti im Norden, Painganga im Süden von 43,925 Quadratkilometer (797 deutsche Quadratmeilen) Flächeninhalt mit 2,231,565 Einwohnern. Als Gegenleistung verzichtet England durch die damalige ostindische Kompagnie auf die Stellung jeglichen Kontingentes im Kriegsfalle, verpflichet sich dagegen, im Lande 8 Bataillone indischer Infanterie, 2 Regimenter Kavallerie und 4 Feldbatterien zu garnisoniren, ausserdem 5000 Mann Infanterie, 2000 Mann Kavallerie und 4 Feldbatterien für den Nizam anzuwerben, auszubilden und von Europäern befehligen zu lassen, diese Truppe dem Nizam jederzeit zur Verfügung zu halten, auch im Falle von Kriegen mindestens zwei Infanterie-Bataillone auf Kriegsstand nicht von der Hauptstadt wegzuziehen.



Sir Salar Dschang, Minister.

Der Vater des jetzigen Nizam stirbt am 26. Februar 1869. Sein Sohn Mir Mahbul Ali Khan, Bahadur, Nizam ul Mulk war noch kaum den Windeln entwachsen, erhielt aber schon einen Harem von zweitausend Insassen zugetheilt und verblieb unter Leitung seiner Mutter und Grossmutter mütterlicherseits bis 1874 in den Frauengemächern; am 22. Juli macht er auf einem Elefanten seinen ersten feierlichen Umritt als König. Die Geschäfte besorgt der erste Minister und diesen Posten nimmt seit 1853 „Seine Excellenz, Nawab Sudscha-ud-Daula, Muktear-ud-Mulk, Sir Salar Dschang“ ein. Sein Aeusseres zeigt unser Portrait; er liebt einfache Kleidung und trägt bei weissem Turban einen dunkelfarbigen einreihigen Rock. Sir Salar ist am 2. Januar 1829 geboren und stammt aus einer Familie, welche diesen hohen Posten bereits in dritter Generation inne hat. Vierundzwanzig Jahre alt folgte er seinem Onkel in der Würde und bewährte sich in jeder Lage als einer der

bedeutendsten indischen Staatsmänner der Gegenwart. 1861 in Ungnade gefallen erwirkte England seine Wiedereinsetzung mit einer Schlussnote, welche das Absetzungs-Dekret „alles weniger denn einen Akt der Weisheit und Gerechtigkeit" nennt. Sir Salar versteht und spricht Englisch wie Französisch. England erhob den Minister in den englischen Ritterstand, verlieh ihm das Grosskreuz des Sternes von Indien und erweisst ihm ausserhalb des Landes durch Ehrenwachen und 21 Salutschüsse dieselben Ehren wie den mächtigsten regierenden Fürsten; 1875 bei seiner Huldigung berührt der Prinz von Wales die überreichten 104 Goldmohur (jeder im Werthe von 30 M.) und reicht sie mit einer verbindlichen Handbewegung zurück.

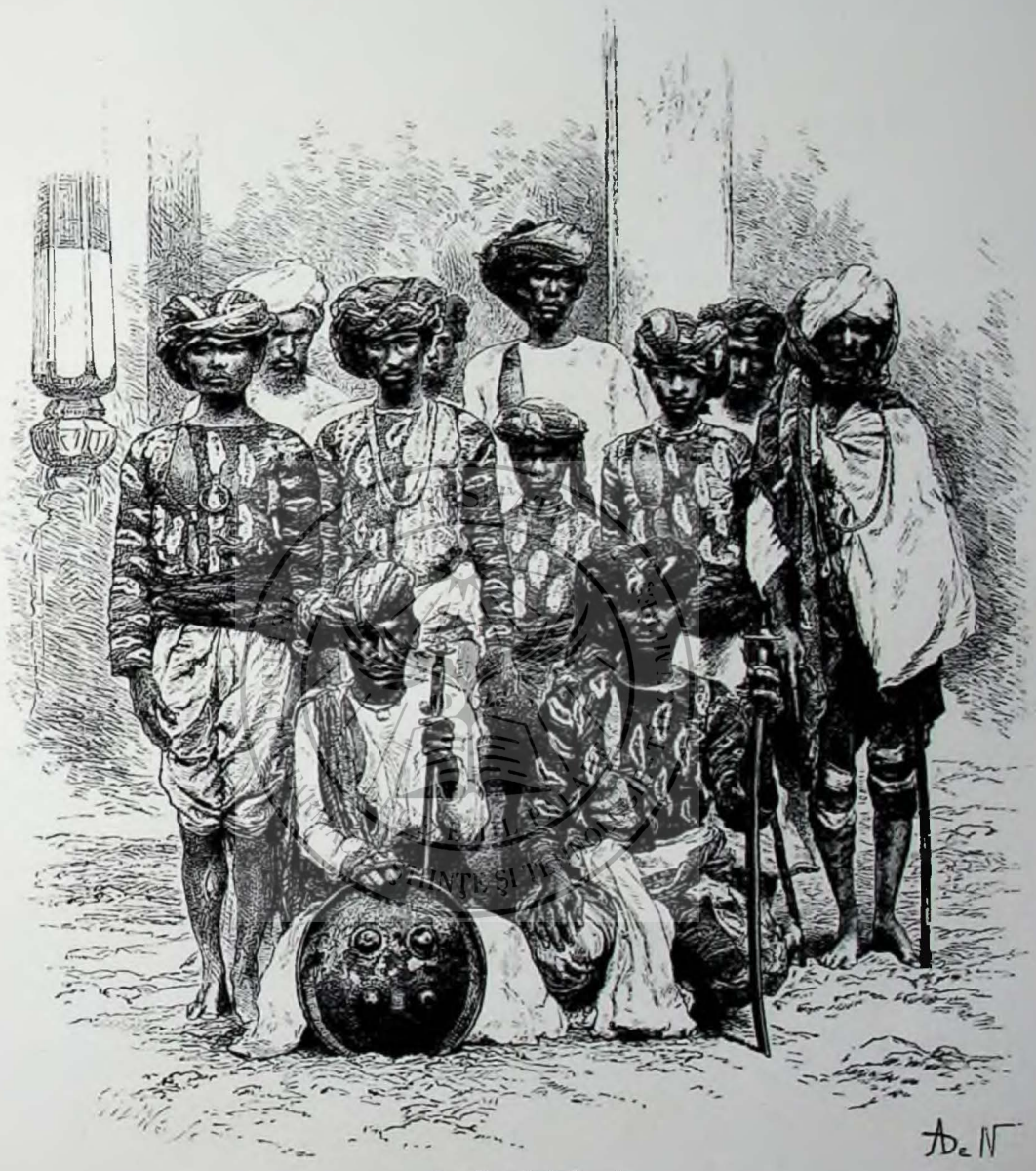
Sir Salar bringt Ordnung in den Haushalt und befreit den Schatz durch Abzahlung von einer erdrückenden Schuldenlast, hält sich aber nicht frei von der Soldatenspielerei indischer Machthaber. Die Kontingents-Regimenter, welche England vertragsmässig aus den Einkünften der Berars unterhält, wetteifern in Tüchtigkeit mit den für England angeworbenen indischen Regimentern; eine halbe Schwadron dieser Kavallerie diente 1878/79 in englisch-afghanischen Kriege mit Auszeichnung als Freiwillige in einem Bengal-Regimente. Daneben brüstet sich aber der Nizam neuformirter Regimenter und einer Miliz; beide Korps zählen 43,000 Mann, die Ausgaben hierfür sind mit einer Million Mark im Jahre bestritten. Eine Heerschau wird regelmässig am vierten Tage des Muharram-Festes (S. 25.) abgehalten. Dieser Tag heisst Langar, ist den Armen bestimmt und dient in Indien in allen von Mohammedanern regierten Staaten zugleich zur Erneuerung des Tributes wie zur Musterung der Milizen, deren Bewaffnung zugleich einen Theil der Lasten des Lehen bildet; als am 27. Januar 1876 der Prinz von Wales in Agra Hof hielt, defilirten die versammelten Fürsten mit ihrem militärischen Gefolge zur Huldigung. Der Nizam sitzt bei dieser Heerschau von Diamanten [1]) funkelnd auf einem Balkon seines Palastes, von den Würdenträgern des Reiches umgeben. Auf reich beschirrten Elefanten, Pferden und Kameelen ziehen die Huldigenden vorüber, sie selbst wie ihr Gefolge von kostbaren Gewändern, Waffen und Geschmeide strotzend. Ihnen folgt die berittene Leibwache von kaum hundert Mann aus Arabern und Pathan, aus dem indischen Pandschab; ihr Kommandeur nimmt einen hohen Rang ein. Die Bekleidung ist rother Turban, blauer Kaftan, schwere Kanonenstiefel, die Bewaffnung neben einem ganzen Arsenal an Hieb- und Stosswaffen Luntenflinten; die Pferde sind schwerfällig und fett gemästet. Die Leibinfanterie von etlichen hundert Mann, darunter auch viele Araber, trägt grünen Oberrock und einen Tschako; die Musketen haben Feuerschloss, die Bajonette zeigen alle denkbaren Formen. Die Musik mit Blechinstrumenten sonderbarster Form ausgestattet marschirt in der Mitte; die Oberofficiere sind beritten. Neben blutjungen Leuten gehen altersschwache Greise; sie mögen treue Diener ihres Herrn sein, ihn in Gefahr mit ihrem Leibe decken, aber als Angriffstruppe kommt ihnen keinerlei Werth zu. Wir bringen ein Gruppenbild dieser Truppe im Kasernenanzuge nach einer Photographie.

Der Leibgarde in Bewaffnung gleichen die Milizen, die neugebildeten Truppen sind gleichförmiger in Kleidung und Bewaffnung, zählen aber auch Leute aus allen Lebensaltern. Uniform, Bewaffnung und Abrichtung versetzt in das vorige Jahrhundert. Als Uniformen dienen ausgemusterte englische Röcke, die in den englischen Garnisonen aufgekauft sind; die Musketen sind grösstentheils Luntenflinten und die Officiere durchgehends nicht mehr feldtüchtig. Beim Defiliren trägt jeder das Gewehr nach Belieben, ebenso zieht der Officier sein Schwert, oder lässt es in der Scheide stecken. Besser ist es mit der Kavallerie bestellt, die Marâthen sind gute Reiter und geben stramme Soldaten. An Artillerie brüstet sich der Nizam im Besitze einer Feldbatterie, die bei Paraden ohne Kanonen ausrückt, wie man sagt um ihre schwerfälligen Geschütze ältester Konstruktion nicht belachen zu lassen. Diese verlotterte Bande wird nicht nur von seinem Kriegsherren Armee

[1]) Früher gehörte zum Reiche des Nizam die Mündung der Kistna und hier wurde in den jetzt aufgelassenen Diamantminen Golkonda 1550 der weltberühmte Kuh-i-nur gefunden, der genau drei Jahrhunderte später 1850, dem englischen Kronschatze einverleibt wird.

genannt, sondern die Ziffern, welche in Standausweisen dieser Formationen vorkommen, gaben europäischen Politikern Anlass zu Befürchtungen für den Fortbestand der englischen Herrschaft in Indien! Mit Luntenflinten mögen solche Truppen in Strassen, wie sie der Stadt Haidarabad in den Nebenquartieren eigen sind, Erfolge aufweisen; im Felde sind sie verächtliche Gegner.

Im Justizdienste wurden nach englischen Vorbildern neue Behörden eingesetzt, auch tüchtige Juristen, Indier die an englischen Schulen ihre Bildung erhielten und als englische Richter



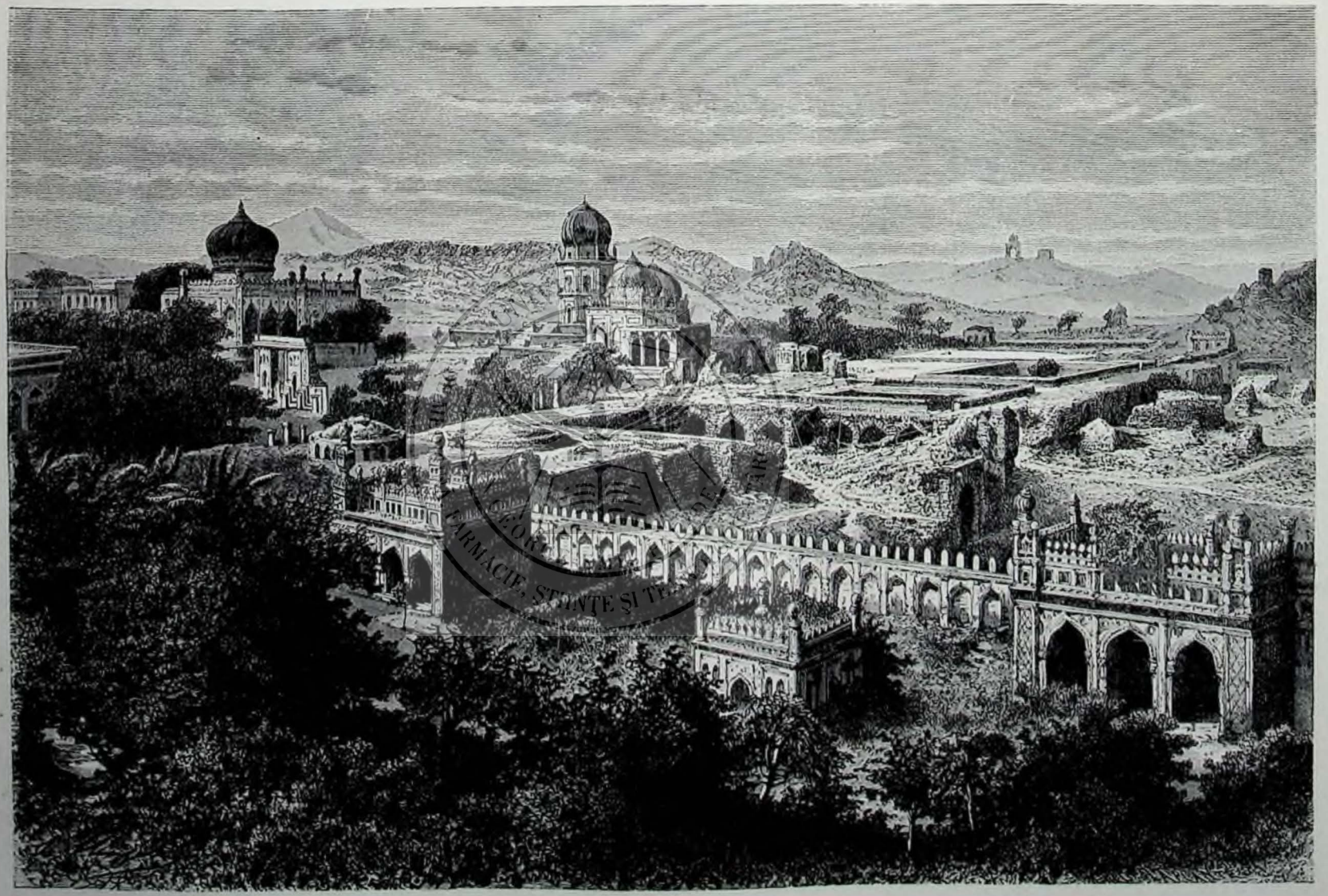
Der Nizam's Leibgarde.

angesehene Posten inne hatten, an die neuen Gerichtshöfe berufen. Ein Zwischenfall von grosser politischer Tragweite legte jedoch offen, dass Macht noch vor Recht geht.

Nach alter Sitte wird dem leitenden Minister ein Nebenminister gegeben und dieser mit dem ehrenden Titel Mitregent angeredet. Diese Würde hatte bis zu seinem am fünften April 1877 erfolgtem Tode Schams-el-Umara, wörtlich Sonne der Vornehmen inne, der dritte dieses Namens aus einer Familie, die mit der gegenwärtigen Dynastie nach Haidarabad kam und ausser dem prächtigsten Palais in der Stadt mit den Dschahan-numa „die Welt aufzeigend" genannten

Gartenanlagen Grundbesitz überwiesen erhielt, welcher eine Jahresrente von zwanzig Millionen Mark abwirft. Der abgegangene Scham-el-Umara war ein Mann von äusserst gediegenem Charakter, der jederzeit auf Seite Englands trat und an welchem Sir Salar Dschang in schwierigen Lagen eine feste Stütze gefunden hatte; wir brachten S. 107 sein und seines Vaters Portrait. Sir Salar wünschte Offenlassung der Stelle eines Mitregenten; er hatte aber bei der indischen Regierung durch Eröffnung von Verhandlungen über Rückgabe der 1853 abgetretenen Berars das bisherige unbedingte Vertrauen verloren und auf ihr Drängen wurde am 9. October 1877 Raschid-ud-din, Khan Bahadur, Amir-i-Kabir, kurzweg genannt Scham-el-Umara IV. als Mitregent eingesetzt, Sir Salar jedoch das Zugeständniss gemacht, dass die Leitung der inneren Angelegenheiten ihm zukomme. Dem neuen Unterregenten ging kein guter Ruf voraus, er war Bruder des verlebten Mitregenten von einer Nebenfrau und war Jahrelang vom Hofe verbannt gewesen. Seinem Vorfahren war mehr als die Hälfte des Vermögens der Familie mit Einschluss des Dschahan-numa Palastes zugestanden und dieser Besitz hatte sich durch Adoption auf zwei Neffen vererbt, begabte Männer und lautere Charaktere. In seiner neuen Würde trat Scham-el-Umara IV. sofort mit dem Verlangen hervor, ihm als Oberhaupt der Familie gebühre der Palast und der Grundbesitz der Familie; die Neffen weigerten die Ueberlassung, der mächtige Mitregent setzte aber Verbannung der Neffen vom Hofe durch; schliesslich legte sich der englische Resident zu Haidarabad ins Mittel und unterm 9. April 1878 kam es zum Vergleiche dahin lautend, dass die Neffen Grundbesitz mit dem Rententitel einer halben Million Mark abtraten und zur Bestreitung der Einrichtungskosten des neuen Würdenträgers baar eine Million Mark beitrugen. Der Palast verblieb noch den Neffen; schon vier Tage später behauptete aber der neue Regent, er könne ohne solchen schlechterdings nicht auskommen; die Neffen beriefen sich auf den Vergleich und die Sache ruhte scheinbar. Der Mitregent nahm jetzt heimlich ein Gesindel beutelustiger Araber und Afghanen in Sold wie sie sich nach Haidarabad in der Hoffnung auf Anwerbung zum königlichen Dienst hereinziehen; unter Führung seiner Leute liess er unerwartet sämmtliche Besitzungen der Neffen für sich in Beschlag nehmen. Neben einer Klage der aus dem Besitz Gesetzten liefen Beschwerden der Einwohner der betreffenden Ortschaften über Plünderung, Brandstiftung und Schänden ihrer Frauen und Kinder bei Sir Salar Dschang ein; dieser legte die Sache sodann im Mai 1879 dem obersten Gerichtshofe zur Untersuchung vor. Hier brachte nun Scham-el-Umara ein Dokument zum Vorschein, worin der verstorbene Nizam ihm das ganze Vermögen der beiden Erben zuspricht unter Vernichtung der Adoption des Erblassers; das Dokument trug aber keine Unterschrift, war auch gar nicht als Urkunde abgefasst, sondern bestand in einer Kladde, einem Streifen Papier, auf welchem die Hofschreiber niederzuschreiben pflegen, was im Audienztermine vorgeht und auf welchem auch hier neben wichtigen ganz gleichgültige Dinge verzeichnet standen. Die Neffen hatten einen der beschäftigsten Bombay-Rechtsanwälte, einen Engländer, als Vertheidiger angenommen; diesem wurde jedoch das Schriftstück vorenthalten, angeblich weil es zu geheiligten Inhaltes sei. Nach wenigen Sitzungen wurden die Erhebungen geschlossen und im September 1879 erging seitens Sir Salar Dschang Bescheid dahin, Nutzniesser des Familien-Eigenthums sei sein Mitregent. Appellation ist eingelegt und der Fall ist noch der collegialen Berathung seitens des Generalgouverneurs und seines obersten Rathes unterstellt; aber das ganze Verfahren zeigt, dass der Unterthan gegenüber den Staatslenkern im Rechte verkürzt ist.

Die Stadt Haidarabad zählt 400,000 Einwohner. Ein Viertel der Bewohner ist ausserhalb der Stadt angesiedelt, darunter die Europäer im Dienste des Nizam. Noch heute stehen Nachkommen der französischen und englischen Familien, die Ende des vorigen Jahrhunderts als Instrukteure, Architekten und Sekretäre in den Sold des Nizam traten, in seinem Dienste; sie wohnen in der Vorstadt Tschadar-Ghat und diese kleine Kolonie ist einzig in ihrer Art

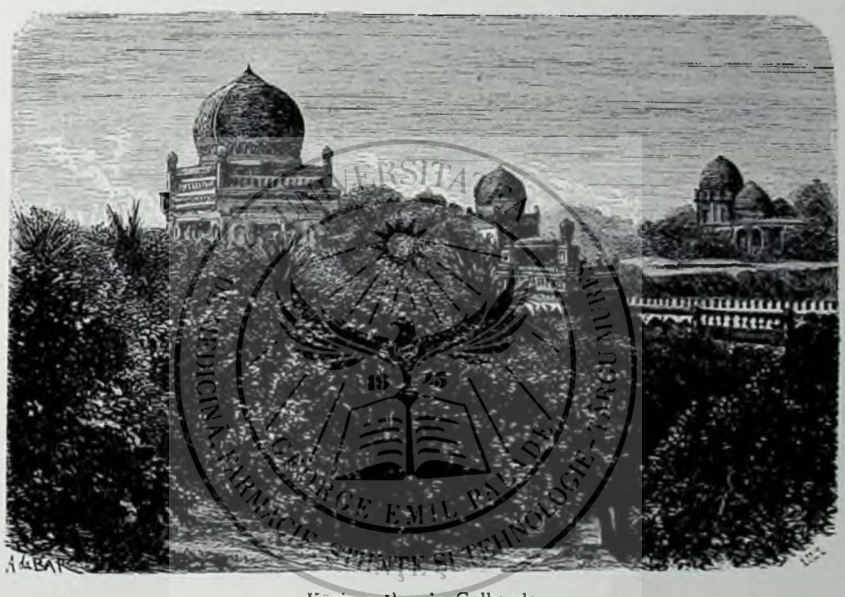


Gräberstadt in Golkonda, Haidarabad.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

dadurch, dass, was sonst in Indien die Ausnahme, hier die Regel ist: die Mehrzahl dieser indischen Europäer sah Europa noch nicht; sie nehmen sich ihre Frauen aus den Kindern ihrer Nachbaren und treten ebenso selbstverständlich ein in das Amt ihrer Väter, als der Sohn eines Indier mit der Kaste und dem Besitzthume auch die Beamtenstellung seines Vaters erbt. Diese Kolonie hat ihre eigene Kirche, ihre Maurer-Loge, ihr Clubhaus mit Billard, (1879 22 Mitglieder), einen Ruderverein, dessen Boote sich auf dem nahen Husain-Sagar-Teiche tummeln, der sich als schmaler Wasserstreifen bis Sikandarabad hinzieht; ihr Viertel schliesst einen schönen öffentlichen Garten in sich, in welchem die von einem Deutschen geleitete Musikkapelle des Nizam zweimal die Woche spielt, wobei angesehene Eingeborene sich unter die Europäer mengen.

Die Eingeborenen-Stadt erstand um ein 1520 für eine Favoritin Bhagwatî erbautes Sommerpalais; 1591 liess Mohammed Kuli Kutb die jetzigen Mauern erbauen, 1597 erhielt die Stadt ihren gegenwärtigen Namen „Löwen Stadt“ und 1717 mit Aufrichtung der neuen Dynastie wurde die Stadt Residenz der herrschenden Nizams. Die Stadt liegt auf der rechten Seite der Musi, eines Zuflusses der Kistna; an Stelle der älteren Brücke wurde 1860 eine neue Bogenbrücke über das 360 Meter breite Flussbett gespannt, das nur in der Regenzeit mit Wasser voll angelaufen ist. Der Wall hat zwölf Thore und that gute Dienste gegen Ueberrumpelungen durch Marâthen und Pindari-Räuber, hält aber gegen Geschütze nicht Stand. Die Stadtmauern beschreiben die Form eines Trapezoid, die nordwestliche Seite ist mit fünf Kilometern die längste. Auf eine Schah Rah genannte Hauptstrasse münden zwei Querhauptstrassen in rechtem Winkel. Die erste Kreuzung heisst der Platz der vier Bogen, der nächste Platz ist nach den vier Minarets bezeichnet, deren Thürme weithin sichtbar sind. Die schönste Moschee ist nach Mekka genannt und ist 33 Meter hoch; das Wahrzeichen der Stadt ist der bereits erwähnte Palast Dschehan-numa mit seinen Gärten und Springbrunnen à la Versailles, angelegt in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts von einem Franzosen; in den weitläufigen Gebäulichkeiten und ihrer Einrichtung ist mit dem Luxus des Orients die Behaglichkeit des Westens vereinigt. Die Hauptstrassen sind nicht gepflastert aber breit, die Nebenstrassen dagegen enge so dass ein Wagen kaum fort kann, und schmutzig; die Häuser vernachlässigt, Ueberbau der oberen Stockwerke verfinstert die Strassen. Die Grossen des Reiches reiten auf Elefanten einher, an 900 dieser nützlichen Thiere sollen zu persönlichen Dienstleistungen gehalten werden; der Leibelefant von Sir Salar ist $3{,}5$ Meter hoch und gilt als eines der stattlichsten Thiere Indiens.



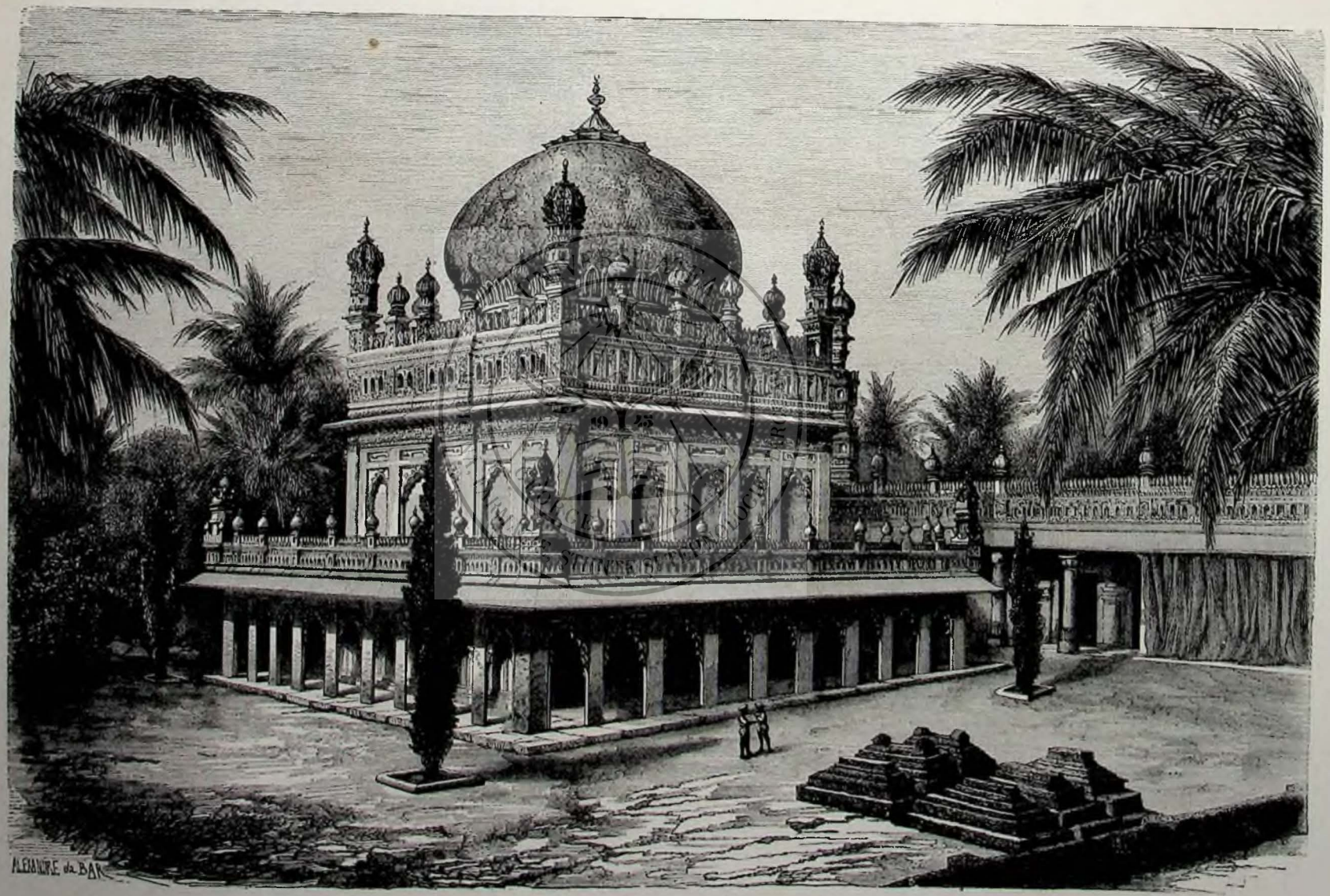
Königsgräber in Golkonda.

Die Bevölkerung ist zu zwei Drittheilen mohammedanisch, ein Drittheil sind Hindu. Statt der Hinduschriftgelehrten stossen mohammedanische, des Koran kundige Priester oder Mulla auf und Derwische und Bettler mohammedanischen Glaubens; unter den fremdländischen Rassen ragen

Araber und Ostafrikaner, theils rein, theils in verschiedenfarbigen Kreuzungen hervor. Trotz dieses Vorwiegen des Islam erfreuen sich die Hindus grosser Duldsamkeit und werden in Vergebung der Staatsämter nicht verkürzt. Unverträglicher sind die mohammedanischen Sekten. Die Schiiten bilden zwei Prozent der Moslims, der Rest sind Sunniten, gleich den Türken in Europa. Die fanatischsten unter den Schiiten und stets kampfbereit sind die Mahadi, und den Israeliten zu vergleichen, weil sie behaupten, der Inam oder das religiöse Oberhaupt Mahadi (Mahdi), der zwölfte und letzte Nachkomme von Ali, den die Schiiten als den einzigen rechtmässigen Nachfolger von Mohammed anerkennen, sei noch nicht erschienen, während die Sunniten am Gegentheile festhalten. Der Sprachlehrer des jungen Nizam für Persisch und Arabisch, ein gelehrter Mann, hatte eine Schrift gegen die Mahadi geschrieben und darin ihren dortigen Oberpriester angegriffen; da liessen ihn in den ersten Tagen des Januar 1876 die Mahadi in der Moschee beim Lesen des Koran ermorden. Die Sunniten stehen zum Sultan in Konstantinopel und betrachten ihn als das sichtbare Oberhaupt ihrer Kirche. Im letzten russisch-türkischen Kriege ertrugen in Haidarabad die Sammlungen für die verwundeten türkischen Streiter eine viertel Million Mark und im englisch-afghanischen Kriege von 1879/80 war die Erregung andauernd so gross, dass die englische Regierung die Garnison in Sikandarabad nicht zu vermindern wagte.

Ungleich sehenswerther als die Stadt ist der Hügel nordwestlich davon mit der Veste Golkonda und den hier befindlichen Gräbern der Herrscher der Golkonda-Dynastie (1512—1672). Die Veste gilt bei den Haidarabadi als uneinnehmbar, die Mauern, an fünf Kilometer im Umkreise, sind mit 84 Basteien versehen und jede mit 1 bis 3 Kanonen bewehrt, darunter einige von erstaunlicher Grösse mit Rohren bis zu 8,74 Meter (29 engl. Fuss) Länge. Der schwächste Punkt ist die Seite auf welcher die Gräber liegen. Der Nizam verwahrt auf Golkonda seinen Schatz und benützt die Festung als Staatsgefängniss; der Zutritt ist Europäern nur mit besonderer Erlaubniss gestattet, einer solchen erfreute sich in den letzten Jahren der Afrika-Reisende R. F. Burton, durch seine genaue Kenntniss von Arabien bei jedem Moslim gern gesehen.

Burton nennt diese Gräberstadt eine der interessantesten Ueberreste mohammedanischen Glanzes. Die Bauten lassen sich nicht dem Ruinenmeere von Fathipur-Sikri südwestlich von Agra an die Seite setzen — von dessen Hauptzierde wir zur Vergleichung bereits hier eine Abbildung bringen — noch weniger den Gräbern der Mameluken vor dem Siegesthore in Kairo, es fehlt auch die majestätische Einfachheit der Bauperiode unter Akbar und seinem Nachfolger, wie die massigen Formen der Bauwerke aus der ersten Glanzperiode mohammedanischer Sultane, welche unsere Tafel des Grabmals von Sultan Tughlak-Schah veranschaulicht; den Baustyl der Grabdenkmäler in Golkonda kennzeichnet dagegen Ueberladung und gleich vielen indischen Moscheen enthalten sie Theile, die nicht zum Gebrauche bestimmt waren, sondern nur zum Gepränge angefügt sind. Das Aeussere dieser Gräber veranschaulichen die Tafeln „die Gräberstadt Golkonda“ und „mohammedanisches Fürstengrab in Golkonda“. Auf einem länglichen oder viereckigen Unterbau ist die Kuppel aufgesetzt, beide Theile aus grauem Granite aufgeführt. Die Form der Kuppel wechselt von der Zwiebel bis zum Halbkreis; der Ansatz an den Unterbau ist jederzeit reich verziert. Der Unterbau ist einstöckig bei kleineren, zweistöckig bei grösseren Mausoleen; er schliesst nach oben bald glatt ab, bald ist er bekleidet mit speerähnlichen Zinnen, viele sind auch mit Geländern in den verschiedenartigsten Mustern ververziert. Im unteren Theile des Gebäudes ist regelmässig ein Säulengang angebracht, in Spitzbogen auf einer quadratischen Basis, zu welcher bis zu vier Stufen empor führen. Die Wände sind weiss getüncht, zuweilen grüngemustert. Jedes grössere Grab hat seine Moschee oder eine Musalla (Kapelle) und besteht meist aus einer gegen Osten sich öffnenden Halle mit einer Mihrab oder Gebet-Nische gegen Westen und einem Minaret auf jeder Seite. Diese Minaretthürme sind durchgehends von gleicher Bauart; Kuppel und Halsstück sind stets eine Moschee im Kleinen, der



Mohammedanisches Fürsten-Grabdenkmal in Golkonda.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Schaft ist entweder rund oder vielkantig und von einer oder zwei Galerien unterbrochen; viele dieser Minarets sind Spielzeuge und waren niemals zum Gebrauche mit Treppen versehen. Die schönsten dieser Mausoleen sind das Grabdenkmal des Sultan Abdallah Kutb Schah gestorben 1611, seiner Mutter Fatimah und seines Vorgängers, des Erbauers von Haidarabad, andere sind überladen mit Stuck oder mehr gekünstelt als künstlerisch. Kein einziges unter den zahlreichen Gebäuden der Gräber ist verfallen, sondern Maurer bessern die Vierung aus, wo sie schadhaft wird, eine Sorgfalt, welche Haidarabad vor anderen muhammedanischen Staaten vortheilhaft auszeichnet.

Das Innere dieser Grabdenkmäler ist mit sich schneidenden Bogen in unendlicher Manigfaltigkeit ausgeführt; viele gehören zu den grossartigsten Bauwerken mohammedanischer Bauart in



Mohammedanische Mulla.

Indien und Burton bedauert, dass von diesen Gemächern noch keine Photographieen abgenommen sind. Treppen, die kaum zu begehen sind, führen hinab zu den Gräbern in einer aus Gewölben aufgebauten, mit Nischen versehenen Gruft. Unter dunklem, schweren Grünstein ruht die Leiche. Der Grabdeckel ist länglich und aus 6 oder 8 sich verjüngenden Platten zusammengesetzt; der oberste Stein ist bald flach bald gewölbt; auf seinen Seiten sind Inschriften in Naskh — oder Nastalik — Schriftzügen eingemeisselt. Die Absätze der Grabdeckel sind mit Thier-Klauen und Urnen verziert, aber diese Verzierungen vielfach beschädigt.[1])

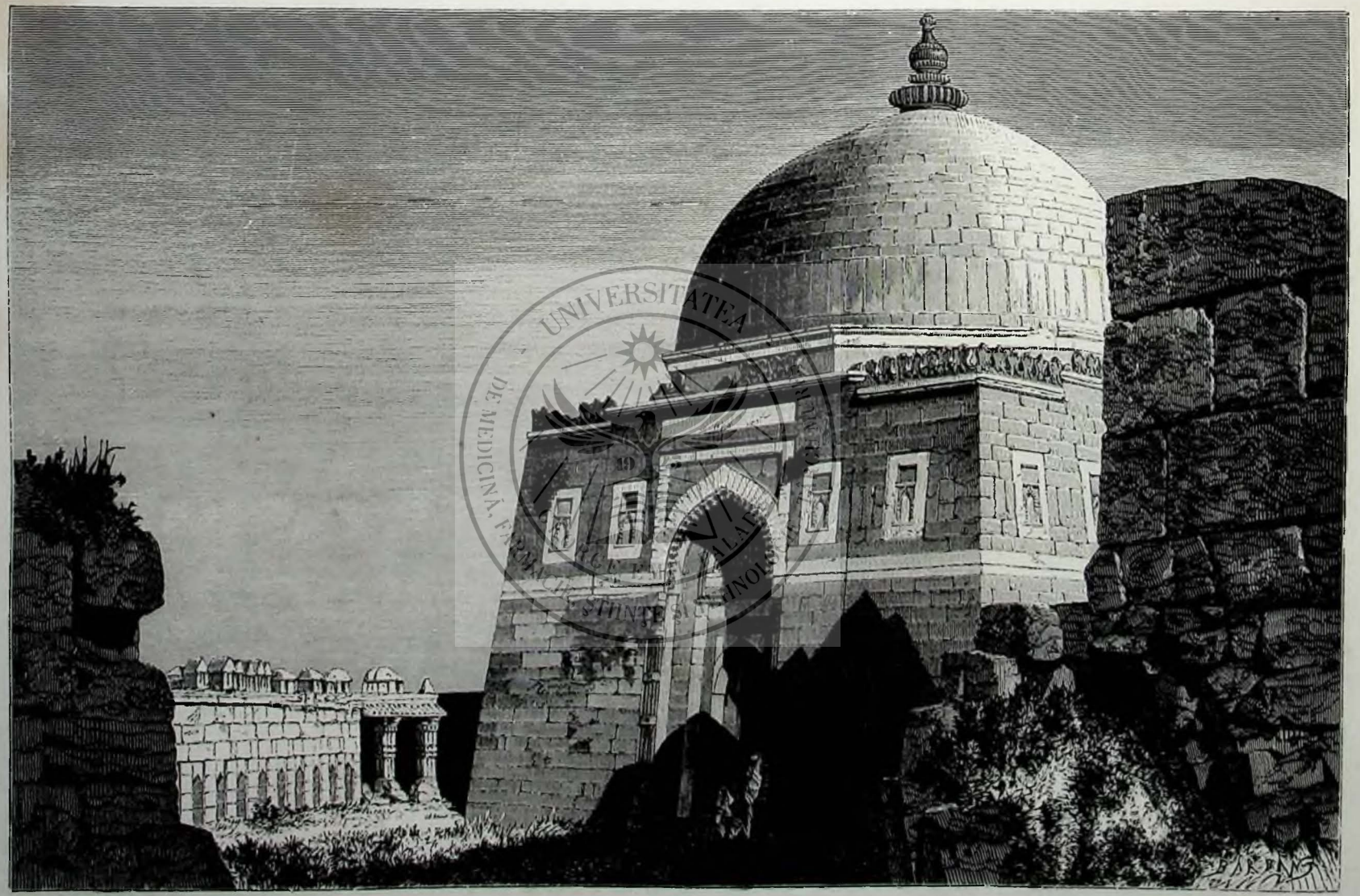
Die Eisenbahn zieht am Fusse des Hügels, auf welchem Golkonda erbaut ist, nördlich weiter über Sikandarabad nach Trimalgadi, Trimulgherry in der englischen Schreibart, Standort für eine schwere englische Batterie, (mit Elephanten als Zugthieren für die Kanonen, Büffel für

[1]) Auf der Tafel „Mohammedanisches Fürstengrab in Golkonda“ sind solche Grabdeckel vor dem Gebäude gelagert.

die Munitionswagen) und Sitz eines grossen Militairspitals. Sikandarabad (Alexanderstadt) ist englische Garnison seit 1803; für das Kantonnement wurden vom Nizam 60 Quadrat-Kilometer (eine Quadratmeile) abgetreten und die englische Heeresverwaltung hat hier vorzügliche Kasernen mit Badeeinrichtungen und geräumigen Officierswohnungen eingerichtet. Die Höhe über dem Meere ist 558 Meter, die mittlere Jahrestemperatur 25° Cels. (20° R.); das Klima wird mit jenem von Damascus verglichen, gleich diesem geniessen die Gärten von Haidarabad und der Sommerschlösser in der Umgegend den Ruf seltener Blüthenpracht und grossen Artenreichthums. Sikandarabad hat mit 6700 Mann, darunter 3270 Europäern die stärkste Friedens-Garnison in Indien; damit die Regierung des Nizam sich überzeuge, dass der vertragsmässige Stand eingestellt sei, paradirt die Garnison jährlich vor dem Nizam oder seinem Stellvertreter als General-Inspektor. Ein Segen für die Hauptstadt und eine Zierde der Umgegend, zugleich beliebter Ausflug der Europäer in Sikandarabad und Tschadar-Ghat, ist der Mir Alam genannte Teich, welcher die Wasser der Usi, eines Zuflusses der Musi, zwischen Hügeln mit üppiger Vegetation mittelst eines zwei Kilometer langen, durchschnittlich acht Meter hohen, aus mächtigen Bogen und Tragpfeilern sich zusammensetzenden Steindammes (mit einem zweiten Damme als Fangdamm zum Schutze gegen einen Bruch des Hauptdammes) zu einem prächtigen Gebirgssee von einer Uferlänge von zwölf Kilometer aufstaut; Sommerresidenzen der fürstlichen Herrschaften, schattige Laubgänge und Kiosks im mohammedanischem Baustyle sind um die Ufer herumgebaut; der europäischen Technik ist ein kleiner Dampfer entlehnt, den der Besitzer, Sir Salar Dschang Fremden, wie der europäischen Besatzung in Sikandarabad zur Verfügung stellt.

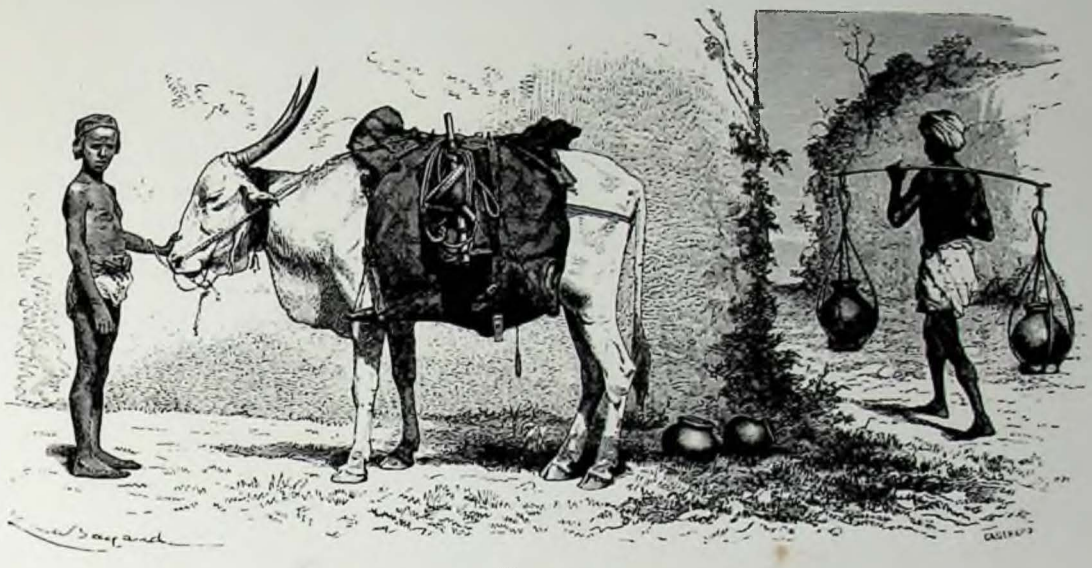
Die indische Regierung brachte die Abtretung der Hoheitsrechte über die von ihr für den Nizam unter pünktlicher Berechnung der Ueberschüsse — jährlich 2—3 Millionen Mark — verwaltete Provinz Berar wiederholt in Anregung; aber die Regierung weigert die Gewährung und bringt ihrerseits die Rück-Uebertragung der Provinz in Anregung. 1872 erbietet sich Haidarabad zur Zahlung von 160 Millionen Mark; England erwiedert, diess würde die Finanzen wieder in Unordnung bringen. Jetzt macht sich Haidarabad verbindlich die Kosten des Schutzkontingentes zu bezahlen, den durchschnittlichen Jahresbedarf für die nächsten drei Jahre mit 20 Millionen Mark baar zu erlegen und die ferneren Kosten jährlich voraus zu bezahlen. Die indische Regierung giebt keine Antwort; als nun Sir Salar Zurückziehen des Schutzkontingentes in Anregung bringt und ausführt, dass damit der Grund zur Ueberlassung der Berars weggefallen sei, wird ihm eröffnet, die Regierung wünsche diese Frage während der Minderjährigkeit des Fürsten nicht mehr vorgebracht. Da macht Sir Salar von einer Einladung des Prinzen von Wales Gebrauch und landet im Juni 1876 in England; die Freigabe der Berars wird hier nicht erörtert, aber er hatte Freunde gewonnen und die Frage kommt mit einem neuen Aktenstücke wieder in Fluss. Die Regierung beliess es bei der früheren Antwort und entzog dem lästig gewordenen Dränger auf Grund auf Berechtigungen, welche aus Verträgen von 1798 über Fernehalten missliebiger europäischer Persönlichkeiten abgeleitet wurden, seine bisherige Arbeitskraft, einen Privatsecretär englischer Abkunft.

Zwischen England und Haidarabad besteht demnach seit 1843 im Herzen von Indien ein staatsrechtliches Verhältniss, wie es in Europa 1878—79 die Besetzung Bosniens, der Herzegowina und Nowibazars zwischen Oesterreich-Ungarn und der Türkei schuf.



Grabdenkmal des Sultan Tughlak Schah bei Dehli.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE



Wasserträger.

SIEBENTES CAPITEL.

Madras.

Madras oder die Präsidentschaft Fort Saint George umfasst den ganzen südlichen Theil der Halbinsel an der Bai von Bengalen hinauf bis nach Orissa und übertrifft mit 361,810 Q. Kilometern (6572 Q. Meilen) und 31,312,150 Einwohnern das gegenwärtige Königreich Preussen an Umfang wie Dichtigkeit seiner Bevölkerung. 1620 wird nördlich der Mündung des Kistna-Flusses in Masulipatam die erste englische Faktorei errichtet; ihr folgt 1628 eine solche bei Armeghan (Armagon) an der grossen Sandbank, jetzt mit einem Leuchtthurm versehen, an deren anderem, südlichen Ende Palikat liegt; 1639 gestattet der Fürst von Tschandragerri die Erbauung des Forts Saint George und hiermit ist der Grund gelegt zur Stadt Madras, die von nun an der Vorort wird aller englischen Besitzungen an der Südwestküste Indiens.

Madras ist für die indische Landesvermessung, was Greenwich ursprünglich für die englischen Geographen, jetzt für die ganze Welt wurde: der Meridian, auf welchen für alle indischen Orte die Längenberechnungen sich stützen; das Observatorium, fünf Kilometer vom Fort landeinwärts entfernt und 1792 erbaut, ist für den indischen Atlas zu 80° 18′ 30″ östlich von Greenwich angenommen. 23 Dörfer sind seit 1870 endgiltig zum Bezirke der Stadt Madras vereinigt und die Parlamentsakte von 1793, welche den ersten Versuch macht, eine Niederlassung in Indien mit städtischen Rechten auszustatten, wurde wiederholt revidirt und erweitert, zuletzt 1875. Die Bevölkerung der Stadt beträgt 397,552 Seelen, ihr Weichbild ist 71 Quadrat-Kilometer (1,2 deutsche Quadratmeilen) gross. Nirgends erhebt sich das Land höher als wenige Meter über den mittleren Wasserspiegel des Meeres. Die Stadt zerfällt in drei in Grösse sehr ungleiche Theile: das Fort, die Eingeboren-Stadt, dann die Vorstädte mit den öffentlichen Anstalten und den europäischen Wohngebäuden. Das Fort, im Grundriss ein Halbkreis, steht mit der breiten Seite hart am Meere, so dass

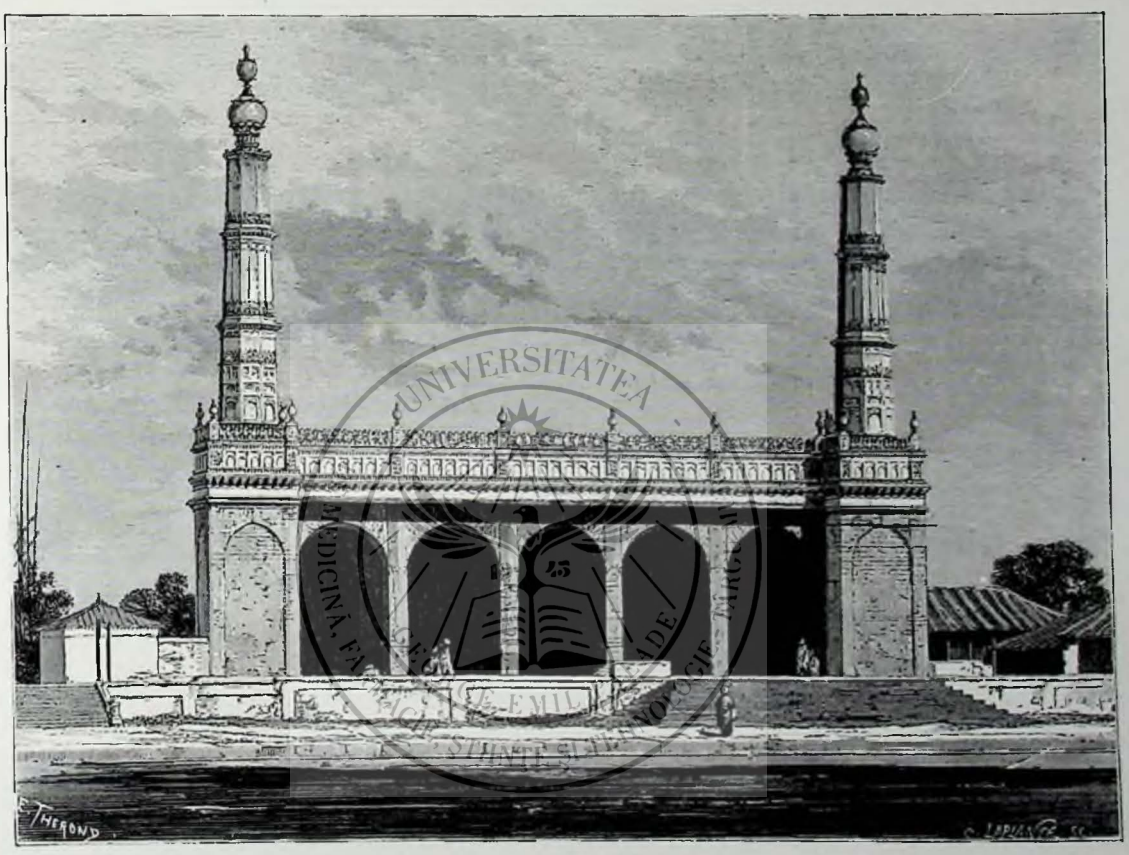
seine Mauern zur Zeit von Hochfluthen vom Wasser bespült werden; es ist als Festung nicht aufgegeben und Sitz der obersten Militärbehörde, eines umfangreichen Arsenals mit grossen Vorräthen, deren Reinhaltung von Rost der Verwaltung grosse Sorge macht, und einer Garnison von tausend Mann. Nördlich davon, durch die Esplanade davon getrennt, breitet sich die Eingeboren-Stadt aus, hier noch schwarze Stadt (Black Town) genannt, mit einigen breiten Hauptstrassen von Nord nach Süd und Sitz bedeutender europäischer Firmen, die Nebenstrassen sind enge und krumm. In diesem Stadttheile steht am Seeufer das Zollhaus, seitlich davon endet der Schienen-Zweigstrang zur Erleichterung der Abfuhr der Waaren. Ein Hafen fehlt Madras, die Schiffe müssen etliche Kilometer vom Ufer auf einer seichten Rhede ankern, den Unbillen der Witterung und im April wie October den Wirkungen der dann häufig auftretenden Wirbelstürme (Cyclone) ausgesetzt. Die Ausschiffung von Waaren und Menschen besorgen Boote der Eingeborenen, Masula genannt, deren Bretter zu besserem Widerstande gegen die Brandung mit Bast an einander gebunden sind, statt genagelt zu sein oder kleine Flösse aus wenigen Kokusnussstämmen; Unglücksfälle waren sonst häufig, viele Menschen fielen den zahlreich sich aufhaltenden Haifischen zur Beute. 1860 kam dem Zollhause gegenüber auf eisernen Pfeilern ein dreihundert Meter langer Damm zur Ausführung, 6 Meter über dem Wasser, mit Stufen zum Hinabsteigen zu den Booten; Eisenbahnschienen laufen auf der oberen Fläche. Dieser Molo erleichterte das Anlegen der Boote, blieb aber für die Schiffe selbst ohne Nutzen. Seit längerer Zeit wurden die Vortheile und Kosten von Wellenbrechern in Erwägung gezogen, zur Ausführung kommt der Plan mit Ankunft des Prinzen von Wales auf seiner indischen Rundreise. Am 15. December 1875 wird feierlich der Grundstein zu einem künstlichen Hafen gelegt, dessen Kosten zu 12 Millionen Mark veranschlagt sind; der Bau wird seither ohne Unterbrechung fortgesetzt. In Entfernung von tausend Meter laufen rechts und links des Eisendammes in rechtem Winkel auf das Seeufer angesetzt zwei Wellenbrecher 900 Meter ins Meer hinaus, biegen dann um und ihre Enden nähern sich bis auf 150 Meter; die Oeffnung bildet das Eingangsthor für die Schiffe. Die Arbeiten waren 1869 am nördlichen Stein-Damme bis zu 275 Meter, am Süddamme bis zu 152 Meter gediehen.



St. Thomasberg bei Madras.

Beim Fort mündet das Kuam-Flüsschen; da wo es von Norden den Cochrane-Kanal aufnimmt, gabelt der Fluss und seine, an der Mündung sich wieder vereinigenden Arme umschliessen die Insel genannte Anschwemmung; auf diesem Terrain steht die Reiterstatue von Sir Thomas Munro, der am 6. Juli 1827 als Gouverneur von Madras verstirbt und sich den Ruhm eines ebenso tapferen Generals wie ausgezeichneten Verwaltungsbeamten erwarb; das Denkmal bildet den Mittelpunkt der Aufstellung bei feierlichen öffentlichen Staatsakten, wie ihn der 1. Januar 1876 mit Verkündigung der Annahme des indischen Kaisertitels durch die Königin von England mit sich brachte; drei Brücken verbinden die Insel mit den Nachbar-Anlagen. Am rechtsseitigen Flussarme steht das Regierungsgebäude; geräumigere Gouverneurswohnung bietet das zehn Kilometer entfernte Palais in Guindy, in Mitte eines mit seltenen Bäumen und Blumen besetzten Gartens. Hinter der Insel erstrecken sich weithin die Vorstädte Pudupak und Triplicane mit den öffentlichen Gebäuden, Bureaux und den Wohnungen der Europäer, weiter hinab Sanct Thome, der Adyar-Fluss bildet die Grenze des Weichbildes. Am linksseitigen Ufer der Insel erhebt sich durch einen Park in

welchem der zoologische Garten mit prächtigen Exemplaren von Thieren untergebracht ist, von dem dahinter liegenden Stadttheil Vepery getrennt, der Centralbahnhof, eine grossartige Anlage, die Räume aber drückend heiss, da die Umgebung die Seebrise abhält. Mount Road, Bergstrasse, heisst die grosse Verkehrsader in südwestlicher Richtung, die sich von der Insel bis zum kleinen Sankt Thomasberge hinzieht, den Standquartieren der Artillerie; in dieser Strasse haben zahlreiche Geschäftshäuser ihre Komptoirs, steht die Kathedrale und südlich davon das Clubhaus und das Postgebäude. Marmalong (genauer Mamill Amma, Mutter der Mangos) heisst die 410 Meter lange Steinbrücke von 29 Bogen, die 1786 erbaut, am Fusse des Thomas-Berges über den Adyar hinüberführt. An der See, nahe der Insel, sind verschiedene Bureaux und Schulen untergebracht; weiter hinab liegt eines der besuchtesten Hotels; hier steht auch, in der Vorstadt Triplicane, die



Hauptmoschee in Madras.

schönste Moschee. Hervorragende Hindu-Tempel fehlen. — Die Häuser in diesen Stadtheilen sind verschieden von Bombay, sämmtlich aus Stein erbaut und meist zwei Stockwerke hoch; Verandas und Marquisen halten die Sonne ab, die Dächer sind häufig platt. Fast jedes Haus steht in einem geräumigen, mit schattigen Bäumen bestandenen Garten, der ganze Stadttheil macht einen parkähnlichen Eindruck. Von Luxus ist wenig zu bemerken; es fehlen Könige des Handels wie der Glanz zahlreicher Hofhaltungen eingeborener Fürsten. Erfreute sich Madras nicht einer guten Verbindung mit dem Innern, früher durch Kanäle, jetzt mit Eisenbahnen, so würde es sich nie zur Hauptstadt des südlichen Indien und zum dritten Exporthandelsplatze des indischen Kaiserreiches emporgeschwungen haben.

Zwei Stränge Pferdebahn vermitteln den Verkehr zwischen Fort, Triplicane und Vepery und fanden sofort allseitig Benützung, obgleich die Besitzer von Miethkarren, Eingeborene, anfangs manche böse Streiche spielten, sich vor die Pferde warfen, Feuerkörper und Steine in die Geleise legten.

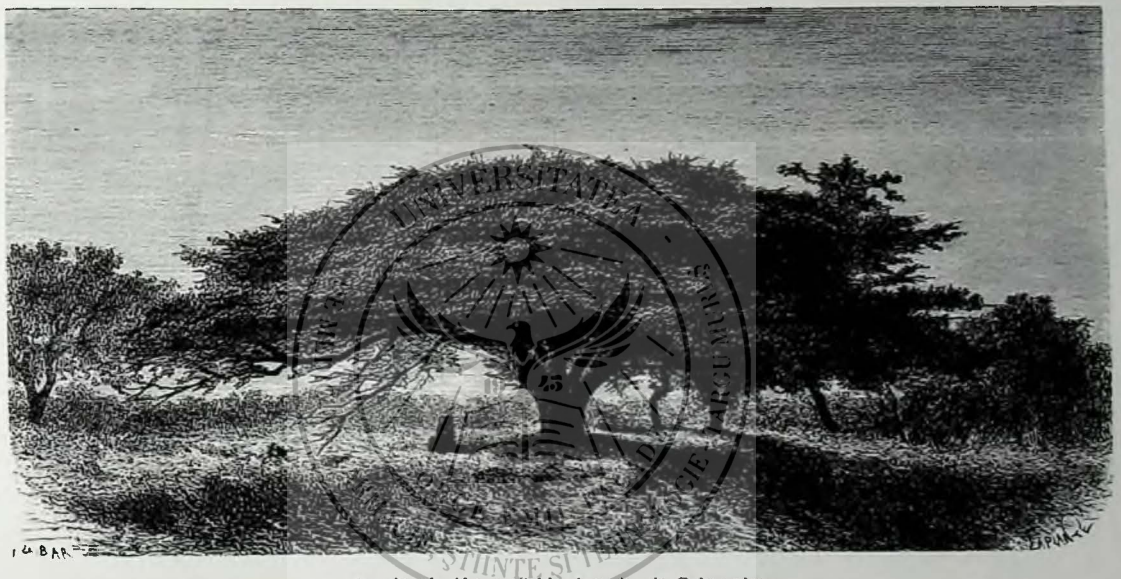
Die europäische Bevölkerung zählt 3613 Köpfe (in Bombay 7500). Das Klima kennzeichnet sich bei einer Jahrestemperatur von 28 Cels. (22,4° R.) als tropisches Seeklima; die Unterschiede zwischen den einzelnen Jahreszeiten sind gering, die Feuchtigkeit gross, Küstenwinde mildern zeitweise die Hitze. November bis März sind die angenehmsten Monate; den Nächten sind Bodennebel eigen, die sich kaum bis zu ein Meter hoch über die Erde erheben, hiedurch aber den wundervollen Anblick nicht beschränken, den ein tropischer Sternenhimmel in mondklarer Nacht bietet. Der Südwest-Monsun, der in Bombay auf Klima und Verkehr einen so grossen Einfluss hat und von Mai bis Oktober weht, ist hier Landwind und hat seine Kraft wie Feuchtigkeit auf dem Zuge quer über die Halbinsel verloren; die Hauptregen beginnen hier Ende Oktober mit dem Umspringen des Windes nach Nordost und dauern unter heftigen Stürmen bis Ende November. Die Sommer sind drückend heiss. Nachmittags bewirkt die Erhitzung des Bodens regelmässig das Einbrechen eines Seewindes und Milderung der Hitze des Tages; die Chaussee am Seestrande ist dann von Wagen und Reitern besetzt, die sich an der angenehmen Seebrise erfrischen, der Corso entbehrt aber des Reichthums und der Mannigfaltigkeit der Seeuferwege in Bombay. Ueberaus abspannend wirkt die Last schwüler Nächte.

Madras fehlt in nächster Nähe eine Erhebung, die sich, wie Matheran bei Bombay, zu einem Orte der Erholung von den Einwirkungen eines heissen Klima einrichten liesse; im Sankt Thomasberge wie in dem Hügel Palaweram (16 Kilometer vom Eort entfernt) treten crystallinische Gesteine aus dem Alluvialboden nur oberflächlich zu Tage, die Nagari (Naggery) Hügel in 80 Kilometern Entfernung, (seitlich der Madras-Bombay Bahn) erreichen erst eine Höhe von 170 Meter; die nächste zur Gesundheitsstation geeignete Erhebung, die 1636 Meter hohen Schiwarai-Hügel, liegen volle dreihundert Kilometer landeinwärts, noch weiter entfernt die um tausend Meter höheren Nilgiris, nahe der Madras entgegengesetzten Seeküste. Erst die Anlage der Eisenbahnen ermöglichte den Europäern, im Sommer sich von der fühlbaren Schwere tropischer Sommer regelmässig zu entlasten. Hauptsommerfrischort für Madras sind die Nilgiris geworden; so regelmässig siedeln die Regierungsbureaux von April bis Oktober dahin über, dass sich Madras über Einbusse seiner Stellung als Provinzial-Hauptstadt beschwert. Wir widmen diesem Massengebirge ein eigenes Kapitel.

Im Jahre 1801 erhält die Provinz Madras ihren letzten grösseren Gebietszuwachs; ganz Südindien, die Staaten Trawankor und Kotschin an der Malabarküste ausgenommen, war unter englische Verwaltung gekommen. Der Grund und Boden wurde zum Theile im Besitze von Grundbesitzern vorgefunden, die ihre Rechte auf Verleihungen durch mohammedanische Gewalthaber gründeten (Zemindare), einige beriefen sich auf noch ältere Verwilligungen seitens der vormaligen Hindu-Dynastieen; in anderen Strichen hatten die von den Regierungen über die Dörfer gesetzten Einnehmer die Beamteneigenschaft abgeworfen und waren aus Beamten zu Grundrentnern geworden oder der Besitz war in Forterhaltung der ältesten Zustände bei der Gesammtheit der Dorfbürger geblieben. Der Reinertrag von Grund und Boden ward zwischen Bauer, Mittelsperson und Regierung durchschnittlich so getheilt, dass Mittelsperson und Centralgewalt je den vierten Theil erhielten, dem Ackerbauer die Hälfte blieb; in Malabar zahlte der Beliehene an die Regierung gar keine Abgabe, sondern stellte und unterhielt beim Aufgebot zum Kriege eine bestimmte Zahl von Miliztruppen. Vergrösserung des Gebietes, innerhalb welchem die Erhebung der Grund-Rente zustand, mehrte die Einnahmen; die Nachbaren lagen unter sich in steter Fehde, die Regierungen waren zu schwach um Schutz zu gewähren, viele Dörfer schlossen mit anspruchsvollen Nachbaren Frieden um den Preis einer Abfindungssumme. Die neuen englischen Beamten sahen sich von Beschwerdeführern umringt ohne die Möglichkeit in den Ansprüchen sofort klar zu sehen; zunächst wurde mit den Waffen in der

Hand Ordnung geschaffen wo immer Widerstand entgegengesetzt wurde, und in Abschätzung der Erträgnisse billiger Ausgleich gesucht.

Die Abgaben von Grund und Boden haben in der indischen Finanzwirthschaft mit 40—50 Procent aller Einnahmen eine viel höhere Bedeutung als in den Haushalten der europäischen Staaten (in England betragen alle direkten Steuern sogar nur 16 Prozent) und deckten damals die öffentlichen Bedürfnisse noch mehr als heute, wo Opium, Salz, Schanksteuer und Stempel steigende Einnahmen liefern. Die Regierung zeigte nach mancherlei Versuchen am meisten Neigung für ein Steuersystem, das die alte Dorfverfassung wieder kräftig aufleben liesse, wie sie Dekhan und Südindien, am längsten der Tamil redenden Südspitze Indiens eigen war. In diesen Dorfschaften gab es kein Privateigenthum; die Flur wurde gemeinschaftlich angebaut und der Ertrag nach Abgabe der Antheile an den Landesherrn und Bestreitung der Ausgaben für gemeinschaftliche Zwecke getheilt. Später erfolgte in 5 oder 10 Jahren Verloosung des Landes, und allmählig nahmen die Loostheile den Charakter ständiger Zutheilung an, ausschliessende Besitzrechte traten an Stelle der Gemeinheit. Kein Theilhaber durfte jedoch seinen Besitz frei veräussern ohne Genehmigung der



Acacia planifrons (Schirmbaum) mit Geisteraltar.

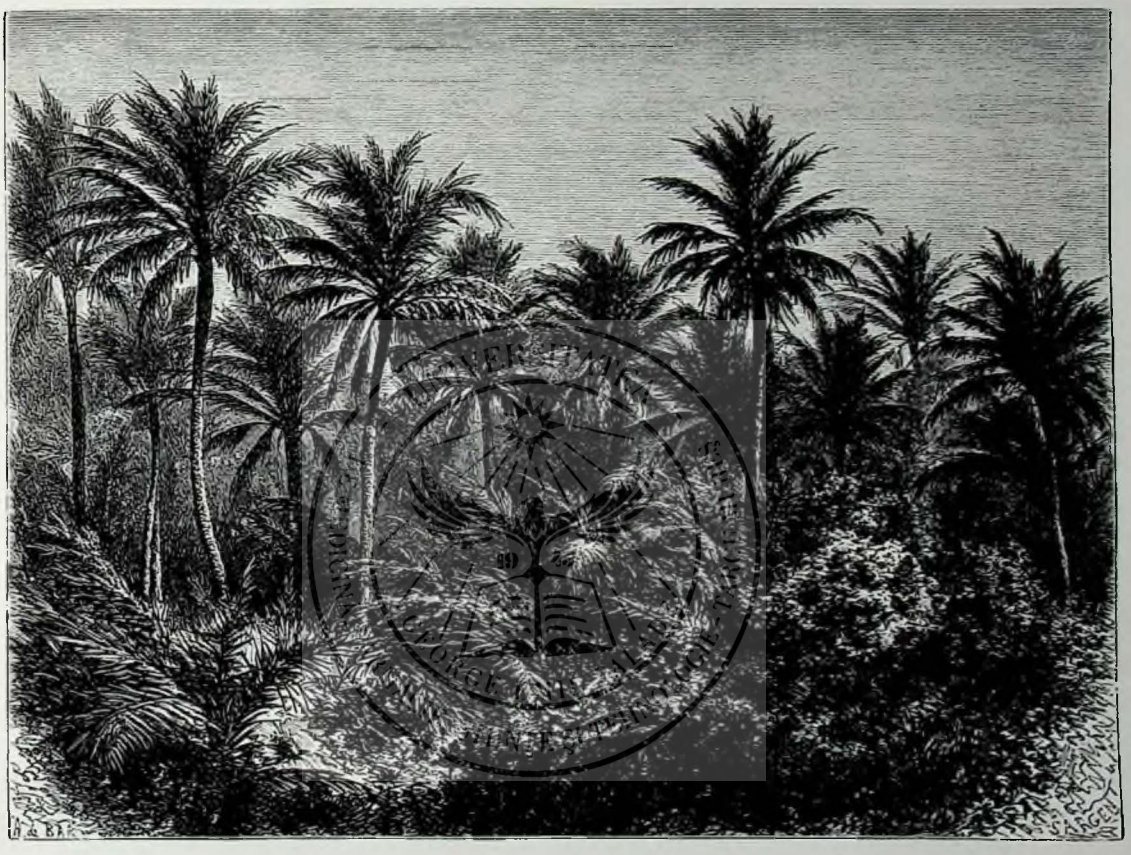
Gesammtheit und jedes Loos hatte Antheil an der unvertheilten Flur, an Wald, an der Weide, den Erträgnissen der Fischerei und der Steinbrüche Mit dem Anwachsen der Bevölkerung zersplitterten sich die ursprünglichen Loose, aber in den Dorfbüchern wurden die Felder eines jeden Gemeinderechtes (Miras im Arabischen genannt und durch die mohammedanische Herrschaft unter Verdrängung aller früheren Bezeichnungen: Kanyatschi unter der Wellalar-Bauernschaft, Pasangkarei im Tamil, Sarwâya im Sanskrit, allein im Gebrauch geblieben) als Einheit fortgeführt und man unterschied bis in die Neuzeit, so gut wie bei uns, Voll-, Halb- und Viertelsbauern; auch der Fall kam vor, dass mehrere Miras, ja dass die Rechte aller Mirasdar durch Kauf oder Gewaltakte Ekabhogam wurden und bei Uebernahme der englischen Herrschaft in einer Hand lagen gegen gewisse Verbindlichkeiten, wie an Festtagen die Brâhmanen und Dorfpriester zu bewirthen, die Kosten der Beleuchtung der Tempel und des Festgelages zu bestreiten, Reisende zu verpflegen, die Dorfmauern zu unterhalten, Jäger gegen wilde Thiere anzustellen. Die Vertretung der Gemeinde lag bei den Mirasdars, diese wählten aus ihrer Mitte einen Ausschuss von fünf Männern, Pandschayat genannt, der die Verwaltung führte, durch seine Beamten die Abgaben erhob und die Insassen annahm, in den Dorfkatastern Fremde genannt; diese Fremden hatten keinerlei politischen Rechte,

zahlten vom Acker Rente an die Gemeindekasse und entsprachen ziemlich genau den *coloni* und *aratores* im alten Rom oder den frohnpflichtigen Unterthanen, welchen in Deutschland die Bestellung der Kammergüterfelder oblag.

In der Zeit der ersten Uebernahme der Verwaltung empfahl sich den englischen, an Vollzugsbeamten armen Behörden die Fortdauer solcher gemeindlicher Selbstständigkeit. Die Einhebung der Grundabgaben machte der Regierung keine Mühe; der dem Dorfe zurepartirte Betrag wurde durch die Dorfältesten vertheilt und in einer Summe an die Regierungs-Kassen abgeliefert; man verhandelte nicht mit der grossen Zahl von einzelnen Bauern und Kleinpächtern. Mit dauernder Annahme dieser Grundsätze, die zwischen 1808—18 in einem grossen Theile der Präsidentschaft ihre Durchführung erhalten hatten, wären Zustände verewigt worden, wie sie die russischen Gemeinden kennzeichnen, und bei der Uebereinstimmung, die sich neuerdings zwischen den aus grossen Steinblöcken errichteten Grabdenkmälern der Krim, den Dolmen der Archäologen, mit jenen der Präsidentschaft Madras ergab, ist der Nachweis gleicher Rechtsanschauungen vom Gemeindebesitze zwischen Russen (Finisch-ugrischen Völkern) und den alten Südindiern (Drawidiern) ethnologisch nicht ohne Bedeutung. Gegen Forterhaltung solcher grundherrlichen Gemeinden in Südindien wirkte Gouverneur Sir Thomas Munro, und es gehört zu seinen grossen Verdiensten, dass er die Erfahrungen, die er in jüngeren Jahren in den Malabar-Distrikten sammelte, zu der entschiedenen Forderung verwerthete, die Regierung solle nicht mit Mittelspersonen, seien dies Private oder Gemeinden, verhandeln, sondern direkt mit den Ackerbauern. Auf diesem Grundsatze beruht das Raiatwari (Ryotwari) „das mit den Bauern (Raiat) gemachte" Grundsteuersystem, das in ganz Südindien wie im Dekhan gilt und mit einigen Aenderungen in einem grossen Theile von Hindostan an Stelle der mohammedanischen Kopfsteuer trat. Raiatwari verleiht nicht Eigenthum, als Eigenthümer ist der Inhaber der Staatsgewalt gedacht, sondern Besitzrecht; der Besitz vererbt, darf auch ganz oder theilweise aufgelassen wie veräussert werden, verbleibt aber dem Inhaber, so lange die aufgelegte Steuer entrichtet wird und kann ihm bei Erfüllung seiner Verbindlichkeiten nicht entzogen werden. Von jedem Grundstücke ist Roh- und Reinertrag ermittelt, ursprünglich sich stützend auf oberflächliche Ausmessungen und Ertragsfatirungen, seit 1853 auf Grundlage genauer Vermessungen und Voranschläge berechnet. Jede solche Ertragsschätzung gilt auf dreissig Jahre unter dem Vorbehalte, dass sich der Ertrag nicht in Folge der Ausführung von Bewässerungs-Anlagen seitens der Regierung und dadurch geschaffener höhere Rente steigert. In diesem Falle macht die Regierung einen Zuschlag zur Steuer, gestattet aber anderseits auch den Bauern, wegen entgegenwirkender Ursachen Steuernachlass nachzusuchen. Die Steuer soll die Hälfte des angenommenen Reinertrags betragen und berechnet sich mit den Zuschlägen für Schulzwecke und Wegbauten auch thatsächlich so hoch; im December sind die Haupternten eingeheimst und in diesem Monate ist in jeder Steuergemeinde ein Tag der Berichtigung der Steuerrollen oder den Dschamabandi-Geschäften gewidmet. Hier hört und bescheidet der Steuerbeamte die Anträge seiner Unterbeamten, die Einwendungen und Beschwerden der Ackerer, Raiat, und beurkundet dann jedem Steuerpflichtigen rückseits seines Patta oder Steuerkatasters, ob und welche Aenderungen in Besitz und Steuer gegen das Vorjahr sich ergaben. Diese Katasterauszüge sind in der Landessprache jeden Distriktes verfasst; die Originalsteuerlisten werden doppelt geführt, einmal in der Landessprache für die Vollzugsbehörden, englisch für die Revisionsstelle. Die Pattas geben Aufschluss über Grösse und Lage eines jeden Feldes (durchschnittlich 80 Ar gross), Bonitirung und Besitzrechte des Inhabers und sind deshalb, nicht wie bei uns, lediglich ein Aktenstück der Finanzverwaltung, sondern dienen auch zum Erweise des Besitzrechtes vor den Gerichten. Aufgelassene Felder wie neu in Kultur genommene, bisher öde Flächen werden auf diesen Dschamabandi-Tagen in Rente gegeben; dabei kommt in einem

Vorpachtrechte das alte Anrecht der Mirasdari auf die Dorfflur zum Ausdruck, indem ihnen allgemein das Eintrittsrecht — in einigen Distrikten von solchem Lande sogar noch eine kleine Abgabe — zusteht; machen sie keinen Gebrauch davon, so haben die Insassen das Recht zu pachten und erst wenn auch aus diesen keiner auftritt, dürfen Fremden Pattas ausgestellt werden.

Eine natürliche Kornkammer des Landes sind diejenigen Theile der Provinz, die durch ihre Lage aus Flüssen und Bächen bewässerbar sind; dieselbe Fruchtbarkeit anderen Feldlagen zu sichern, dienen zahlreiche Bewässerungsanlagen und Vorrichtungen zum Heben des Grundwassers. Die wässerigen Niederschläge sind auf der ganzen, nach Osten sich senkenden Südspitze der Halbinsel unsicher und schwankend; die langgestreckten Gebirgsketten an der Westküste halten die im indischen Ocean aufsteigenden Wolken auf und ihr Wasser kommt hauptsächlich wald-



Hain aus Kokus-Palmen.

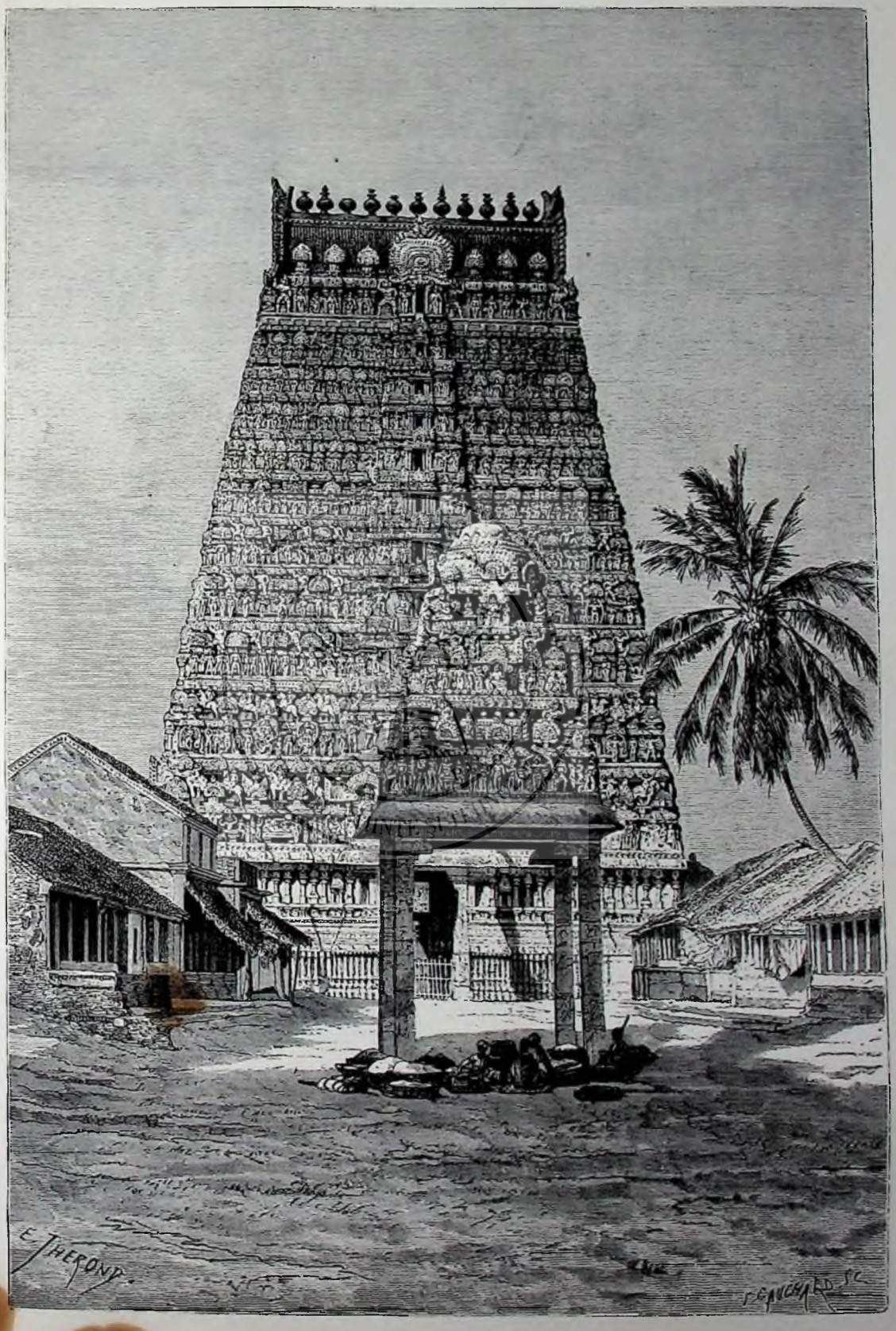
reichen Gebirgsabhängen zu gut. Seit Alters ist die Bevölkerung in der Regenzeit auf Aufspeicherung des Wasserabflusses für den Sommer bedacht und geschickt in Ausnützung von Brunnen; grosse Kanalisirungsarbeiten unter Erweiterung der Anlagen zu schiffbaren Wasserstrassen hat die englische Verwaltung ausgeführt. 1212 Dämme sind über Flüsse und Ströme gelegt, in 33,318 Teichen werden die Wasser von Bächen gesammelt, 918,936 Quellbrunnen dienen der Bewässerung der Felder. Die einfachste Art, Grundwasser zu heben, ist das Anbringen von Schöpfeimern, wie bei uns, an einer langen Stange, die an einem Querbalken befestigt ist, der im Gleichgewichte hängt, aber rückseits zur Erleichterung des Emporziehen des vollen Eimers mit einem Gewichte beschwert wird. Ebenso bekannt sind Lederschläuche an einem Seile befestigt, das um eine Rolle läuft; bei tieferen Gruben ziehen den Schlauch Thiere empor und für diese ist eine scharf geneigte schiefe Ebene aufgeworfen, damit sie beim Abwärtslaufen die Kraft um ihr Gewicht vermehren. Eine eigenthümliche, nur im Süden angetroffene aber hier sehr verbreitete

Hebevorrichtung, um das Wasser einige Meter hoch über die Erde zu heben, heisst Pakota (Picottah), der Name soll von den Portugiesen gegeben sein. Eine senkrechte Stange mit dem Schöpfeimer daran ist oben an das dünne Ende eines viele Meter langen Balkens eingehängt, der im Gleichgewichte auf einem sechs und mehr Meter hohen Pflocke ruht. Auf diesem Balken läuft ein Mann einher und hebt wie senkt den Schöpfer durch Veränderung seines Schwerpunktes. Zur Stütze dienen dem Manne auf dem Balken elastische Bambusrohre, die rechts und links davon eingerammt sind und an denen er sich auf seinem Gange anhält; ein anderer Arbeiter entleert den Eimer in das Bassin oder die Abflussrinnen. Mittelst dieser Pakota-Brunnen werden nicht nur Felder berieselt, auch so volkreiche Städte wie Madras erhalten ihre Wasser-Reservoirs mit Trinkwasser gefüllt, ja die Eisenbahnverwaltungen fanden die Pakota-Hebevorrichtung völlig zweckentsprechend und kehrten bei den hohen Preisen der Steinkohle, die hier bis aus Europa beigeführt wird, unter Auflassung der mit europäischen Maschinen ausgestatteten Wasserhäuser zu Pakota-Brunnen zurück. — Einen Wasserträger, wie sie in den grösseren Städten die Häuser mit Wasser versehen, führt mit seinem Thiere und Gehilfen unser Gruppenbild an der Spitze dieses Capitels vor.



Maurische Mischrasse.

Die Bewohner der Provinz sind Telugu und Tamil, die wir schon kennen lernten; an der Westgrenze wird Kanaresisch gesprochen. Mangalor an der arabischen See liegt im Mittelpunkte der Sprachinsel des Tulu oder Tulava für nur mehr 29,400 Indier. Sämmtliche Einwohner der Präsidentschaft gehören dem grossen drawidischen Volkstamme an (S. 47.) und sind bis auf einen kleinen Rest Hindus; der Islam hat nur an der Westküste feste Wurzel geschlagen, hat hier aber seine Bekenner, die Mapilla, mit einer Gluth im Glauben durchdrungen, die bis zur Stunde als eine stete Quelle von Unruhen sich bewährt und Ausnahmsgesetze nöthig macht. Mapilla, (Moplah), ein Malayalim Wort „Mutters Sohn," ist Bezeichnung einer Mischrasse an der Küste von Malabar aus unterdrückten Hindustämmen (hauptsächlich Tir, den ältesten Ansiedlern auf Malabar) und arabischen Kaufleuten, die hieher seit vielen Jahrhunderten in Handelsgeschäften segelten, Niederlassungen gründeten, nach ihrer Ueberlieferung im Jahre 843 den Islam hierher verpflanzten und Kalikat, (bei Bepur, Endpunkt der von Madras quer über die Halbinsel geführten Eisenbahn) in den Zamorins vom 9. bis 15. Jahrhundert sogar die Herrscher gaben. Mit Ankunft der Europäer hört der Zuzug von Arabern auf; an Stelle des Seehandels tritt ein lebhafter Landverkehr und als Rasse nähern sich die unteren Schichten der Mapilla von Jahr zu Jahr mehr den niederen Hindukasten. Die Vertreter der einstigen Gebieter sind ein kräftiger Menschenschlag von angenehmem Aeusseren in jungen Jahren; sie tragen dunklen Schnurr- und Backenbart stets kurz gehalten, das Haupt, fast haarlos, schützt eine Kappe aus Linnen und wird bei Reicheren mit mehrfarbigen Tüchern umwunden. Ein weites Hemd, rockartige Jacke blau oder von Nelkenfarbe, ein Unterjäckchen und weite Pumphosen, an deren Stelle auf Ceylon nach Landessitte ein nach Art der Weiberröcke über beide

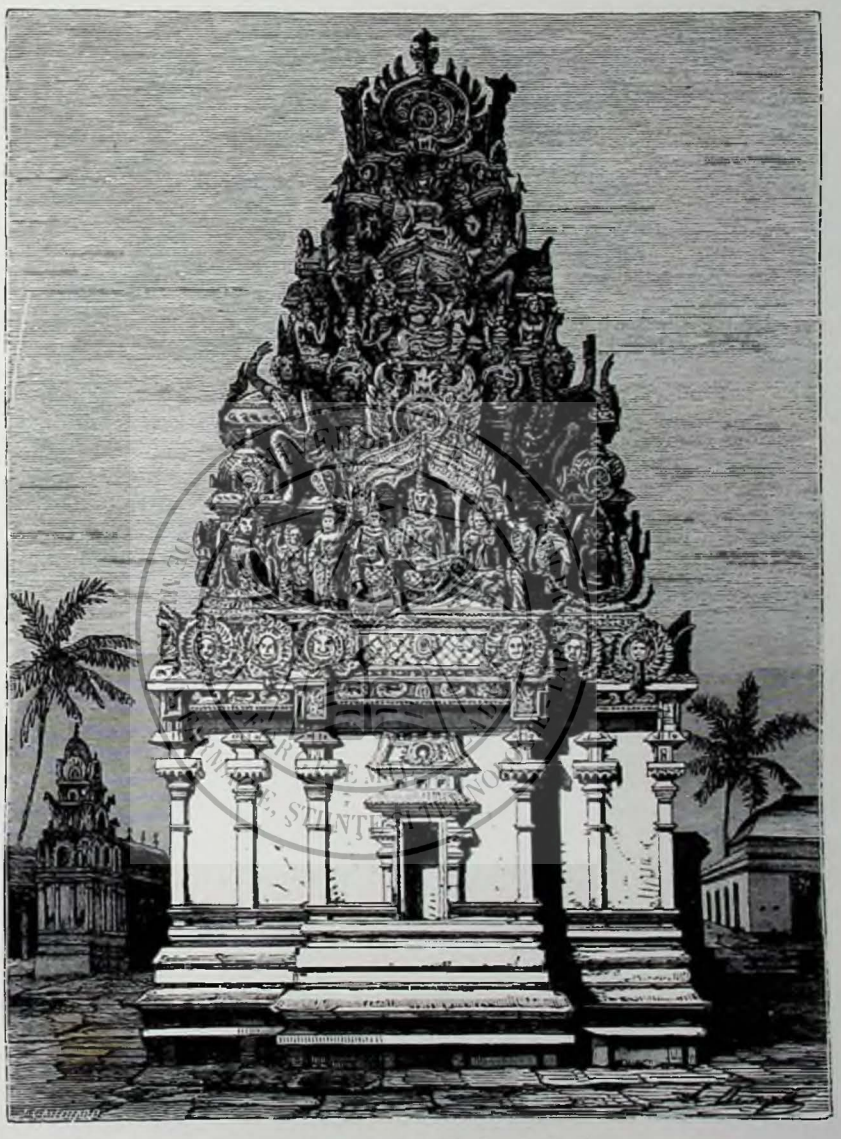


Gopura in Kombakonam.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE

Beine geschlagenes Tuch tritt, bilden den Anzug dieser maurischen Mischrasse. Die Mapilla auf Malabar sind fleissige aber geriebene Handelsleute, die Häuser der Wohlhabenden sind reinlich und behäbig; sie sind sunnitische Moslims und zählen 612,789 im englischen Malabar, etwa 100,000 in den Nachbarstaaten Kotschin und Trawankor. Der Abstammung nach verwandt, aber ruhigere Staatsbürger, sind mit 312,088 die Labbay auf der entgegengesetzten Koromandel-Küste.

Die englische Regierung hatte den Mapillas bei Regelung der Rechte an Grund und Boden zu viele Zugeständnisse gemacht, sie brachten verhältnissmässig viele Mitglieder in Regierungsposten und verdrängten mit Hilfe ihrer Geldmittel unter englischer Anerkennung die Nair, bisher die tonangebende Hindu-Kaste und unter den Hindu-Regierungen kraft Geburt wie Belehnung Führer von Miliz-Heeren, welche an die Zeiten des Ritterthums in Deutschland erinnerten. Dies führte zu gegenseitiger Erbitterung; die Mapilla liessen ihrem religiösen Fanatismus die Zügel schiessen, griffen 1841 zu offener Fehde gegen einflussreiche Hindugegner und unter andauernden Brandstiftungen und Ueberrumpelungen der Gehöfte durch bewaffnete Banden war es 1852 zu völliger Missachtung der englischen Autorität gekommen. Ausnahmsgesetze vom 30. November 1853 (genannt Acte 24 von 1854) verhängen den Belagerungszustand über den Distrikt. Die Missvergnügten beantworten die Ausführung am 12. September 1855 durch Ermordung des leitenden Beamten und die Lage unter den durch Volksgesänge aufrührerischen Inhaltes in Erregung gehaltenen Moslims ist andauernd so gespannt, dass zur Ermöglichung sofortiger Unterdrückung jeder neuerlichen gewaltsamen Aeusserung des Fanatismus, wie er in grösserem Massstabe wieder 1873 sich äusserte, die Acte von 1854 bis zur Stunde in Kraft ist.



Eingang einer Pagode in Ponditscherri.

Frankreich hält als Rest seiner einstigen Ansprüche auf die Herrschaft über Indien noch fünf Punkte besetzt: an der Bai von Bengalen Ponditscherri, Karikal und Yanaon, nördlich von Calcutta als Binnen-Station am Hugli-Flusse Tschandernagar, an der arabischen See Mahe auf der

Malabar-Küste. Sämmtliche Besitzungen haben einen Umfang von 508 Quadrat-Kilometern (9¼ Quadrat-Meilen) und 285,022 (1878) Einwohner; grösstes Gebiet und Sitz der Centralstelle ist Ponditscherri, dann folgt Karikal südlich davon. Im 18. Jahrhundert hatte Frankreich, das von 1664 an gleich Dänemark und den Niederlanden überall Niederlassungen gründete, wo Portugiesen und Engländer sich festgesetzt hatten, Achtung gebietende Anstrengungen gemacht, im Osten Asiens die Herrschaft an sich zu ziehen. Auf der Höhe ihres Glanzes standen die Franzosen, als Bussy (S. 108) in Haidarabad das grosse Wort führte und Dupleix 1731 zum Direktor in Tschandernagar eingesetzt, 1746 im Verein mit Admiral Bourdonnais Madras einnahm; nur gegen ein Lösegeld von fast einer Million Mark wurde die gefangene englische Besatzung freigegeben. Eine mächtige Steinsäule sollte der Menschheit die Siege Dupleix für alle Zeiten verkünden, da stürmen im Oktober 1752 Engländer die französische Veste Wandiwasch, 130 Kilometer landeinwärts von Madras, warfen die Denksäule um und der abergläubische Hindu, dessen Fürsten sich bereits anschickten, dem aufgehenden Sterne sich zu neigen, sieht darin ein böses Zeichen; fernere englische Siege nöthigen die Franzosen, eine feste Position nach der anderen zu räumen, am 16. Januar 1761 ergibt sich Ponditscherri, Vorort der französischen Besitzungen und von dieser Zeit an ist Frankreich auf die obigen Besitzungen beschränkt, um seinen Einfluss in Indien gebracht. Ponditscherri, während der europäischen Kriege Frankreichs und Englands von englischen Truppen wiederholt besetzt, wird Frankreich 1814 durch den Pariser Frieden endgiltig zurückgegeben; dieses darf aber dort keinerlei Befestigungen anlegen, Gräben nur zu Bewässerungszwecken ausheben und Truppen lediglich in solcher Menge unterhalten, als zur Aufrechterhaltung der Ruhe und Sicherheit erforderlich ist. Thuen diese Bestimmungen dem politischen Ansehen Frankreichs in Indien Abbruch, so nützen sie der Entwickelung und dem Wohlstande der Distrikte. Ohne Zölle zu erheben, bringen Grund- und Getränkesteuer mit den sonstigen Auflagen von Jahr zu Jahr erheblich steigende Einnahmen (1878: 1,702,040 Francs); für öffentliche Bauten, Anlagen und Reinlichkeit bleibt mehr übrig als im englischen, mit hohen Ausgaben für Militärzwecke belasteten Indien. Die Stadt Ponditscherri mit 35,000 Einwohnern gilt als eine der reinlichsten Städte Indiens, auch ihrer Grösse entspricht das Urtheil französischer Reisenden: in allen Theilen zierlich und kokett. Einen Platz mit öffentlichen Anlagen bringt unser Bild.

Die Tempelbauten Südindiens sind bekannter als andere brâhmanische Baudenkmäler, seit sie der Indier Ram Raz 1834 auf Kosten einer englischen Gesellschaft auf 48 Tafeln schilderte. James Fergusson, ein verdienter indischer Architekt, führte in Indien umfassende Reisen aus und schrieb eine viel benützte Geschichte der indischen Baukunst; jedes deutsche Lehrbuch der Geschichte der Baukunst illustrirt daraus den Text durch Abbildungen aus den südindischen Tempelstädten Tschedambaram (Tschittambrum) nördlich der Hafenstadt Tranquebar an der Koromandelküste, und durch die grosse Pagode und die Pilgerhalle zu Madura, landeinwärts davon gelegen. Dem Ruhme und der Verbreitung von Ansichten dieser Bauwerke entspricht nicht ihre Bedeutung in der Kunstgeschichte Indiens. Die Entzifferung der Inschriften stellte die Legenden und Angaben der Tempelhüter dahin richtig, dass keines dieser Gebäulichkeiten vor das eilfte christliche Jahrhundert zurückreicht. Damals liessen Könige der früher in Wariur am Kaweri-Flusse, dann in Kumbhakonum (bei Tschedambaram) und später in Tandschor residirenden Tschola-Dynastie die meisten der grossen, Siwa geweihten Tempel erbauen, im 12. und 13 Jahrhundert kamen Weihetempel an Wischnu hinzu. Im Beginne des 16 Jahrhunderts wurde sodann der ganze Süden den Königen von Widschayanagara (an der Tungabhadra, einem linksseitigen Zuflusse der Kistna) unterthan und zwischen 1509—30 liess Krischnarâdscha viele Tempel umbauen, neue errichten und die Anlagen erweitern. Erst dieser Bauperiode gehören die vielangestaunten Gopura oder Riesen-Pyramiden an, welche in Kondscheweram, Tschedambaram und Srirangam, eine Insel im Kaweri-Flusse bei

Tritschinapalli, so sehr ins Auge fallen; sie sind als Befestigungen und als Schutz gegen die Angriffe gedacht, welche ihnen zuerst die mohammedanischen Einfälle von 1310 gebracht hatten. Die Pagode zu Madura und die überall abgebildete Säulenhalle für Pilger datirt aus der ersten Hälfte des 17 Jahrhunderts, der hochberühmte Subrahmanya Tempel dortselbst, dessen Verzierungen zu den geschmackvollsten dieser Bauwerke zählten, ist nicht älter als $3\frac{1}{2}$ Jahrhunderte.

Die Menge des bewegten Materiales, die Grösse einzelner Hausteine überwältigt, aber die Figuren, welche die Säulen tragen, seien es Menschen oder phantastische Thiergestalten, sind ohne Ausdruck, ihre Stellungen steif und gezwungen; die Verzierungen, ohne künstlerischen Werth, verrathen keinen Geschmack und das Ganze stösst zurück, statt zu Andacht und Bewunderung hinzureissen. Es herrscht nur eine Stimme, dass die Kunst-Aeusserungen des brâhmanischen Mittel-



Ein Platz in Ponditscherri.

alters und des Dschaina-Kultus in Centralindien und Radschputana, die erst in den letzten Jahrzehnten ans Licht gezogen wurden und von welchen wir in diesen Werke zahlreiche Bilder vorführen, ungleich höher stehen. Was die südlichen Bauwerke noch werthloser macht, ist das Material; die Mauern sind aus Ziegelsteinen aufgeführt oder doch damit ausgefüllt und mit Hausteinen nur stellenweise verkleidet; die Verzierungen sind in der Regel aus leicht verwittertem Cement geformt, nicht aus Stein ausgemeisselt. Der französische Contre-Admiral Paris besuchte Tschedambaram zweimal binnen sechs Jahren und fand beim zweiten Besuche viele Ornamente abgefallen oder durch den Einfluss der Witterung beschädigt und mürbe geworden, die vom ersten Besuche her in seinen Notizen vermerkt waren; vergeblich sucht Paris dort 1844 nach dem von Langlés beschriebenen und seither so oft abgebildeten, staunenswerthen Säulenpaare, die Kapitäle unter sich durch eine Kette verbunden, und mit der Kette aus einem Stücke Stein ausgemeisselt, der zwanzig Meter Länge gehabt haben muss.

Fergusson bezeichnet den Baustil der südindischen Baudenkmäler als den drawidischen und nennt als seine Kennzeichen Mandapas oder Vorhallen, die zum Raume für das Allerheiligste, den Vimâna, führen, auch allein stehen und als solche bei den Prozessionen mit dem Götterbilde zum Halteplatze dienen, dann Gopuras oder hohe Thorpyramiden, die sich bei einer Grundfläche bis zu 220 Quadratmeter in verjüngenden Absätzen, jede Stufe wie der obere Abschluss mit Figuren und Verzierungen überladen, bis zu 60 Meter Höhe als Eingänge über den die Gebäulichkeiten umschliessenden Mauern erheben, endlich Säulenhallen, Tschaultri. Cunningham, der Vorstand des archäologischen Amtes, sondert in seiner Uebersicht der indischen Baustile diese moderne Bauten als eine besondere Gruppe nicht ab.

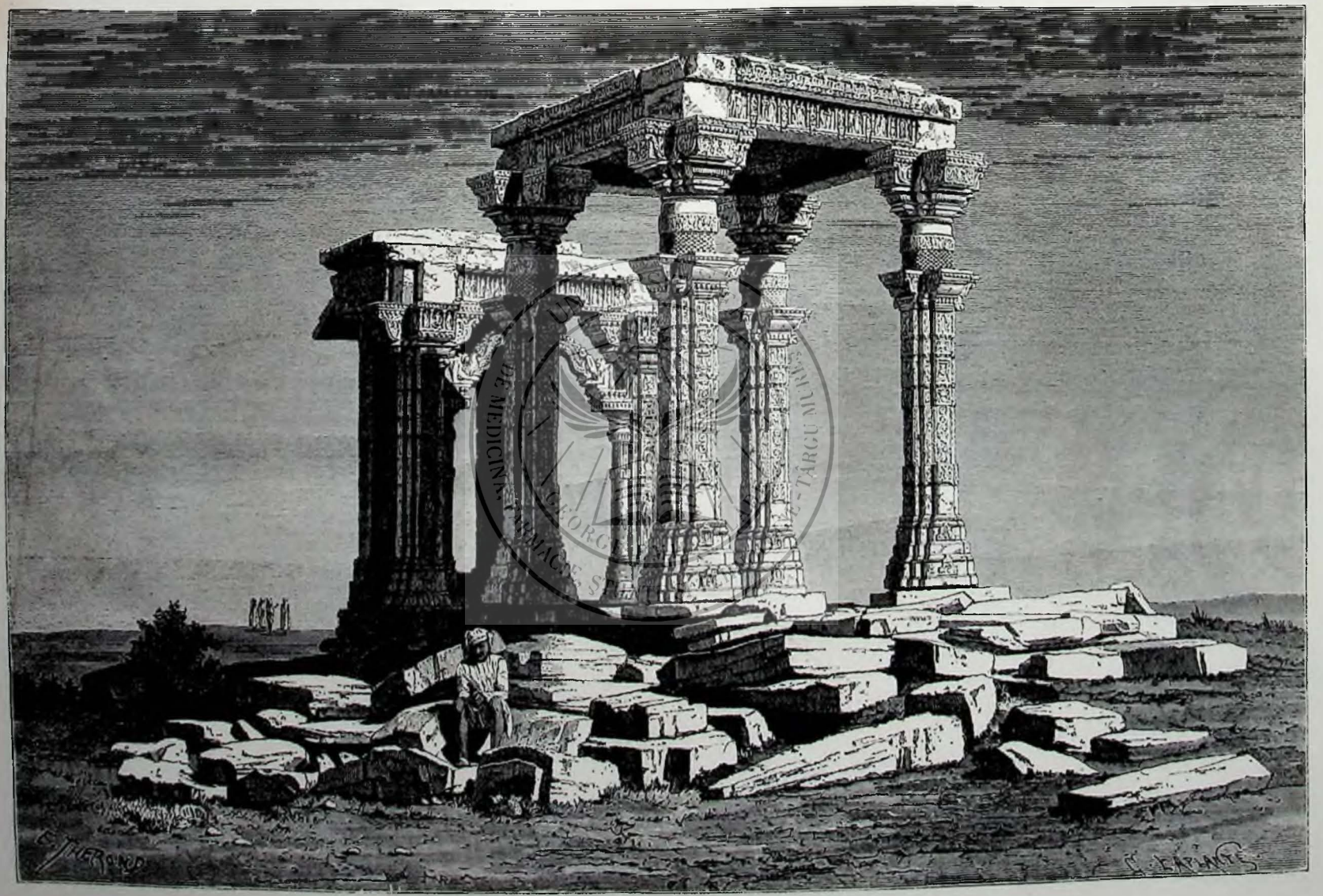
Den Charakter der südindischen Ornamentik veranschaulichen ein Mandapa, ein Tempelthor aus Ponditscherri, Tempeleingänge in Tschedambaram und Kondscheweram, dann Gopuras aus Tandschor und Srirangam; zur Vergleichung mit Werken der rühmenswertheren Bauperiode Centralindiens bringen wir eine Tafel mit den Säulen eines einstigen Dschaina-Tempels von ungleich vollendeteren Formen.



Mandapa aus Srirangam bei Tritchinapalli.

In Indien entbehrt kein Haus eines schützenden Talisman; in einer Ecke des Zimmers steht als solcher auf einer Art Hausaltar eine Blume oder Körbchen mit Getreide, am wunderkräftigsten gelten Versteinerungen, bevorzugt darunter sind Ammoniten, Sâlagrâma Steine genannt; man wickelt sie in reine Tücher, zeigt sie ungerne Fremden und schlürft als Heilmittel Wasser, das über ihnen ausgegossen wurde. Eine Stufe höher hebt sich der Kultus, wenn Götterbilder den Hausaltar zieren, fast immer ist es die rohe Form einer weiblichen Gottheit des Hindu-Pantheon, am häufigsten sind Lakschmî, die Göttin des Glückes, Gemahlin von Wischnu, und Tschandî, eine Form von Parwatî, der Gemahlin des Gottes Siwa.

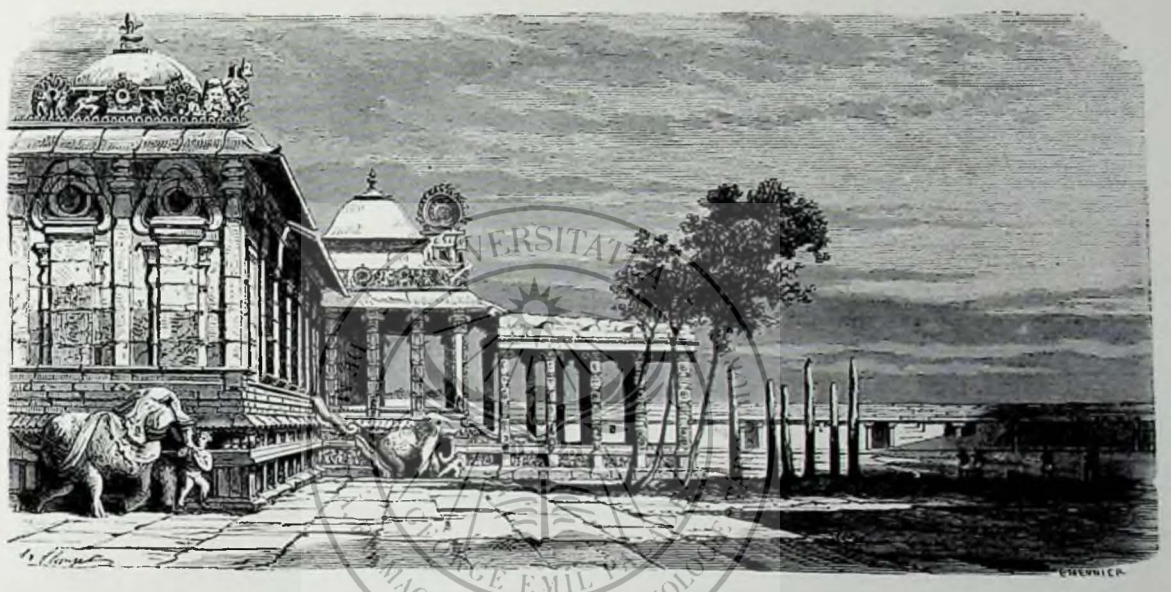
In derselben Weise verehrt jedes Dorf seinen besonderen Schutzgeist als Streiter gegen die bösen Mächte; in der Wahl dieser Schutzheiligen treibt das indische Volksleben ganz absonderliche Blüthen. Man begreift noch, das ein in seinem Leben zum Wohlthäter der Gemeinde gewordener Mann nach seinem Tode um seinen Schutz angefleht wird und dass seine Figur schliesslich als wunderthätiges Gnadenbild feierlich in einem Tempelchen aufgestellt ist, das ein Wohlhabender aufführen lässt; aber ein deutlicher Anklang an die Furcht vor bösen Mächten ist es, wenn eine Mörderin, welche der That nicht hatte überführt werden können, nach ihrem Tode zur Dorfgottheit erklärt wird, wie es vor einigen Jahren an der Mündung der Kistna geschah oder wenn bei Puna auf dem Schlachtfelde von Assaye an den Gräbern der dort gefallenen Europäer Gebete verrichtet werden, um vor ihrer Rache sicher zu sein. Nicht einmal vom Soldaten auf Posten ist Herzhaftigkeit gegen Geister verlangt; es bedurfte strenger Befehle, um an der Sommer-Residenz des Gouverneurs von Bombay bei Puna die heimliche Ordre abzustellen, dass die Posten vor jedem Jackale, Hunde oder einer Katze das Gewehr präsentirten, die zu bestimmten Nachtstunden



Dschaina Tempelruinen zu Gharispur.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

sichtbar wurden, weil diese Thiere als die Geister eines früheren Gouverneurs galten, der in solcher Form die Ausführung gewisser Befehle kontrollire, auf deren Beachtung er im Leben gehalten hatte. Den Dorfgottheiten sind Tempel gebaut, aus Ziegeln und Lehm aufgeführt, im Grundrisse viereckig, im Aufrisse ein massiver Unterbau überwölbt von einer Kuppel, kleinere zieren die Ecken; das Innere enthält neben häufig unzüchtigen Abbildungen eine unförmliche menschliche Figur, den Tempelgott. Kein Hindu wird ohne ehrerbietigen Gruss vorbeigehen, beim Betreten werden die Schuhe abgelegt. Einmal im Jahre wird die Gottheit in feierlicher Prozession umhergetragen, daran schliesst sich ein lärmendes Volksfest; ebenso wird das Götterbild bei Epidemien vorgeholt. Den Tempeln sind Priester beigegeben, Pudschari; äusserst selten ist dies ein Brâhmane, regelmässig ein Mann aus niederer Kaste, in Maissur z. B. ist er zugleich Dorfwächter; er salbt die Götterstatue täglich mit Oel, legt Asche auf ihr Haupt, stellt den Reis, die Früchte, das Huhn, die Ziege oder das Schaf vor, die er bei den Bauern als Opfergabe sammelte und nimmt sie



Tempel-Eingang in Tschedambaram.

dann nach Hause. Erkrankt ein Familienglied, bricht eine Seuche im Stalle aus, vernichten Ratten den Fleiss des Landmannes, überhaupt tritt ein Unglück ein, so gibt der Pudschari Sprüche und Sympathiemittel an die Hand und darf ohne Furcht vor Entdeckung selbst zu grober Enttäuschung greifen; so lässt er in Südindien an dem Feste des Jahresumzuges seinen Gehilfen Kokusnüsse darreichen und diese zerschlagen scheinbar die harte Schale dieser Früchte am Hinterkopfe des knieenden Priesters, halten aber vorher gebrochene Nüsse bereit, deren Aufschlag nur einige Erschütterung bewirkt. Die Brâhmanen eifern gegen die Verehrung dieser Gottheiten; aber selbst wo sie einen Gott des Siwa oder Wischnu-Kultus an seine Stelle brachten, kehrt das ganze Dorf sicher zu der alten Gottheit zurück, wenn Landplagen auftreten. Treffend nennt deswegen Missionar Graul den Dienst dieser Dorfgötter, die eine Mittelstellung zwischen den indischen Göttern und der ausschliesslichen Verehrung böser Geister einnehmen, ein Halbbrâhmanenthum.

Die ursprünglichen Geistertänze erhielten sich, dem Vorherrschen der Urbevölkerung entsprechend — erst kürzlich förderte bei Tinevelli die Eröffnung der im Volksmunde Zwerggräber genannten Grabhügel in gut gebrannten, Meter langen Ovaltopfgeschirren ganze Skelette einer kleinen Menschenrasse (vgl. S. 42) und überaus alterthümliche Broncegeräthe zu Tage — unter den Schanars, mit 537,174 Mitgliedern die Hauptgruppe der Palmweinbereiter (S. 26) auf der Südspitze Indiens. Ein Erdkegel, mit Streifen von weissem Kalk, abwechselnd mit solchen in Ockerfarbe

getüncht, oder ein rohes Gemäuer ist Tempel und zugleich Bild der Gottheit, ein niedrigerer Haufen Erde oder Stein dient als Altar. Jederzeit ist die heilige Stätte von einem mächtigen Baume beschattet, in unserem Bilde (S. 121) ist es eine Acacia planifrons, Schirmbaum genannt, die ihre Aeste breit und schirmartig ausbreitet. Diese Bäume gelten als Wohnsitz des Geistes; von ihm aus athmet er den Duft des Blutes der Opferthiere ein und mengt sich unsichtbar unter die Verehrer. Jede Familie vergöttert einen besonderen Geist, Alle fügen Leid zu, niemals erweisen sie Wohlthaten; nicht bloss die kleinen Bedrängnisse des täglichen Lebens, auch Landplagen, Choleraepidemien und Blatternkrankheiten sind ihr Werk. Jederzeit bewegen sie sich geräuschlos, fliegen Nachts durch die Luft, reiten auf unsichtbaren Pferden mit dem Sausen des Windes einher, hüpfen als Irrlichter umher; ein ganzes Dorf wanderte aus, weil Nachts wiederholt Steine gegen Häuser flogen, ohne dass die Wächter Thäter ermittelten. Mit Opfern erkauft der Mensch die Nachsicht der Dämonen; neben Blumen und Früchten werden blutige Opfer dargebracht; am wirksamsten gelten, wie unter den Buddhisten im nahen Ceylon, die durch die „Geistertänzer" gespendeten. Geistertänzer kann Jeder sein, auch Frauen wurden als solche angenommen, wenn sie Zeichen der Verzückung zeigen; meist ist es der Dorfälteste. Der Tänzer legt, gleich dem Schamanen-Priester Nord-Sibiriens, einen phantastischen Anzug an, die Gewänder in grossen Mustern gemalt und mit Schellen benäht, die bei jeder Bewegung klingeln, eine hohe Mütze ist auf den Kopf gestülpt. Eigenartigstes Geräthe ist ein Bogen von Mannesgrösse, mit Glöckchen verschiedenen Tones behangen. Der Bogen wird in eine Metallschüssel gestellt und während der Tänzer durch Streichen der Sehne mit einem Stabe die Glocken tönen lässt, gibt ein Anderer durch Schläge auf die Messingschale den Bass dazu; gleichzeitig bearbeitet der Trommler den Tantam, setzen die Hornbläser an, schlagen die Klangteller zusammen. Anfangs ist die Musik leise, die Töne werden kräftiger und zuletzt sucht Jeder den Nachbarn zu überbieten. Der Tänzer hört zuerst ruhig und in sich gekehrt zu, nimmt dann berauschende Getränke zu sich und mit dem Anschwellen der Musik steigert sich seine Lebhaftigkeit allmählig bis zur Raserei. Mit brennender Fackel bringt er sich Brandwunden bei, mit Messern ritzt er sich die Haut blutig, saugt die Wunden aus oder haut dem Opferhahn den Kopf ab und schlürft sein Blut. Plötzlich wird er wie von neuem Leben beseelt, schwingt den mit Glocken besetzten Bogen und beginnt in raschen, unregelmässigen Sprüngen einen wilden Tanz; er schnauft heftig, seine Augen glitzern, seine Bewegung wird wirbelnd in engsten Kreisen. Dies ist den Umstehenden Beweis, dass der Dämon in den Tänzer gefahren ist und er gilt nun als Seher. Jeder drängt sich an ihn und frägt nach der Erfüllung seiner Wünsche, erbittet ein Orakel über sein und der Seinigen Wohl und nächste Zukunft; der Seher antwortet leise in abgerissenen Sätzen oder auch nur durch Geberden, die Jeder nach Wunsch deuten kann und setzt dies fort, bis Erschlaffung des Körpers eintritt; dann verläuft sich die Menge. — Ein Besessener findet immer Publikum; es schlich sich dadurch der Unfug ein, dass sich für einen Verzückten hält, wer im ersten Fieberanfalle steht oder von heftigem Schwindel heimgesucht ist. Tritt die gefürchtete Cholera auf, so vergeht in solchen Distrikten mit Geisterkultus keine Nacht, deren Stille nicht durch den durchdringenden Lärm dieser Phantasten unterbrochen wird. Den Missionsbestrebungen unter den Schanars leistet Vorschub, dass nach ihrer Anschauung kein böser Geist über einen Europäer, einen Christen oder Moslim Macht hat.

Die Ehren, welche Homer bei den Griechen, Virgil bei den Römern gezollt werden, geniesst bei den Indiern Wâlmîki für sein episches Gedicht Râmâyana, „die Schicksale Râma's." Die Literatur ist in Indien von so riesenhaften Verhältnissen wie das Land, dem Indier gilt Qualität nicht ohne Quantität. Râmâyana von 24,000 Doppelversen aus je sechszehn Silben und die andere grosse epische indische Dichtung, der jüngere Mahâbharata, oder der grosse Kampf der Bharata vom vierfachen Umfange, den wir bei den Kämpfen der Arier in Hindostan

kennen lernen, mit den homerischen Gesängen Ilias und Odyssee vergleichen, hiesse die indischen Ströme Ganges und Indus den Flüssen von Attika oder den Giessbächen Thessaliens gleichstellen. Ebenmaass in der Handlung ist der grosse Vorzug der homerischen Gesänge; unübertroffen ist dagegen die indische Dichtung in der Schilderung der äusseren Natur, der Farbenpracht und des Artenreichthums einer tropischen Landschaft.

Râmâyana hat mit der Iliade Homers gemeinsam, dass der Vorwurf beider Gedichte ein Krieg ist, unternommen, um das Weib des Hauptkriegers wieder zu gewinnen, welches der gegnerische Held raubte. Man darf aber nicht annehmen, dass ein Gedicht dem anderen zum Vorbilde diente; die Charaktere der leitenden Personen sind grundverschieden, jeder näheren Vergleichung stellen sich unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen; beide Gedichte sind desshalb ganz unabhängig von einander entstanden. Dem Autor geht es wie Homer, seine näheren Lebensumstände sind der Legende verfallen. Râmâyana zerfällt in sieben Bücher; das Versmaass ist der epische Sloka von vier achtsilbigen Pâdas oder Verstheilen, von dessen 16 Silben in jedem Versfusse nur die Stellung von vier Silben fest bestimmt ist. Das Epos gipfelt in der Einnahme von



Tempelzugang in Kondscheweram.

Ceylon, dem Indiens Südspitze vorgelagerten grossen Eilande, das Böhmen an Ausdehnung übertrifft, durch Râma, Königssohn aus Ayodhya oder Audh, nördlich des Gangesthales.

Die Handlung beginnt mit Beschreibung einer Scene im indischen Götter-Olymp. Nach Hindu-Anschauung kann man durch fortgesetzte Busse eine Gewalt erlangen, grösser als jene der Götter und durch die Macht solcher Busse hatte Râwana, Herr über die Dämonen der Râkschasas, dem Gotte Brahmâ das seltene Gnadengeschenk der Unverletzlichkeit abgezwungen. Râwana missbrauchte die verliehene Gewalt und mit Klagen hierüber wird Gott Brahmâ bestürmt.

Es hatten Hülfe suchend einst
zu Brahmâ, der die Welten schafft,
Die Götter alle sich gewandt
und ehrerbietig sprachen sie:
Auf Deine Huld, o Brahmâ, stolz,
bedrängt der Riese Râwana
Uns alle, und die Heiligen
stört er in seiner Frömmigkeit.
Denn ihm hast Du, Erhabener,
als Du ihm einst gewogen warst,
Die Gunst verliehn, dass ihn kein Gott,
kein Danawa und Yaksch' bezwingt.
Wir ehren Deine Worte hoch
und dulden alles, was er thut.
Er aber wüthet fürchterlich,
der grauenvolle Riesenfürst,
Und stürzet in Verwirrung ganz
die Dreiwelt. Wo der Unhold naht,
Da birgt die Sonne ihren Schein,
da fürchtet sich der Wind zu wehn,

Da flackert keine Flamme, da
erstarrt des Meeres Wogentanz.
Schon sind wir Götter selbst nicht mehr
gesichert vor des Frevlers Hand;
Schon hat aus seinem Sitze er
vertrieben den Waisrawana.
Drum bitten wir, Erhabener,
befreie uns von dieser Furcht.
O Schöpfer, zeige gnädig an,
wie man den Schrecklichen bezwingt.
So sprachen sie und Brahmâ drauf
erwiederte den Himmelsherrn:
Schon ist des Frevlers Untergang,
ihr Himmlischen, vorherbestimmt.
Gebeten hat er, dass kein Yaksch',
kein Riese, kein Gandharwa und
Kein Danawa und auch kein Gott
ihn zu besiegen mächtig sei.
Ich habe diese Gnade ihm
gewährt. Der Menschen aber hat
Der stolze Riese nicht gedacht,
weil ihm der Mensch verächtlich ist.
Drum wird ein Mensch es sein, der ihn
erleget; anders fällt er nicht.
So Brahmâ; und durch dieses Wort
war hoch erfreut der Götter Schaar.

(Holtzmann, im Versmaasse des Originals.)

Gott Wischnu übernimmt es Mensch zu werden, um als solcher den Dämon zu vernichten.

Zu Ayodhya thronte allgebietend König Dasaratha; zu seinem Glücke fehlt nichts als ein Sohn, der dem Hindu nicht als Erbe des Vermögens theuer ist, sondern nach dem er sich sehnt, weil sonst die Todtenfeier nicht vollzogen werden kann und der Vater damit den Qualen der Hölle verfällt. Als Mittel gegen solches Unglück dienen reiche Gaben an die Brâhmanen zur Verrichtung kräftiger Gebete und Dasaratha spendet eine Million Kühe, hundert Millionen Goldstücke und das Vierfache an Silberlingen, damit das Rossopfer, das gottgefälligste aller Thieropfer, ohne Vernachlässigung einer Vorschrift vollzogen werde. Dies geschieht, und als Lohn des hohen Preises entsteigt den Flammen, als ihnen das Opferthier übergeben ward, eine himmlische Gestalt und reicht dem bittenden Priester einen Trank dar, nach dessen Genusse die vier Gemahlinnen des Königs von Söhnen entbunden werden. Der eine dieser Söhne ist Râma. Schon als Kind erweist er seine göttliche Abstammung, indem er Râkschasas von einem Opferplatze verscheucht; als Jüngling spannt er einen Bogen, der so gewaltig ist, dass an den Wagen, auf dem er beigefahren wird, 5000 Menschen gespannt waren. Der Preis des Sieges ist die schöne Königstochter Sîtâ, mit der Râma als seiner Gattin zum Vater zurückkehrt.

In Ausnützung eines unbedacht gemachten Versprechens erwirkt die Stiefmutter Kaikeyî aus Furcht, ihrem Sohne Bharata werde dereinst Verbannung zu Theil, Ausschluss Râma's von der Reichsnachfolge und Einsetzung ihres Sohnes als Thronerben unter Verbannung von Râma auf die Dauer von 14 Jahren. Dieser zieht sich mit Sita in das Dickicht der Wälder zurück, sein Halbbruder Lakschmana folgt ihnen in die Verbannung und dort wird Râma der Beschützer der Waldeinsiedler. Dasaratha verzehrt sich in Gram über das Râma angethane Unrecht und stirbt.

Als Râma nun verbannt, der junge Held,
Und mit dem Bruder in den Wald gezogen,
Da überfiel Dasaratha den König
Ein herber Kummer um die fernen Söhne;
Und ihn, den Glänzenden, umfing ein Dunkel,
Wie wenn am Himmel sich die Sonn' verfinstert.
Sechs Tage hielt er seinen Gram zurück,
Verschloss die Trauer in der Heldenbrust;
Bis er um Mitternacht verwirrten Sinnes
An eine grosse Sünde sich erinnert,
Und zu der edlen Gattin also sprach:
Wenn Du noch wachest, Tochter Kosala's,
Vernimm, was ich dir mitzutheilen habe.
Du warst, o Edle, damals unvermählt
Und ich der Erbe noch von Reich und Krone,
Da kam heran die Zeit der Regentage,
Die Sehnsucht hauchen in des Jünglings Brust.
Nachdem die Sonne jedes Land durchglüht
Und überall den Boden ausgedörrt,
Ging sie von Süden, wo die Quellen weilen,
Und kühle Wolken zogen übers Land,
Begrüsst von Wasservögeln und von Pfauen.
An allen Strömen hüpften reine Wellen
Den Wolken über Ufers Rand entgegen:
Die Erde trank des Himmels milden Segen
Und liess den grünen Wiesenteppich schwellen.
An einem solchen Tage, edle Gattin,
Nahm ich den Bogen, hing zwei Köcher um,
Und wanderte zum Flusse Sarayû,
Um einen Büffel oder Elefanten
Zu jagen, wenn sie Nachts zum Trinken kommen.
Da hört' ich in der Dunkelheit den Ton



Der grosse Gopura in Tandschor.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Von einem Wasserkruge, den man füllte
Und, wähnend einen Elefanten schlürfen,
Legt' einen scharfen Pfeil ich auf den Bogen,
Entsandte das Geschoss, von Wahn bethört.
Getroffen war das Ziel und ich vernahm
Sofort das Wimmern einer Menschenstimme:
„Weh mir, ich bin getödtet! Ach, warum
Ist auf mich Armen dieser Pfeil gefallen?
Und wer hat grausam das Geschoss geschleudert?
Ich kam nach Wasser her zum stillen Fluss
Und habe keinem Menschen Leids gethan!
Auf Euch, ihr meine armen greisen Eltern,
Die ihr im Walde euch von Früchten nährt,
Auf Euch ist doppelt dieser Pfeil gefallen:
Ihr könnt des Sohnes Tod nicht überleben
Und ich muss Schuld an eurem Ende sein!
Ich klage um das eigne Leben nicht:
Um Vater und um Mutter muss ich jammern;
Das blinde Greisenpaar, durch mich erhalten,
Was wird ihr Loos sein, wenn ich nicht mehr bin?
Uns alle Drei, die wir unschuldig lebten,
Hat grausam dieser Eine Pfeil getödtet."
Als ich in banger Ahnung dies vernommen,
Entsank der Bogen mir aus meiner Hand.
Ich schlich sofort der Klagestimme nach,
Und sah im Bussgewande einen Jüngling
Am Wasser liegen mit dem Pfeil im Herzen.
Er sprach, als er mich Elenden erschaut,
Mit Zornesblicken, welche Feuer sprühten:
„Was that ich Dir, o Krieger, dass Du mich
Den Waldbewohner, der nach Wasser kam,
Durchbohret mit dem tödtlichen Geschoss?
Im öden Walde harren mein die Eltern
Mit Ungeduld, zwei blinde, schwache Greise.
Warum sind drei Unschuldige getroffen,
O Sündiger durch einen einz'gen Pfeil,
Ich, meine Mutter und der Vater auch? —
Es führt Dich dieser Pfad zu seiner Klause,
Versöhn' ihn schnell, damit er Dir nicht fluche."
So sprach zu mir des Klausners frommer Sohn,
Ich zog ihm kräftig aus der Brust das Eisen;
Er sah noch einmal zu mir auf und starb.
Mir war's, als wenn mit seinem Athemzuge
Die eigne Seelenruhe mir entschwunden;
Doch nahm ich schmerzerfüllt den Wasserkrug
Und schlich mich hin zu seines Vaters Hütte.
Dort sah ich seine armen blinden Eltern:
Sie sassen beide altterschwach und hülflos,
So wie zwei Vögel mit gebrochnem Fittig.
Sie sassen beide traurig bei einander
Und harrten ungeduldig auf den Sohn,
Den ich Verblendeter gemordet hatte.
Und nur mit Mühe konnt' ich Worte stammeln.
Der Klausner war erstarret, als ich schwieg;
Dann sprach er, wie der Odem wiederkehrte,
Nach schweren Seufzern zu mir Flehendem:
„Obwohl (unwissend) Du mein Kind getödtet,
Muss ich Dir dennoch grossen Schmerz verkünden:
Du wirst, um Deinen Sohn bekümmert sterben,
Wie ich um diesen meinen Geist aufgebe."

P. v. Bohlen. [1])

Bharata nimmt den Thron nur an, um ihn für den älteren Bruder bis zu dessen Rückkehr aus der Verbannung zu verwalten.

Râma lässt sich in Centralindien in der Nähe des heutigen Nagpur nieder. Dort hauste als Unhold Râwanas Schwester; sie entbrennt in Liebe zu Râma, dieser weist aber ihre Anträge zurück und aus Rache beschliesst die beleidigte Schöne, Sîtâ durch ihren gewaltigen Bruder Râwana rauben zu lassen „von zehn Köpfen, zwanzig Armen, kupferrothen Augen und die Zähne weiss wie der Mond, der an Grösse einem Berggipfel gleich kommt" und ein Ausbund von Ehebrecher ist. Mittelst des magischen Luftwagens gelangt Râwana aus seiner Hauptstadt Lankâ auf Ceylon durch die Lüfte zu Râmas Waldwohnung und ist von Sîtâ entzückt. Mârîtscha, sein Helfershelfer, nimmt die Gestalt eines goldenen Reh an, Sîtâ wünscht es zu besitzen und Râma macht sich auf seine Verfolgung auf; vom Pfeile getroffen, ahmt der Dämon klagend die Stimme des Râma nach, Sîtâ glaubt diesen verletzt und eilt ihrem Manne zu Hilfe. Da tritt ihr Râwana im Gewande eines Büssers entgegen, nimmt dann seine wahre Gestalt an, zwingt Sîtâ in seinen Luftwagen und entführt sie in seine Hauptstadt auf Ceylon. Der mythische Geier Dschatâyu, durch Sîtâs Wehklage herbeigelockt, stellt den Wagen und kämpft mit Râwana, wird aber tödtlich verwundet und lebt nur noch so lange, um dem nacheilenden Râma den Namen des Räubers zu verrathen. Auf Ceylon zeigt Râwana Sîtâ alle Wunder und bietet sie ihr zu Eigenthum an, wenn sie seine Königin werde; zurückgestossen überantwortet er sie Furien und Sîtâ würde der ihr bereiteten Pein erlegen sein, hätte ihr nicht Gott Brahmâ aus Erbarmen Schlaf und Götternahrung gesandt.

[1]) Gekürzt mit Hinweglassung der Wiederholungen in den Monologen nach dessen schönem Gedichte: „Der Fluch, aus dem Sanskrit übersetzt", Blätter zur Kunde der Literatur des Auslands, 1838.

Schrecklich ist die Wuth Râmas, als er ihre Entführung wahrnimmt; sammt seinem Bruder Lakschmana machte er sich auf die Verfolgung des Räubers. Beide fallen „einem Ungethüm in den Weg“ gross wie ein Berg, bedeckt mit Haar, ohne Kopf und Hals, ein Maul mit ungeheuren Zähnen bewehrt, ein glitzerndes gewaltiges Auge auf der Brust und Arme eine Meile lang.“ Mit diesen Armen umschlingt es die Brüder und nur dadurch, dass es diesen gelingt, die Arme abzuhauen, entrinnen sie der gefährlichen Umarmung. Sterbend segnet das Ungethüm die Brüder, die es vom Fluche endlosen Daseins befreit hätten und rathet ihnen, sich zu Sugrîwa zu begeben, dem Könige der Affen. Die Brüder folgen dem Rathe und Sugrîwa übergibt Râma das Geschmeide, das Sîtâ aus dem Luftwagen zur Erde geworfen hatte und von ihm aufgehoben wurde. Durch Tödtung eines Rivalen um den Thron erwirbt Râma des Königs und seiner gesammten Nation Bundesgenossenschaft. Sobald die Monsun-Regen aufgehört hatten, sammelt Sugrîwa sein Volk und lässt es in vier Armeen Râwana aufsuchen. Das Südkorps unter Hanumân erhält sichere Nachricht vom Wohnsitze der Sîtâ auf Ceylon. Am Seeufer angekommen, übersetzt Hanumân mit dem Ringe, der ihm als Erkennungszeichen von Râma eingehändigt worden war, die Meerenge mit einem Sprunge, dessen Weite nur ihm gelingen konnte, da er der Sohn des Windgottes war, und schleicht sich als Katze in die Mauern von Lankâ. Hier sieht er die dämonischen Râkschasas, schrecklich anzusehen, mit langen Armen; andere wieder unmenschlich dick, wieder andere überaus dünn; der Wuchs bald zwerghaft, bald riesig, mit und ohne Höcker; einige mit Schmeerbäuchen, andere mit weit vorstehenden Zähnen; einige konnten beliebig jegliche Form annehmen, etliche waren bildschön und von gewaltigem Eindrucke, viele hatten einen Thierkopf und mehr als ein Arm- und Fusspaar. In einem Palasthaine traf Hanumân Sîtâ unter ihren abscheulich hässlichen Gefangenwärterinnen und ist hier, verborgen hinter einem Baum, Zeuge eines neuerlichen Antrages an Sîtâ, den diese mit den Worten zurückweist: „Ich kann von meinem Gatten nicht lassen, der für mich die Gottheit ist.“ Vom Baume herab gibt Hanumân sich zu erkennen; den Vorschlag, sie auf dem Rücken durch die Luft über das Meer zu tragen, verwirft Sîtâ, weil sie keines Anderen Leib berühren dürfe, als den ihres Gatten und Hanumân kehrt allein zurück. Einige übermüthige Kraftproben ziehen ihm Erkennung und Gefangennahme zu; seine Gesandteneigenschaft schützt sein Leben, aber seine Zierde, der Schweif, wird angebrannt. Hanumân entrinnt seinen Wächtern, steigt über die Dächer, schlägt Funken aus dem brennenden Schweife und steckt damit die Stadt in Brand; Sîtâ bleibt in diesem Riesenbrande unversehrt.

Auf die Nachrichten Hanumân's hin setzt sich Râma gegen Ceylon mit der vom Könige der Affen gestellten Affenarmee (d. i. Drawidiern S. 47) auf den Marsch. An der Küste angelangt, wendet sich Râma, um den Uebergang zu bewerkstelligen, an den Meeresgott mit der Bitte, ihm eine Brücke nach Ceylon schlagen zu lassen. Das Abschnellen eines feurigen Pfeiles macht den Gott schliesslich willfährig und Nala, Sohn des Weltbildners Wiswakarman, des indischen Hephaestos (Vulkan), erhält den Auftrag zum Baue. Tausende von Affen durchfliegen die Lüfte und reissen Bäume aus, tragen Berge ab, bis zum fernen Himâlaya dehnen sie den Flug aus. Zuweilen entgleitet ihnen bei der Heimreise der Steinblock und wo immer in Mittelindien Hügel vereinzelt emporragen, gelten sie als verlorene Felsstücke aus dieser Zeit. Endlich war die Riesenbrücke fertig „20 yodschanas lang, 10 breit“ (=80 und 40 Kilometer!); die Götter staunten sie an und brachen in die Prophezeihung aus: „So lange als das Meer besteht, so lange soll dieser Damm *(setu)* andauern und Râmas Ruf verkünden.“ Dieser Arbeit dankt nach indischer Anschauung die Welt das Emporkommen der Adamsbrücke genannten Reihe von neun Sandhügeln, die zwischen den Inseln Râmeswaram und Manaar an der engsten Stelle des Golfes von Manaar diesen, der hier noch 30 Kilometer breit ist, sperren und alle Schiffe von und nach der Mündung des Ganges von Westen her zwingen, die Insel Ceylon zu umsegeln; bei Fluthwasser schwach überdeckt, ragen

sie zur Zeit der Ebbe aus dem Wasser hervor, es erfordert aber ganz stille See, wenn man darauf trockenen Fusses stehen will. Der Name „Adamsbrücke“ ist der Riffreihe von den Mohammedanern gegeben, im Anschlusse an ihre Annahme, dass Adam vom 2242 Meter hohen Adamsberge (Samanella bei den Eingeborenen) auf Ceylon zum letzten Male auf das Paradies einen Blick geworfen habe. Die mythologische Länge der Brücke entspricht der ganzen Breite des Golfes, von Festland zu Festland gerechnet, die mit Einschluss der langgestreckten Inseln Manaar und Râmeswaram, 89 Kilometer beträgt.

Râmas Armee zieht hinüber und nun beginnt eine lange Reihe von Kämpfen. Die Gefechte bleiben unentschieden; Râma, gefährlich verwundet, wird vom Windgotte erfrischt und zum



Singhalesen. [1])

Leben gebracht. Da entschliesst sich Râwana, in Person in die Schlacht zu ziehen; er misst sich mit den berühmtesten Heerführern, trifft schliesslich auf Râma, wird aber von diesem verwundet und muss als Besiegter in seine Hauptstadt Lankâ sich zurückziehen. Nun lässt Râwana seinen Bruder Kumbhakarna holen, vergeblich misst sich der göttergleiche Geist mit Râma, er fällt unter seinen wuchtigen Streichen. Wiederholt tritt jetzt der Recke Indradschit, der einmal bereits Râma verwundete, auf und mit seinen magischen Waffen gelingt es ihm, alle feindlichen Helden zu vernichten, ja Râma selbst tödtlich zu treffen. Da fliegt Hanumân mit seinen Getreuen nach dem Himâlaya und will vom goldenen Berge Rischabha heilkräftige Kräuter holen, aber diese machen sich vor ihm unsichtbar; kurz entschlossen hebt Hanumân den ganzen Berg ab, verpflanzt ihn nach Ceylon und das Einathmen des Duftes der Kräuter macht Râma und alle von Indradschit Getroffenen wieder gesund. Nun entschliesst sich Râwana zum entscheidenden Zweikampf mit Râma. Râma haut Râwana hundertmal den Kopf ab, aber immer ersteht ein neuer; sieben Tage und Nächte haben sich die Helden bereits vergeblich gemessen, da wird Râma von einem befreundeten Gotte mitgetheilt, dass Râwana am Kopfe unverwundbar sei; Râma spannt den Bogen und erschiesst den Gegner mit einem besonders geheiligten Pfeile. Hiemit ist der Kampf ausgefochten; dem gefallenen Feinde erweist

[1]) Singhalesen, die Einwohner von Ceylon, sind eine Mischrasse aus einem gesondert zu stellenden Volke und südindischen Drawidiern; Männer wie Frauen tragen die Haare am Scheitel aufgebunden und neben Jacke als charakteristisches Bekleidungsstück ein um beide Beine geschlungenes Tuch, das bis nahe an die Knöchel reicht.

Râma mit allen Ehren die Todtenfeier. Sîtâ, der Einsatz so vieler Anstrengungen, wird befreit und entzückt das Heer durch ihre Schönheit.

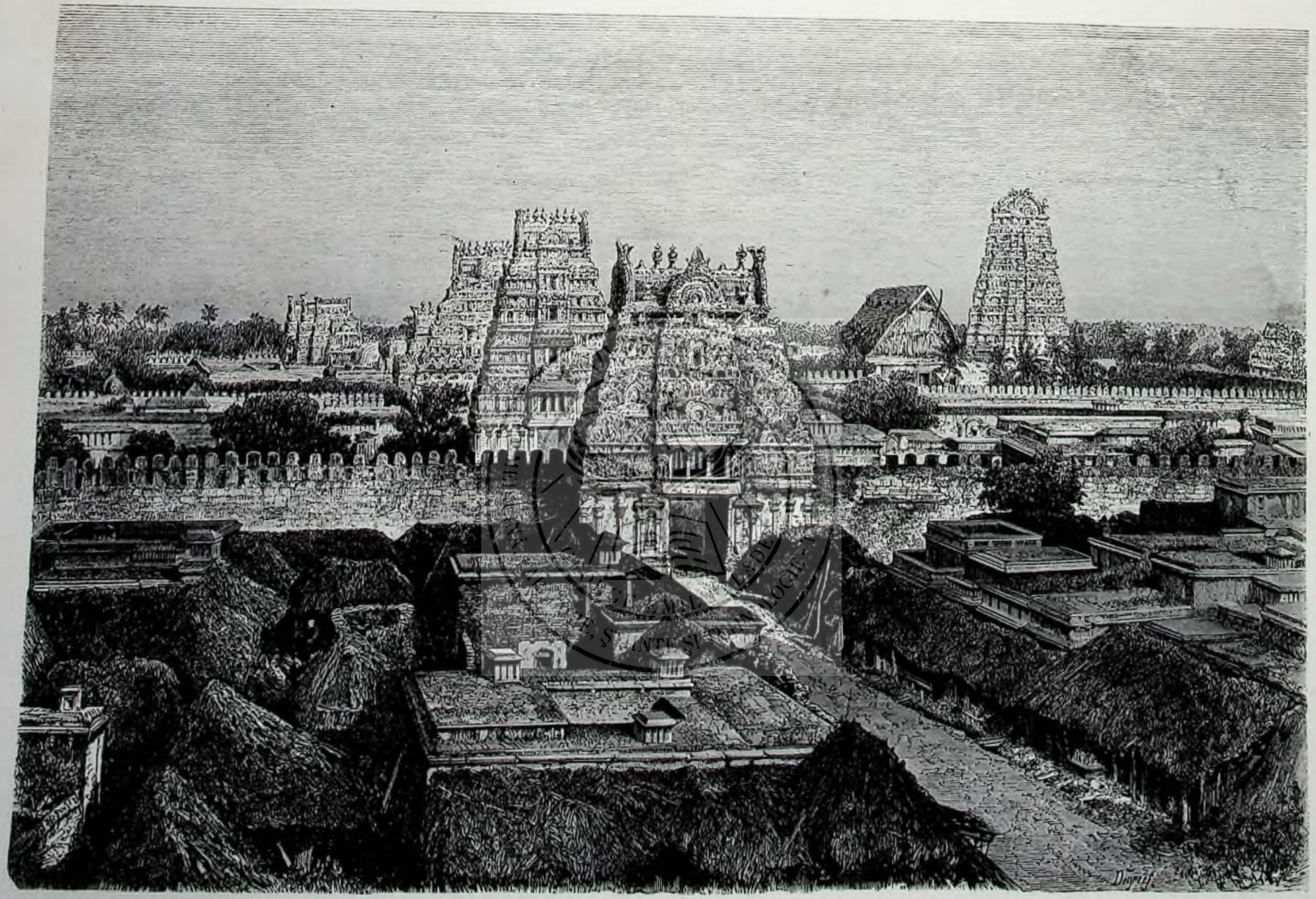
Râmas Herz schwillt an von Freude, gleichzeitig aber von Aerger und Zweifeln an der Treue seiner Gattin; diese bricht in Thränen aus, betheuert ihre Unschuld und erbietet sich zur Reinigung von jeglichem Verdachte zur Probe des unversehrt Hindurchgehens durch einen brennenden Holzstoss. Die Feuerprobe ist die älteste Form aller unter den indogermanischen Rassen herausgebildeten Gottesurtheile;[1] der Feuergott Agni selbst führt Sîtâ unverletzt in Râmas Arme zurück, der alte Dasaratha entsteigt dem Grabe, um Sohn und Schwiegertochter noch einmal zu segnen und Râma beschämt will die Feuerprobe nur gestattet haben, damit die Treue seiner Gattin vor den Augen der Welt als makellos erwiesen sei! Gott Indra ruft alle gefallenen Helden zum Leben zurück und Râma kehrt mit Sîtâ und grossem Gefolge in demselben geräumigen Luftwagen Puschpaka des Reichthum-Gottes Kuwera, dem Râwana ihn geraubt hatte, durch die Lüfte nach Ayodhya zurück; dort übernimmt er die Regierung des Landes, das Bharata bisher für ihn verwaltete, wird feierlich als König gekrönt und entlässt sodann die Helden und Bundesgenossen in ihre Heimat reich beschenkt.

Nach Hindu-Anschauung kann der Mensch hiernieden nicht zur Ruhe kommen; Erfolge mässigen das Fieber der Furcht vor der Zukunft, nehmen aber nicht die Angst vor Verlust erfreuenden Besitzes. So endet auch das Râmâyana nicht mit der Wiedervereinigung Râmas mit Sîtâ und seiner Einsetzung in das Erbe seines Vaters. Eine Umfrage nach der Stimmung unterm Volke brachte die Antwort, dass dieses Alles billige, nur nicht die Zurücknahme Sîtâs, die in so langem Verbleibe in Râwanas Gewalt unbefleckt nicht geblieben sein könne. Râma verbannt Sîtâ; in Waldeinsamkeit beschenkt sie ihn mit den Zwillingsknaben Kusa und Lawa und Râma ruft sie nun zurück, damit sie in feierlicher Versammlung vor den Unterthanen ihre Unschuld erweise. Sîtâ thut das Wunschgebet, der Erdgott möge ihr die Unschuld bezeugen; die Erde spaltet sich und nimmt sie auf.

Râma, der mit Tödtung Râwanas den Zweck der Menschwerdung des Gottes Wischnu in ihm erfüllt hat, hat auf Erden nichts mehr zu wirken; er wird durch die Zeit, die ihm hierzu in der Gestalt eines Büssers einen Besuch abstattet, an seine hohe Abkunft erinnert; er bestellt sein Haus, will die Regierung seinen Brüdern übergeben, aber diese wollen nicht hinter Râma zurückbleiben. Lakschmana hatte sich durch Eintreten in das Gemach, in welchem die Zeit mit Râma die wichtige Unterredung pflog, vorzeitigen Tod geholt; die anderen zwei Halbbrüder ziehen mit Râma unter grossem Gefolge an den Fluss Sasayû, die heutige Gogra, die bei Audh vorbeifliesst. Am Ufer angekommen, senkt sich Gott Brahmâ, von dem Götterheere gefolgt, in goldenem Wagen herab; sie willkommnen den nach einem Erdenwallen in den vier Söhnen Dasarathas wieder Gott werdenden Kollegen Wischnu und in Râmas Wagen hebt sich der zu göttlicher Einheit aufs neue verschmolzene Wischnu in den Götterhimmel empor.

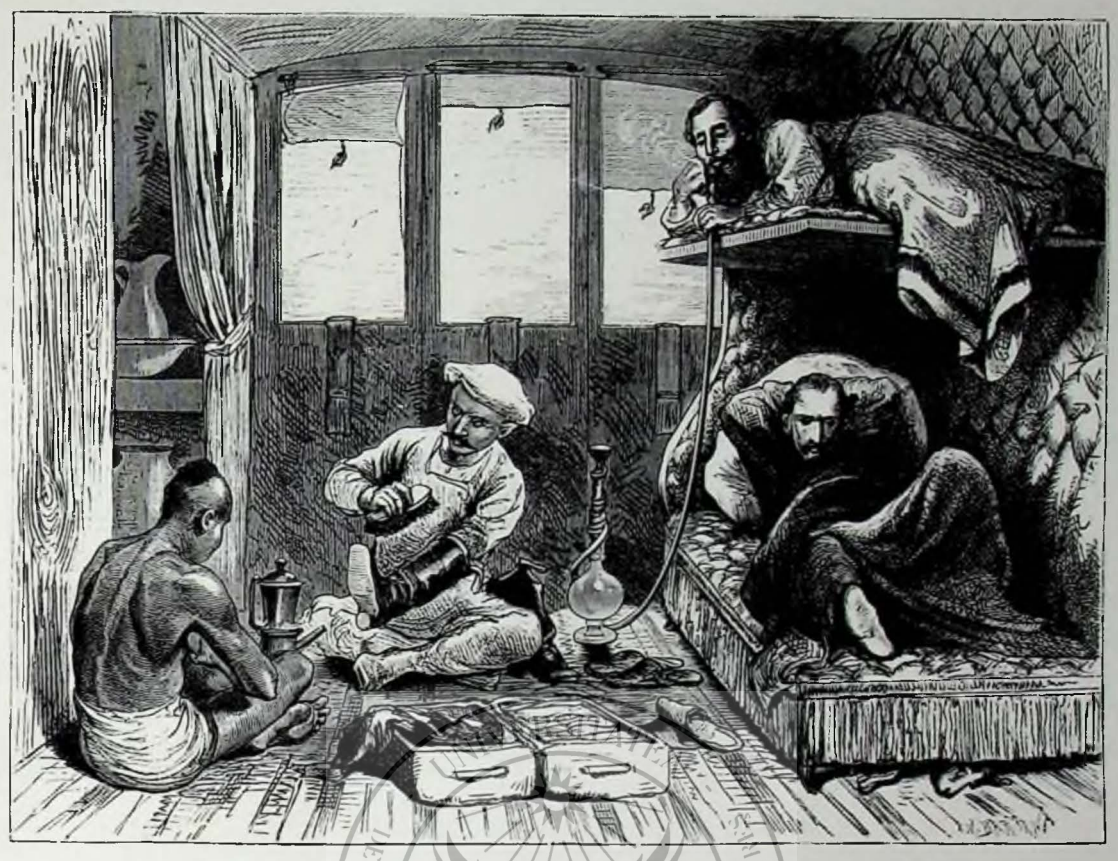
Die langgestreckte Insel Râmeswaram zwischen den die Adamsbrücke genannten Riffen und dem Festlande von Asien geniesst in Indien so hohen Ruf, als im Alterthume die Säulen des Herkules am Eingange in das Mittelländische Meer. Bis auf den heutigen Tag stehen auf Râmeswaram die Pfeiler eines Tempels von uralter Steinfügung, der im Volksmunde als Bauwerk Râmas gilt; die Entfernung zwischen der Insel und den Ufern des Ganges beträgt hundert Marschtage und bis von dorther wandern Pilger zu dem Tempel Wischnus als Râma auf der Insel. Die indische Regierung kennzeichnete den Pambam (Paumben) Kanal zwischen Festland und Insel durch einen Leuchtthurm und liess den Kanal auf 4 Meter ausbaggern.

[1] Vgl. meine „Gottesurtheile der Indier", Festrede gehalten am 107. Stiftungstage der k. bayr. Akademie der Wissenschaften, München 1866.



Tempel auf der Flussinsel Srirangam bei Tritschinapalli.


UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE



Eisenbahn-Schlafwagen.

ACHTES CAPITEL.

Die Nilgiris.

Standort für südliche Kulturen, der Fuss des Gebirges von durchaus tropischer Vegetation gesäumt, Berge, Thäler und Wasserfälle, im Innern dagegen so wild wie Nord-Tyrol, die Fernsichten von unendlicher Mannigfaltigkeit, ein solches Gebiet sind die „blauen Berge," Nilagiris (verkürzt im Volksmunde zu Nilgiri, Neilgherry in englischer Schreibweise), ein Massengebirge gleich dem Harze und diesem bei 1490 Quadrat-Kilometer (35 Quadratmeilen) Flächeninhalt an Umfang ziemlich gleich, aber in vertikaler Erhebung im Dodabetta-Gipfel das vierfache des Brocken erreichend. Das Gebirgsland der Nilgiris bildet das eigenartigste Gebiet Indiens südlich des Wendekreises des Krebses; es liegt fünfhundert Kilometer in westlicher Richtung von Madras entfernt, 160 Kilometer landeinwärts der Malabarküste. Gegen Südosten (Koimbatur) fällt das Gebirge auf 300 Meter ab, westlich ist es von den West-Ghats getragen, nördlich steigt bis zu 1100 Meter das Bergland Maissur herauf.

Der Schnellzug, der Madras Abends verlässt, setzt den Reisenden in Pothanur am Fusse des Gebirges am nächsten Morgen ab; das Vier- bis Fünffache der Zeit erfordert die Fahrt von Bombay aus. Wer die Seereise gut verträgt, geht von Bombay bis Bepur, dem

Endpunkte der von Madras quer über die Halbinsel geführten Eisenbahn in einem der vorzüglich ausgestatteten Dampfer der India-Navigation-Compagny und geniesst stets in Sicht des Landes eine kühle Brise, den Anblick der fleissig angebauten Küste, überragt in tiefem Blau von den scharf geränderten Gipfeln der West-Ghats; in fünf Stunden Eisenbahnfahrt ist die Strecke Bepur-Pothanur zurückgelegt. 1853 erfolgte der erste Spatenstich an dieser Bahn, mit dem Beginne des Jahres 1862 war sie ihrer ganzen Länge nach eröffnet. — Wir bringen an der Spitze dieses Capitels die Einrichtung eines Wagon erster Klasse. Diese Wagons sind viel bequemer und luxuriöser eingerichtet als bei uns, die Plätze aber auch viel theurer; man zahlt von Madras bis Pothanur für einen Platz 56 Mark, für jeden Diener, der auf den Zwischenstationen zu Dienstleistungen übersteigen kann, 22 Mark. Jeder solcher zum Schlafen eingerichteter Wagon enthält nur zwei Kabinets; in jedem Kabinet ist ein niedriger Sitz für zwei Personen, dessen gepolsterte Rückwand beweglich und drehbar ist; ist sie mittelst zweier Riemen horizontal gezogen, so sind für beide Gäste bequeme Lagerstätten geschaffen. Der Raum gegenüber enthält ein Toilettenzimmer und sonstige Bequemlichkeiten. Zu besonderen Vorkehrungen nöthigt das heisse Klima; die Dächer sind doppelt, die Wände mit Strohmatten belegt, die aus Wasserreservoirs feucht gehalten werden, um Frische zu verbreiten. Zahlreich sind die Patente zur Verbesserung der Kühlvorrichtungen, die besten erwiesen sich aber eher als Belästigung, denn als Erfrischung des Fahrgastes; am meisten bewährten sich Drehscheiben vor den Fenstern, ständig nassgehalten und Wassertropfen auswerfend (Sander's Apparat), wie mechanische Vorrichtungen, um eine Pankha in Bewegung zu halten. Die Pankha ist ein mit steifem Zeuge überzogener rechtwinklicher Holzrahmen, meist 60 Centimeter breit und in grösseren Zimmern bis zu fünf Meter lang; am unteren Ende steht Zeug, in Falten gelegt, 30 Centimeter vor. Die Pankha hängt von der Decke herab und wird dadurch in schwingender Bewegung gehalten, dass ein ausserhalb des Zimmers stehender Mann in regelmässigen Zügen ein an dem unteren Theile des Rahmen befestigtes Seil zieht. Keine Wohnstube für Europäer, kein Kasernenzimmer, kein Gerichtssaal, keine Kirche entbehrt der Pankha; in Eisenbahnwagen galt es, die Pankha in Grösse den beschränkten Räumen anzupassen und den Mann durch eine nicht zu kostspielige mechanische Kraft zu ersetzen, was am besten dem Ingenieur der Audh-Rohilkhand-Bahn in Hindostan gelungen sein soll.

Der Gebirgsstock der Nilgiri steigt aus der Ebene steil empor und wird in den mittleren Lagen zum Tafelland mit weiten Thälern; den Thalschluss bilden Gipfelpunkte der Bergkämme, die in Nordwest-Südost-Richtung fortziehen, die einzelnen Gipfel nur wenig in Höhe sich unterscheidend. Rundblicke von den höchsten Gipfeln gleichen den Ausblicken auf die Ausläufer der Alpen von einem linksseitigen Aussichtspunkte des Innthales oder des Schweizer Jura; Nebel beschränken jederzeit ein Sichtbarwerden der Ebene. Nur ein Zehntel des Gebietes ist unter den Pflug gebracht oder mit der Hacke bearbeitet, ein weiteres Zehntel sind Weide, der Rest Wald oder kahl. Den Charakter des Klima mag kennzeichnen, dass unsere Kartoffel, deren Kultur dort englischerseits eingeführt wurde, in Höhen über 1200 Meter gedeiht, und in den günstigsten Lagen drei Erndten liefert. In der kalten Jahreszeit fällt das Thermometer an einigen Tagen unter den Gefrierpunkt. Die heissesten Monate sind April und Mai; in den mittleren Thalstufen des Gebirges beträgt die Jahrestemperatur $15\frac{1}{2}^0$ Cels. ($12{,}2^0$ R.), nahe dem Gipfel fällt die mittlere Jahrestemperatur aut 13^0 Cels. ($10{,}4^0$ R.); die kalten Winde, welche mit dem Einsetzen der Südwest-Monsun-Regen Anfangs Mai auftreten, machen Orte, die von diesen Winden mit voller Kraft getroffen werden, für Europäer wie Indier und ihr Vieh aus der Ebene gefährlich oder doch zu unangenehmem Wohnorte. — Die ältesten Einwohner sind die Toda, d. i. „Männer, "ein kräftiger Menschenschlag mit regelmässigen Gesichtszügen, langer, fast Adlernase, schwarzem Haare, das die Männer 150 bis 180 Centimeter lang wachsen lassen. Die Männer sind 1612, die Frauen 1523 Millimeter

gross; die Hautfarbe ist dunkel kupferfarbig, die Muskulatur wie unter Gebirgsvölkern unter gesundem Klima gut entwickelt. Die Weiber bewahren länger ihre jugendliche Frische als die Frauen der Ebene. Der Kopf bleibt jederzeit unbedeckt; den Leib schützt ein mit einem Gürtel gehaltenes Baumwollenzeug, um die rechte Schulter und Oberkörper ist eine weite Decke gelegt; die Frauen lieben Metallschmuck, ihre Armringe von Messing sind bis zu sechs Pfund schwer. Beide Geschlechter sind widerlich schmutzig, der ganze Stamm huldigt der Polyandrie (S. 100). Die Toda nennen sich mit Stolz die Männer oder Herren des Gebirges; sie nährten sich jederzeit von Aufzucht von Rindern und begnügen sich mit einer niedrigen Hütte aus einem einzigen finsteren, ekelhaft unsauberen Gemache; die Thüre ist schmal und niedrig, wie bei den Dschuang (S. 44), man muss sich beim Eintreten bücken. Die Häuser stehen dorfartig beisammen, eine solche Ansiedelung heisst Mott und ist an einem hübschen Aussichtspunkte am Waldsaume angelegt. Götter kennen sie nicht, vor der aufgehenden Sonne vergisst der Toda niemals sich zu verneigen. Eine Hütte im Dorfe ist als Tempel erklärt und der „Wahrheit“ geweiht; wie alle Aboriginer-Völker des südlichen und mittleren Indiens, kennzeichnet die Toda bei offenem Wesen grösste Wahrheitsliebe. — Der Tempel enthält nichts, als etliche umgestürzte Glocken, vor denen Milch und Produkte des Waldes, insbesondere Honig als Gabe ausgegossen werden. Der Priester wird gewählt, macht vor Antritt seines Amtes verschiedene Ceremonien durch und heisst dann Pal-al, was im Tamil Milchmann bedeutet. Zum Festtage werden die Feierlichkeiten beim Verbrennen des Leichnam eines Toda. Dann werden ein, auch mehrere Büffel den Geistern des Dahingeschiedenen geopfert und die Stille, die sonst über den Thälern lagert, wird durch Gesang und wildes Geschrei unterbrochen; beim Schlachten der Thiere ist häufig ein Unglücksfall zu beklagen, da die Tödtung Mangels geeigneter Messer niemals beim ersten Stiche gelingt und Betäubung des Thieres als feige gilt. Als die Engländer sich in den Nilgiris niederliessen, wurde die Zahl der Todas zu tausend Seelen geschätzt; die erste genaue Zählung von 1866 ergab 704 Todas, 1872 wurden nur 693 ermittelt. Jeder Versuch, ihre Lage durch Gewöhnen an Ackerbau und Lohnarbeit zu verbessern, schlug fehl, eben so wenig gelingt es der Unsitte zu steuern, neugeborene Mädchen zu tödten; das männliche Geschlecht überragt das weibliche stark.



Todas.

Die Rasse scheint dem Aussterben verfallen zu sein und damit verschwindet der muskelstärkste Rest der Urbewohner des südlichen Indien.

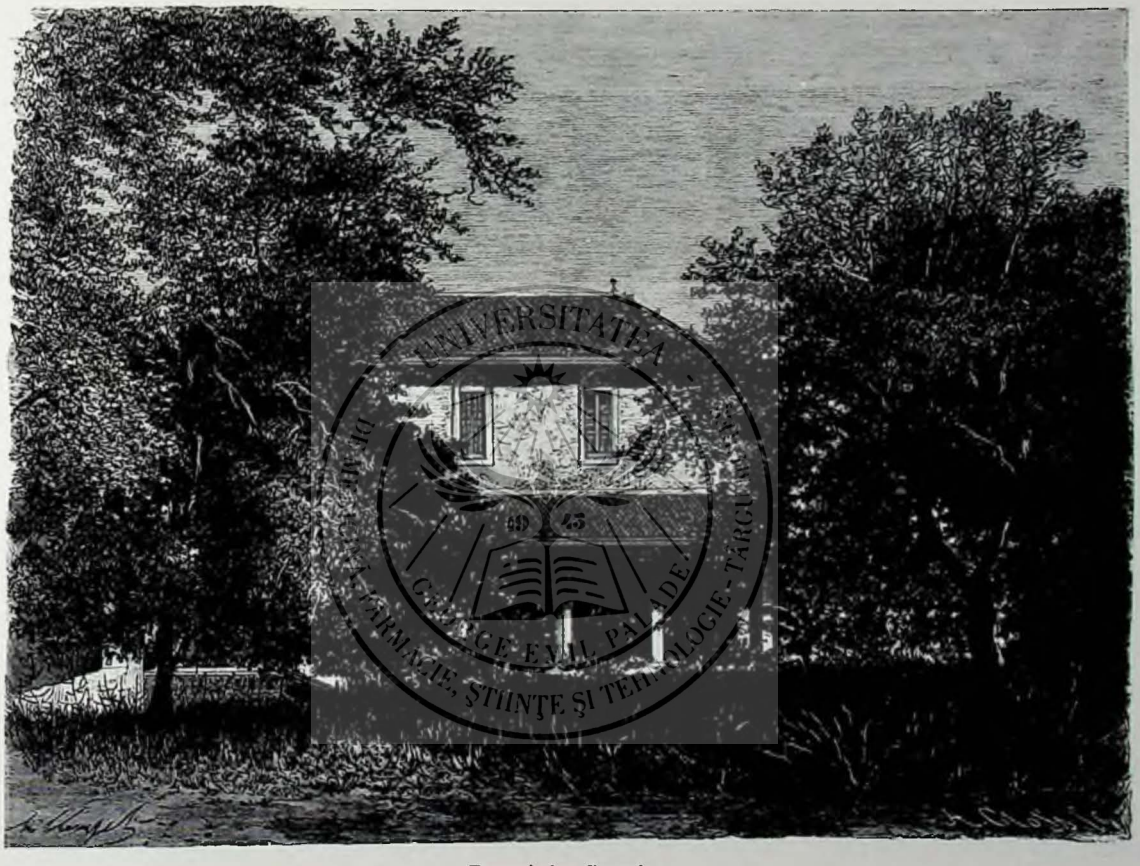
Im Jahre 1816, nach Anderen 1819 wurden Europäer zuerst auf die Vorzüge des Klima dieser Berghöhen für ihre Konstitution aufmerksam; 1822 beginnt ihre Niederlassung, neue Kulturen finden Eingang und damit ändert sich Landschaft wie Bevölkerung. Hatten sich sonst solche Bewohner des umwohnenden Walddickichts heraufgezogen, welche sich wie Erular, Kurambar und Kota von den Hindus der Ebene fernehielten, so sind die Nilgiris jetzt durch Einführung der Theestaude, die Anlage von Kaffeepflanzungen und die überaus wichtige Ueberführung der Cinchona-Pflanze aus Südamerika Pflegeort ganz neuer Pflanzungen, und neben Europäern machten sich Hindus und Mohammedaner als Bauern, Handwerker und Taglöhner sesshaft. Die Gesammtbevölkerung betrug 1872: 49,501 Seelen; davon entfallen auf Aboriginerrassen 23,364; 1,339 sind Europäer, 796 Eurasier oder Kinder von Europäern mit indischen Müttern, auf 2935 ist durch die Bemühungen der Missionäre die Zahl der indischen Christen angewachsen. Bis 1869 bildeten die Nilgiris einen Polizeibezirk des Distriktes Koimbatur, wurden aber damals mit Rücksicht auf die besonderen Anforderungen der europäischen Wohnbevölkerung und die dort domicilirten öffentlichen Anstalten als eigener Verwaltungsdistrikt abgezweigt.

Die Acclimatisirung der Theestaude wurde 1835 zuerst versucht, es dauerte aber bis 1865, dass Privatkapital mit ihrer Kultur sich befasste; jetzt sind 1270 Hektar mit Theestauden bepflanzt. Ursprünglich wurden chinesische Würzlinge gelegt, später liess man Schösslinge aus Assam kommen; daraus zog man ein Kreuzungsprodukt, das den reichen Blätteransatz der assamesischen Varietät mit der Widerstandsfähigkeit des China-Stockes verbindet. Das Produkt geht im Handel als „Neilgherry-Tea“ und erfreut sich in England einer steigenden Beliebtheit, weil stärker als das chinesische Gewächs und geringerer Verbrauch beim Aufguss. Hauptausfuhrhafen ist Madras, 1878 wurden 183 (1875 nur 125) Centner exportirt. Kaffee fand seit 1850 rascher Eingang als Thee; bereits sind 5200 Hektar Land damit angelegt, 14,000 Hindu-Familien der Ebene erhalten in diesen Plantagen Verdienst, an vier Millionen Mark im Jahre werden von den Pflanzern für Arbeitslöhne, Fracht und Materialien verausgabt. Hauptkaffeegebiete sind die mittleren Lagen mit Höhen bis zu 1500 Meter.

Zum Wohlthäter der ganzen Menschheit wurde England durch Einführung der China-Rinden-Kultur in den Nilgiris. Die China-Rinde wird gewonnen von der Cinchona-Pflanze, die zu den Rubiaceen gehört, als stattlicher Baum oder als Strauch auftritt und wild in den Kordilleren Südamerikas in Gebirgshöhen bis zu 1800 Meter vorkommt. Stamm- und Wurzelrinden enthalten einige Alkaloide (organische Basen), die sämmtlich tonisch (d. i. Verdauung und Nerven stärkend) und Wechselfieber vertreibend wirken, auch adstringirende, d. i. erschlaffte Gewebe zusammenziehende, übermässige Ausleerungen hemmende Bestandtheile enthalten; darunter ist bei gleicher Gabe am kräftigsten das aus den Rinden dargestellte Chinin. Man kennt die Wirkungen der China-Rinden, oder, wie wir kürzer sagen dürfen des China, gegen Wechselfieber seit mehr als zwei Jahrhunderten. Ohne das China wäre es der anwachsenden europäischen Bevölkerung nicht möglich gewesen, auch solche Landstrecken in Anspruch zu nehmen, wie die sumpfigen Gegenden Slavoniens, welche der Fieberluft wegen früher gemieden wurden; ebenso unentbehrlich wurde es den Europäern, welche Handel und das Kolonisiren überseeischer Länder nöthigte, ausserhalb Europas ihren Aufenthalt zu nehmen. Mit der fortschreitenden Sicherheit im Gebrauche des Chinin brachten es die Aerzte dahin, wenn man erst den Charakter des örtlichen Wechselfieber näher kennen gelernt hatte, genau die Menge des Chinin und dessen Eintheilung in Einzelngaben zu berechnen, deren man bedarf, um dem Ausbruche jener Krankheit vorzubeugen oder sie zu heilen, falls sie durch Vernachlässigung ausgebrochen ist. Dabei sind die Gewichtsmengen in der Regel so gering,

dass man hinreichend viel, um einige hundert Menschen ein Jahr lang zu schützen, in der Tasche eines Rockes fortragen kann. Der Preis selbst dieser geringen Mengen ist wegen der Seltenheit des Rohmaterials und der Schwierigkeit der Darstellung noch ansehnlich hoch; der grosse Bedarf Russlands im jüngsten türkischen Kriege genügte, die Preise bedeutend zu steigern.

Unterm indischen Klima ist Chinin unentbehrlicher, unersetzlicher geworden als irgend ein anderes Arzneimittel; auf angestrengten Märschen in der heissen Jahreszeit durch ungesunde Striche rücken die Truppen Abends reihenweise zur „China-Parade“ aus. Als 1850/51 die bedeutende Ausfuhr von China-Rinde aus den südamerikanischen Staaten — aus Bolivia allein drei Millionen Pfund — und die ungeordnete Wirthschaft, welche überall in Südamerika bei der Ausbeutung der Chinabäume herrscht, die Besorgniss erregte, der Bezug dieses Heilmittels könne einmal gefährdet



Europäisches Bangalo.

werden, beauftragte die niederländische Regierung einen ausgezeichneten deutschen Botaniker, Dr. Hasskarl, zur Ueberführung lebender Cinchona-Pflanzen nach Java und als dieser Versuch unter grossen Schwierigkeiten, wobei Hasskarl auch mit der Eifersucht und den Verfolgungen der peruanischen Regierung zu kämpfen hatte, geglückt war, eiferte England dem holländischen Vorbilde nach und nach mancherlei Missgeschicken gelang Clemens Markham 1859/60 die Uebersiedelung nach Indien. Hauptproduktions-Gebiet wurden hier die Nilgiris. An sechs Orten sind Plantagen angelegt; die Setzlinge, meist von den Species Cinchona calisaya und C. succirubra, bedecken 500 Hektar, die zwei Millionen Bäume enthalten. 1872 wurde mit 7294 Pfund Rinde die erste Erndte gewonnen; 1878 betrug die Ausbeute bereits 138,808 Pfund und das auf die Anlagen verwendete Kapital rentirt nach Abzug der Bewirthschaftungskosten zu 28 1/2 Prozent, ungerechnet den Werth der Rinden, welche an Militärlazarethe abgegeben wurden. Zur Herstellung von Chinin wird die Rinde noch nach England geschickt, chemische Laboratorien hiezu fehlen in Indien.

Ueberhaupt hat sich die Privatindustrie weder mit Kultur noch den Präparaten aus den Rinden in dem Masse befasst, als erwartet worden war; dagegen hofft man es regierungsseitlich dahin zu bringen, überall an geeigneten Stellen in den Hügelländern Inner-Indiens Cinchona-Bäume zu pflanzen und diese Königin der Heilmittel auch dem ärmsten Indier zugänglich zu machen.

Was Puna und Mahabaleschwar für Bombay, das sind die Nilgiris für Madras. In der heissen Jahreszeit verlegt die Regierung der Präsidentschaft ihren Sitz hieher und zu den ständigen Ansiedlern europäischer Abkunft gesellen sich grosse Mengen von Sommerfrisch-Gästen. Am 1. September 1873 wird die 35 Kilometer lange Zweigbahn Koimbatur-Metapalliam (Höhe des Endpunktes über dem Meere 330 Meter) eröffnet und 1877 bewirbt sich Riggenbach, der Erbauer der Rigi-Bergbahn, um die Konzession zur Anlage einer Gebirgsbahn bis Kunur auf der mittleren Thalstufe mit späterer Fortzetzung bis Utakamand. Der Vorschlag ist noch Projekt, inzwischen wird die Höhe im Palki, im Tragstuhl oder zu Pferd genommen; auf dem ersten Anstiege geht auf einer Strecke von zehn Kilometer auf guter Chaussee der leichte Tonga-Wagen, höher hinauf hat es Schwierigkeiten, überall mit dem Wagen durchzukommen. Waaren werden auf Saumthieren verschafft. Diese Transportart bildete sonst die Regel in ganz Indien; den Getreide- und Salzhandel besorgten fast ausschliesslich die Bandschara, ein wanderndes Volk von 201,267 Mitgliedern, das mit wechselnden Namen vom Himâlaya bis zur Südspitze Indiens angetroffen wird und am dichtesten zu beiden Seiten des 78. Meridians sitzt. Es wohnen ihrer mehrere Tausende in den Distrikten am Fusse der Nilgiris; sie zogen sich auch in das Gebirge hinein, 51 wurden ihrer dort 1872 gezählt. Aeusseres und Wandergewohnheiten veranschaulichen ein Gruppenbild und eine Tafel. Bandschara, auch Brindschari gesprochen, bedeutet einen Händler, in Südindien heissen sie Lambadi; unter sich nennen sie sich Gohur, aber bei den Volkszählungen von 1868/72 gab keiner diesen Namen an. Die Herkunft dieses Völkchens ist ganz dunkel, sie selbst nennen Mewar (Udaipur) in Radschputana als ihre Heimat und betrachten sich als Râdschputs oder verlangen doch Anerkennung als bessere Kaste; den Foschern gelten sie als Reste eines der alten wandernden Hirtenvölker, welche die Arier in Indien vorfanden. Die Bandschara sind bis zur Stunde nicht sesshaft geworden, ihre Wohnung sind Zelte. Beide Geschlechter sind schlanke und kräftige Gestalten und zu schwerer Arbeit befähigt. Der Anzug der Männer ähnelt am meisten dem der Kameeltreiber Radschputanas: der Turban aus grobem Stoffe ist herausfordernd aufgesetzt, geschnittene Kleider, ein Wams und enge Hosen, die bis zu den Knieen reichen, schützen den Körper, eine Decke gewährt Schutz gegen Regen und dient Nachts als Decke. Kein Bandschara reist ohne Waffen; Lanze, Schild und lange Schwerter herrschen vor, die Flinten sind Luntenflinten. Der Frauenanzug ist gleichfalls abweichend von den sonstigen Landesgewohnheiten. Arm und Beine hängen dick von Ringen, am beliebtesten sind solche aus Horn; dicke Ketten von Kugeln und Fransen, an die auch Blumen befestigt werden, sind um den Hals gelegt. Der von Schmutz starrende Anzug ist durchweg aus dicken, warmen Stoffen gefertigt und mit groben Stichen zusammengenäht; das um den Kopf spitz gelegte Tuch reicht über den Rücken bis zu den Füssen herab. Diese Leute nennen sich Hindu, nehmen aber eine Zwischenstellung ein zwischen Hindu und Muselmann; von der Tscharan-Gruppe ist der Sikh Prophet Guru Nânak als oberster Geisterbeschwörer und geistlicher Führer verehrt Neben solchen Heiligen zollen sie höchste Verehrung dem Leitochsen, der an der Spitze der Karawane geht; grossen Einfluss besitzen ihre Bhat oder Astrologen und Geisterbeschwörer, zugleich Bewahrer der nationalen Lieder. Im höchsten Ansehen standen diese Leute sonst zur Zeit von Kriegen; noch im Beginne dieses Jahrhunderts versorgten sie in Süd-Indien die englischen Heere im Kriege gegen Tippu Sahib von Maissur und die Marâthen mit Lebensmitteln mit einer Pünktlichkeit, wie sie nur die beste Intendantur kennzeichnet. In den letzten Jahrzehnten, seit Anlage der Eisenbahnen, wurden die Bandschara auf den Hauptrouten durch ansässige Händler

und Unterkäufer verdrängt; sie ziehen zwar wie früher umher, kaufen Getreide auf, und nehmen als Rückfracht Salz, Baumwolle, Samen u. s. w.; aber nur in abgelegenen Gegenden ernährt der Handel den Mann noch; sie wurden zu Banden gleich unseren Zigeunern, pflegen wie diese die Wahrsagerei und nehmen zu Diebereien ihre Zuflucht, viele enden in Gefängnissen ihr Leben. Ihre Transportthiere sind Ochsen, ihr Lager heisst Tonga; wie theuer die Fracht mit solchen Leuten ist, zeigt, dass der Transport eines Waarenballens mit Saumthieren von Utakamand im oberen Nilgiri bis zum Fuss des Gebirges sich so hoch stellt, als von da bis Liverpool.

Hauptsitze der Europäer sind Kunur in 1918 Meter Höhe und in 20 Kilometer Entfernung davon Utakamand, 2263 Meter hoch am kleinen See im Mittelpunkte der Station. Kunur zählt 3058 Einwohner, Utakamand 9982, darunter 2362 Christen; beide Orte sind mit den Rechten einer Stadt ausgestattet und von ernannten Stadträthen verwaltet. Die Umlagen sind in beiden Orten gross und sind mit $3\frac{1}{2}$ Mark vom Kopfe der Bevölkerung höher als in der Hauptstadt Madras. Die Pensionspreise in den Hôtels betragen durchschnittlich 10 Mark im Tage ohne Getränke. Bei dem Dorfe Dschakatala, vier Kilometer von Kunur entfernt, liegt das Militair - Sanitarium Wellington mit vorzüglichen Baracken zur Unterbringung von 740 europäischen Soldaten und 134 Soldaten - Familien. Wellington und Utakamand liegen auf entgegengesetzten Seiten des 2632 Meter hohen Dodabetta, des höchsten Gipfels des Gebirges. Am Dodabetta treffen die Westmonsune mit jenen des Osten zusammen. Utakamand auf der Westseite des Gipfels gelegen, leidet unter übergrossem Regenfalle, Nebel lagern ständig im Thale so lange der Südwestmonsum weht; in Wellington ist dieser Wind nur mehr wenig fühlbar. Noch regenarmer ist das Gebirge weiter gegen Osten. Hier stand bei Dimhatti die älteste Invalidenstation, jetzt ist sie aufgelassen, dagegen erhob sich nahebei die Station Kotagiri und an ihr wird gerühmt, dass sie durch ihre Lage in geringerer Höhe Schutz vor den im höheren Utakamand geschwächten Naturen verderblichen rauhen Winden gewährt. Utakamand hat eine christliche Kirche seit 1831, die Wellington-Baracken datiren von 1854; in Keti, östlich von Utakamand, in einem reizenden Thale, erwarb sich die Baseler Missionsgesellschaft seit 1845 ein Heim. Das Randgebirge des Plateau gegen Westen bildet die Kunda-Kette; im Osten



Bandschara.

Ueberhaupt hat sich die Privatindustrie weder mit Kultur noch den Präparaten aus den Rinden in dem Masse befasst, als erwartet worden war; dagegen hofft man es regierungsseitlich dahin zu bringen, überall an geeigneten Stellen in den Hügelländern Inner-Indiens Cinchona-Bäume zu pflanzen und diese Königin der Heilmittel auch dem ärmsten Indier zugänglich zu machen.

Was Puna und Mahabaleschwar für Bombay, das sind die Nilgiris für Madras. In der heissen Jahreszeit verlegt die Regierung der Präsidentschaft ihren Sitz hieher und zu den ständigen Ansiedlern europäischer Abkunft gesellen sich grosse Mengen von Sommerfrisch-Gästen. Am 1. September 1873 wird die 35 Kilometer lange Zweigbahn Koimbatur-Metapalliam (Höhe des Endpunktes über dem Meere 330 Meter) eröffnet und 1877 bewirbt sich Riggenbach, der Erbauer der Rigi-Bergbahn, um die Konzession zur Anlage einer Gebirgsbahn bis Kunur auf der mittleren Thalstufe mit späterer Fortzetzung bis Utakamand. Der Vorschlag ist noch Projekt, inzwischen wird die Höhe im Palki, im Tragstuhl oder zu Pferd genommen; auf dem ersten Anstiege geht auf einer Strecke von zehn Kilometer auf guter Chaussee der leichte Tonga-Wagen, höher hinauf hat es Schwierigkeiten, überall mit dem Wagen durchzukommen. Waaren werden auf Saumthieren verschafft. Diese Transportart bildete sonst die Regel in ganz Indien; den Getreide- und Salzhandel besorgten fast ausschliesslich die Bandschara, ein wanderndes Volk von 201,267 Mitgliedern, das mit wechselnden Namen vom Himâlaya bis zur Südspitze Indiens angetroffen wird und am dichtesten zu beiden Seiten des 78. Meridians sitzt. Es wohnen ihrer mehrere Tausende in den Distrikten am Fusse der Nilgiris; sie zogen sich auch in das Gebirge hinein, 51 wurden ihrer dort 1872 gezählt. Aeusseres und Wandergewohnheiten veranschaulichen ein Gruppenbild und eine Tafel. Bandschara, auch Brindschari gesprochen, bedeutet einen Händler, in Südindien heissen sie Lambadi; unter sich nennen sie sich Gohur, aber bei den Volkszählungen von 1868/72 gab keiner diesen Namen an. Die Herkunft dieses Völkchens ist ganz dunkel, sie selbst nennen Mewar (Udaipur) in Radschputana als ihre Heimat und betrachten sich als Râdschputs oder verlangen doch Anerkennung als bessere Kaste; den Foschern gelten sie als Reste eines der alten wandernden Hirtenvölker, welche die Arier in Indien vorfanden. Die Bandschara sind bis zur Stunde nicht sesshaft geworden, ihre Wohnung sind Zelte. Beide Geschlechter sind schlanke und kräftige Gestalten und zu schwerer Arbeit befähigt. Der Anzug der Männer ähnelt am meisten dem der Kameeltreiber Radschputanas: der Turban aus grobem Stoffe ist herausfordernd aufgesetzt, geschnittene Kleider, ein Wams und enge Hosen, die bis zu den Knieen reichen, schützen den Körper, eine Decke gewährt Schutz gegen Regen und dient Nachts als Decke. Kein Bandschara reist ohne Waffen; Lanze, Schild und lange Schwerter herrschen vor, die Flinten sind Luntenflinten. Der Frauenanzug ist gleichfalls abweichend von den sonstigen Landesgewohnheiten. Arm und Beine hängen dick von Ringen, am beliebtesten sind solche aus Horn; dicke Ketten von Kugeln und Fransen, an die auch Blumen befestigt werden, sind um den Hals gelegt. Der von Schmutz starrende Anzug ist durchweg aus dicken, warmen Stoffen gefertigt und mit groben Stichen zusammengenäht; das um den Kopf spitz gelegte Tuch reicht über den Rücken bis zu den Füssen herab. Diese Leute nennen sich Hindu, nehmen aber eine Zwischenstellung ein zwischen Hindu und Muselmann; von der Tscharan-Gruppe ist der Sikh Prophet Guru Nânak als oberster Geisterbeschwörer und geistlicher Führer verehrt Neben solchen Heiligen zollen sie höchste Verehrung dem Leitochsen, der an der Spitze der Karawane geht; grossen Einfluss besitzen ihre Bhat oder Astrologen und Geisterbeschwörer, zugleich Bewahrer der nationalen Lieder. Im höchsten Ansehen standen diese Leute sonst zur Zeit von Kriegen; noch im Beginne dieses Jahrhunderts versorgten sie in Süd-Indien die englischen Heere im Kriege gegen Tippu Sahib von Maissur und die Marâthen mit Lebensmitteln mit einer Pünktlichkeit, wie sie nur die beste Intendantur kennzeichnet. In den letzten Jahrzehnten, seit Anlage der Eisenbahnen, wurden die Bandschara auf den Hauptrouten durch ansässige Händler

und Unterkäufer verdrängt; sie ziehen zwar wie früher umher, kaufen Getreide auf, und nehmen als Rückfracht Salz, Baumwolle, Samen u. s. w.; aber nur in abgelegenen Gegenden ernährt der Handel den Mann noch; sie wurden zu Banden gleich unseren Zigeunern, pflegen wie diese die Wahrsagerei und nehmen zu Diebereien ihre Zuflucht, viele enden in Gefängnissen ihr Leben. Ihre Transportthiere sind Ochsen, ihr Lager heisst Tonga; wie theuer die Fracht mit solchen Leuten ist, zeigt, dass der Transport eines Waarenballens mit Saumthieren von Utakamand im oberen Nilgiri bis zum Fuss des Gebirges sich so hoch stellt, als von da bis Liverpool.

Hauptsitze der Europäer sind Kunur in 1918 Meter Höhe und in 20 Kilometer Entfernung davon Utakamand, 2263 Meter hoch am kleinen See im Mittelpunkte der Station. Kunur zählt 3058 Einwohner, Utakamand 9982, darunter 2362 Christen; beide Orte sind mit den Rechten einer Stadt ausgestattet und von ernannten Stadträthen verwaltet. Die Umlagen sind in beiden Orten gross und sind mit 3½ Mark vom Kopfe der Bevölkerung höher als in der Hauptstadt Madras. Die Pensionspreise in den Hôtels betragen durchschnittlich 10 Mark im Tage ohne Getränke. Bei dem Dorfe Dschakatala, vier Kilometer von Kunur entfernt, liegt das Militair - Sanitarium Wellington mit vorzüglichen Baracken zur Unterbringung von 740 europäischen Soldaten und 134 Soldaten - Familien. Wellington und Utakamand liegen auf entgegensetzten Seiten des 2632 Meter hohen Dodabetta, des höchsten Gipfels des Gebirges. Am Dodabetta treffen die Westmonsune mit jenen des Osten zusammen. Utakamand auf der Westseite des Gipfels gelegen, leidet unter übergrossem Regenfalle, Nebel lagern ständig im Thale so lange der Südwestmonsum weht; in Wellington ist dieser Wind nur mehr wenig fühlbar. Noch regenarmer ist das Gebirge weiter gegen Osten. Hier stand bei Dimhatti die älteste Invalidenstation, jetzt ist sie aufgelassen, dagegen erhob sich nahebei die Station Kotagiri und an ihr wird gerühmt, dass sie durch ihre Lage in geringerer Höhe Schutz vor den im höheren Utakamand geschwächten Naturen verderblichen rauhen Winden gewährt. Utakamand hat eine christliche Kirche seit 1831, die Wellington-Baracken datiren von 1854; in Keti, östlich von Utakamand, in einem reizenden Thale, erwarb sich die Baseler Missionsgesellschaft seit 1845 ein Heim. Das Randgebirge des Plateau gegen Westen bildet die Kunda-Kette; im Osten



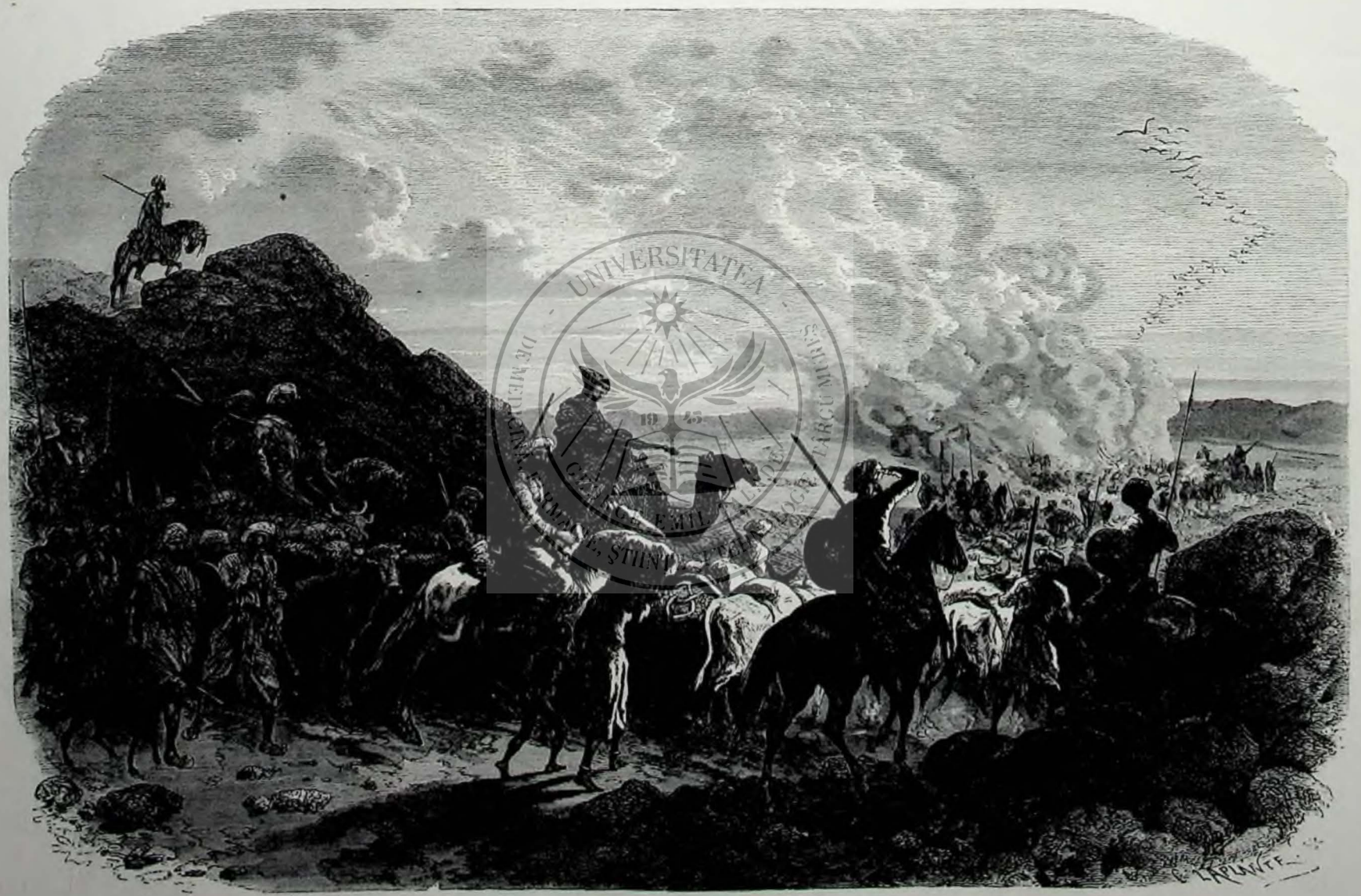
Bandschara.

vereinigt sie sich mit der Centralkette, welche das Gebirge in Nord-Südrichtung durchsetzt und im Dodabetta zum höchsten Gipfel der Nilgiris sich erhebt. Enge, tiefe Thäler ziehen von den Gipfeln zwischen den seitlichen Ausläufern herab und münden in das Hochthal im Inneren des Gebirges ein; zahlreiche Bäche entquellen diesen Seitenthälern und vereinigen sich zur Bhawani, dem Hauptflusse des Gebirges, der sich durch Granit und Gneiss seinen Weg bahnt und am Rande des Plateau seine Wasser in prächtigen Fällen zur Ebene hinabstürzt. Die Vegetation ist nicht tropisch, erinnert aber an den Süden von Europa; der Laubwald entbehrt der schönen Herbstinten unserer Waldungen durch das Nichtabfallen der Blätter. Der mächtige Teakbaum bildet nur in der regenreicheren Kunda-Kette Wald; Akazien in verschiedenen Arten herrschen vor, aus Australien ist der stattliche blaue Gummibaum angepflanzt worden, Eucalyptus globulus, mit lanzetförmigen, bläulich grünen zwischen dunkelgrünnen Blättern; sein Holz liefert den Eisenbahnen die dauerhaftesten Schwellen. Die Orange reift wild, Jasmin, Magnolien, Anemonen und 19 Arten von Orchideen bilden das Gestrüppe und stehen mit den hochstämmigen Bäumen parkähnlich zu Waldflecken zusammen. Hase und Stachelschwein sind Hauptwild und bringen den Pflanzungen Schaden; im Hochgebirge findet sich der Hirsch von der majestätischen Gattung des Elk oder des Cervus Rufus; in Dickichte sind Panther zahlreich, Tiger selten. Wasserfälle gibt es viele, die Katherina-Fälle eines Nebenflusses des Bhawani zwischen Kunur und Kotagiri, stürzen ihr Wasser an 90 Meter hoch herab. Durch Aufstauen der Wasser sind kleine Gebirgsseeen künstlich gebildet.

Von einer ganz neuen Seite lernt man die europäisch-indische Bevölkerung kennen durch den Besuch der zwei grossen öffentlichen Anstalten: des Civil-Gefängnisses für Europäer mit (1878) 150 Insassen und des Lawrence-Asyl, einer Erziehungs-Anstalt für Kinder von Soldaten und Civilisten europäischer Abkunft in niedrigen Stellungen, deren Gebäude im Thale von Utakamand acht Kilometer unterhalb davon in 2237 Meter Höhe liegen.

Die meisten Schilderungen aus Ostindien machen den Eindruck, dass der Europäer dort als alles vermögender, nichts sich entsagender Herrscher dahin lebe, umgeben von ungebildeten, in tiefster Unterwürfigkeit sich verneigenden Schaaren; aber Kundigen war schon längst bekannt, auch aus Regierungsakten war es wiederholt in die Oeffentlichkeit gedrungen, dass unter der weissen Bevölkerung geriebene Spitzbuben sich befinden, dass solche Landstreicher für die Europäer in besseren Stellungen keine geringere Belästigung sind als bei uns und dass beschäftigungslose Europäer der Regierung grosse Sorge machen. Jährlich geht eine grosse Zahl junger Leute nach Indien; sonst bestand die Hoffnung in Regierungsbureaux und in kaufmännischen Komptoirs Stellen zu erhalten; mit Ausdehnung des Eisenbahnnetzes und Anlage von Fabriken im Inneren des Landes erwartet auch der kleine Techniker und Vorarbeiter entsprechende Arbeitsgelegenheit zu finden. Die Mehrzahl kommt nach Indien mit hochgespannten Erwartungen[1]), von einem nicht geringen Selbstgefühle getragen und mit verächtlicher Gesinnung gegen die Eingeborenen; aber nur ein Theil entspricht den Anforderungen, welche das Comité des Hauses der Gemeinen in seinem Berichte vom 9. August 1853 über die Kolonisirung Indiens durch Europäer an Ankömmlinge stellt: „Jeder Engländer, der nach Indien geht, sollte sich seiner hohen Verantwortlichkeit bewusst sein, sowohl gegen diejenigen, denen er gebieten wird oder unter denen er zu leben gedenkt, als gegen sein Mutterland; seine Aufgabe ist es, die Eingeborenen jederzeit mit Eifer und durch eigenes Beispiel in Ausdauer, Gerechtigkeit und Entsagung zu befestigen.“ Waren früher die Fälle sehr

[1]) Mir selbst kamen seit Erscheinen dieses Werkes verschiedene Anfragen junger Leute mit geringer Vorbildung aus Deutschland und Oesterreich zu, ob dieser oder jener Industriebezirk bessere Aussichten biete; bald hatten die Schilderungen des Lebens der europäischen Indigo-Pflanzer in Behar von Archibald Forbes, bald die Nachrichten von der Entdeckung neuer Goldlager in Wainad, am Südwestabhange der Nilgiris, die Reiselust und den Glauben erweckt, dass der Glücksjagd in Ostindien von Deutschen noch zu wenig nachgegangen werde. Die Zahl aller Deutschen in Indien ist zu 14–1500 anzunehmen.



Bandschara Karawane.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ȘTIINȚE ȘI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREȘ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

vereinzelnt, dass ein Europäer vagabundirend herumzog und waren Angriffe auf das Eigenthum durch Europäer unerhörte Ereignisse, so nahm die Zahl dieser zudringlichen und lästigen Gäste inzwischen bedeutend zu. 1861 klagt der Polizei-Kommissär für die Reichshauptstadt Calcutta: „Als ich vor einigen Jahren mit Führung der städtischen Polizei betraut wurde, gab es wenige Europäer und Fremde ohne Beschäftigung, etliche warteten auf Anstellung und andere gab es haum. Jetzt gibt es Hunderte, die sich auf ihrer Profession ernähren wollen; einige arbeiten an der Eisenbahn, Andere fristen ihr Leben kümmerlich durch Bettel und kleinen Diebstahl; der beliebteste Erholungsplatz für Europäer, der Maidan, bedarf einer eigenen Ueberwachung gegen Räuber solcher Herkunft.“ In den Hauptseeplätzen bildeten sich Unterstützungs-Vereine zu dem Zwecke, die Rückwanderung solcher Ankömmlinge zu bewirken, 1869 wurde sodann ein 1874 revidirtes Gesetz erlassen, welches gestattet, beschäftigungslose Europäer, Amerikaner und Australier ohne Mittel wegen Landstreicherei zu bestrafen und in Arbeitshäusern unterzubringen.



Mitglieder der Lingaïten-Secte.

Bettel durch Europäer vollzieht sich in Indien unter ganz anderen Formen als in Europa. An die Eingeborenen wendet sich der dürftige Europäer nicht, sein Rassenstolz hält ihn davon ab, auch könnte auf nennenswerthen Ertrag nicht gerechnet werden, da an jeder Strassenecke ein Indier die Hand nach einer Gabe ausstreckt, ungleich erbarmungswürdiger als er selbst. Um bei Landsleuten mit Erfolg anzukommen, muss man sich mit anständigem Rocke versehen, der Mangels Besitzes geliehen, selbst gestohlen wird; auch muss der Mann selbst oder durch Freunde die Ursache seiner Leiden und Zweck seiner Bitte zu Papier bringen. Jeder Bittsteller bringt eine Menge Atteste und Briefe vor, und erbittet sich den Beitrag zu einem bestimmten Zwecke, zum Beginne eines kleinen Geschäftes, zur Fortsetzung der Reise bis zu einem gewissen Punkte und dgl. und versieht sich selbst mit Subscriptionslisten, aus denen der zum angegebenen Zwecke bereits zusammengetragene Betrag ersichtlich ist. Zuweilen ist wirklich Missgeschick und unerwartetes Siechthum die Ursache, dass der Mann so weit herabkam; solche Leute nehmen ein noch so bescheidenes Plätzchen dankbar an. Nicht wenige sind aber verdorbene Charaktere, zahlreich sind unter solchen Europäern Betrunkene; das Klima bringt es mit sich, schales Trinkwasser mit Cognak zu versetzen, aber nur zu leicht wird die Dosis geistiger Getränke immer grösser und diese bei Mässigung nicht unberechtigte, die Acclimatisirung fördernde Sitte macht schliesslich solche Leute zu Trunkenbolden. Die Arbeitshäuser (*Workhouses*) geben vacirenden Europäern Unterkommen, bis anderwärtige Arbeitsgelegenheit ausgemittelt oder die Lieferung auf ein Schiff zur Heimkehr möglich wird; viele sind bei Einlieferung bereits so weit gesunken, dass sie den verzweifelten Bettel unter einer sie anstaunenden fremden Bevölkerung geregelter Lebensweise vorziehen und entweichen; bei Anderen dauert es bis zu zwei Jahren, ehe die Verwaltung ihrer los wird. Am bevölkertsten ist das Arbeitshaus in Bombay mit jährlich mehr

als zweihundert Insassen. Kürzere Strafen wegen Verfehlungen gegen die Strafgesetze verbüssen die Europäer in den gewöhnlichen Gefängnissen unter Vorkehrungen, wie sie das Klima bedingt; für längere Freiheitsstrafen ist Utakamand Centralgefängniss. Im August 1861 bezogen, war das Gebäude 1878 mit 150 Sträflingen besetzt; im ganzen Reiche erleiden jährlich 5—600 Europäer Freiheitsstrafen.

Das nördlich an die Nilgiris anstossende Hügelland ist Hauptsitz der Lingaiten, Wira Saiwa. Im nördlichen Indien wurden die indischen Denker schon im ersten christlichen Jahrhundert mit den Lehren des Christenthums bekannt, Professor A. Weber in Berlin hat aus Sanskritwerken Beweisstellen der Ankunft von Missionären in Indien ausgezogen; aber dem südlichen Indien war es vorbehalten, gegen den Ausgang des christlichen Mittelalters den Brâhmanismus um eine religiöse Sekte zu bereichern, auf deren an das Monotheistische streifenden Verehrung des Gottes Siwa die Jahrhunderte lange Nachbarschaft aufstrebender christlicher Gemeinden nicht ohne Einfluss geblieben sein wird.[1])

Im Gebiete der kanaresischen Sprache, sohin Maissur, den Süden von Bombay und Theile von Haidarabad und Madras umfassend, war der Stolz der Brâhmanen mit ihrem Wissen nicht in Einklang geblieben. In der Stadt Kalyanî im Herzen von Dekhan, nördlich von Kulbarga, hielt ein Zweig der bereits bei Erwähnung der Ruinen von Kalyani, der Küstenstadt gleichen Namens, Bombay gegenüber, genannten Tschalukya-Könige Hof und bestieg 1156 Widschala den Thron. Sein erster Minister wurde Basawa. Mit dem Schatze des Fürsten erwies der Minister den kleinen Leuten grosse Wohlthaten und gewann sie für sich durch die ihnen eröffneten Aussichten für eine bessere Zukunft. Die Kastenunterschiede werden als eine Erfindung der Brâhmanen verpönt und Alle, die sich an dem von Basawa gebotenen Mahle betheiligten, veranlasst, gemeinsam aus den herumgereichten Schüsseln zu essen, aus Pfeifen gemeinsam Tabak zu rauchen. Alle Menschen sind gleich heilig und können zum Tempel Gottes werden; die Frau ist dem Manne ebenbürtig, so lange sie sich der Achtung nicht durch unsittlichen Lebenswandel unwerth macht Alle Hindu-Götter sind geringwerthig gegen den Gotte Siwa, auf den die ganze Götter-Verehrung übertragen wird. Dem Klerus wird nach buddhistischem Vorbilde die Richtung auf das Religiöse gegeben, Reiseprediger verkünden die neue Lehre. Nicht blos das Volk, auch Brâhmanen wandten sich dem neuen Propheten zu; der Erfolg erregte aber den Argwohn des Fürsten, eines Dschaina (S. 23.) und statt bekehrt zu werden, ergriff er Massregeln zur Vernichtung der neuen Sekte. Diese beschloss seinen Untergang; 1165 wird der König von Fanatikern ermordet und in einem Blutbade, das ein Seitenstück zur Pariser Bartholomäus-Nacht bildet, kommt der Sieg der Gegner zum Ausdrucke. An verschiedenen Orten Südindiens folgten ähnliche Massenmorde, Dschaina und die Reste der Buddhareligion (S. 62) werden am blutigsten verfolgt, in Madura begehen die Siwaiten noch heute eine Erinnerungsfeier an die damalige Pfählung der Buddhisten. Die mohammedanische Ueberschwemmung Indiens brachte im Dekhan den Streit um die Herrschaft zum Stehen und ersparte dem nördlichen Indien gleiche Aeusserungen fanatischen Religionshasses. Unter der englischen Herrschaft war gleichfalls kein Raum mehr für Bestrebungen, die auf gewaltsamen Umsturz ausgingen und diesen Einflüssen ist es zuzuschreiben, dass die Reinigung des Glaubens, wie sie die Lingaiten-Führer durchzusetzen hofften, über den ursprünglichen Heerd der Bewegung nur wenig hinausgriff.

Im Laufe der Jahrhunderte wurde der Sektenname zur Kastenbezeichnung und innerhalb der Sekte enstanden Abtheilungen mit Ansprüchen auf Vorrechte, auf deren Gewährung so strenge gesehen wird als unter andern Gläubigen; die Priester, Dschangam genannt, sind nicht weniger

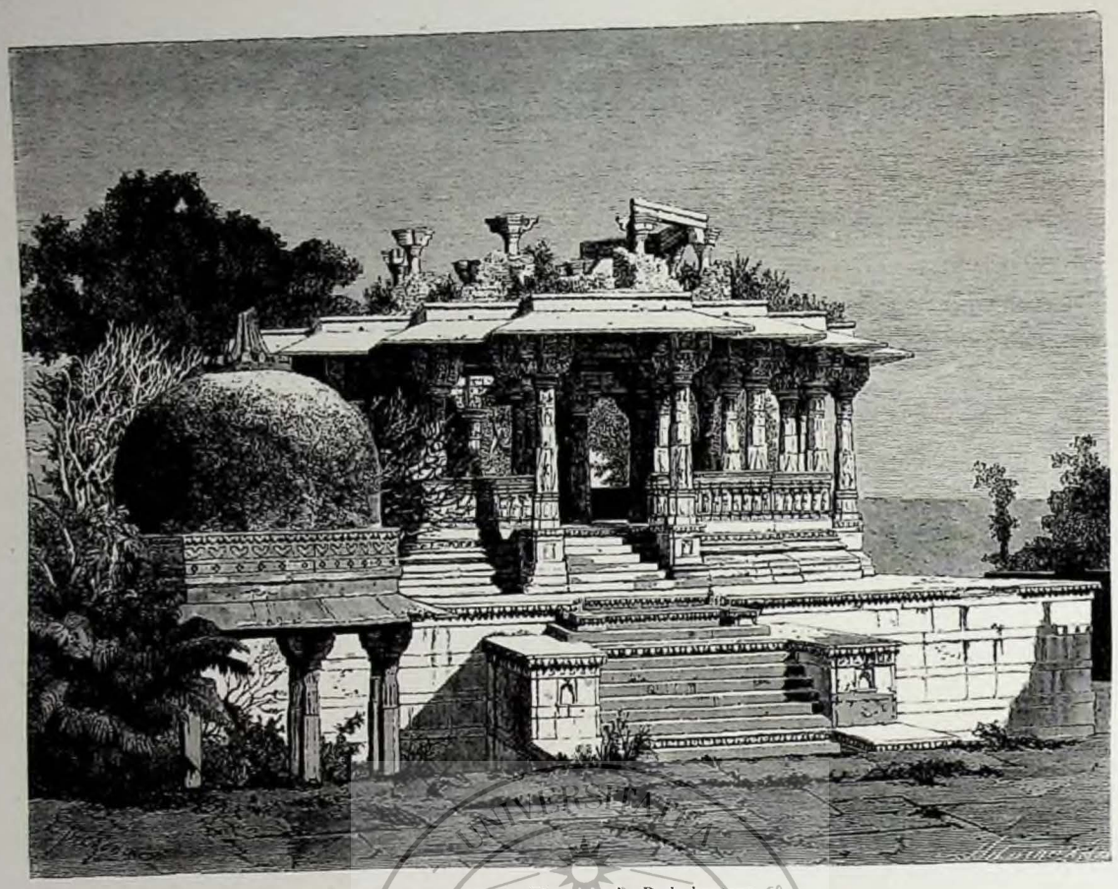
[1]) So C. P. Brown: On the Creed and Literature of the Jangams, Madras 1840, dessen Ausführungen in den amtlichen Madras Census Report (1875) aufgenommen sind.

hochmüthig und selbstsüchtig als die Brâhmanen. Den obersten Klerus bilden die Priester die nach einer Mönchsregel in Klöstern, Math, wohnen; man erkennt sie an einem Mal auf der Stirne von Wibhûti, der Asche von Kuhdünger, aufgetragen. Cölibat ist Regel, dann aber Verkehr mit einer Tempeldirne als Maitresse gestattet; doch finden sich auch verheirathete Familien zusammenlebend, wobei jedoch Weiber und Kinder allein speisen. Seinen Nachfolger im Klosterplatze bestimmt sich solcher Dschangam meist selbst durch Annahme eines in seine Stelle vorrückenden Schülers. Die Vorstände erheben Bussen vom Tragen des Lingam gegen die Vorschrift, von Ehebruch, wegen Uebertretung von Kastenbestimmungen und halten hierüber in schwierigen Fällen Sitzungen; Wiederverehelichung ist Männern wie Wittwen gegen eine Dispens-Abgabe gestattet. Zur Einhebung aller Abgaben machen die Oberen regelmässige Visitations-Reisen. Der gewöhnliche Klerus wohnt nicht in Klöstern und sucht sich seinen Unterhalt im Umherziehen; er trägt ein rothes Gewand, führt regelmässig einen kleinen Stier mit, das Reitthier seines Gottes Siwa und macht seine Anwesenheit durch Läuten mit einer Glocke kund; solche wandernde Priester gelangen bettelnd bis nach Hindostan. Der Laien-Lingaite ist ein ruhiger und fleissiger Arbeiter, aber unduldsam gegen die Brâhmanen der anderen Konfessionen; er enthält sich jeglichen Genusses wie berauschender Getränke und meidet den Dienst als Soldat, keine zweihundert dienen in der englischen Sipahi-Armee. Die Todten werden begraben, nicht verbrannt. Abzeichen ist das Büchschen, rund oder in Form eines Halbmondes aus Holz oder Metall, das an einer Schnur um den Hals hängt und das Linga (S. 25) enthält. Was dem Christen das Kreuz, dem andächtigen Katholiken die Marien-Medaille das ist dem Lingaiten das Linga, das Zeichen seiner Zugehörigigkeit zum Glauben seiner Väter. Verrichtet der Lingaite seine Andacht, so entnimmt er das Linga dem Behälter und stellt es vor sich hin; die ursprüngliche Bedeutung des Linga als Zeugungsglied des Gottes Siwa ist den Bekennern abhanden gekommen.

Bei der Volkszählung von 1872 schrieben sich in Südindien und dem Dekhan 1,702,230 Indier als Wira Saiwa, Lingadhari, Linga Banadschiga, Dchangam oder wie die Localbezeichnungen für Lingaiten heissen, ein. Am dichtesten sitzen Lingaiten in dem Streifen Hügelland, das sich an der Ostabdachung der West-Ghats zwischen den Flüssen Kistna im Norden, Kaweri im Süden in einer durchschnittlichen Breite von 150 Kilometer hinabzieht; in den drei Bombay-Distrikten Kaladgi, Belgaum und Dharwar drängen sich 967,724 Lingaiten zusammen; 417,900 gehören zu Maissur, 154,989 dem angrenzenden Madras zu, nur wenige Tausende vertheilen sich auf das mittlere Indien.



Eber und Panther.



Verfallenes Hindu-Fürstengrab, Radschputana.

NEUNTES CAPITEL.

Das Christenthum in Indien.

Kein anderes Gebiet Indiens ist mit der Geschichte des Christenthums so enge verknüpft als Madras und die Malabar-Küste; in nächster Nähe der Christen wohnen seit ältester Zeit, theilweise als ihre Vorläufer, Juden.

Nach der einheimischen Tradition landete Apostel Thomas, derselbe Jünger Christi, welcher am längsten an seiner Auferstehung zweifelte und dann zur Bezeugung seiner neu entbrannten Liebe zum Heilande keinen Weg zu beschwerlich, kein Land zu weit fand, im Jahre 52 nach Christi Geburt in Indien. Missionar Germann's gründliche Untersuchungen über die Kirche der Thomaschristen in Indien bestätigen die Ueberlieferung: der Apostel betrat indisches Land an der Indusmündung und wirkte zuerst im heutigen Pandschab unter den Dschats, ehe er sich im Süden ein dankbareres Arbeitsfeld suchte. Bis Kranganur an der Malabar-Küste, an der Grenze von Madras gegen den Küstenstaat Kotschin, brachte ihn das Schiff; hier an der See gründete der Apostel die ersten christlichen Gemeinden, bis vor Kurzem wurde bei Quilon eine jetzt von der See verschlungene Steinsäule gezeigt, welche der Apostel aufgerichtet habe. Auf der damals gangbarsten Handelsstrasse begab sich der Apostel in das Innere des Landes, errichtete in Nellakul hart unterm Hauptkamme des Gebirges eine in dieser Zeit wichtige Zwischenstation im Handel der Westküste mit Madura, jetzt

wieder ein Dorf und nahebei ein Hauptsammelplatz der wilden Elefantenheerden, eine Gemeinde, überstieg das Gebirge und drang bis zur Ostküste vor. In Mailapur, jetzt der kleine Sankt Thomas-Berg genannt (Little Mount), im Weichbilde der Hauptstadt Madras und mit ihr durch die 374 Meter lange steinerne Marmalong-Brücke von 29 Bogen (Mamill-Amma, Mutter der Mango-Bäume) verbunden, siedelte sich der Apostel an und soll hier über ein Jahrzehent gewirkt haben; während er auf dem genannten Hügel im Gebete lag, traf ihn von Ungefähr der Pfeil eines Jägers. Im dritten Jahrhunderte erfolgte die Ueberführung seiner Gebeine nach Edessa, dem heutigen Orfa am Euphrat. Die Sage hat sich der Einzelnheiten bemächtigt, die Ueberlieferungen stimmen in Nebendingen nicht zusammen; aber Angesichts der Thatsache, dass Küste und politische Zustände von Koromandel den römischen Schriftstellern bekannt waren und dass ein reger römischer Handel mit Südindien durch zahlreiche Funde von Münzen aus der ersten Kaiserzeit erwiesen ist, erscheint es durchaus möglich, das ein christlicher Sendbote im ersten Jahrhunderte Südindien besuchte; auch die Hartnäckigkeit, mit welcher die Christen aller Zeiten am kleinen Thomas-Berge hängen, ist ein Beweis, dass sich dort für die indische Christenheit wichtige Ereignisse zugetragen haben müssen.



Syrische Kirche zu Karingatscheri.

Pantänus, der gelehrte Vorsteher der Schule der Gläubigen zu Alexandrien, war der erste Fremde, der nach dem Apostel Thomas in Indien das Evangelium wieder verkündete; er landete um das Jahr 200 in der Gegend des heutigen Bombay und predigte in Gudscharat wie am Indus. Die Manichäer suchten mit den indischen Christen gleichfalls Berührung und der Name Manigrama in der ältesten Urkunde einer Landschenkung an Christen ist ein Hauptbeweis für die Annahme, dass Manes selbst, der Gründer dieser Lehre, welcher hiefür 274 unter dem persischen Sassaniden - Könige Bahram I. grausam hingerichtet wurde, in Indien wirkte, denn die Deutung des Namens als Dorf des Manes passt besser, wie als „Edelstein-Dorf"; eine bedeutende Rolle können aber die Manichäer in Indien nicht gespielt haben. Ebensowenig Erfolg hatten die Bestrebungen, die Indier dem Arianismus zu gewinnen. Die Gesandtschaft, welche dahin vom Kaiser Konstantin 338 unter Theophilus, einem Indier von der jetzt portugiesischen Insel Diu an der Südküste von Gudscharat, zu dem Zwecke abgeordnet wurde, das Gewicht des Arianismus um die indischen Gemeinden zu verstärken, hatte unter den Gegenanstrengungen des Bischofes in Edessa keinen Erfolg; sie ist aber ein Beweis, dass die indischen Gemeinden damals an Zahl wie Bedeutung erheblich waren und dass der Prälat, der als „Johannes, Bischof von Persien und Grosindien" seinen Namen als der letzte in der Reihe unter das Protokoll über das Konzil von Nicaea (325) setzte, dort wirklich einen Jurisdiktionsbezirk hatte, wenn er auch seine Diöcese uoch nie gesehen haben mag.

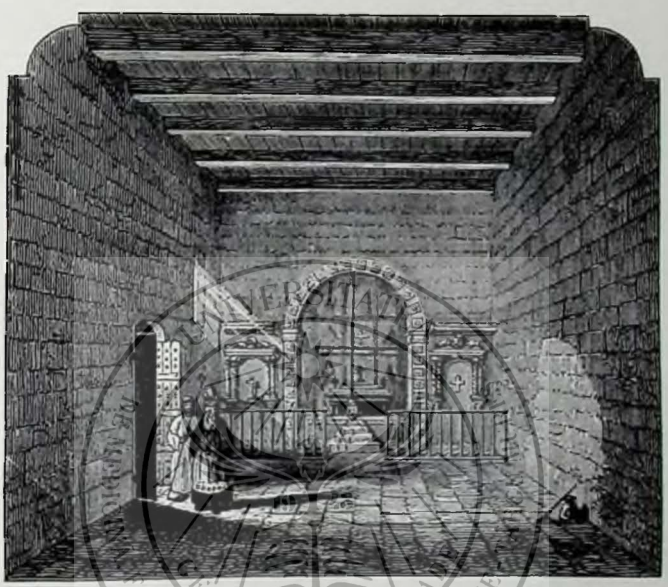
Der erste in Indien residirende Bischof ist Italoho (Ahatalla). Im Jahre 345 nach der gewöhnlichen Tradition — die Jubiläumsschrift der Regierung von Trawankor zur Feier des am 14. August 1874 abgelaufenen Jahrhunderts der dortigen Zeitrechnung nennt das Jahr 350 — führte der Kaufmann Thomas von Jerusalem im Auftrage des Bischofs Eustathius von Edessa eine Kolonie Syrer nach Indien über und liess sich mit ihnen an der Malabar-Küste bei demselben

Kranganur nieder, wo auch Apostel Thomas Südindien zuerst betreten hatte. Mar Thomas, wie der Kaufmann von nun an in den malabarischen Annalen heisst, war ein vorzüglicher Verwalter; er wusste sich zu den eingeborenen Fürsten zu stellen, hatte dabei volles Verständniss für die Eigenheiten der indischen Bevölkerung und hiedurch gelang es ihm, der Kirche für alle Zeiten eine feste Verfassung zu geben; auf ihn wird die in der Folge überaus wichtig werdende Bestimmung zurückgeführt, dass die zweite kirchliche Würde nach dem, fremdem Lande entstammten, Bischofe einem Eingeborenen als Archidiakon zustehe und dass diese Würde entsprechend den Anschauungen der Indier für Aemter-Vererbung jederzeit in der Familie der Palakommatta vererbe, welche die Tradition als die erste von Apostel Thomas bekehrte Brâhmanen-Familie nennt. Waren die christlichen Kirchen bisher nach Art der Hindu-Pagoden gebaut, so wird jetzt ein eigener Kirchenstil eingeführt, Kirchensprache und Liturgie werden syrisch und blieben es bis auf den heutigen Tag. Diese Neuerungen hatten zwar eine Spaltung der alten und neuen Christen zu Folge, welche nie ganz verschwand und nach Mar Thomas' Tode dem Bestande der Kirche sogar gefährlich zu werden drohte; vor dem Untergange rettete sie aber, dass sich über Arabien und Persien schon sehr frühe christliche Sektirer, um den Verfolgungen zu entgehen, denen sie in ihrer Heimat ausgesetzt waren, nach Südindien, dem goldreichen Ophir der Bibel, wandten, dessen Lage durch Lassens gründliche Untersuchungen endgiltig zu Gunsten Indiens festgestellt und durch die Entdeckungen in Südostafrika nicht nach Transvaal verlegt werden kann. Insbesondere ist es der Lebenskraft der nestorianischen Kirche zu danken, dass Malabar die syrische Religion behielt und seine christlichen Gemeinden eine ungeahnte Ausdehnung nahmen.

Die Nestorianer nennen sich nach Nestorius, dem Patriarchen von Konstantinopel, finden vor den Verfolgungen im römischen Reiche in Persien eine Zuflucht und gewinnen nach der Synode von Seleucia (498) die Sassaniden-Könige zu Beschützern; nach der Kirchensprache wird die persische Kirche auch die chaldäische genannt. Ihre Verbreitung nach Südindien wird durch eigenthümliche Inschriften auf Kreuzen und auf Privilegientafeln bezeugt, die in Pehlewi-Schriftzügen geschrieben sind. Pehlewi war die Reichssprache Persiens während der Herrschaft der Sassaniden (226—640 nach Christus) und erhielt sich nach dem Sturze dieser Dynastie noch mehrere Jahrhunderte lang. In Südindien finden sich nun vom öfter genannten Kranganur hinüber bis Sankt Thome bei Madras in vielen Kirchen, auf Steinen erhaben ausgemeisselt, alterthümliche Kreuze, gleicharmig wie die Mauritius-Kreuze von Savoyen, die Enden mit denselben Verzierungen versehen wie diese; über dem Kreuze schwebt ein Vogel, der mit dem Schnabel die Kreuzesspitze berührt, es ist die Taube, das Symbol des heiligen Geistes. Rund um diese Kreuze sind Buchstaben eingeschrieben. Unter dem Glaubenseifer der Portugiesen wurden viele dieser Kreuze zerstört, einige sind jedoch vorzüglich erhalten, darunter das Kreuz in der Wallfahrts-Kirche auf dem grossen Thomas-Berge bei Madras. Die Inschrift auf diesem Kreuze spottete den Uebersetzungsversuchen aller Brâhmanen, die sich schliesslich mit einer ganz willkürlichen Auslegung halfen, um ihre Unwissenheit nicht eingestehen zu müssen. Der englische Richter Burnell und der deutsche Gelehrte Haug stellten sodann den Charakter der Schrift fest, Haug wies aus den Schriftzügen nach, dass die Inschrift aus dem achten Jahrhundert datirt und zum Inhalte die Worte hat: „Wer an den Messias glaubt und an Gott in der Höhe und auch an den heiligen Geist, der ist in der Gnade dessen, der den Kreuzesschmerz getragen." Weil in diesen Worten die Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater vorausgesetzt ist, so kann die Formel dieser Inschrift nicht vor dem 4. Jahrhunderte entstanden sein, denn die Feststellung dieses Dogma datirt erst vom Konzil in Nicaea; den Nestorianern ist sie zuzuschreiben, weil diese bekanntlich sehr scharf zwischen der göttlichen und menschlichen Natur Christi unterschieden und eine solche Sonderung sich bei näherer Betrachtung auch aus unserer Kreuzes-Umschrift ergibt: der Messias wird unterschieden vom Träger des Kreuzesschmerzes.

Bemerkenswerth ist noch, dass dem heiligen Geiste ein niedrigerer Rang zugewiesen ist als den beiden anderen göttlichen Personen und dieses durch Einfügung des Wörtchens „auch“ angedeutet wird.

Die römisch-katholischen Missionäre, die im Beginne des 14. Jahrhunderts im südlichen Indien als Etappe nach China eine ständige Mission errichteten und sie festhielten, bis mit dem Vordringen der türkisch-tartarischen Horden dem Handel wie den Missionären die Wege nach Südasien verlegt wurden, trafen die dortigen Christen im Besitze von Ländereien, dem Erhebungsrechte von Zöllen und gesellschaftlich geachtet; in Alt-Tamil, das der Deutsche Grundert zuerst entzifferte, wurden diese Rechte 825 auf Erz eingegraben und durch Zeugschaften in kufischer, hebräischer und altpersischer Schrift wie Sprache bekräftigt. 1498 machte die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch Vasco de Gama's Landung in Kalikat, dem vom ostafrikanischen Hafen Melinde an indische Christen zu Lootsen dienten, die Besetzung des Landweges nach Indien durch mohammedanische Eroberer verschmerzen.



Syrische Bischofskirche zu Kottayam.

Die Portugiesen waren erstaunt, in Südindien, am dichtesten auf den Küsten von Malabar und Koromandel, auf reich bevölkerte Christengemeinden zu stossen; es soll damals 200,000 Christen in ca. 1500 Kirchspielen gegeben haben. Zwischen den älteren Christen und den neuen Ankömmlingen hielt der religiöse Frieden, dem Erstere das Wohlwollen der indischen Fürsten dankten, noch einige Zeit an, hört aber auf mit Ankunft der Jesuiten und Errichtung eines Jesuiten-Seminars des heiligen Glaubens (1541) in Goa, das später Universität genannt, von Eingeborenen stark besucht wurde und das Verdienst beanspruchen kann, zuerst in den Sprachen Konkani und Tamil religiöse Traktate wie Lehrbücher in römischen Buchstaben nach einem ausgezeichneten Transcriptionssysteme gedruckt zu haben. Ein anderer Mittelpunkt jesuitischer Gelehrsamkeit wurde das Dorf Ambalakadda bei dem bereits genannten Kranganur; die letztere Kirche wurde wohl in der Absicht, das Vertrauen der Christen nach syrischem Ritus zu gewinnen, 1550 dem heiligen Thomas geweiht. Portugal lieh den Jesuiten seine Macht; aber trotz der Inquisition von Goa wollte es nicht gelingen, die Herrschaft des Papstes unter den alten Christengemeinden aufzurichten. Ein volles Jahrhundert behaupteten die indischen Christen gegen Intriguen und Gewaltthätigkeiten ihre Selbständigkeit; da nimmt mit dem stolzen Titel Primas des Ostens Aleixo de Menezes den erzbischöflichen Stuhl in Goa ein und dieser bringt es im Juni 1599 auf der Synode zu Udiamper (Diamper) dahin, dass drei Viertheile der nestorianischen Christen sich der römischen Kirche anschlossen und den lateinischen Ritus annahmen. Bittere Verfolgung trifft die Anhänger an den alten Glauben; ihren Priestern wird die Gelegenheit entzogen sich fortzubilden, sie werden so unwissend wie die Laien und dieser bemächtigt sich Gleichgiltigkeit; in den Simultankirchen war keine Spur von der Eifersüchtelei anzutreffen, welche sonst die herrschende Gemeinde über die geduldete an den Tag legt.

Im Jahre 1664 hatten es die Römischen auf 84 Gemeinden gebracht, nur 32 der altsyrischen Gemeinden hielten sich von der Union mit Rom ferne; da ändert sich das Verhältniss. 1653 tritt

der einheimische Diakonus aus der Familie der Palakomatta als leitende Persönlichkeit auf, die Erklärungen auf dem Konzil zu Diamper werden als erzwungen und unfreiwillig abgegeben erklärt und verworfen; es zeigte sich damals, wie wiederholt in der Gegenwart, dass die Christen der altsyrischen Gemeinden, ob mit Rom unirt oder unabhängig, unter sich viel enger verbunden sind als mit den Fremden, höher als die Konfession steht die Volksgemeinschaft. Zur Verstärkung seiner Autorität gegen die Verfolger scheint der Archidiakon sich vom Patriarchen, der sich von Antiochien nennt und in der türkischen Provinz Bagdad in Mardin nordwestlich von Mosul am Tigris, oder genauer im Kloster Saphran bei Mardin residirt und seit langer Zeit bei der Weihe stets den Namen Ignatius annimmt, einen Bischof erbeten zu haben. 1665 landet als solcher in Malabar Mar Gregorius und nun vollzieht sich innerhalb der Christengemeinde der Syrer unvermuthet ein Konfessionswechsel: aus Nestorianern werden Jakobiten. Die Hauptdogmen der neuen Lehre sind: es gibt in Christo nur eine Natur, die göttliche; der heilige Geist geht vom Vater, nicht vom Sohne aus; die Seelen werden nach dem Tode nicht im Fegefeuer gereinigt; das Abendmahl ist mit gesäuertem Brode zu feiern. Nestorius wird als Ketzer erklärt, die antiochenische Kirche dagegen als Haupt und Mutter des Erdkreises[1]); der celebrirende Priester legt die Casula an, nicht das Pluviale, wie die Römisch-Katholischen.

Mit dem Frieden vom 29. Dezember 1662 zwischen den holländischen Generalstaaten und Portugal ist die Macht der Portugiesen in Indien für immer gebrochen und der Gewaltpolitik, von welcher sich die Jesuiten gegen die syrischen Christen hatten leiten lassen, ein Ende gemacht. 1788 wird England leitende Macht. Die mit Rom unirten Christen sind zeitweise in hellem Aufstande gegen ihre geistlichen Führer, die seit 1656 Karmeliter sind, bei den Jakobiten dagegen erhält der einheimische Archidiakon die Leitung der Kirche und die Stellung eines nationalen Bischofs.

Nach den Volkszählungen von 1872 übersteigt die Gesammtzahl aller Christen an der Malabar-Küste 600,000; davon sind 64,000 mit Rom unirt, nicht ganz 400,000 unabhängige Jakobiten; die protestantischen Missionäre zählen sich 20,300 Anhänger zu, die katholischen die zehnfache Zahl. In den beiden Reichen Kotschin (601,114 Einwohner) und Trawankor (2,311,379 Unterthanen) ist jeder fünfte Einwohner ein Christ, während die Zahl der Christen im römischen Reiche beim Uebertritte des Kaisers Konstantin auf den zehnten Theil berechnet ist. Diesem Zahlenverhältnisse entspricht die sociale Stellung. Der Christ gilt dort gleich im Range den Brâhmanen, und die Verachtung, mit welcher sie gewisse dienende Volksklassen als Sclaven behandeln und von Annahme des Christenthums abhalten, zog ihnen von Missionären verdienten Tadel zu. Ihren Unterhalt verdienen sie in Landbau und als Kaufleute, im Handel sind sie wegen ihrer Rechtschaffenheit geschätzt. Eine Folge des Jahrhunderte langen Druckes ist es, dass Wohlhabende jegliches Aufsehen vermeiden, in Trawankor sind sie gelegentlich noch heute Erpressungen durch Unterbeamte des Hinduglaubens ausgesetzt. Die Christen bilden keine eigene Gemeinden; sie nennen sich gleich den Christen in Kurdistan Nazarani, d. i. Nazarener; die Hindu fügten verächtlich bei Mophla (Mapilla), Name einer einflussreichen mohammedanischen Sekte an der Malabarküste und bei der Volkszählung von Madras wurden sie seitens der Zähler als mohammedanische Christen eingetragen. Die Priester heissen Kassanar (aus dem syrischen Quasis, Presbiter, und dem malabarischen Nair gebildet, einen angesehenen Mann bezeichnend), die Diakone Schamschana. „Syrischer Metropolit von Malabar“ ist die Anrede des einheimischen Bischofs, welche Stelle seit 1844 Mar Athanasius bekleidet, ein Mitglied der alten Familie Palakomatta; wie alle syrischen Priester lässt er den Bart wachsen, sein Portrait mit Bischofsmütze und Krummstab ziert die nächste Seite.

[1]) Die Gesammtzahl aller Jakobiten entspricht nicht dieser pomphaften Bezeichnung; die Kirche hat ausser Indien nur mehr in Mesopotamien Anhänger und zählt hier höchstens 100,000 Seelen.



Moschee Arhai-din-ka-Dschhopra, Adschmir.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Früher waren alle Priester unverheirathet. Nicht dienstliche Vorschriften, sondern die geringen Einkünfte hatten zum Cölibat genöthigt; als zu den Einnahmen aus Stolgefällen unter den Bemühungen der englischen Aufsichtsbehörden Dotationen kamen, fand die Anregung zu heiraten bereitwillig Annahme, gegenwärtig ist ein ganz erheblicher Prozentsatz der Dorf-Geistlichen verheiratet und damit das Aergerniss aus dem Wege geräumt, das sie bis dahin der Gemeinde durch ausschweifenden Lebenswandel gegeben hatten. Für bessere Heranbildung des Klerus sorgt ein Priesterseminar, Dorfschulen (1878 bereits mit 27,000 Schülern) machen Schulkenntnisse zum Gemeingut der Jugend. Sehr wichtig ist, dass in Gebeten an Stelle der syrischen Sprache, welche den Laien unverständlich ist, immer mehr Malayalim,[1]) die Landessprache, tritt; dagegen eifert Mar Athanasius aus nahe liegenden Gründen gegen das Verlangen der englischen Missionäre, den ganzen Gottesdienst in der Landessprache zu halten, mit völliger Beseitigung des Syrischen.

Den syrisch-indischen Baustyl kennzeichnen abhängende Dächer, zugespitzte und grosse Fenster, dicke Mauern; die Balken des Daches, dem Auge sichtbar, sind mit Zierrath versehen. Die Kirchenglocken werden in den Giessereien des Landes hergestellt und hängen nicht in Thürmen; der Klang der Abends in den Thälern wiederhallenden Bet-Glocken versetzt auf Augenblick in christliche Länder. Das Innere veranschaulicht die Bischofs-Kirche zu Kottayam. Die Kirche ist klein und eher einer Kapelle zu vergleichen, die geräumigeren Landeskirchen wurden jedoch Ende des vorigen Jahrhunderts auf Befehl des mohammedanischen Fürsten von Maissur, Tippu Sahib, eingeäschert. Sonst war der Altar mit einem Bilde abgeschlossen, ebenso zierten Bilder die Wände; Komposition wie Ausführung waren gleich schlecht und sollten Furcht vor den Strafen der Hölle erregen. Da sah man das jüngste Gericht: ein Engel wiegt die Seelen ab, Satan in Menschengestalt, schwarz und mit Schwanz und Hörnern, führt die zu leicht befundenen in die Hölle ab; über dem Höllenfeuer werden kleine Gestalten, ungetauft verstorbene Kinder darstellend, eher geräuchert denn gebraten. Diese Kleksereien sind seit einigen Jahrzehnten entfernt, das Kreuz ist einziger Altarschmuck. Vor den Altar kann ein Vorhang gezogen werden, hinter welchem der Priester gewisse Ceremonien ungesehen von der Menge vorbereitet; Anzünden von Weihrauch, wie er in den dortigen Wäldern wächst, Klingeln und Erheben der Hostie sind dem römischen Gottesdienste entlehnt; eigen dagegen dem Gottesdienste und zu erhöhter Andacht stimmend sind häufige Pausen zu stillem Gebete. Das Abendmahl wird in zweierlei Gestalt genommen, der Wein aber nicht getrunken, sondern das Brot in den vom Diakon gehaltenen Kelch eingetaucht und so ausgetheilt; die römische Transsubstationslehre wird verworfen und lediglich eine Gedächtnissfeier damit verknüpft. Der Täufling wird so reichlich mit Wasser übergossen, dass es dem früher üblichen Untertauchen fast gleichkommt; das Kind wird durch einen Pathen vertreten.

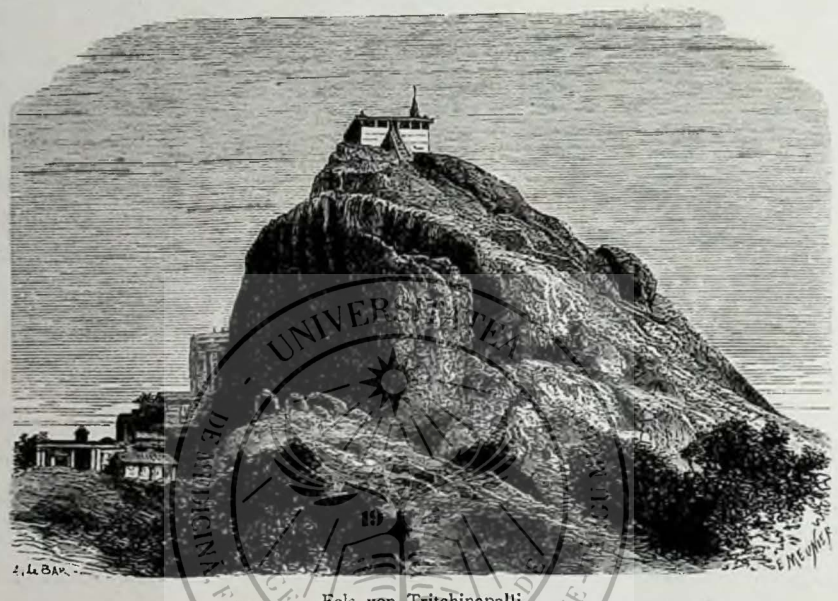


Metropolit Mar Athanasius.

Bei der Armuth seiner Anhänger in der asiatischen Türkei musste der antiochenische Patriarch darauf bedacht sein, aus der malabarischen Kirchenprovinz Gelder zu erhalten; das Mittel hierzu waren jederzeit die Gebühren für Ordinirung und Anerkennung der in der Seelsorge

[1]) Der in Ungarn geborene Jesuit Johann Ernst Hanxleden, in Malabar gestorben am 20. März 1732, verfasste in Malayalim vorzügliche Gedichte christlichen Inhaltes; seine Geschichte der heiligen Genoveva in Versen bildet dort noch heute ein Volksbuch.

thätigen Geistlichen aller Grade. Gingen die Geldsendungen aus Malabar nicht reichlich genug ein, so galt dies bei den Patriarchen, die von Indiens Schätzen sehr hohe Meinungen haben, als Beweis der Untreue des indischen Metropoliten; es wurde seine Absetzung dekretirt und ein Nachfolger geschickt, 1848 waren gleichzeitig fünf solcher Würdenträger in Malabar. Die dortigen Regierungen erkannten keinen dieser Abgesandten als rechtmässigen Bischof an; ein 1857 dahin geschickter Konkurrent wird mit Depesche des Directoriums der damaligen ostindischen Kompagnie vom 13. Mai 1857 ausgewiesen und es als Sache der indischen Christen erklärt, ob sie künftig Würdenträger anerkennen wollen, die vom Patriarchen von Antiochien gesandt werden. 1866 wählt sich sodann Mar Athanasius einen Nachfolger aus der berühmten Palakommatta-Familie. Diese Zeichen des Abfalls machten den Patriarchen von Antiochien um seinen Einfluss in Malabar besorgt; Ignatius, angeblich der 141. in der Reihe dieser Bischöfe, geht 1874 zur Vertheidigung seiner Anrechte auf die syrischen Christen in Malabar nach England und von da im Juli 1875 nach Indien. Seine in der Geschichte des indischen Christenthums unerhörte Landung musste in Malabar Verwirrung hervorbringen.



Fels von Tritchinapalli.

Fast in derselben Zeit macht der Oberhirt der mit Rom unirten Syrer, der Patriarch von Bagdad, Anstrengungen, dem päpstlichen Prälaten in Malabar die Jurisdiction durch einen eigenen Bischof zu entreissen. Uebermässige Strenge des apostolischen Vicars zu Verapoli, oberhalb Kotschin an der inneren Küste des hinter diesem Seeplatze sich ausbreitenden Binnenwassers, scheint den indischen Anhängern der römisch-chaldäischen Kirche den Wunsch nahegelegt zu haben, unter eigenen Bischöfen in gleicher Weise zu erstarken, wie dies den unabhängigen Syrern unter Mar Athanasius gelungen war. 1856 ging zu diesem Zwecke eine Gesandtschaft nach Bagdad ab, aber alle seither von dort gesandten Bischöfe stifteten Unheil statt Besserung. Beim Konzil von Rom will der Patriarch von Bagdad päpstliche Zugeständnisse über die malabarischen Syrer erhalten haben, wie es heisst um den Preis der Annahme des Infallibitätsdogma; als aber 1875 Bischof Mellus mit Bestallung von Bagdad auf Malabar landet, schleudert der päpstliche Vicar die grosse Excommunication gegen den Ankömmling.

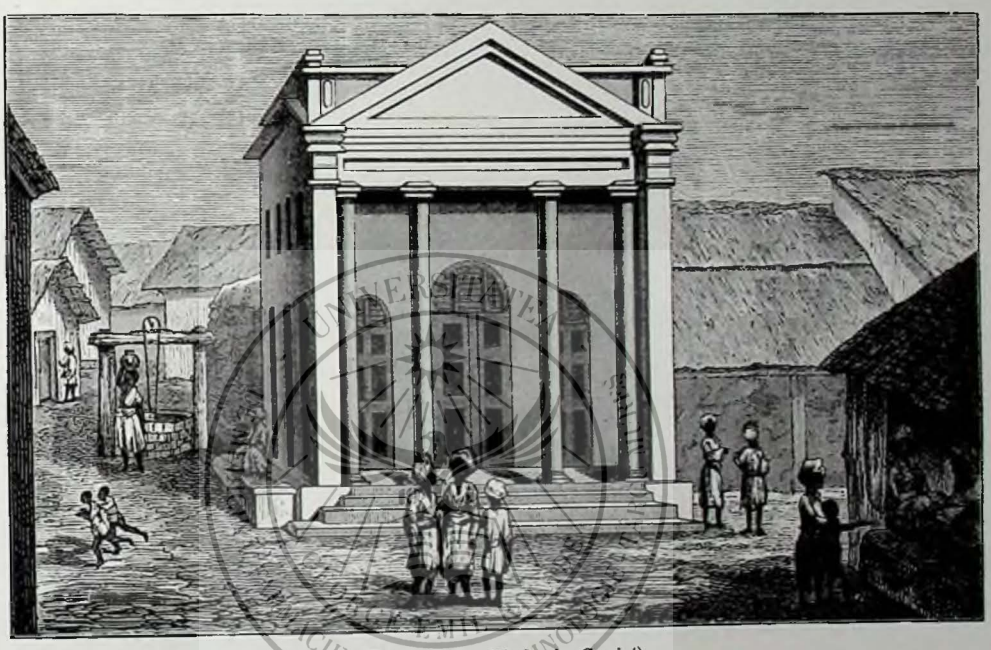
Proklamationen der Regierungen von Trawankor und Kotschin, in deren Ländern von den Prätendenten beider Konfessionen der Streit über die besseren Anrechte ausgetragen werden soll, verweisen die sich bekämpfenden Prälaten an die Gerichte und noch steht der Entscheid aus. Richtig bemerkt der englische diplomatische Agent in Kotschin: „Es ist ein Unglück für die Christen dieser Küste, dass weit entfernte und keiner Macht verantwortliche Kirchenobere fortfahren, von Zeit zu Zeit Würdenträger zur Uebernahme der geistlichen Gewalt an die Malabarküste zu entsenden, welche weder das Volk und seine Wünsche kennen, noch mit genau umschriebenen Vollmachten ausgestattet sind.“ Bisher hat der Streit über das Kirchenregiment nur die traurige Wirkung gehabt, eine christliche Sekte von sehr verderblicher Richtung entstehen zu lassen, die „Sechs-Jahr-Leute,“ welche sich 1875 gründete und mit diesem Namen belegt wird, weil sie auf Mai 1881 die zweite



Gärten in Tritschinapalli, im Hintergrunde eine Moschee.


UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Ankunft Christi der sündigen Welt voraus sagt. Das öffentliche Beten und Predigen ganz junger Bursche, das Vorgeben von Offenbarungen und das bedenkliche Spiel der Erweckung, die sich in grosser körperlicher Erregtheit, in heftigen Schlägen auf die Brust und in lautem Stöhnen äussert, das die Stimme des Vorbeters übertönt, sagt dem Charakter des Indiers zu sehr zu, um der Sekte nicht Anhänger zuzuführen. Einen beredten Vertreter findet sie in Justus Joseph, einem Geistlichen der anglikanischen Kirche, der mit seiner ganzen Familie und allen Brâhmanen übertritt, aus deren Bekehrung zum Christenthum er vorher so viel Wesens gemacht hatte; eine „göttliche Proclamation" nach der anderen in der in Trivandrum in Malayalim erscheinenden Zeitung verkündet die gewordene Offenbarung und fordert zur Busse auf. — Nur in Selbständigmachung unter eigenen Bischöfen kann das Heil der indisch-chaldäischen Christenheit liegen, der Thomaschristen, wie sie nach dem Wirken des gleichnamigen Apostels unter ihnen von den Bearbeitern der Kirchen-Geschichte genannt sind.



Evangelische Kirche in Gutti. [1])

Unter den katholischen Priestern war der erfolgreichste aller je in Indien thätigen Missionare der als Heiliger erklärte Jesuitenpriester Franz Xaver; er predigte zwischen 1542 und 1552 von Goa hinab bis Kap Komorin, fuhr hinüber nach Java und bis zum fernen Japan und von solcher Wirkung war die Arbeit dieses bedeutenden Mannes, dass 1,200,000 Asiaten dem Christenthume zugeführt wurden. Sein Leichnam ruht in Goa und seinen Reliquien wird von den indischen Katholiken grösste Verehrung gezollt. Nur dreimal seit einem Jahrhunderte (1782, 1859, und 1878, jeweils am dritten Dezember) wurde der gläubigen Menge das Schaugepränge der Sargeröffnung und der Vorzeigung der kostbaren Reliquie geboten; aus allen Theilen Indiens nahmen zu diesen Zeiten katholische Pilger ihren Weg nach Goa.

Was Sankt Franz Xaver unter den katholischen Sendboten wurde, das wurde der Deutsche Christian Friedrich Schwartz aus Sonnenburg im Regierungsbezirke Frankfurt a. O. für die protestantischen Missionäre. 1750 landet Schwartz in Trankebar an der Koromandel-Küste, südlich von Madras; 1778 siedelt er ins Innere des Landes nach Tandschor über, erhält hier vom Fürsten die Erziehung seines Sohnes übertragen und leistet der englischen Regierung im Kriege gegen Tippu Sahib wesentliche Dienste. Auf dem Missionsfelde ist das Hauptverdienst von Schwartz,

[1]) Gutti an der Madras-Bombay-Eisenbahn, vor Abzweigung der Bahn nach Belary (Ballari), hat 6730 Einwohner und ist Station der Wesleyaner-Mission.

dass er im Gebiete des Protestantismus das Christenthum vom Kastenunwesen säuberte, welches die katholischen Missionäre geduldet hatten. Auf der Synode von Diamper eifert zwar Erzbischof Menezes noch gegen das Beibehalten der Brâhmanenschnur seitens Christen aus dieser Kaste, aber wenige Jahre später findet das „Accomodationssystem" Annahme, wie es 1606 für die Jesuitenmission in Madura (südlich von Tandschor, Präsidentschaft Madras) Robert de Nobili entworfen hatte. Der Hindu, lehrt Nobili, wird mit Annahme des Christenthums kein Franke, gibt weder seine Kaste noch seine Sitten auf; er darf fortfahren auf der Stirne ein Sektenzeichen aufzutragen und die Mission entwirft eine Weiheformel für das dazu gebrauchte Material; die Christen sollen abgesondert wohnen. Dem entgegen gibt Schwartz die Loosung aus, der indische Christ habe im bürgerlichen Leben keine Sonderstellung einzunehmen, er gehe seiner bisherigen Beschäftigung nach und bleibe im Dorfe wohnen; es sei Aufgabe der Missionen, auf Aufhebung aller die niederen Kasten drückenden Beschränkungen hinzuwirken, die Kleiderverbote und äusseren Kastenabzeichen zu beseitigen. Nach diesen Grundsätzen der alten Halle'schen Schule handeln alle neueren lutherischen Missionäre in Südindien.

Die englisch-ostindische Handelskompagnie war niemals eine Förderin christlicher Missionsbestrebungen. Im ganzen vorigen Jahrhunderte deckte die Missionäre nur die dänische Flagge; Serampur nördlich von Kalkutta und das bereits genannte Trankebar waren damals Hauptsitze europäischer Missionsgesellschaften. Die englischen Faktoreien hatten den strengsten Auftrag, die religiösen Vorurtheile der Landesherren, welche die Niederlassung gestattet hatten, nicht zu verletzen; den Kirchen wurde jeglicher Schmuck geweigert, der Kapläne hatte sich der Handelsgeist bemächtigt, welcher die erste Zeit der englischen Herrschaft kennzeichnet; so wird aus Surat 1774 geklagt, dass die Geistlichen, wenn sie aus Anlass von Familienereignissen in die damals an der Küste von Konkan gegründeten Zweigniederlassungen gerufen wurden, die Koffer mit Waaren füllen und den Amtsgang als Geschäftsreise ausnützen. 1793 erlöschen die Privilegien der ostindischen Kompagnie und in der neuen Charte sollte seitens der Kompagnie die Verpflichtung übernommen werden, für religiösen Fortschritt unter den indischen Völkern thätig zu sein; die Direktoren bekämpften diese Klausel als thöricht und ungerechtfertigt und 1813 erneuert, fiel der Vorschlag noch einmal durch. General-Gouverneur Earl of Minto (1807—13) verwies acht Missionäre des Landes und weigerte den von den Missionen in der dänischen Besitzung Serampur erbetenen Zuschuss zu ihren Bibelübersetzungen; dasselbe thaten seine Nachfolger bis 1855, ein Erlass vom Mai 1847 verbot den Beamten sogar den Beitritt und jegliche Förderung der Zwecke von Missions- und Bibelvereinen. In dem 1833 der ostindischen Kompagnie auf's Neue ertheilten Freibrief war bereits allen Konfessionen freie Religionsübung zugesichert, aber das Wort Christenthum findet sich in Erlassen an die indischen Völker zum erstenmale in der Proklamation vom 1. November 1858, mit welcher die jetzige Kaiserin Victoria den indischen Fürsten und Völkern die Uebernahme der Regierung ihres Nebenreiches Indien von der Ostindischen Kompagnie verkündet; „Selbst fest Mich stützend auf die Wahrheiten des Christenthums, erkenne Ich mit Dank die Tröstungen der Religion an, lehne aber die Berechtigung wie die Absicht ab, Unsere Ueberzeugungen irgend einem Unserer indischen Unterthanen aufzudrängen. Wir erklären es als Unseren königlichen Willen, dass Niemand um seines Glaubens willen bevorzugt oder bedrückt werde, dass vielmehr Alle desselben unpartheiischen Schutzes sich erfreuen; Wir tragen allen unseren Behörden bei Strafe Unserer Allerhöchsten Ungnade auf, sich jeder Einmischung in die religiösen Anschauungen Unserer Unterthanen zu enthalten." Am 23. Juli 1859 wird sodann eingeschärft, in amtlichen Schreiben den Hinduismus nicht als Heidenthum zu bezeichnen.

Die Generale, welche nach Niederwerfung des Sipahi-Aufstandes von 1857/58 über die Neuorganisation der Armee berathen, warnen eindringlich vor Proselyten-Macherei zu Gunsten des

Christenthums: „Wir gehen sicherem Untergange entgegen, wenn wir versuchen mit roher Gewalt zu herrschen oder wenn wir uns zum Schirmherrn von christlichen Priestern, Bischöfen und Missionären hergeben.“ Im Pandschab wurde 1860 auf Vorschlag des nachmaligen Vicekönigs Sir John Lawrence gestattet, dass jeder Schul-Bibliothek eine Bibelübersetzung einverleibt werde. Vergeblich petitioniren die Missionäre um Ausdehnung dieser Anordnung. Ein Jahrzehnt später wird im Pandschab selbst in einem Sikh-Regimente, in welchem das Christenthum bereits 1854 Eingang gefunden hatte, jeder christliche Gottesdienst innerhalb der Kaserne untersagt, weil in einem Falle beim Uebertritte eines Soldatenkindes zum Protestantismus Zwang behauptet worden war. Wo immer der Leichenkondukt eines eingeborenen Christen zu Störungen der öffentlichen Ordnung führen kann, wird die Prozession zu einem Umwege genöthigt; eine christliche Predigt auf der Strasse, welche Hindus und noch Moslims gestattet ist, wird in Bombay untersagt. England ist in Toleranz unerreicht von jeder anderen christlichen Regierung[1]) und dennoch zweifelt der Indier an der Aufrichtigkeit der Absichten der Regierung!



Weisse Juden aus Kotschin, Malabarküste.

Diesem Verhalten entsprechen die Erfolge. 31 protestantische Missionsvereine von Europa und Amerika wirken in Indien mit rund 600 Missionären und an tausend Geistliche der englischen und der katholischen Kirche predigen in Garnisonen und Stationen der Europäer, aber nach den Ergebnissen der Volkszählungen von 1868/1872 erzielte hundertjährige Lehrthätigkeit noch nicht die Zahl von 700 Tausend Christen[2])! Von dieser Summe, in welche die Malabar-Christen nicht eingeschlossen sind, entfallen fünf Sechstheile oder 533,760 eingeborene Christen auf die Präsidentschaft Madras, hier sind allein in den drei Küstenprovinzen Tinnevelli, Madura und Tandschor 223,778 Hindus zu Christen geworden; in Tinnevelli war es, wo am 10. December 1875 13,000 Christen dem Prinzen von Wales huldigten. Vier fünftel dieser 700,000 indischen Christen sind Katholiken; jährlich ist jedoch seit

[1]) Im französischen Indien müssen die Sipahi-Regimenter, gleichviel welchem Glauben die Soldaten angehören, an den hohen Festtagen der katholischen Kirche bei Prozessionen Spalier bilden und dem Hochamte im Dome anwohnen.

[2]) Die Ziffern in Missionsberichten sind höher, weil hier auch die „Anhänger“ oder Besucher christlicher Gottesdienste mitgezählt werden; in Lakhnau (Hindostan) war deren Zahl auf 250 geschätzt, in die Zählungsbogen liess sich aber kein einziger als Christ eintragen.

den letzten Jahrzehnten ein höherer Prozentsatz von Protestanten zu verzeichnen und trotz der grossen Hilfsmittel der katholischen Kirche, ihrer Einigkeit im Dogma und ihrer das Auge bestechenden Gebräuche scheint die Zukunft dem durch die englische Landeskirche getragenen Protestantismus zu gehören. Die Verschiedenheit in den Glaubenssätzen unter den protestantischen Kirchen stört weniger als man häufig annimmt; das Land hat durch seine Ausdehnung Raum für alle Bestrebungen. Nachdenkender macht den Indier die Lauheit der Europäer im Kirchenbesuch, der selbst unter Engländern nur in der kühlen Jahreszeit regelmässig stattfindet und die Kürze ihrer Andachten, die das Klima fordert. Bis jetzt haben sich nur die untersten Schichten der Hindu-Bevölkerung dem Christenthume zugewendet. Eine Zählung in Madras nach der früheren Kaste ergab, dass in den genannten drei Distrikten mit der dichtesten christlichen Bevölkerung nur sechs Brâhmanen übergetreten waren. In Südkanara an der Malabar-Küste erscheint der bedeutende Posten von 3604 Brâhmanen, aber die dortigen Brâhmanen unterscheiden sich von ihren Standesgenossen im übrigen Indien dadurch, dass sie sich zum Pudschari oder Dorfpriester hergeben; es darf nicht wundern, dass der geldgierige Pudschari nachfällt, wenn mit Mehrung der Taufen die Umzüge seltener und die Almosen spärlicher werden. So ferne wie Brâhmanen halten sich die Moslims, nur 22 Mohammedaner sind in ganz Südindien zu Christen geworden. — Gegen den einfachen und vernunftgemässen Monotheismus des Islam oder die Verehrung von Wischnu und seiner Verkörperungen als Erlöser von der Pein des Daseins, wie sie in Hindostan vorherrscht, kämpfen die Missionäre vergeblich an; Erfolge sind dagegen zu verzeichnen, wo sich wie unter den Siwaiten Südindiens oder unter den rohen Waldbewohnern Centralindiens der ganze religiöse Glaube in Furcht vor der Rache der erzürnten Dorfgottheit zusammenfassen lässt.

Der Werth der christlichen Missionsthätigkeit darf nicht bloss nach den Ziffern der Bekehrungen beurtheilt werden. Ueberall, wo Missionäre in Thätigkeit treten, kommt eine Dorfschule in Gang und wird der erste Schritt aus barbarischen Anschauungen zur Civilisation vermittelt. Sodann ist das Christenthum auf die Entwickelung der indischen Philosophie und die innere Reform der brâhmanischen Religionen durch die Gesellschaft der Anbetenden (Brahma Samadsch) nicht ohne Einfluss geblieben. Nach menschlicher Voraussicht muss jedoch der Weg, auf welchem das Christenthum dereinst in ganz Indien seinen Einzug halten soll, durch die Arbeit indischer Reformatoren verbreitert werden, sonst wird selbst die wenig hoffnungsvolle Schätzung, dass die Missionen in das 20. christliche Jahrhundert mit einer Million eingeborener Christen eintreten werden, nicht sich bewähren.

Noch ältere Bekenner einer ausser Indien entstandenen Religion als die Christen sind die Juden an der Westküste Indiens, von Bombay hinab bis nach Trawankor. Bei der englischen Sucht, überall Reste der in die assyrische Gefangenschaft abgeführten zehn Stämme Israels zu sehen, waren die ersten Nachrichten über diese Juden mit grosser Vorsicht aufgenommen worden; für die indischen Juden wird sich aber die Berechtigung dieser Zuweisung nicht ganz absprechen lassen.

Nachkommen der ersten Ankömmlinge israelitischen Glaubens sind die Beni-Israel genannten Judengemeinden von 2600 Seelen in Konkan, Bombay gegenüber. Nach ihrer Tradition sollen sie vor 16 Jahrhunderten eingewandert sein. Diese unbestimmte Zeitangabe lässt sich an keinerlei geschichtliches Ereigniss anschliessen; wird sie als Erinnerung an weit zurückliegende Zeit gefasst und das Abhandenkommen des rechten Gesetzes als Beweis sehr langer Vereinsamung genommen, so liegt nichts im Wege, das Ereigniss um einige Jahrhunderte höher anzusetzen und in die Zeit der babylonischen Gefangenschaft hinaufzurücken. Diese Beni-Israel haben keine Thora, nur ein Drittheil feiert Sabath und Passah; die Anrede „Jude“ betrachten sie als Schimpf, alle führen einen Hindu-Hauptnamen und einen jüdischen als Nebennamen; die Männer beachten die Beschneidung,

aber Todtenfeier und Polygamie ist von den Hindus angenommen, eine Haarlocke über jedem Ohre einziges Abzeichen. Die Verehrung Jehovahs wurde sonst allgemein mit einer an Götzendienst streifenden Opferung an Steine und Bäume verbunden; neuerdings, unter christlicher Einwirkung, halten die Gemeindeältesten strenger auf Beachtung des mosaischen Gesetzes. Die Beschäftigung dieser Juden ist Ackerbau und Oelbereitung; sie lieben den Soldatenberuf, 250 dienen in der Bombay-Sipahi-Armee.

Weniger lange sind Juden in Malabar ansässig. Ihre eigenen Ueberlieferungen lassen sie im Jahre 70 der christlichen Zeitrechnung nach der zweiten Zerstörung Jerusalems einwandern; 369 erfolgte ein grösserer Nachschub, eine dritte Masseneinwanderung 489. Die Niederlassung erfolgte jedesmal bei Kranganur. Der malabarische König überliess den Ankömmlingen ein Gebiet von etlichen Quadrat-Kilometern; die Schenkungsurkunde, eine Privilegientafel in Erz, welche sie zum Erweise alter Rechte noch heute vorzeigen, ist aber durch die neuere Kritik als an Christen ergangen erwiesen. Im 5. Jahrhundert entspann sich innerhalb der Gemeinde Streit, in den sich der Landesherr einmischte und dabei der Souveränität in ihrem Gebiete ein Ende machte. Im 17. Jahrhundert erleiden die Juden schwere Verfolgungen durch die Mohammedaner; nach Kotschin übergesiedelt, werden sie in dem folgenden Jahrhunderte von den portugiesischen Gewalthabern bedrückt, erst unter der englischen Oberhoheit traf sie kein herbes Geschick mehr und gehen sie in Frieden ihren Geschäften nach. — Einzelne sind Männer von bedeutendem Vermögen und umfangreichen Grundbesitzungen.

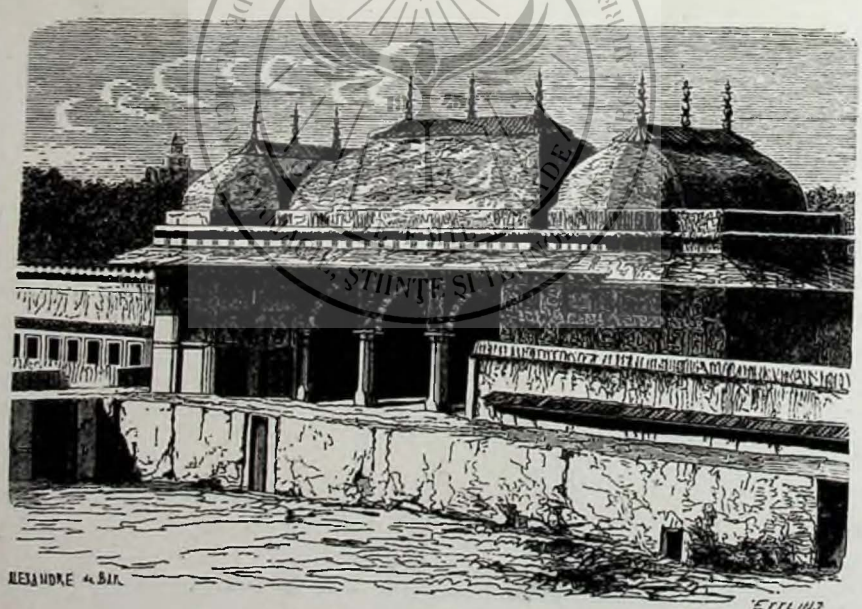


Frauen weisser Juden aus Kotschin, Malabarküste.

Den alten Gemeinden schlossen sich von Zeit zu Zeit Ankömmlinge aus Judengemeinden in anderen Ländern an, die vom Wohlstande ihrer indischen Brüder gehört hatten; ein Jude Benjamin aus Tudela in Spanien kommt 1160 von einer Reise dorthin zurück und fand unter seinen Religionsgenossen neben weissen Juden andere „so schwarz wie die Eingeborenen, aber beide anhänglich an das mosaische Gesetz, lauter und rechtschaffen.“ Dies ist die älteste beglaubigte Nachricht von der Spaltung der dortigen Juden in zwei, im Aeusseren sich unterscheidende Lager; nach der einheimischen Tradition hatte sich der Streit im fünften Jahrhunderte darum gedreht, dass die damals schon an Zahl überlegenen schwarzen Juden die Ehe mit den weissen Juden

verlangt hätten; mit Hilfe des Landesherrn hätten die weissen Juden sich der schwarzen erwehrt. Es wurde viel gestritten, ob die schwarze Farbe den Einflüssen des Klima zuzuschreiben sei oder ob sich die weisse Farbe durch Heirat unter Weissen und durch steten Zuzug erhalten habe. Gegenwärtig lassen sich Väter weisser Judenmädchen Schwiegersöhne aus Syrien oder Persien kommen, wenn es in der Gemeinde an jungen Männern reiner Farbe fehlt und da für die Vergangenheit gleich ununterbrochener Verkehr mit ausserindischen Gemeinden nachzuweisen ist, so kann die Reinerhaltung der weissen Rasse nur in Erneuerung des Blutes durch Zuzug erreicht worden sein (vergl. S. 52). In Kotschin, einer für den Aussenhandel so wichtigen Stadt, dass das deutsche Reich dort einen Konsul unterhält, bilden die weissen Juden mit zwei Synagogen die Mehrheit; sonst wiegen schwarze Juden vor, im Aeusseren den Hindus gleich. Wir bringen nach Photographien zwei Gruppen dieser weissen Juden.

Verschieden von den Beni-Israel, besitzt auf Malabar jede israelitische Gemeinde, welcher Farbe ihre Mitglieder seien, hebräische Drucke und Handschriften; ihre Synagogen bewahren alte Manuscripte auf Pergament und Ziegenfelle geschrieben. Der kostbarste Schatz, eine Abschrift der Thora in rabbinischen oder Jerusalems-Charakteren auf einer Lederrolle aus 37 rothgefärbten Ziegenfellen von 12,5 Meter Länge und einer altjüdischen Elle in der Breite — Leviticus und der grösste Theil der Deuteronomium sind abgerissen — ist in der Universitätsbibliothek zu Cambridge in England geborgen und ergab bei Vergleichung nur geringe Abweichungen von dem in Europa gedrucktem Texte.

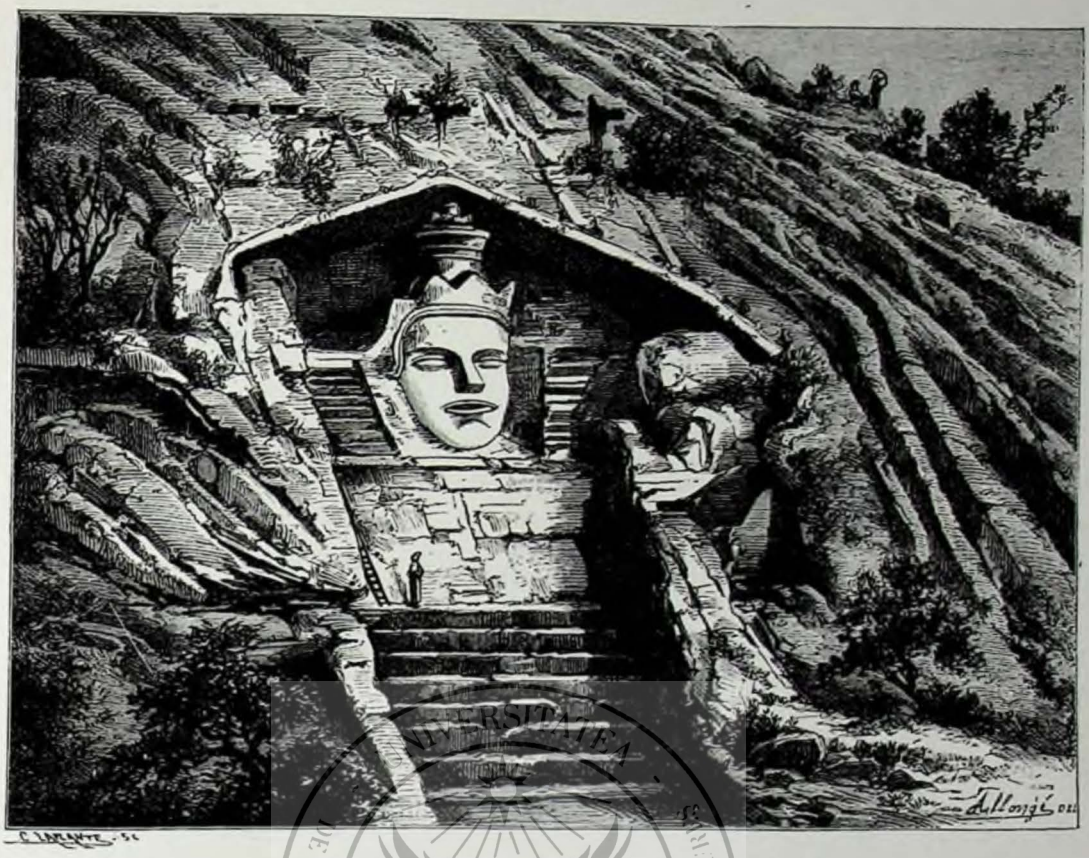


Gartenmauer des Palastes zu Dschaipur, Radschputana.



Ringkämpfer mit Schlagring, Baroda.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE



Berg Mandar mit Göttermaske in Behar, Nordbengalen.

ZEHNTES CAPITEL.

Die Religion der Hindus.

Von jeder anderen Weltreligion unterscheidet sich die Religion der Hindus in zwei Punkten: sie nennt als ihre Quelle keine Offenbarung von Seite der Gottheit an einen bevorzugten Menschen, sondern ist das Werk der Theologen; sodann fehlt ein Oberhaupt über das Ganze wie über die, nationalen Kirchen zu vergleichenden, leitenden religiösen Genossenschaften, welche in auftauchenden Zweifeln und Sonderbildungen die Führung übernehmen.

Dem Ankömmlinge in Indien fallen sofort in die Augen die bald rothen, bald weissen Striche auf der Stirne der Hindus aus der Asche von Kuhdünger oder aus kalkhaltigem Thon, dessen Beischaffung aus Gudscharat einen gewinnbringenden Handel bildet. Alle Hindu-Büsser und Kleriker, auf der Halbinsel und im südlichen Indien auch die Laien, erneuern täglich das bestimmte Abzeichen ihrer Sekte; die Striche sind wagerecht wenn die Inhaber den Siwaiten sich zurechnen, senkrecht bei den Wischnuiten; ein Kreis bildet das Kennzeichen der Sâktas, der dritten grossen brâhmanischen Konfession. Die Sikh-Regimenter aus dem vorherrschend mohammedanischen Pandschab, welche 1857/58 zur Niederwerfung des Sipahi-Aufstandes aus ihren Standquartieren bis in das südliche, fast ganz von Hindus bevölkerte Dekhan vorrückten, legten ihren Landsleuten den Namen Mathâ Din bei „den Glauben an der

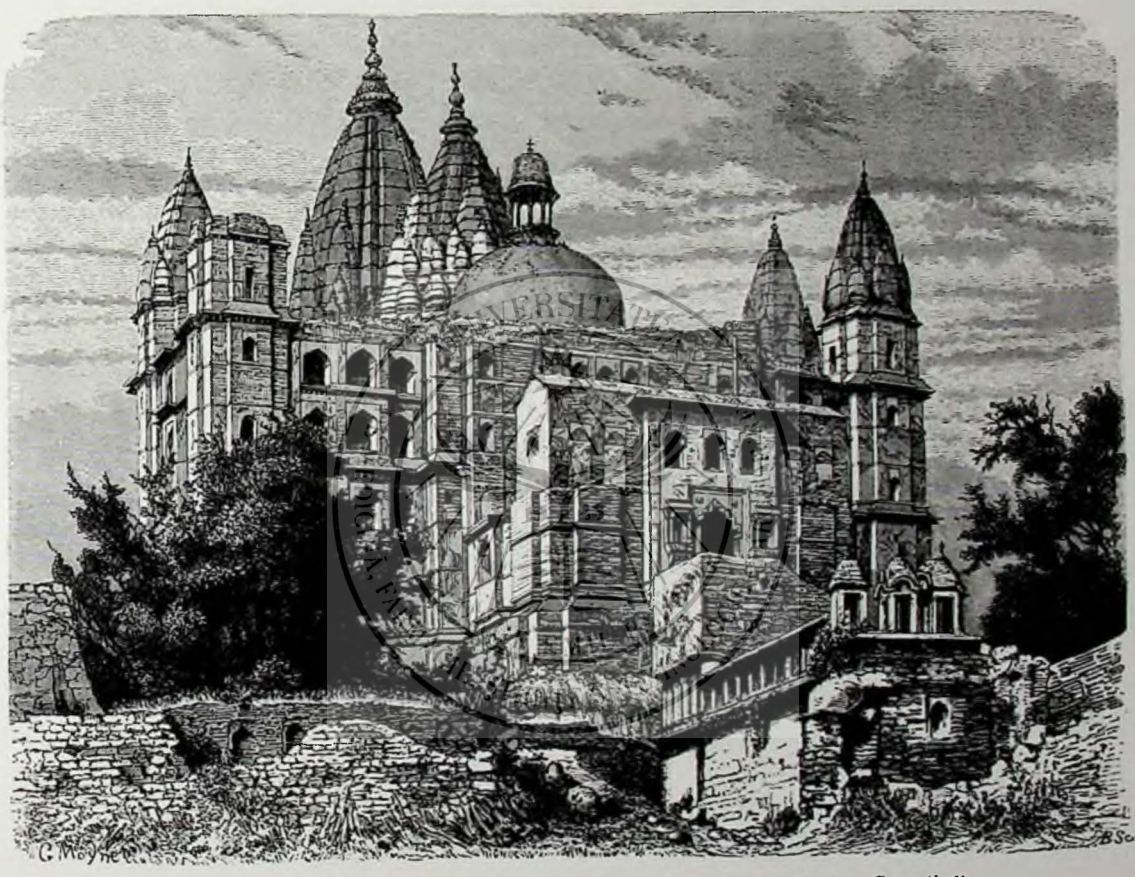
Stirne tragend," und thatsächlich kennt der gewöhnliche Hindu von seiner Religion nicht viel mehr als diese Unterschiede im Zeichen. Mag Name und Hauptgott der Sekte sein, welcher er wolle, die Religion der Volksklassen ist kein Kultus der klassischen Gottheiten des Hindu-Götterhimmels mehr, sondern ist in höherem Grade als andere Weltreligionen zu bezeichnen als eine in grassestem Aberglauben befangene, gläubige Verehrung jeder als Aeusserung des göttlichen Willens genommenen Erscheinung, die als solche durch die Legende beglaubigt oder hiezu aus innerer Furcht des einzelnen Menschen vor Beschädigungen emporgehoben wurde, sei dies ein Gott der Theologen, ein verstorbener Held, ein Heiliger, eine unfassbare Naturerscheinung oder ein Werkzeug, wie das Arbeitsgeräthe des Landmannes oder Handwerkers, dessen Besitz und Unversehrtheit zum Wohlergehen des Eigenthümers erforderlich sind.

Höchste Glaubensautorität sind jeder brâhmanischen Sekte die Schriften der Wedas. Das Wort bedeutet Wissen und wird angewandt auf die theologische Erkenntniss, welche das höchste Wesen einzelnen begnadigten Männern durch zu Worten gewordenes Geräusch mittheilte. Diese „Seher," Rischi, genannten Sänger der Hymnen prägten die angeblichen Aussprüche der Gottheit, in Wirklichkeit ihr eigenes Machwerk und in vielen Liedern als solches bezeichnet, ihren Schülern und diese ihren Nachfolgern durch mündliche Ueberlieferungen ein und so kamen sie auf die Nachwelt. Die ganze wedische Literatur wurde später in drei grosse Abtheilungen gegliedert: Mantras oder metrisch verfasste Lobgesänge; Brâhmanas oder Ritualvorschriften und Upanischads oder Geheimlehren, beide in Prosa und Versen. Die Brâhmana- und Upanischad-Werke erstanden ausschliesslich auf indischem Boden; erstere sind zwischen dem neunten und sechsten vorchristlichen Jahrhundert verfasst, die ungemein reichhaltige Literatur der Upanischads beginnt nicht vor dem siebenten vorchristlichen Jahrhundert und geniesst nicht mehr die hohe Heiligkeit der Mantras und Brâhmanas. Kein Werk in diesen drei Gruppen ist eine Urkunde im historischen Sinne, ihr geschichtlicher Inhalt ist sogar äusserst mager und Brâhmanas wie Upanischads ermüden durch ihren Umfang, die lang sich hinziehenden Erzählungen und Schlussfolgerungen; die Mantra-Sammlung dagegen enthält uralte, bis zu den Anfängen der Menschheit hinaufreichende Ueberlieferungen, und jedenfalls stammen einzelne dieser Lieder noch aus der Zeit, in welcher sich unsere Urahnen von dem indischen Stamme der Arier noch nicht getrennt hatten. Die Wedas füllen desshalb in der Geschichte der Menschheit eine Lücke aus, in die kein anderes literarisches Werk eingefügt werden könnte und bilden hiedurch ein Ergänzungswerk aller als Offenbarung sich ausgebenden Ueberlieferungen. Die Hymnen sind in fünf Samhita oder Sammlungen gebracht: Ritsch, Yadschus (in Taittirîya und Wâdschasaneyin zerfallend), Sâman und Atharwan. Unter diesen ist der Ritsch oder Rigweda von 1017 Liedern die älteste und wichtigste Sammlung; es sind Gesänge zur Verherrlichung der als Personen gedachten Naturkräfte.

Die Götterlehre der Wedas ist gänzlich verschieden von dem theologisirenden Systeme, welches die Brâhmanen später aufstellten; unwandelbar dagegen blieben die Grundanschauungen über die Weltenstehung. Verschieden von der jüdisch-christlichen Anschauung über die Hervorbringung der Welt kennt die indische Schöpfungsgeschichte keinen persönlichen Schöpfer, der die Welt nach einem bestimmten Plane schafft und für den Menschen als Mittelpunkt der ganzen Schöpfung alles zweckmässig einrichtet; von dem Vorwurfe des anthropocentrischen Irrthums ist die indische Schöpfungslehre frei. Bei den Indiern ist die Schöpfung — ganz in Uebereinstimmung mit den Darwinisten — ein Werdeprozess, der mit dem Vollkommensten beginnt und mit dem Niedersten, gleichsam mit Erstarrung der Schöpferkraft, aufhört. Aus einer Kraft kommen andere hervor, diese zeugen wieder neue, bis die unendliche Wesenreihe vollendet ist. Der indischen Schöpfungstheorie liegt desshalb eine Mehrheit der Schöpfer oder besser der schöpferischen Kräfte zu Grunde. Das geistige Element wiegt im Systeme vor den materiellen Kräften vor; alle Dinge

mit ihren Eigenthümlichkeiten und Eigenschaften waren im Keime schon vorhanden, ehe sie in der groben sinnlichen Welt mit ihrer Fülle körperlicher Wesen zur Erscheinung kamen. Nach einigen Brâhmanenschulen dankt die Welt ihr Dasein nur einem Zufalle, dem Spiele des Gottes Brâhma, der sie aus Langeweile zum Zeitvertreib hervorgebracht habe; der jetzt orthodoxen Wedânta-Philosophie gilt der Geist, der Gott Brâhma, als das allein Bestehende, die materielle Welt als blosse Täuschung!

Die Keime der indischen Kosmogonie aller Zeiten enthält eine Hymne des Rigweda; dieses Lied, das die Liebe, Kâma, oder das Verlangen als erste bewegende Kraft hinstellt, als das Band zwischen Sein und Nichtsein, durch welches das höchste Wesen in Selbstaufopferung das Seiende aus sich ausströmen lässt, lautet in getreuer Uebersetzung:



Tempel des Tschatur Bhodscha, Schutzgott der Bundela Radschputs in Urtscha, Centralindien.

Da war nicht Sein, nicht Nichtsein — nicht das Luftmeer,
Nicht das gewobene Himmelszelt da droben —
Was hüllte ein Wo barg sich das Verborgene?
War's wohl die Wasserfluth, der jähe Abgrund?

Da war nicht Tod — Unsterbliches war nirgends —
Nichts schied die dunkle Nacht vom hellen Tage.
Es hauchte hauchlos in sich selbst das Eine.
Anders als dies ist fürder nicht gewesen.

Und dunkel war's, ein unerleuchtet Weltmeer,
So lag das All im Anfang tief verborgen;
Das Eine nur, gehüllt in dürrer Hülse,
Wuchs und erstand kraft seiner eignen Wärme.

Und Liebe überkam zuerst das Eine,
Der geist'gen Inbrunst erster Schöpfersame.
Im Herzen sinnend spürten weise Seher
Das alte Band, das Sein an Nichtsein bindet.

Der Strahl, den weit und breit die Seher sahen,
War er im Abgrund, war er in der Höhe?
Man streute Samen, es entstanden Mächte —
Natur lag unten, oben Kraft und Wille.

Wer weiss es denn, wer hat es je verkündet,
Woher sie kam, woher die weite Schöpfung?
Die Götter kamen später denn die Schöpfung —
Wer weiss es wohl, von wannen sie gekommen?

Nur Er, aus dem sie kam, die weite Schöpfung,
Sei's dass er selbst sie schuf, sei's, dass er's nicht that,
Er, der vom hohen Himmel her herabschaut —
Er weiss es wahrlich! Oder weiss auch er's nicht?

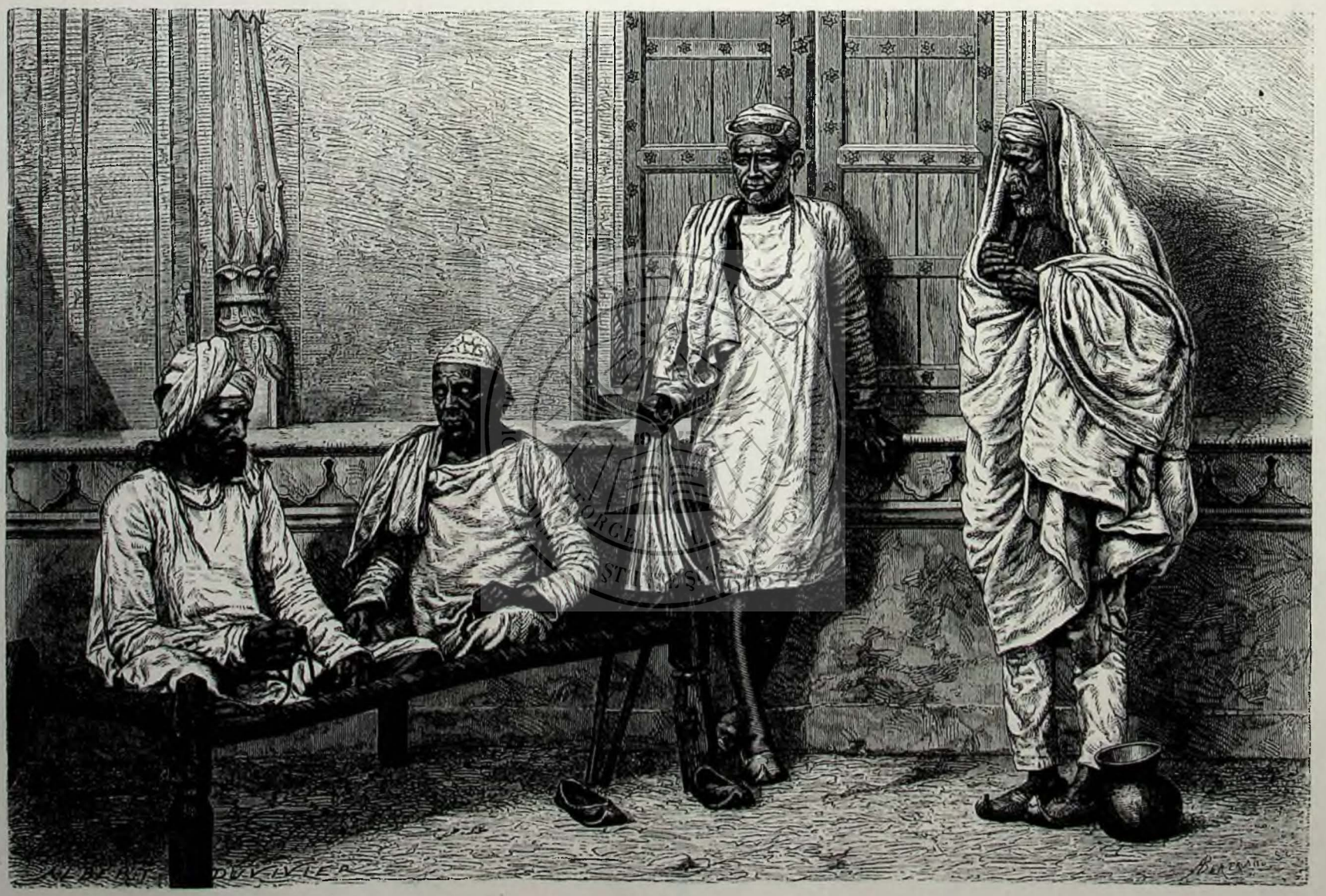
(Max Müller.)

Diese merkwürdige Hymne, die ein tiefsinniger Naturphilosoph vor wenigstens dreitausend Jahren dichtete, ist ein sehr beredtes Zeugniss des tiefen Forschergeistes des alten Kulturvolkes der Indier, dem die Anerkennung und Bewunderung auch Spätlebender gewiss nicht versagt werden kann.

Aus diesem unbestimmten Etwas, das ohne zu hauchen athmete, ehe Sein und Nichtsein war, mit Beseitigung des schwankenden Sprachgebrauches eine Dreiheit von Göttern zur Einheit zusammengefasst und an die Spitze der ganzen Schöpfung gestellt zu haben, ist das Werk der brâhmanischen Theologie.

Soweit die Hymnen der Wedas in Indien entstanden, wurden sie im Fünfstromlande gedichtet, den heutigen Provinzen Pandschab und Radschputana zwischen Indus im Westen und der Wasserscheide des Ganges im Osten, auf welcher die denkwürdigen Schlachtfelder Thanesar und Panipat liegen. In diesem Gebiete sind grosse Striche Landes sandige Steppenwüste und nahezu regenlos. Im Mai und Juni erreicht die Hitze in diesen Ebenen einen überaus hohen Grad, es bildet sich über ihnen eine breite Schicht sehr leichter Luft. In den überhitzten, verdünnten Raum stürzen die mit Feuchtigkeit beladenen Winde herein, die vom indischen Ocean heraufziehen und als Südwestmonsune (S. 2) Indien mit Bodenfeuchtigkeit versehen. Radschputana wird hierdurch zu einem der grossen klimatischen Mittelpunkte, durch welche die Windesrichtungen der Erde bestimmt werden; Indiens Erndten und Wohlergehen sind zu nicht geringem Theile durch den Grad der hier erzeugten Hitze bestimmt und durch die Heftigkeit, mit welcher, entsprechend der durch die strahlende Wärme verdünnten Luft, der Wind aus dem indischen Ocean hereinzieht. Die Frage, welchen Einfluss Kultivirungen der Sandsteppen Radschputanas durch künstliche Bewässerung auf Veränderungen im Klima Indiens haben werden, beschäftigen die Meteorologen dort so lebhaft, als europäische Gelehrte den Einfluss einer Umbildung der Sahara oder der Ableitung des Amu Darja (Oxus), aus dem Aral-See in das Kaspische Binnen-Meer erwägen. Den Ariern des Fünfstromlandes, als einem Ackerbau treibenden Volke, war der innige Zusammenhang zwischen Bodenfruchtbarkeit und reichen atmosphärischen Niederschlägen als Folge der Kräfteäusserungen von Sonnenwärme nicht entgangen und entsprechend ihrem augenfälligen Einflusse auf die Erndten und die Mehrung der Heerden entwickelt sich ein Naturdienst, in welchem Personifikationen von Hitze und Kälte, von Regen und Dürre zu obersten Gottheiten erhoben sind. Oberster Gott wird Indra, der Herrscher über den leuchtenden und Regen spendenden Himmel; unter ihm sind die vornehmsten Waruna, Herr über die Gewässer, über die Nacht und den Westen, Agni, der Gott des wohlthätigen Feuers und die Lichtgötter, voran die Sonne und Rudra, der Windgott. Neben ihnen beschützt eine nicht zu zählende Schaar von Helfern, Genien und Geistern, verschieden an Macht und Gewalt, den Menschen und seinen Besitz; ein System fehlt jedoch, jeder Sänger zollt seinem Lieblingsgotte die Ehre, wie noch heute der Hindu alle Namen jenem Gotte gibt, von dem er glaubt, dass er ihm augenblicklich helfen könne. Nur wenige sind in dieser Zeit die Götter, die sich der indische Geist zur Anschauung des sittlichen Lebens und seiner Beziehungen bildet. Der König wie der Hausvater vollzieht die einfachen Opferhandlungen selbst, dem Gebete ist aber eine grosse Kraft beigelegt und als Vermittler zwischen dem Opfernden und der Gottheit ist der göttliche Brihaspati eingefügt, der jenem die Gunst dieser verschafft.

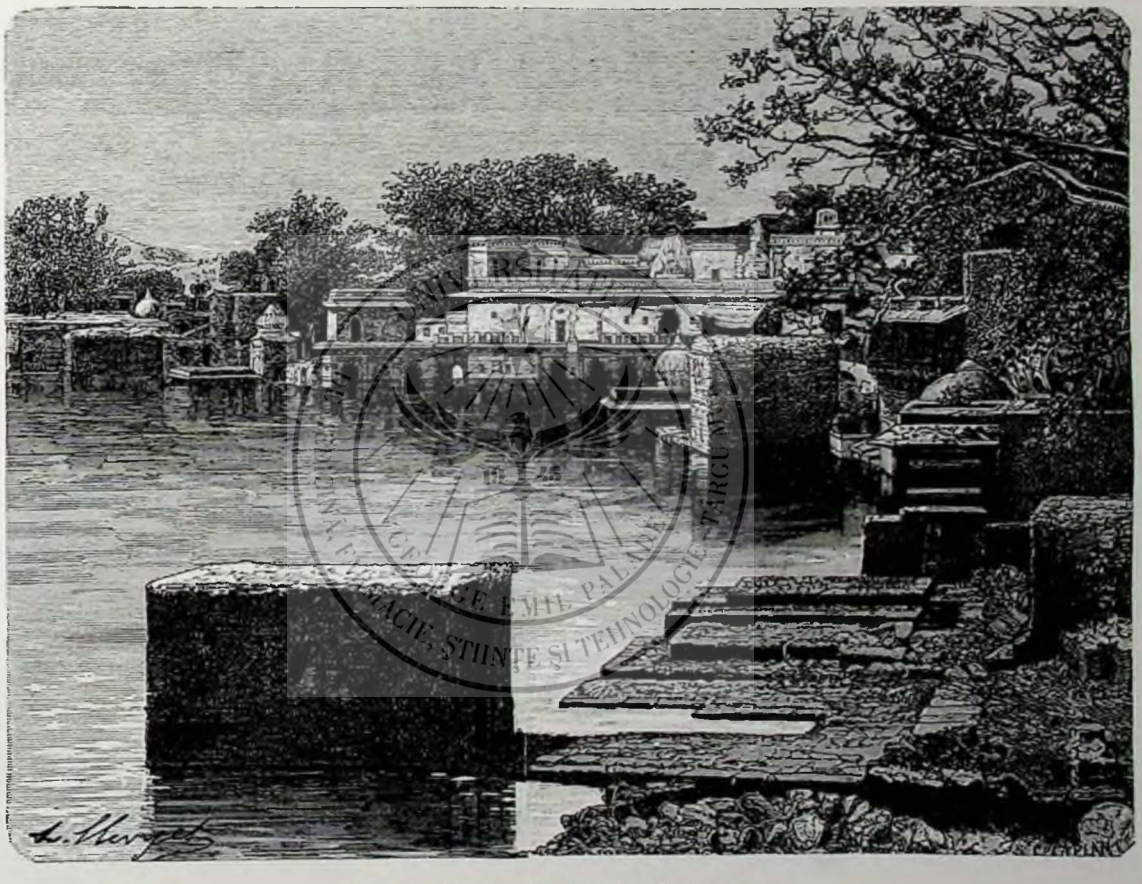
Eine Gottheit muss nothwendig so lange als beschränkt in ihrer Macht aufgefasst werden, als sie mit Naturerscheinungen verknüpft bleibt, denn die einfache Beobachtung lehrt, dass eine Kraft mit der anderen in Wechselwirkung steht und durch diese beengt werden kann. Jede Religionswissenschaft muss desshalb von einem Ideellen ausgehen. In Indien knüpfte die Theologie an Opfer und Gebet an, welche ja auch in allen anderen Religionen als die Vermittler



Hindu-Bettler aus Benares.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ȘTIINȚE ȘI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREȘ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

zwischen Menschen und Göttern betrachtet werden. Je mehr die Nothwendigkeit und die Kraft des Gebetes betont werden, desto mehr musste der Herr des Gebetes und des Wortes an Ansehen gewinnen, weil ja das Gebet im Worte sich äussert. Gebet und Andacht, das Brahman, wurde persönlich genommen als der Brahmâ, und diese geistige Kraft als oberste persönliche Gottheit wie als Schöpfer der Welt hinzustellen, entsprach der Herrschsucht der theologisirenden Opferpriester, weil Brahman als Masculinum auch den Priester bezeichnet, den Brâhmanen, der als Kenner des heiligen Wissens die Opfer richtig zu leiten versteht. Das Gebet, das Brahman, wird als Mund der Götter erklärt, denn es ist der Ausdruck des in Gebet und Opfer auf das Göttliche gerichteten Willens, jenes ungestüme Bitten, welches Gott das Geforderte gleichsam abringen will. Das Brahman wird mit der Allseele identificirt, dem Etwas, das schon athmete ohne zu hauchen, ehe Sein und Nichtsein war und diese geheimnissvolle, alles durchdringende Kraft des Gebetes



Südliches Ufer am Puschkar-See, Radschputana.

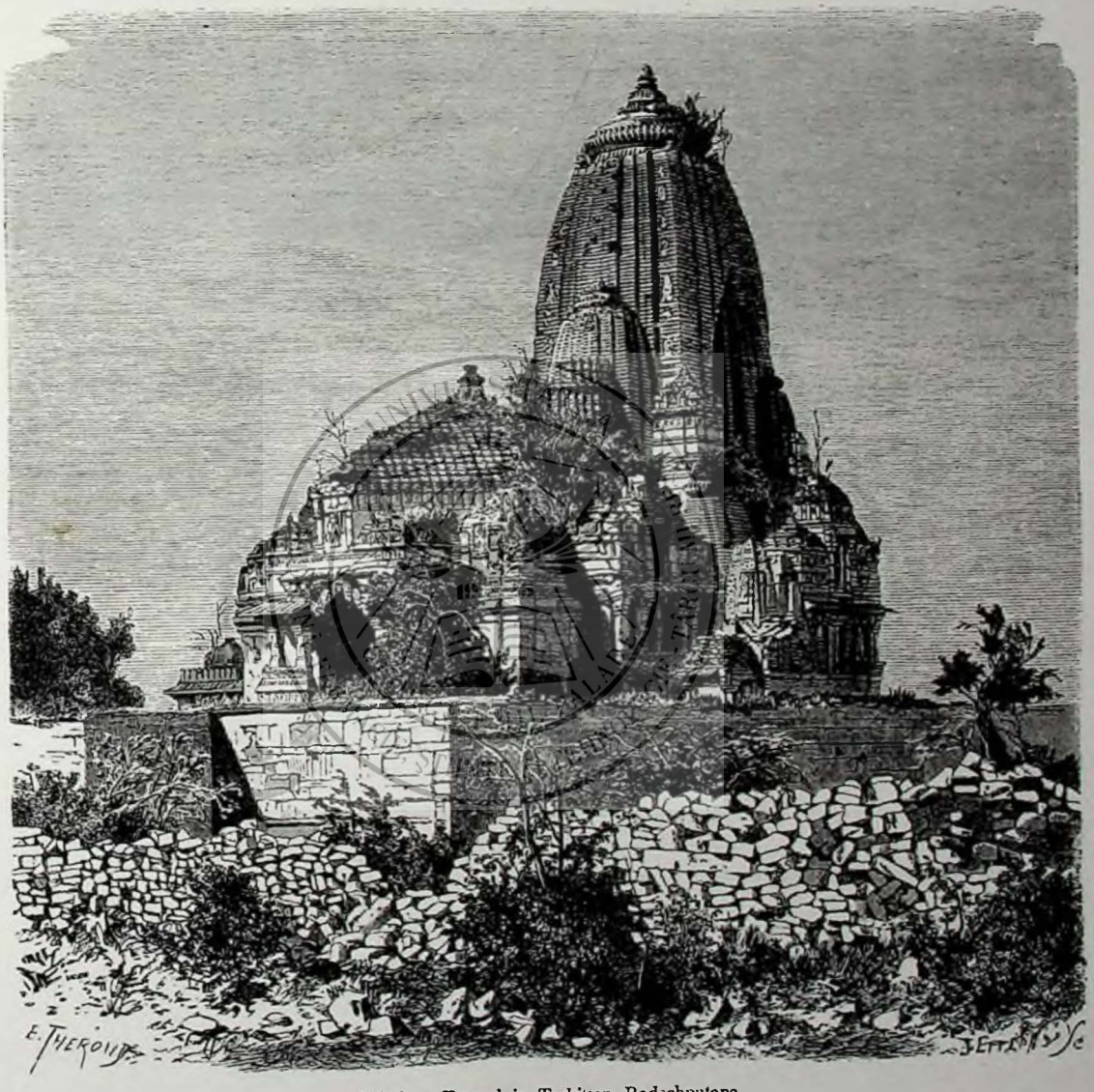
als der Brahmâ zum Weltenkeime, zum Urgrunde alles Seins erhoben. Von der Schöpfung heisst es jetzt, Brahmâ habe sich zur Welt entfaltet und sie aus sich ausströmen lassen. Je weiter sich aber das Ausgeströmte von seinem Mittelpunkte, dem Urkeime, entferne, um so trüber werde es, gleichsam als ob vermischt mit Unreinem, ein Satz der zwar logisch einen Widerspruch enthält, weil nichts Anderes existirt als der Urkeim und dieser, aus dem Alles fliesst, rein ist, der aber unentbehrlich ist, um die Unterschiede unter den Menschen zu erklären, die Ursache von Tugend und Laster, das Vorkommen von Thieren und Pflanzen höherer und niederer Ordnung. Die Brâhmanen gehen folgerichtig aus dem Munde des Brahmâ hervor, die anderen Klassen aus dessen Gliedmassen; die Brâhmanen als die dem Brahmâ am nächsten stehenden, haben kraft ihrer Geburt vor allen anderen Wesen Vorzüge voraus. Aus dem Unterschiede in Reinheit und Vollkommenheit ergeben sich Unterschiede in Fähigkeiten, in Vermögen und Beschäftigung, die Stellung

des Einen als Herrn, das Dienerschaftsverhältniss des Anderen. An der ursprünglichen Vollkommenheit und Unreinheit kann vom Individuum während seines Erdenwallens nichts geändert werden, aber der Makel und seine Wirkungen sind für das Leben nach dem Tode durch Wille und Ausdauer tilgbar. Sterben heisst den Weg Yamas wandeln, des Sterblichen, der den Weg in die andere Welt fand und dafür als Richter über die Verstorbenen zum Gott erhoben ist mit den Verrichtungen, die Pluto in der griechischen Götterlehre erfüllt; der Unreinlichkeit entledigt sich, wer sich mit Brahmâ wieder vereinigt, dem ganz Reinen und darum Allmächtigen. Solche Vereinigung wird allen Menschen zur Pflicht gemacht und als Mittel hierzu vollkommene Einsicht in das Wesen der uns umgebenden Dinge erklärt. Erreicht wird diese Einsicht durch sinnliche Wahrnehmung, durch Forschung und Folgerung, dann durch Benützung der Weisheit, welche durch die zu „Sehern" erhobenen Gottesgelehrten in den heiligen Büchern niedergelegt ist. Diese Bücher vollständig ergründen zu können, beanspruchen die Brâhmanen als ein Vorrecht ihrer Kaste; sie sahen sich aber bald genöthigt, zu gestehen, dass auch Enthaltsamkeit, ausdauerndes Nachsinnen über die Gründe alles Seins und eifrige Gebete mit Opferspenden zu der Erleuchtung führen können, mittelst welcher die Schranke durchbrochen werde. Bis der Mensch nicht die Reinigung von der Materie vollzogen hat, wandert seine Seele, das Unreine in ihm; vom Verhalten in früheren Existenzen hängt die Form ab, in welcher sie wieder geboren wird, ob reich oder arm, ob als Mensch- oder Thierseele, als Pflanze oder Stein; sein Lebenswandel in der neuen Existenz bestimmt wieder seine Zukunft. Einige Menschen können ihre Reinigung von den Schlacken, in denen sie geboren wurden, schon in einem Dasein erringen, aber es können auch Jahrtausende vergehen und die grässlichsten Qualen für sündiges Thun erduldet werden müssen, ehe die Seele aufhört zu wandern.

Dies sind die Grundlehren der brâhmanischen Theosophie, des Brâhmanismus. Ihre Religionssätze verhalfen den Erfindern, den Opferpriestern, zur Festhaltung der hohen Würde, welche die Brâhmanen noch heute einnehmen, befriedigten aber nicht das religiöse Bedürfniss des Volkes. Ihr Schöpfer Brahmâ, der Schirmherr ihrer Kaste, ist niemals ein volksthümlicher Gott geworden; einen berühmten, von Wallfahrern viel besuchten Tempel hat er nur in Puschkar bei Adschmir in Radschputana. Die Lehre von der Erlösung durch Werke zog die Indien eigene Gruppe von Büssern gross, aber der gewöhnliche Hindu macht sich die Werke zu seiner Erlösung leicht und selbst wenn er die geforderten Tagesgebete und Opferungen peinlich genau vollzieht, so gesteht er ein, an ihren Werth nicht zu glauben. Wie die Erfolge der Brahmo-Somadsch Gemeinde uns klar legen werden, bricht das ganze künstliche Gebäude zusammen, die Auflösung beginnt, sobald die mit abgötterischer Gläubigkeit hingenommene Heiligkeit der Wedas und der Priesterschaft weggezogen ist, der Mensch aufhört sich als einen Theil der zu Götterwesen entfalteten Allseele zu betrachten und die Schaffung von Gottheiten eingestellt wird, sei es dass man hierin eigener Eingebung folgte oder der Leitung der Priester sich überliess. Trotz aller Umdeutung bestimmt dieselbe Scheu vor den Elementarkräften der Natur die religiösen Anschauungen der Hindus, wie zur Zeit der Wedas.

Nach indischer Anschauung opfert der Mensch nicht aus Dank für erwiesene Wohlthat oder zur Sühne für begangenes Unrecht, sondern durch die Darbringung verpflichtet er sich die Götter zur Erfüllung seiner Wünsche, gleichsam wie durch einen Vertrag; denn die Gottheit ist vom Menschen ebenso abhängig, als dieser von jener. Soll ein Opfer wirksam sein und die Götter auf den Opferplatz herniederziehen, so muss es richtig vollzogen sein; je genauer die Opferhandlungen geregelt werden, desto schwerer ist es dem Aermeren, die hiezu erforderlichen Priester zu besolden; im alten Indien ward die grosse Menge von der Erlösung, der Glückseligkeit, praktisch ausgeschlossen. In derselben schlimmen Lage hielten die Priester das Volk, als Gläubigkeit (Bhakti) und Beharrlichkeit in Andacht und Busse höher gestellt werden als Werke (Karma) und

Opfer und besser als diese Zurückversetzung in das Brahman bewirken sollen. Die grosse Kaste der Sûdra konnte es bei aller Anstrengung und Genauigkeit nicht so weit bringen wie die höheren Kasten und den Weg zum Himmel schon in diesem Dasein sich bahnen; das Volk kann ihn theoretisch frühestens in der nächsten Existenz erreichen. Das Festhalten der regierenden Klassen an solchen hochmüthigen Vorrechten war um so weniger am Platze, als mit dem sechsten vorchristlichen Jahrhundert der Buddhismus die Verehrung für die Brâhmanen erschüttert hatte und sein System alle Gruppen der Bevölkerung durch heiligen Wandel der höchsten Glückseligkeit theilhaftig werden lässt. Unter der Unsicherheit, nach dem Tode unmittelbar in der Weltseele



Krischna-Tempel in Tschittor, Radschputana.

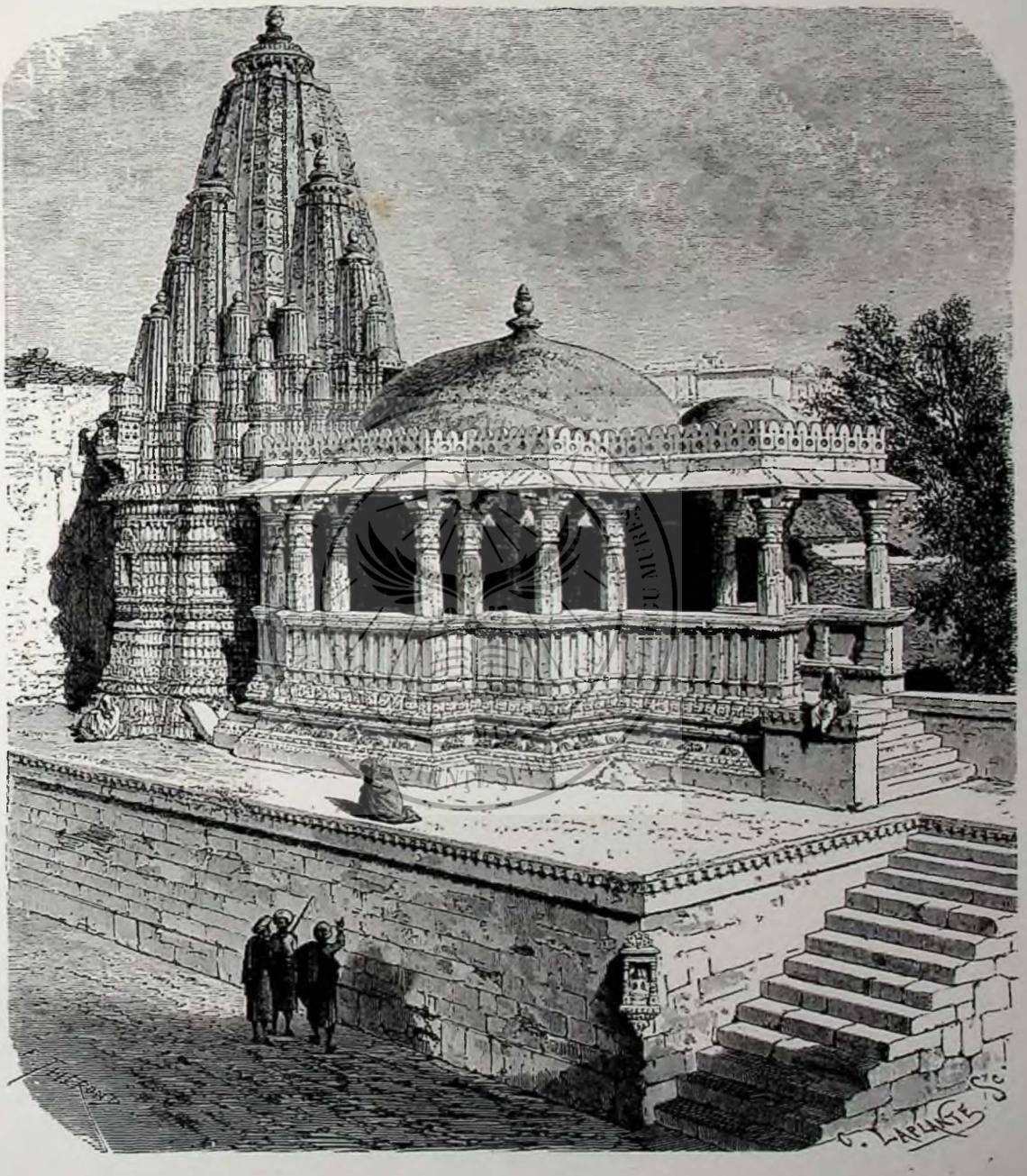
aufzugehen, reifte das Verlangen nach einem Erlöser, wie ihn damals die rivalisirende Lehre des Buddhismus im Buddha geschaffen hatte, der sich zum Menschen in greifbarer Gestalt herablässt und ihm in seinen Nöthen hilft. Zu solchen Schutzgöttern werden Siwa und Wischnu erhoben.

Eine Linie, durch die beiden Küstenstädte Bombay und Madras gezogen, theilt Indien in zwei Konfessions-Lager: in der kleineren südlichen Hälfte ist Siwa Hauptgott, nördlich davon ist Wischnu Volksgott. Das indische Mittelalter kennzeichnete tiefster Religionshass zwischen den zwei Konfessionen, der sich bis zu blutiger Fehde und nationalen Kriegen steigerte; in der Gegenwart macht dem alten Religionshader grösste Duldsamkeit Platz: im Gebiete des Wischnuismus

sind dem Gotte Siwa stattliche Tempel mit grossen Tempeln geweiht, während nach Puri am Meeresstrande von Orissa zum dortigen Tempel des Gottes Dschagannâth, einer Verkörperung Wischnus, Hindus jeden Glaubens wallfahren. Im Ganzen sind sich die Siwaiten ihrer Konfessionszugehörigkeit besser bewusst, als die Wischnuiten. In Malabar bekannten sich 1872: 98 ½ Prozent der Hindu-Bevölkerung als Siwaiten, auf der gegenüberliegenden Südspitze Indiens, in Madras und Tinevelli 84 Prozent. Die Marâthi redenden Bewohner Centralindiens trugen sich in die Zählungsbogen vorwiegend als Hindus ohne nähere Angabe ein; im Gebiete des Hindî oder im nördlichen Indien macht sich sodann unter dem Einflusse des Islam noch grössere Gleichgiltigkeit breit: die von Brâhmanen geführten Indier beten am Schreine eines mohammedanischen Heiligen mit derselben Inbrunst, wie vor einem Denkmale, das von ihren Glaubensgenossen einer Form von Wischnu oder einem ihrer Dorfgötter gesetzt wurde.

Siwa erfuhr vor Wischnu die Ehre, an die Spitze der Welten und Götter gestellt zu werden. Noch ist die indische Literatur zu wenig ausgebeutet, um sich bestimmt darüber auszusprechen, ob er als Gott des Mondes zu erklären oder an den wedischen Sturmgott Rudra anzuschliessen ist; ob die Vorstellungen von ihm im Volksglauben der drawidischen Rasse des südlichen Indien wurzeln oder ob sich die Furcht vor seinem Walten auf den Fetischdienst der Urbewohner des Himâlaya gründet, mit welchen die Bewohner der Gangesebene in Berührung kamen. Das theologische Denken hat sich an Siwa weniger versucht als an Wischnu; er ist ein ernster, grausiger Gott, der Bestehendes zerstört, aber aus den Trümmern wieder Neues entstehen lässt. Dem Volke ist er als mächtigster Gott zum Verständniss gebracht durch einen Ceremoniendienst, der neben harmlosen Huldigungen Raum hat für die Aeusserungen einer bis zur Raserei getriebenen Gruppe von Verehrern. Dem Gotte braucht nicht Nahrung hingestellt zu werden wie anderen Göttern, von denen man annimmt, dass die Gabe, wenn auch nur durch ihren Duft, sie nähre; werden Siwa aber Esswaaren dargereicht, so ist Opfernden wie Tempelpriester ausdrücklich untersagt, das Opfer später wegzunehmen und selbst zu geniessen. Meist wird Wasser aus einem heiligen Flusse über das ihn bezeichnende Symbol ausgeschüttet oder man opfert eine Schale mit Früchten, auch Blumen; besonders geheiligt ist dem Gotte der Bel-Baum, Crataeva marmelos *Linné*, ein baumartiger Weissdornbusch, der in ganz Indien wächst; man opfert dessen Blätter. Neben solchen Gegenständen sind blutige Opfer gestattet und diese sind unter den unteren Schichten der Bevölkerung bei ihrer derberen Natur auch häufig; in keinem anderen Hindu-Tempel, jene der Dorfgottheiten ausgenommen, findet Tödtung und Darreichung von Opferthieren statt.

Am Ausgange des vorchristlichen Zeitalters und dem Beginne einer neuen Zeitrechnung im nördlichen Indien (mit dem Jahre 57 vor Christus) wird der Siwaismus an Stelle des Buddhismus die Hofreligion in Hindostan und in Orissa an der West-Küste des bengalischen Meerbusens — wo immer Buddhafiguren sich erhielten, wird ihnen heute als Bild des Siwa Anbetung — und nun findet auch der Linga- oder Phallusdienst allgemein Eingang, der gegenwärtig den Mittelpunkt des Siwa-Kultus bildet. Der Aufstellung dieses Symboles sind mehr Tempel gewidmet, als jeder indischen Gottheit. Linga, das männliche Zeugungsglied als Stab und Yoni, das weibliche Organ als Ring um das Linga versinnbildlichen die Vereinigung des männlichen und des weiblichen Zeugungsprincipes zur Schöpfung. Der zoroastrischen Religion der Perser (S. 32.) ist der Phallusdienst unbekannt; dagegen findet er sich in Centralasien wie in Vorderasien hinüber bis nach Griechenland und kann desshalb nicht von den Indogermanen stammen, sondern ist von deren Vorfahren in diesen Ländern entlehnt. Den Massen ist in Indien die mystische Bedeutung des Linga abhanden gekommen; er ist ihnen aber nicht, wie den Lingaiten (S. 146) Religions-Abzeichen, sondern Sinnbild eines über die Menschen Macht habenden göttlichen Geistes. Das Linga, dem man seine Verehrung darbringt, kann gross oder klein sein, aus



Tempel des Krischna in Nasingarh, Centralindien.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

dauerhaftem Materiale geformt oder auch vom Opfernden selbst aus Flussschlamm gefertigt werden, der nach Darbringung der Gebete dem Wasser wieder zurückgegeben wird; bei solcher Formlosigkeit und Freiheit in der Wahl des Gegenstandes der Verehrung musste die grosse Masse der zu Siwaiten gerechneten Hindus ganz von selbst dahin gelangen, vom Linga zu den Steinen und Baumstümpfen zurückzukehren, vor denen zur Beschwichtigung der inne wohnenden Geister (S. 128) Opfer niedergelegt worden waren, ehe Brâhmanen die geistliche Führung übernahmen. Sankara Âtschârya, ein Namburi-Brâhmane aus Südindien, Malabar, machte um den Beginn des achten christlichen Jahrhunderts den Versuch, die Verehrung Siwas als obersten Gott philosophish zu begründen und die Nichtunterscheidbarkeit von Gott und Welt, von Gott und Materie zu erweisen. Seine Schriften wurden im Sanskrit, in der von den Massen nicht verstandenen heiligen Bücher-sprache verfasst und wirkten umgestaltend nicht nach. Siwa bleibt wesentlich Schutzgott der Brâhmanen, Schirmheiliger der ascetischen Büsser und Bettler. Der Menge ist Siwa zu unpersönlich, stellt sich zu sehr abseits der Menschen; man naht sich ihm mit Furcht, nicht mit Liebe und Zutrauen. Die Brâhmanen erklären Siwa als Mahâdewa, d. i. als grossen Gott, als den obersten unter den Göttern, vereinigen vielerlei Namen auf ihn und lassen den ihm wie jedem Gotte inne wohnenden Thatendrang in der weiblichen Hälfte seines Wesens sich bethätigen. Seine weibliche Begleiterin, die Göttin Kâlî, die „Schwarze", seine Gattin, zieht eine Verehrung auf sich herab, die an die Zauberreligion der wildesten Völker erinnert; dabei wird von ihr in Nachbildung der Lehre der Awâtaras oder Verkörperungen, wie sie an Wischnu sich kettet, behauptet, dass sie sich kraft des Besitzes der Mahâwidyas oder der magische Kraft verleihenden Wissenschaften in zehn Hauptgestalten zeige, von denen sieben Schrecken verbreitende Formen vorstellen. Eine solche Form stellt unser Bild am Schlusse des Kapitels dar. Ein Panterfell ist um die Hüfte gelegt, eine lange Kette von Todtenschädeln hängt vom Halse herab; die seitlichen Figuren sind Erscheinungen derselben Göttin in anderer Gestalt; in beiden Fällen schlürft sie Blut, das eine Mal aus einem Schädel, einen Arm saugt die andere Figur aus; beide halten eine von Blut triefende Klinge, wie sie von grösserer Form die Hauptgöttin in einer der zwei linkseitigen Hände trägt.



Siwaitischer Büsser.

Ein gnadenreicher Gott ist Wischnu, statt Schrecken verbreitet er Wohlergehen. In den Wedas wird Wischnu nachgerühmt, dass er in einem Augenblicke alle Weltenräume durchschreite; bei aller Beweglichkeit ist jedoch seine Wirksamkeit nicht ins Einzelne ausgesponnen und man konnte ihm jeden Namen wie die mannigfaltigsten Formen leichter beilegen als anderen Göttern. Durch den grossen Kreis von Mythen, die sich an Wischnu knüpfen, geht ein Zug, der zwar Siwa nicht gänzlich fehlt, aber bei diesem nicht so zum Durchbruch kommt, als in der mythologischen

Geschichte dieses Gottes: es ist die Vorstellung, dass Wischnu seine Wesenheit theilt und auf Erden herniedersteigt, um Gesetz und Ordnung wieder herzustellen, so oft irgend ein grosses geschichtliches Ereigniss die Weltordnung gestört hatte. Diese Verkörperungen heissen Awatâras, Herabsteigungen. Mittelst dieser Vervielfältigungen seiner göttlichen Natur konnte Wischnu zum Mittelpunkte einer ganzen Gruppe von Religionssystemen gemacht werden und die Verehrung von Nationen auf sich vereinigen, die auf einer ganz verschiedenen Stufe geistiger Bildung standen. Man zählt zehn Awâtaras; die zehnte soll sich erst vollziehen und vielleicht gebrauchen die Priester diese künftige Verkörperung noch als Waffe gegen die theistliche Reform, die von den Brahmo-Somadschis geleitet wird. Von der christlichen Idee der Menschwerdung Gottes unterscheidet sich die indische Lehre dadurch, dass sich der Indier ein Walten der Gottheit ohne solche greifbare Form nicht denken kann.

Die zehn Verkörperungen sind: 1. Als Fisch, Matsya, rettet Wischnu den frommen König Satyawrata, der sich auf Befehl des Gottes in der Zeit der grossen Fluth mit sieben Weisen (Rischis, Sehern) auf ein Schiff zurückgezogen hatte; Wischnu erscheint als gewaltiger Fisch, spannt sich an das Schiff vor und zieht es über den nördlichen Berg.[1]) 2. Als Schildkröte, Kûrma, gibt Wischnu der Welt einige der Güter wieder, die während der grossen Fluth abhanden gekommen waren. Hierzu legt er sich auf dem Meeresgrunde nieder und lässt die Spitze des grossen Berges Mandara auf seine Rückenschale aufsetzen; diesen Berg gebrauchen die Götter und Dämonen sodann als Quirl, schlingen die Schlange Wâsuki als Seil um den Berg und wühlen durch Drehen dieses gewaltigen Stössels das Weltmeer auf; hierdurch gewinnen sie den Trank der Unsterblichkeit, Amrita, und vierzehn andere kostbare Dinge[2]) 3. Als Eber, Warâha, erlöst Wischnu die Welt aus der Gewalt des Unholdes Hiranyâkscha, des „Goldäugigen." Dieser Dämon hatte die Erde auf den Grund des Urmeeres hinabgezogen; Wischnu gräbt als Eber die Erde heraus, erschlägt nach einem tausend Jahre andauerndem Kampfe das Ungeheuer und trägt die Erde auf seinen Hauern an den alten Ort. 4. Als Mannlöwe, Narasinha, arbeitet Wischnu in der Gestalt halb eines Löwen halb eines Menschen an der Vernichtung des übermüthigen Dämons Hiranyakasipu, „einen goldenen Teppich habend," eines Bruders des Vorigen und zerreisst ihn mit seinen Tatzen. 5. Als Zwerg, Wâmana, überlistet Wischnu den Dämonen-König Bali; er erbittet sich für eine Wohnung so viel Land, als er mit drei Schritten durchmesse, dehnt sich aber nach Gewährung des Wunsches riesenhaft aus, durchschreitet mit drei Schritten Erde, Luft und Himmel, so dass dem Dämon und seinen Schaaren nur mehr ein Platz in der Unterwelt verbleibt. — Den folgenden drei Verkörperungen als Helden in menschlicher Gestalt liegen wahrscheinlich geschichtliche Begebenheiten zu Grunde, deren leitende Persönlichkeiten durch diese Mythen mit göttlichen Kräften ausgestattet sind. 6. Als Parasu-Râma macht Wischnu den Kämpfen zwischen den Priestern und Kriegern (Brâhmanen und Kschatryas) ein Ende; trotz der 21 Siege der Brâhmanen hatten die Krieger den Vorrang der Priester immer wieder aufs neue in Frage gestellt. 7. Als Râma-Tschandra wird Wischnu wieder der Führer der Kschatriyas und ist als der göttlich verehrte Sohn des Königs Dasaratha, der Held des Râma-Epos (S. 131). 8. Mit Wischnu als Krischna gewinnen die Brâhmanen durch den sich darauf gründenden Krischna-Kultus die volkreiche Klasse der Hirten, die noch heute sieben Procent aller Hindus ausmachen und im nordwestlichen Indien, dem Schauplatze der Thaten des Krischna, damals den Kern der Bevölkerung bildeten. Keine Incarnation des Gottes ist in der indischen Literatur so vielseitig behandelt und ausgesponnen, als die des Krischna, tritt darin doch Wischnu als Tröster der Menschen in den grossen und kleinen Bedrängnissen des täglichen Lebens auf. Die

[1]) Diese That mit ihren Anklängen an die Noah'sche Sintfluth-Erzählung wird in der älteren Recension dem Gotte Brahmâ zugeschrieben und der Gerettete ist Manu, der Stammvater des Menschengeschlechtes.

[2]) Im Berge Mandar beim heutigen Bhagalpur in Behar am rechten Ganges-Ufer verehren die Hindu diesen Quirl; die am Abhange angebrachte Göttermaske von unsicherer Deutung stellt das Bild an der Spitze dieses Capitels dar.

Legende ist folgende: Dewakî, die Tochter eines Nicht-Ariers und darum gleich ihrem ganzen Volke den Dämonen zugerechnet, war an den Arier-Fürsten Wasudewa verheirathet worden; Geschwisterkind zu ihr war Kansa, Fürst in Mathura, einer Stadt im oberen Laufe der Dschamna am linken Ufer gelegen. Kansa war prophezeit, dass das achte Kind der Dewakî ihn tödten und seiner Dynastie ein Ende bereiten werde; dies zu hindern, raubte er Dewakî und als diese vom achten Kinde, unserem Gotte Krischna, entbunden wurde, welcher Name dem Knaben wegen eines schwarzen Males auf dem Kinne gegeben ist, nahm der Vater Wasudewa den Neugeborenen und flüchtete damit auf das andere Ufer des Dschamna-Stromes. Hier traf Wasudewa auf Nanda, einen Hirten arischer Abkunft, dessen Frau Yasodâ soeben ein Mädchen geboren hatte. Wasudewa vertauschte die Kinder und brachte das Mädchen zurück; Kansa entdeckte aber den Betrug und befahl sämmtliche neugeborene Knaben im ganzen Reiche umzubringen, um den gefährlichen



Brâhmane im Gebete.

Feind zu beseitigen. Nanda, rechtzeitig gewarnt, entfloh mit Krischna und dieser wuchs unter den Hirten auf. Durch seine Kraftproben wird er zum Wohlthäter seiner Umgebung; nicht nur die Unholde bezwingt er, selbst des hohen Gottes Indra, des Herrn über die Götterschaaren des Luftkreises, wird er Herr. Krischna hatte den Hirten gerathen, statt Indra, der ein Gott der Ackerbauern sei, ihren Kühen, die ihnen Nahrung geben und den Bergen, die das köstliche Futter hervorbringen, Verehrung zu erweisen; zur Strafe sendet Indra einen wüthenden Orkan und schickt eine alles verwüstende Wasserfluth; da hebt Krischna den Berg Gowadharna aus und hält ihn sieben Tage lang auf seiner Hand über die Erde zu deren Schutze. Zur Erholung gibt sich dann Indra einem innigem Verkehre mit den Hirtenmädchen hin, entzückt sie durch Gesang und Tanz und macht sie so liebestrunken, dass er seinen Leib vervielfältigen muss, damit 64 Mädchen zugleich ihn berühren konnten; er selbst erglüht in Zuneigung zu Râdhâ und ihre Liebe bildet den Vorwurf des trefflichen lyrischen Dramas Gîta Gowinda, d. i. Wischnu (Gowinda) im Liede, im

12. christlichen Jahrhunderte von Dschayadewa verfasst. Mit seinem Bruder Bala Râma zu Kansa nach Mathura zum Zweikampf in der Hoffnung entboten, dass die dortigen Riesen das ihm nach der Prophezeihung verderbliche Zwillingspaar erwürgen möchten, wird Wischnu über alle Gegner Herr und erschlägt Kansa selbst. Krischna schwingt sich nicht auf den eröffneten Thron, sondern führt die Bewohner von Mathura nach der von ihm gegründeten heiligen Stadt Dwâraka an der äussersten Spitze der Halbinsel Kathiawar, nördlich von Bombay; er selbst nimmt sich 60,000 Frauen und setzt es sich zur Aufgabe, die Erde allenthalben von bösen Fürsten, Riesen und Ungeheuern zu befreien. Ein Pfeilschuss, der einem Wilde zugedacht war, macht von ungefähr seinem Leben auf Erden ein Ende. 9. Als Buddha ist Wischnu von den Brâhmanen die Aufgabe zugewiesen, den Buddhismus auszurotten; er nimmt die Gestalt dieses Religionslehrers an, damit die Dämonen und bösen Menschen durch Nichtbefolgung des Kastengesetzes, durch Verachtung vor den Wedas und Nichtbezeugung von Verehrung an die Götter selbst über sich Vernichtung bringen. 10. Die zehnte Verkörperung als Kalki hat sich noch nicht erfüllt; sondern wird eintreten, wenn dereinst die heiligen Schriften und Gesetze ihre Geltung verloren, wenn Ungerechtigkeit und Geldgier allenthalben regiert und das höchste Lebensalter des Menschen nur mehr 23 Jahre beträgt; dann werden durch Wischnu alle Unholde und ungerechte Menschen vertilgt, und Gerechtigkeit auf Erden wieder aufgerichtet. Der bedeutendste Kenner des indischen Alterthums, Christian Lassen, kam zu der Ansicht, dass diese Sage erst in der Zeit der mohammedanischen Eroberung ausgebildet wurde und jünger ist, als das zwölfte christliche Jahrhundert; Einzelnheiten erinnern an die Erscheinung Christi in der Offenbarung Johannis.

Zur Einführung der neuen Lehre schiesst eine umfassende religiöse Literatur empor; das im eilften christlichen Jahrhundert verfasste Wischnu-Purâna besteht aus nicht weniger als 1,600,000 Verszeilen. Râmânudscha, Anfangs des zwölften Jahrhunderts in Parambur südwestlich von Madras geboren und in Kondscheweram (S. 131.) gebildet, wurde zum ersten Apostel des Wischnuismus; von den Siwaiten von Stadt zu Stadt verfolgt, findet er 1133 eine Zufluchtsstätte in Seringapatam in Maissur und richtete später auch in Srirangam bei Tritschinapalli, deren Gopuras bereits eine Tafel veranschaulicht, Klöster zur Heranbildung weiterer Verkünder der Lehre ein. Der erste, welcher verständliche Traktate in den Volkssprachen schrieb, war Râmânand; er predigte im Beginne des 14. Jahrhunderts oder in derselben Zeit, als in Europa die religiöse Bewegung in Fluss kam, im nördlichen Indien, in Benares, verwarf das Kastengesetz und suchte die Hindus jeder Richtung unter einem Glauben zu einigen, in welchem Râma und Sîta, den beiden Hauptfiguren im Râmâyana-Gedichte, die grösste Verehrung dargebracht wird. Noch weiter ging sein Schüler Kabir, der am Ausgange des 14. Jahrhunderts das ganze System der Vielgötterei und der mit ihr in Zusammenhang stehenden Götterverehrung mit unerhörter Kühnheit angriff; er verwarf die hergebrachten religiösen Gebräuche und wandte sich gleichmässig an Hindus wie an die zum Islam übergetretenen Landsleute. An die Spitze der Schöpfung stellt Kabir einen höchsten Geist von unbeschreiblicher Reinheit und unwiderstehlicher Kraft, ohne Anfang und ohne Ende. Das Leben ist eine Gnade Gottes und darf nicht leichtsinnig verletzt werden; Schonung aller lebenden Geschöpfe ist desshalb Hauptgesetz. Das zweite Grundgesetz ist Wahrheit, weil die Unkenntniss von Gott und alle irdischen Uebel in angeborener Täuschung und Unwissenheit wurzeln. Zurückgezogenheit von der Welt wird empfohlen, weil das Leben Leidenschaften erzeugt und dem ruhigen Nachdenken wie der Reinheit des Geistes Abbruch thun muss; den Lehrern ist Achtung zu erweisen, doch wird, verschieden von den älteren Anschauungen, vom Schüler verlangt, dass er die Lehren seines Guru oder geistlichen Meisters prüfe und ihnen vollen Glauben erst dann schenke, wenn er sich von ihrer Wahrheit überzeugte. Kabir verstand es in so hohem Grade, Hindus wie Mohammedanern gerecht zu werden, dass bei seinem Tode Beide

seinen Leichnam beanspruchten; die ersteren wollten ihn verbrennen, die letzteren begraben. Die Legende berichtet, dass, während sie sich stritten, Kabir plötzlich aufrecht zwischen ihnen stand und ihnen befahl unter das Leichentuch zu sehen; während sie dies thaten, verschwand die Gestalt, unter dem Sterbetuche aber lag ein Haufen prachtvoller Blumen; diese theilten die Anhänger und die eine Hälfte wurde verbrannt, über der anderen aber unter grossen Feierlichkeiten ein Grabdenkmal errichtet.

Im Erfolge ist Kabir als Reformator in den Schatten gestellt durch Tschaitanya, den Verbreiter der Verehrung Krischnas (Wischnus) als Dschagganâth. Geboren 1485 zu Naddea, Unterbengalen, aus einer dorthin aus Sylhet in Assam übergesiedelten Brâhmanenfamilie, gestorben 1527



Tempelruine Bhodschpur, Centralindien.

in Orissa, lässt ihn die Legende 13 Monate lang im Mutterleibe verbleiben und in dem Augenblicke das Licht der Welt erblicken, als die Sonne nach einer Sonnenfinsterniss wieder sichtbar wird; am sandigen Meeresstrande von Orissa wird er seitens der Götter durch Offenbarungen und wunderbare Anblicke begnadigt. Durch Tschaitanya wird der moderne Hinduismus vollends zum Bhaktimarga, oder zum Wege der Erlösung durch den Glauben. Gleich Kabir, und allen Hindu-Reformatoren schliesst Tschaitanya keine Kaste von der Erlösung aus; wirksamer als Werke und Beobachtung der Ritualvorschriften führen zur Glückseligkeit Bhakti oder Glauben, Vertrauen zu Krischna als Schutzherren, Beschauung und Ehrerbietung gegen die Gurus oder geistlichen Führer, dann Lob und Preis des Gottes in gemeinsamen Gesängen, Gebeten und Ceremonien (Samkîrtam). Erlösung wird nicht in Vernichtung jeglicher Existenz gesucht, sondern als Befreiung von den Schwächen und Mängeln des menschlichen Körpers erklärt; die befreite Seele schwelgt für immer in einer Region vollkommener Reinheit und Sündenlosigkeit, in welcher Gott Wischnu erhaben über alle Täuschungen der irdischen Welt thront und nur als Geist lebt, nicht

aber noch in greifbaren Verkörperungen sichtbar wird. Die niedrige Schranke, welche die gläubige Hingebung an Krischna vom Dienste der Liebe trennt, haben spätere Lehrer niedergerissen; als die einflussreichste dieser Sekten werden wir in Radschputana die Wallabâtschârya kennen lernen.

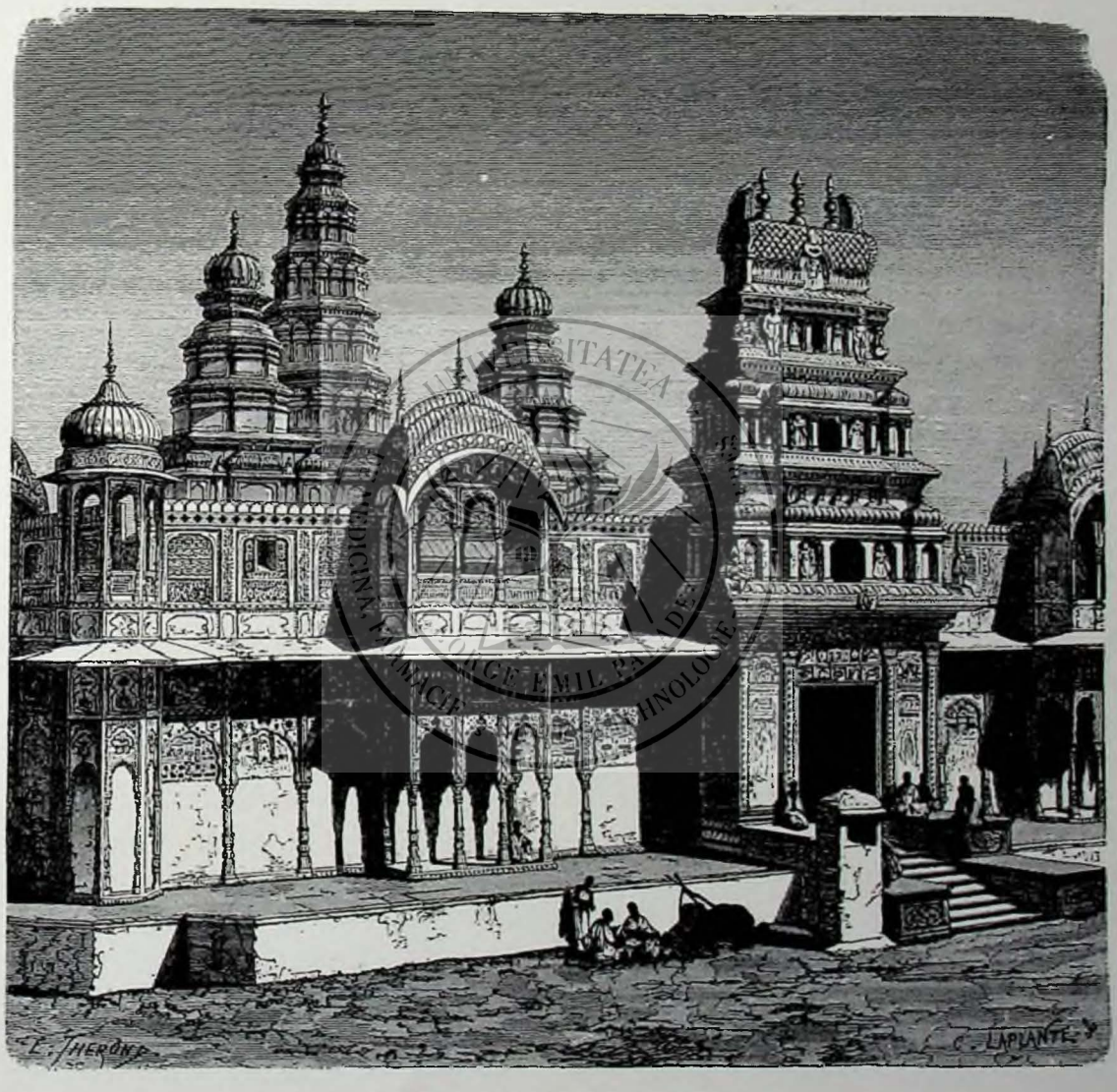
Mit Tschaitanyas Tode beginnt der Verfall des Hinduismus. Die Wischnuiten messen sich von nun an mit den Siwaiten in dem Bestreben, durch gewissenlose Zugeständnisse an den Volksaberglauben die Massen an sich zu fesseln; die Wände der Tempel bedecken sich mit unanständigen Fresken, in den heiligsten Räumen vollziehen sich ausschweifende Handlungen; als Religionsfest wird die Geburt Krischnas als Herr der Welt, Dschagannâth, mit widerlicher Natürlichkeit öffentlich begangen. In Literatur wie Volksleben macht sich immermehr an Stelle des alten, philosophisch gut begründeten Pantheismus ein Polytheismus breit, dessen einzelne Figuren durch eine sich üppig mehrende Zahl von Mythen als mächtige Götter beglaubigt werden wollen. Völlig ist Willkühr zur Herrschaft gelangt durch den Einzug weiblicher Gottheiten in die Hindu-Religion, wie sie in der Tantra-Literatur des Siwaismus zur höchsten Blüthe gedieh. Die Volksgötter des Geisterkultus strömen jetzt massenhaft ein, und eine solche Fülle tritt ein, dass die Hindu-Schriften die Zahl aller Götter zu 330 Millionen angeben, deren Benennung den Erfindern dieser Zahl allerdings nicht zum hundertsten Theile gelingen würde.

Bei allem Scharfsinne bringen es die Denker nicht zu zündenden Gedanken. Im 15. Jahrhunderte wird der Versuch gemacht, die beiden leitenden Götter, Wischnu und Siwa, mit Brahmâ, den die brâhmanische Theosophie aus der Allseele zum persönlichen Gott umgebildet hatte, unter dem Namen Trimûrti zu einer Einheit zusammenzufassen, in welcher Brahmâ der Schöpfer, Wischnu der Erhalter, Siwa der Zerstörer ist; aber wie schon im Kapitel über die Felsentempel erörtert, ist die Einheit keine ideale Dreieinigkeit wie im Christenthume und im Volke schlug diese Lehre niemals Wurzel. Von Trimûrti wird in Europa mehr gesprochen als in Indien, im Hindu-Kultus suchen wir vergebens nach Trimûrti-Tempeln und Festen. Anzuerkennen ist dagegen, dass der Zusammenfassung dieser drei Götter als Spitze der übrigen Götter, Göttinnen und Genien niederer Ordnung eine uralte Idee von der Einheit alles Göttlichen zu Grunde liegt; denn die mystische Silbe Om aus a-u-m zusammengezogen, welche im brâhmanischen Systeme jetzt zur Bezeichnung der Einheit dieser drei Götter dient, gehört schon der vorindischen Zeit an, nur die Deutung der Silbenbestandtheile wechselte im Laufe der Jahrtausende. Ursprünglich Avam lautend mit der Grundbedeutung „Jenes“ wird sie zur Bezeichnung des unbestimmten Etwas der Schöpfungsage gedient haben; auf indischem Boden mag (nach Thomson) in der wedischen Zeit A auf Agni, den Gott des Feuers, U auf Waruna, den Wassergott und M auf Marut, den Windgott bezogen worden sein. Die Silbe selbst ist uralt und gehört bereits der Zeit an, ehe die Arier von den Iraniern, der anderen grossen Gruppe der Indogermanen, sich trennten; ja, nach neuerlich ausgesprochenen Vermuthungen soll sie sogar noch in die Zeit hinaufreichen, als Semiten (die Vorväter der Israeliten und Araber) und Indogermanen in Innerasien als Nachbaren neben einander sassen; aus der gemeinsamen Wurzel ward hinterher einerseits Om, anderseits Amen herausgebildet. [1])

Der entartete Brâhmanismus der Gegenwart wird zum Unterschiede von der Religion der alten Brâhmanen Hinduismus genannt und spaltet sich in Konfessionen, diese in Sekten. Jede Unterabtheilung hat ihre besonderen Götter und Tempel; es gibt kaum ein Land auf dem Erdenrunde, das mit Tempeln reichlicher ausgestattet ist als Indien, in den Grossstädten zählen sie nach Hunderten und Tausenden. Neben dem Tempel sind die dem Kultus des Gottes sich widmenden Geistlichen angesiedelt; wo sie nach Mönchsregeln leben, heisst die Kolonie Math

[1]) Vgl. die interessanten Erörterungen über Om und Amen zwischen Beames, Blochmann und Radchendrala Mitra, dem gelehrten Mitgliede der Berliner Akademie der Wissenschaften, in Proceedings of the Asiatic Society of Bengal, 1866.

oder Kloster. Ein Math besteht aus einer Reihe von Hütten als Wohnungen für den Mahant oder Prior und seine Cleriker und Dharmasalas oder Gebäuden für reisende Bettler und Wallfahrer. Novizen werden durch Auftragung des besonderen Sektenabzeichens auf der Stirne, Anlegung des Gürtels oder Aufsetzen der Klostermütze, dann Einhändigung des Rosenkranzes zur Sicherung der richtigen Hersagung der geforderten Gebete aufgenommen. Der Rosenkranz ist bei Wischnuiten aus dem Holze der Tulsi-Pflanze oder dem Basilienkraut, Ocimum sanctum und zählt 108 Kugeln; Siwaiten machen ihn 32 oder 64 Kugeln stark aus den Muskatnüssen ähnlichen Beeren des Rudrâkscha-Baumes, Elaeocarpus Ganitrus, *Roxb.*



Râma's Tempel in Puschkar, Radschputana.

Unter den Mönchen herrscht Cölibat vor, insbesondere gilt dies von den Vorstehern, Mahant. Durch Schenkungen an Land und Grundrechten kamen die Tempelgötter und die dazu gehörenden Math zu grossen Einkünften; Geschenke und Abgaben der Wallfahrer, Bettel der Mönche mehren die Einnahmen und die indischen Religiosen zehren am nationalen Einkommen in viel höherem Grade, als die Klöster in katholischen Ländern.

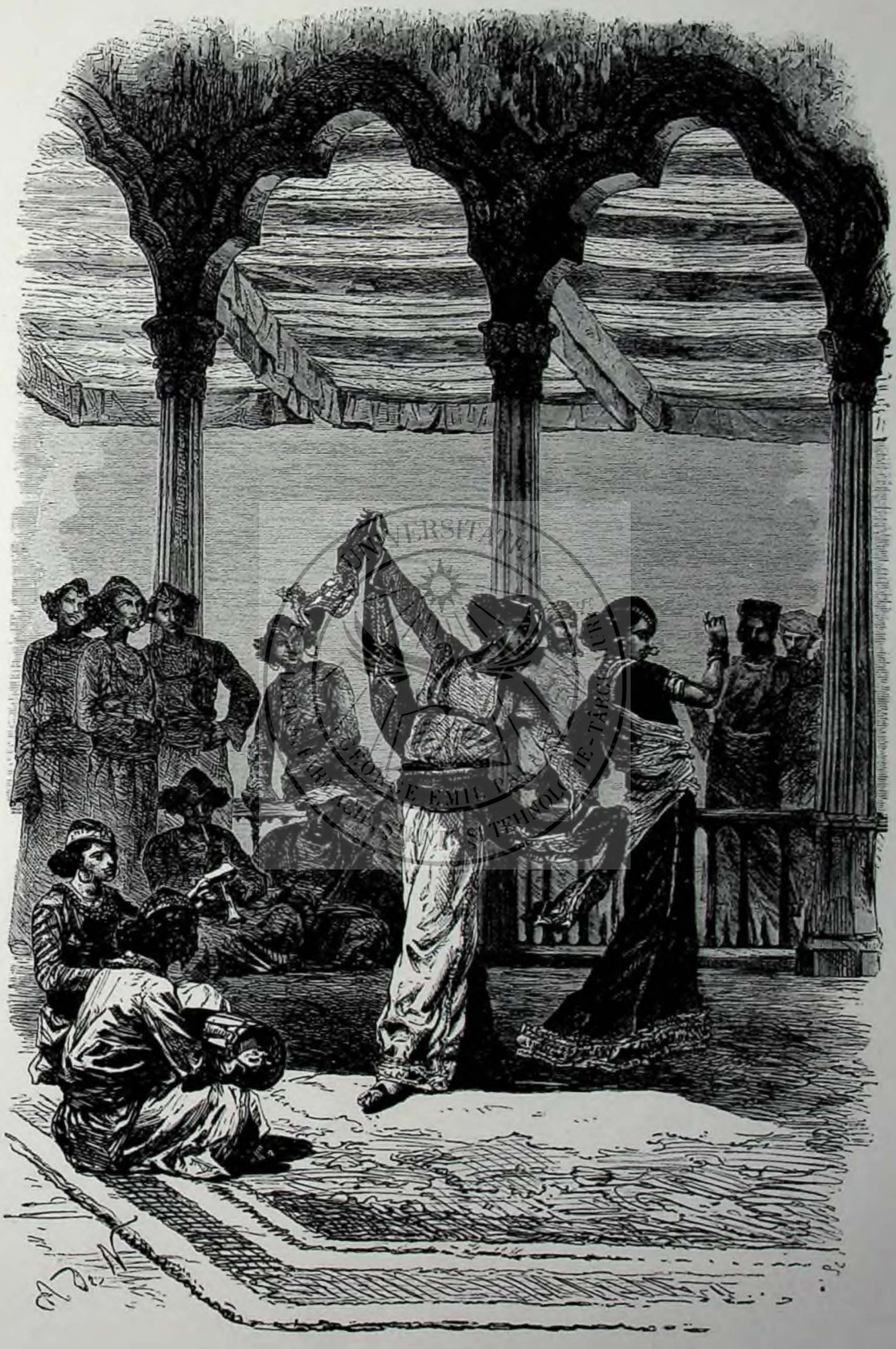
Keine Institution wahrt der Religion die Einheit; jede Sekte betrachtet zwar einen bestimmten Math als Vorort und dessen Mahant als oberste Autorität in Glaubenssachen, selbst diese Einrichtung hindert aber nicht das Auseinanderfallen der Lehre. In den Brâhmanenschulen ist das Studium der Wedas zum Memorirstoff geworden. Die religiösen Bettler, die Gosain, die

Yogi etc. (fälschlich Fakir genannt, was nur einen mohammedanischen Asceten bedeutet), nehmen sich meist den Hauptgott ihrer Sekte zum Schutzpatron; unter der Laienbevölkerung wird es aber kaum zwei Familienväter geben, welche die Gebetformel, den Mantra, von welchem sie erwarten, dass er die Gottheit zu ihnen herabzieht, an einen und denselben Gott richten. Im Kultus tritt der Haupt-Name der Gottheit vor ihrem Nebennamen und Symbole zurück. Man opfert nicht Wischnu und Siwa, sondern Râma, Krischna, Mahâdewa und ihren Gattinnen; nicht vor ihren Bildern, sondern vor der ihnen geweihten Pflanze, einem Steine oder dem Linga wird das Opfer niedergelegt. Vollberechtigt ist desshalb die Klage des statistischen Bureau für Bengalen: „Jahrhunderte lang nebeneinander lebend, haben Arier und Aboriginer gegenseitig auf einander eingewirkt. Auf der einen Seite haben die Aboriginer ihren Barbarismus abgelegt und viele Sitten und Gebräuche der Ein wanderer angenommen, andererseits ist die Hindureligion von dem ursprünglichen Monotheismus der Wedazeit abgekommen; erst kürzlich that eine Autorität in solchen Fragen den Ausspruch, dass die Hindus nur Heiden sind, nur wenig unterschieden von den Völkern, welche Baumstümpfen und Steinen ihre Verehrung darbringen. Es hält überaus schwer, die Grenze anzugeben, auf welcher sich der reine Hindu von den niederen Kasten scheidet, welche die eine oder andere Form des Brâhmanismus angenommen haben. Welche Götter des Hindu-Pantheon sollen als im zweiten Range stehend angenommen werden und einen Unterschied begründen? Soll der Glaube an Krischna oder aber an Durgâ, Siwa's Gemahlin, einen Hindu kennzeichnen; oder sollen nur diejenigen als Hindus betrachtet werden, aus deren Händen der Brâhmane Wasser annimmt? Soll ein bestimmtes Credo aus den heiligen Schriften ausgezogen werden und soll Unterzeichnung irgend einer Bekenntnissschrift zu der Würde berechtigen, als Hindu angesehen zu werden? Noch hat es Niemand unternommen, diese Zweifel zu lösen und eine befriedigende Definition von dem zu geben, was man Hinduismus nennt. Irgend ein praktisches Zeichen kann aber nicht entbehrt werden, sollen auch nur zwei Menschen in der Klassificirung der zahlreichen indischen Stämme und Religionen übereinstimmen!"

Den Versuch, den Brâhmanismus zu einem feststehenden Begriff zu machen, unternahm praktisch die Brahmo-Somadsch (genauer Brahma-Sâmadsch) Gemeinde oder die Gesellschaft der Anbetenden. Jede Sekte, welche auf Reinigung der Lehre abzielt, hat einen wohlthätigen Einfluss auf die Hindus; die Moghul-Kaiser liehen häretischen Hindu-Sekten ihren Schutz, unter der englischen Regierung äussert die immer inniger werdende Berührung mit europäischer Civilisation und Literatur ihren Einfluss. Die übersinnlichen Lehren der neueren heiligen Literatur und der wilde Götzendienst des modernen Hinduismus stossen die an englisch-indischen Schulen gebildeten Indier zurück; zu einem Glaubensbekenntnisse haben die neuen Ideen verwerthet die Brahma-Somadsch Reformatoren[1]).

Zu Radhnagar im Distrikte Bardwan, nordwestlich von Calcutta, wurde 1774 als Sohn eines Râdcha Ram Mohun Roy, genauer Râm Mohan Rai, geboren. In gläubiger Verrichtung der herkömmlichen Gebete und Opferhandlungen an Gott Wischnu und die Hausgötter erzogen, ekelte Ram Mohun schon als Knabe der geistlose Götterdienst an; er bereiste später das nördliche Indien, lernte in Tibet die moderne Form des Buddhismus kennen und kam 1803 nach dem Tode seines Vaters in den Besitz eines bedeutenden Vermögens; er vertiefte sich in das Studium der Religionsschriften seiner Konfession, des Christenthums und des Islam und kam zu der Ueberzeugung, dass der abgötterische Symbolendienst der Gegenwart ganz entgegen sei der Religion seiner Vorfahren. Von nun an trug sich Ram Mohun Roy mit dem Gedanken, der Anbetung „des einen wahren Gottes, des Vaters der Menschheit" unter seinen Landsleuten Eingang zu

[1]) Die Schilderung des folgenden Abschnittes beruht durchgehends auf den von Herrn Keschub Tschander Sen mir gütigst zugesandten Partei-Schriften.

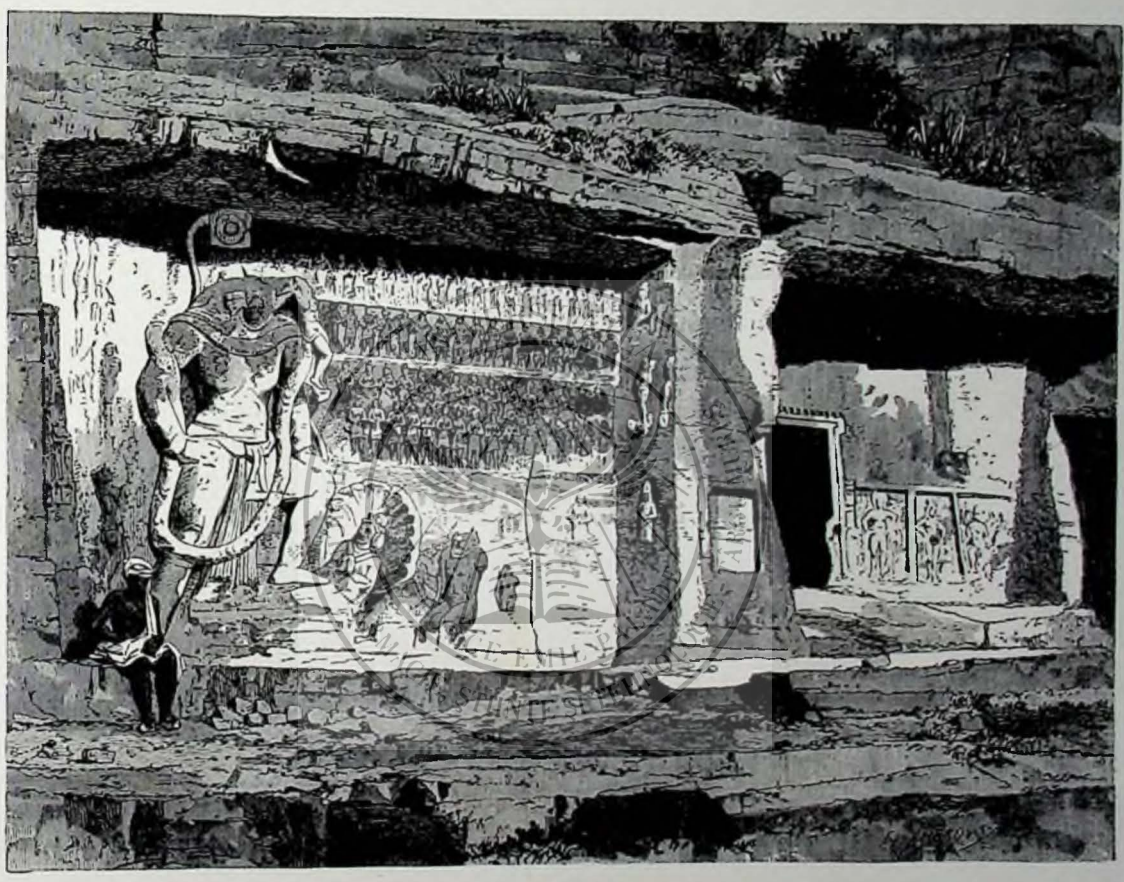


Kathak-Tänzer.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE

verschaffen und gründete hiezu am 23. Januar 1830 in Calcutta die Gesellschaft Gottes, Brahmîya Samâdsch. Hierauf that er den in damaliger Zeit doppelt überraschenden Schritt, und unternahm eine Reise nach England, starb aber hier zu Bristol am 27. September 1833. Bei allem Suchen nach der Wahrheit blieb Ram Mohun Roy an den hergebrachten Vorurtheilen hängen; wenn er mit seinen Freunden die Wedas las, zog er hiezu nur Brâhmanen bei, denen er zugehörte und gestattete den Angehörigen anderer Kasten nicht, der Lesung anzuwohnen.

Ram Mohun Roy's Gedanken führte weiter aus Debendra Nâth Tagore, ein Bengale von der Abtheilung der Pîr-Âli Brâhmanen. Ein mohammedanischer Gouverneur von Dschessor, östlich von Calcutta, Namens Pîr-Âli Khân, hatte einst von einem Brâhmanen gehört, Essen riechen



Udgiri Hügel in Centralindien: Tempel für Wischnu als Eber.[1])

verunreinige nicht weniger als Geniessen der Speisen und liess nun in seinem religiösen Hasse gegen Hindu-Gläubige ein stark duftendes Gericht auftragen, während sich zu einer Rechts-Konsultation viele angesehene Brâhmanen bei ihm eingefunden hatten. Die Orthodoxen weigerten den hierdurch befleckten Glaubensbrüdern den Umgang und so entstand die Pîr-Âli genannte Brâhmanen-Kaste. Im Dienste der mohammedanischen Gewalthaber brachten es einige Mitglieder dieser Gruppe, darunter die Familie Debendra Nâth (Tagore, eine Verstümmelung von Thâkur, bedeutet einen Adeligen,) zu grossen Reichthümern und Debendra's Vater hiess bei den Engländern

[1]) Udgiri, genauer Udayagiri, d. i. ein Berg hinter welchem Sonne und Mond aufgehen, ist in Centralindien im heutigen Staate Bhopal am rechten Ufer der Betwa, südwestlich von Bhilsa, wie in Orissa Name eines von Menschenhänden zu Höhlenbauten durchwühlten Hügels. Jede Spalte ist zu einem Gemache erweitert und zeigt Spuren von Hammer und Meissel; jetzt streichen fröstelnde Winde durch verlassene Grotten und Tempel, auf deren Darstellung mehrere Generationen von andächtigen Fürsten und Priestern ihre Reichthümer und Kunstfertigkeiten verwendet hatten. Zu den Prachtwerken brâhmanischer Baukunst gehören die zarten Bauwerke im weissen Sandsteine des centralindischen Udgiri-Hügels. Die Arbeit unseres Bildes gehört nach einer Inschrift dem dritten christlichen Jahrhunderte an und verdeutlicht die That Wischnus als Eber, der die Welt aus der Tiefe herausscharrt (S. 170); zu seinen Füssen tummeln sich Genien im Meereswasser, darüber stimmen drei Reihen himmlischer Musiker Loblieder zu Ehren des Gottes an.

allgemein der indische Krösus. Der Sohn wuchs im üppigsten Wohlleben auf, fand aber daran keinen Gefallen, gründete 1839 eine Gesellchaft zur Erforschung der Wahrheit und trat 1842 der von Ram Mohun Roy gestifteten Gemeinde bei. Debendra Nâth glaubte die Reform des Hinduismus auf Grundlage der Wedânta-Philosophie („Ende der Wedas") zu erreichen welche die Erfassung des Geistes Brahma als das Ziel aller Wissenschaft anstrebt und sich dabei hauptsächlich auf die Upanischad, d. i. Geheimlehre genannten Schriften stützt, welche den geheimen Sinn der Weda darlegen wollen. Es soll 1180 Upanischad gegeben haben, 149 kennen wir und unter diesen reichen diejenigen, auf welche sich die Wedântisten stützen, über das sechste vorchristliche Jahrhundert zurück. Aus diesen und sonstigen heiligen Schriften zog Debendra Nâth eine Reihe von Gelübden aus, darin gipfelnd, dass man dem Götzendienste entsage; seit Dezember 1843 liess Debendra diese Sätze nach feierlichem Bekenntnisse von Allen unterzeichnen, die erklärten, seinen Ideen beizutreten und schuf hiermit den Kern der Brahmo-Somadsch Reformpartei; 1847 zählte die Gemeinde 767 Mitglieder. Ein wichtiger Ideen-Umschwung kam bei Debendra Nâth 1850 zum Durchbruch. In ganz Calcutta war kein vollständiges Mannuscript der Weda-Lieder aufzubringen; Debendra Nâth liess sich ein solches in Benares copiren, das Studium der Lieder führte aber ihn und seine Freunde dahin, den Unitarismus der Wedânta-Philosophie als Irrlehre fallen zu lassen, den Gottesbegriff sich selbst zu konstruiren und auf die Verehrung „des Einen wahren Gottes" die Religionsübung zu gründen.

Unabhängig von Debendra Nâth Tagore kam zu denselben Anschauungen Keschub Tschander Sen (Keschab Tschander Sen), geboren am 19. November 1838 zu Calcutta als Sohn eines angesehenen Mannes aus der Waidya oder Arzt-Kaste, der seinem Sohne in dem von Engländern geleiteten Presidency-College eine sorgfältige Erziehung angedeihen liess. Zum Manne herangereift, pflog Keschub innigen Verkehr mit dem bedeutenden Sanskritisten H. H. Wilson; mit Freunden tauschte er seine Zweifel an der Angemessenheit des Glaubens ihrer Väter aus, Missions-Traktate fanden in diesem Kreise eingehende Behandlung und 1858 beschloss die kleine Gesellschaft in die Brahmo-Somadsch Gemeinde unter Führung des Debendra Nâth Tagore einzutreten. Jetzt richtete Keschub sein Hauptbestreben darauf, dass die Gemeinde der Neuerer von den polytheistischen Lebensgewohnheiten sich lossage, in denen dies noch befangen waren. Im Juli 1861 that Debendra Nâth den grossen Schritt, seine Tochter ohne die üblichen Ceremonien zu verheiraten, den Hausaltar mit seinen als Schutzgottheiten verehrten Aufsätzen (S. 128) zu beseitigen und die heilige Baumwollenschnur, Dschaneo, abzulegen, die von Brâhmanen auf der linken Schulter aufliegend, unter dem rechten Arme hindurchgeht; bei der Geburt eines Enkels beschränkte er sich auf Gebete und Segenswünsche. Keschub Tschander Sen folgte dem gegebenen Beispiele, zog sich aber Verstossung aus dem elterlichen Hause zu; gross war der Jammer, als er 1862 seine Gattin im Hause seines Freundes Debendra essen liess, weil die Berührung mit einer Pîr-Âli Familie die Frau unrein gemacht habe und durch sie die ganze Sippe Keschub's angesteckt sei! Später wurde der Friede in der Familie hergestellt, dafür bildete sich aber ein Gegensatz zwischen Debendra und Keschub heraus, der 1865 zur Trennung Beider und im November 1866 zur Abtrennung des jetzt „Brahmo-Somadsch in Indien" genannten Hauptzweiges der Reformpartei führte, während die weniger fortschrittlichen Abtheilungen sich andere Namen beilegen. Ursache der Spaltung wurde das vollständige Brechen von Keschub mit Kastenvorurtheilen, alle Somadschis entledigen sich der Kasten-Abzeichen.

Die neue und von jetzt an allein massgebende Gemeinde hatte in der ersten Zeit der Lostrennung mit grossen Schwierigkeiten zu kämpfen; verstossen von ihren Angehörigen, belacht von der Menge, angefeindet von den bisherigen Freunden suchten die Mitglieder Trost in Versammlungen und bildeten darin heraus, was die Bhakti-Bewegung genannt wird und den Erfolg

der Gemeinde begründete. Bhakti, im Sanskrit die auf Glauben beruhende Liebe, kommt bei den Somadschis (wie in der Waischnawa-Sekte des Tschaitanya, S. 173) zum Ausdrucke im gemeinsamen, das Glaubensgelübde erneuerndem Lobgebete an die Gottheit, das von der ganzen Gemeinde hergesagt wird, wovon dieser wichtigste Abschnitt des Gottesdienstes den Namen Samkîrtam trägt. Bhakti-Bekenntnisse, die mit sich anschliessenden geistlichen Uebungen und den eingeschalteten gottesdienstlichen Handlungen einen ganzen Tag von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang dauern, heissen Brahmotsawa „Festtage des Herrn" und finden als grösste kirchliche Feste durchschnittlich zweimal im Jahre an dem zur Aufnahme neuer Mitglieder festgesetzten Tage



Keschub Tschander Sen im Gebete mit seinen Schülern.[1])

und bei Begehung der Stiftungsfeier, sonst bei Einweihungsfestlichkeiten und dgl. statt. Für andere Zusammenkünfte zur Bhakti-Erneuerung ist ein kürzerer Gottesdienst eingeführt, ebenso regeln Gebete die tägliche Hausandacht, dabei ist aber dem andächtigen Gemüthe weitester Spielraum zur Bethätigung seines Herzensdranges belassen. Der Aufnahme in die Gemeinde geht Einübung eines kurzgefassten übersichtlichen Katechismus voraus; am bestimmten Tage sammeln sich die Novizen im Brahmo-Mandir (Name für Kirche bei diesen Progressisten) oder, wo eine solche nicht besteht, im Hause des geistlichen Führers der örtlichen Gemeinde und nach Absingen entsprechender Gebete erklärt sodann jeder Schüler: „Ich N. N., von Zuversicht in die Grundlehren der Brahmo-Lehre durchdrungen, bekenne mich als Mitglied der Brahmo-Somadsch Gemeinde in Indien; möge Gott mir helfen."

[1]) Für „Indien in Wort und Bild" in Calcutta photographisch aufgenommen und von Herrn Keschub mit Schreiben vom 7. April 1880 dem Verfasser überreicht. Auf einer grösseren Cabinets-Photographie, welche Herrn Keschub beim Studium darstellt, trägt er Brille und Kleider nach europäischem Schnitte.

Für den Gottesdienst ist folgende liturgische Reihenfolge festgestellt: Lobgesang; Anrufung Gottes; Lobgesang; Anbetung Gottes; gemeinsames Gebet; Lobgesang; Predigt oder Lesen von Traktaten; Gebet; Lobgesang; Segen. Für Anbetung und gemeinsames Gebet sind feste Formeln vorgeschrieben, in der Formulirung der sonstigen Gebete und in Erklärung der heiligen Handlung ist dem leitenden Priester oder Hausvater freie Wahl gelassen. Was uns die Orgel, ist dem Indier Tantam und Laute; mit diesen wird der Gesang begleitet. Die Anbetung lautet: „Er bezeigt Sich als der Wahre, Weise, Unendliche und Gnadenreiche; Er ist der Gott des Friedens und der Milde. Er ist Einer ohne einen Zweiten neben Ihm. Er ist heilig und sündenlos." Das gemeinsame Gebet, Samkîrtam, hat zum Wortlaut die Bitte: „Führe uns, o Gott, von Unwahrheit zu Wahrheit, von Dunkelheit zu Licht, vom Sterben zu Unsterblichkeit. O Du Vater der Wahrheit, offenbare Dich uns; Du, der Du gnädig bist, beschütze uns allezeit in Deiner unbegrenzten Milde. Friede, Friede, Friede."

Am 23. Januar 1868 wird in Calcutta der Grundstein zum ersten Brahmo-Mandir gelegt und am 23. Januar 1880 konnte Keschub Tschander Sen der Gemeinde an ihrem fünfzigjährigen Stiftungsfeste (vom Tage der Gründung der Brahmîya Samâdsch Gemeinde durch Ram Mohun Roy an gerechnet) ein Verzeichniss vorlegen von 149 Somadschi Gemeinden mit 44 Tempeln; hiervon treffen 73 Gemeinden auf Bengalen mit Assam, 9 auf Hindostan, 8 auf die Indusländer, 9 auf die Westküste und 6 auf Südindien. Die Gemeinden geben 18 Zeitungen und Zeitschriften heraus; davon erscheinen 6 Englisch, 9 in Bengali, je 1 in Hindî, in Uriyâ, der Sprache von Orissa und eine doppelsprachig, Englisch-Marâthî. Vier höhere Lehranstalten sind von Somadschis gegründet und geleitet, Elementarunterricht vermittelt jede Gemeinde für Knaben und Mädchen.

Bei den Volkszählungen von 1872 war die Zahl Derer, die sich als Brahmo-Somadschi einschrieben, klein (92 in Calcutta, 28 in den Central-Provinzen); aber jedes statistische Bureau von Bengalen hinab bis Madras und hinüber bis Bombay war davon überrascht und sah sich zu berichtigenden Bemerkungen veranlasst. Für Bengalen heisst es, die Gemeinde habe Anhänger in jedem Polizeibezirke und gewinne deren viele in jedem Jahre; von Nord wie Süd wird unter den an englischindischen Mittelschulen in den Grundlehren abendländischer Wissenschaft unterrichteten Hindus ein Abwenden von den niedrigen Vorstellungen bemerkbar, in denen sie bisher aufwuchsen und wird der Durchbruch eines reineren Glaubens an den Allerhöchsten berichtet. In 238 Orten predigten Sendboten der Gemeinde und hielten Utsawas oder Feste ab; man kann keine Wochenausgabe englisch-indischer Zeitungen zur Hand nehmen, ohne Mittheilungen über die Brahmo-Somadsch Gemeinden zu begegnen. Neuerdings führten die Leiter der Gemeinde auf ihren Reisen Utsawas unter freiem Himmel ein. Mit entfalteter Fahne, unter den Tönen von Tamtam, Laute und Klangtellern einen Lobgesang, Samkîrtam, singend, macht ein Häufchen Somadschi seine Ankunft im gewählten Predigtorte kund, durchzieht die Strassen und hält im Freien wiederholt Predigten ab. In Bardwan, einer Stadt von 32,321 Einwohnern nordwestlich von Calcutta zog eine solche Predigt mehrere Tausende Hindus an und kürzlich schreibt mir Herr Keschub Tschander Sen: „Wir hielten in jüngster Zeit solche öffentliche Umzüge wiederholt ab; unserer Fahne folgten zwei- und selbst fünftausend Menschen, hörten unsere Predigten und stimmten in die Anbetung ein. Predigten unter freiem Himmel finden von Tag zu Tag mehr Anklang und unseren Lehren wenden sich immer mehr Menschen zu, eine Folge der unseren Grundsätzen inne wohnenden natürlichen Wahrheit."

Es fehlte nicht an Auswüchsen; so fand sich Keschub Tschander Sen nach den ersten Wirkungen der Bhakti-Bewegung von den Ueberschwenglichen unter seinen Anhängern durch Niederwerfen geehrt, wie es sonst vor Götterbildern stattfindet, und die Prediger halten sich nicht ganz frei von Verzückung oder dem Vorgeben von Offenbarungen seitens der Gottheit. Keschub Tschander Sen stellt solchen Uebertreibungen ein ruhiges, würdevolles Verhalten entgegen,

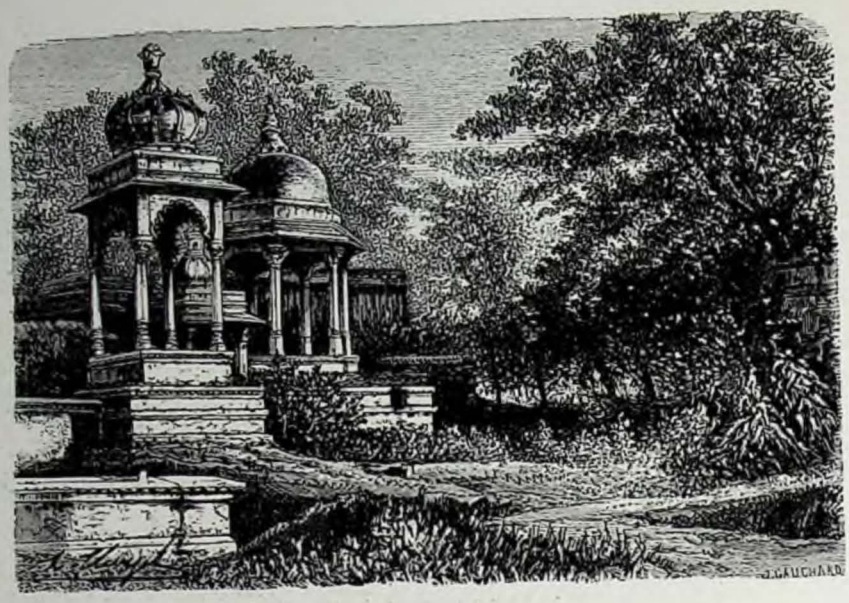
nennt sich nur den ersten Priester *(minister)* der Gesellschaft und wenn er auch neuerdings in Predigten an Jahresfesten „den Geist aller Religions-Propheten“ auf die Versammlung herabfleht, oder über „göttliche Eingebung und Vorsehung“ spricht, so erklärt er sich doch sehr bestimmt gegen die Verherrlichung seiner Person als göttliches Wesen — so noch in einem lesenswerthen Artikel seines Schülers Protap Tschander Mazumdar in der *Theistic Quaterly Review* vom Januar 1880 — und hat allen diesen Versuchen die Spitze abgebrochen durch die Sätze über die Propheten in den „Grundlehren“; diese lauten: „Gott wird niemals Mensch in menschlicher Gestalt; Moses, Jesus, Mohammed und den indischen Religions-Reformatoren, Tschaitanya unter den Waischnawa, Nanak unter den Sikhs, dankt die Menschheit grosse Wohlthaten; sie haben ein Anrecht auf allgemeine Dankbarkeit und Liebe, aber sie waren nicht unfehlbare Heilige, sondern nur von Gott begnadigte Menschen.“

Des wohlthätigen Einflusses der Somadschi auf Hebung der Bildung unter ihren Anhängern und der Besserung des Looses der Frauen kann hier nur vorübergehend gedacht werden; die Verwerfung von Heiraten ausschliesslich in der Kaste machte ein Civilehegesetz nothwendig, die Akte 3 von 1872, die zum ersten Male Vielweiberei unter Strafe stellt und durch Vorschreibung eines Altersminimum für die Brautleute der so schädlichen Unsitte der Kinderheiraten ein Ende macht.

Die Zukunft scheint den Brahmo-Somadschi Reformatoren zu gehören; durch ihre Arbeit kann an Stelle des noch herrschenden Aberglaubens eine die Hindus aller Nationen umfassende, von den Verirrungen indischer Philosophen gereinigte Kirche erstehen, bis dereinst, wie auf der äussersten Südspitze Indiens, das Christenthum auch über diese Kirche sich mit geistigen Waffen den Sieg erkämpft.



Göttin Kâlî.



Grabdenkmäler über Hindu-Heilige.

EILFTES CAPITEL.

Orissa.

Orissa, der Sitz des Volkes der Odra oder Uriya, ist dem gläubigen Anhänger der Brâhmanen, was dem Christen Palästina, dem Moslim Arabien: das heilige Land, welches die Sünden hinwegnimmt, der Wohnsitz der Götter, während sie Mensch wurden und als Erlöser der Gläubigen sich erbarmten. Die Bewohner, im Uebrigen dumm gescholten, sind dereinst sicher des Reiches der Geister; ein Bad in den heiligen Strömen der Provinz genügt, Sünden wegzuwaschen, seien sie so hoch wie Berge aufgethürmt. Indien ist zwar reich an Wallfahrtsorten, an denen Menschwerdungen der Gottheit verehrt werden; aber keine andere Provinz ist wie Orissa (ein Land von der Grösse Württembergs) von einem Ende zum anderen ein Tîrtha oder geheiligter Ort, an welchem Gläubige aus ganz Indien zusammenströmen. Die Eintheilung des Ländchens in vier Kschetra, Felder oder heilige Gebiete, nach den Göttern, denen in jedem der Haupttempel geweiht ist, (zwei Siwa, eines der Sonne, eines Wischnu) sicherte eine religiöse Duldsamkeit unter den Confessionen, die anderen heiligen Weltorten zum Muster dienen könnte.

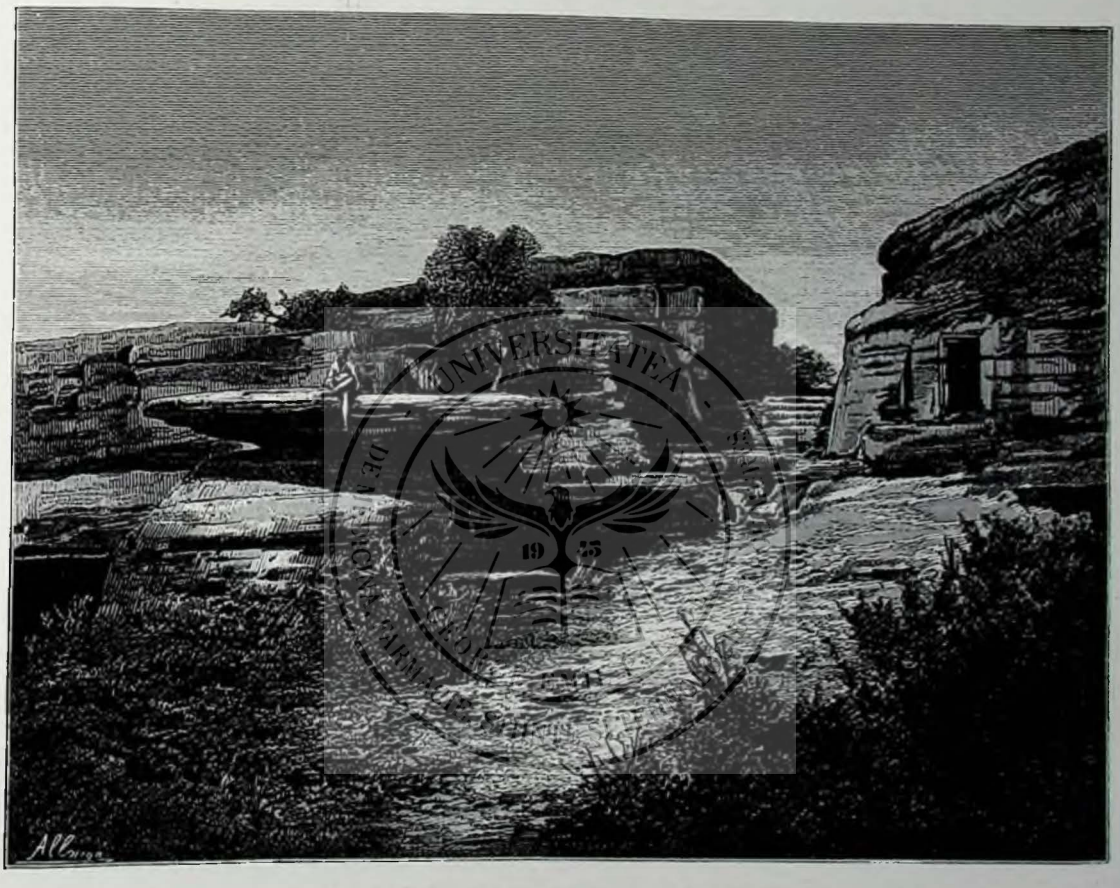
Den alten Hindus galt Orissa als unrein wegen der rohen Gebräuche seiner Bewohner; noch im 16. Jahrhunderte wurde es den Portugiesen von Menschenfressern mit Pferdsköpfen bevölkert geschildert und bis zur Gegenwart ist einzelnen der dortigen untersten Kasten das Betreten des Dschagannâth Tempels untersagt. Die Ueberlieferung, dass 543 vor Christus Buddhisten den jetzt in Ceylon aufbewahrten Zahn des Buddha (S. 64) nach Orissa überführten und dort einem Könige gaben, der einen Sanskritnamen trug, bestätigt die Angabe in den Hindu-Annalen, dass Brâhmanen dem Lande bereits im achten vorchristlichen Jahrhunderte einen Hindu-König vorsetzten. Aehnlich wie die christlichen Ritterorden Preussen dem Germanenthume eroberten, so entwickelt sich in Orissa mit dem Einzuge der Buddhisten neues Leben und findet der Uebergang



Tempel des Bhuwaneswara in Orissa.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

aus barbarischen Lebensgewohnheiten zu verfeinerten Sitten statt. Im fünften christlichen Jahrhunderte ersteht sodann dem Lande in der Löwendynastie eine einheimische Königslinie; sie lässt aus Audh nördlich des Ganges, dem Lande der brâhmanischen Orthodoxie, zehntausend Brâhmanen kommen. Fast zwei Jahrhunderte lang stritten sich Brâhmanen und Buddhisten um den Vorrang, dann ist Orissa dem Brâhmanismus gewonnen und zum Erweise des neuen Glaubens beginnt 500 nach Christus der erste Monarch der Löwendynastie die massigen Tempelbauten zu Ehren von Siwa als Bhuwaneswara oder Herrn der Erde in der davon Bhuwaneswar genannten Hügelstadt im Innern des Landes, der Residenz dieser Könige. Der vierte Herrscher dieses Hauses vollendete 657 den gewaltigen Bau und der Schirmherr Siwa verspricht seinen Anhängern durch den Mund der



Udgiri Hügel in Centralindien: Tempel des Schlangendämon.[1])

Erbauer in einer Inschrift Verzeihung der Sünden, „wenn sie mit ihren Fingern sein Bild berühren." Der Tempel liegt jetzt in Ruinen, die einstige Grösse lässt sich nur noch an den Ruinen anstaunen (siehe die Tafel). Im zwölften Jahrhunderte zieht aus dem südlich angrenzenden Warangal eine neue Dynastie ein; jetzt wird die Küste Sitz des Herren der Erde, aber die Ehren, die als solchem auf Siwa sich vereinigten, gehen auf Wischnu über als Dschagannâth oder Herren der Welt und Mittelpunkt des Kultus wird der heilige Schrein in Puri.

Es war nach der indischen Kosmogonie im Zeitalter der drei heiligen Feuer, in welchem die Menschen nach einem sichtbaren Gegenstande der Verehrung sich sehnten und in der Anbetung von Brahmâ, der Seele aller Wesen, nicht mehr Befriedigung fanden, dass die Indier allerwärts nach dem Herren der Welt suchten. König Indradyumna von Malwa in Mittel-Indien sandte Brahmanen nach den vier Himmelsrichtungen aus. Die Abgesandten kehrten aus West, Nord

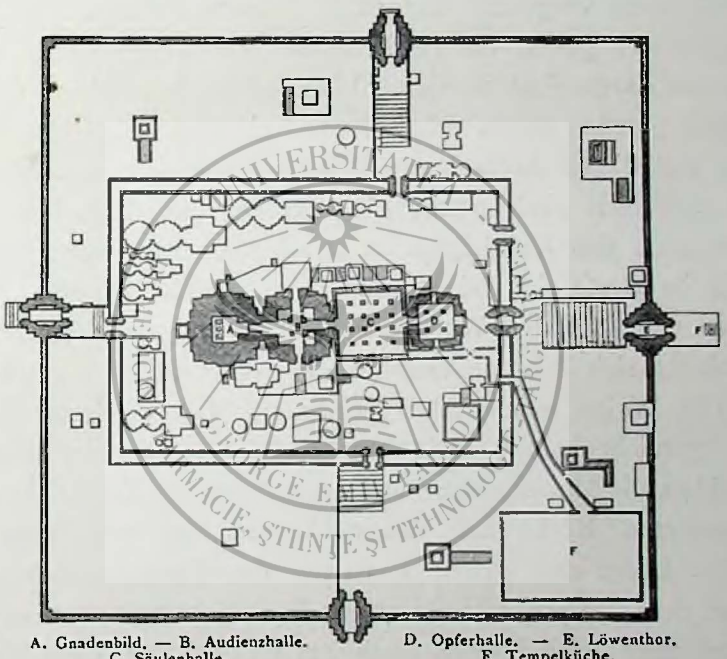
[1]) Der Deckelstein über dem seitlichen Tempelgemache gilt als die Schlange Sescha, auf deren Ringen Gott Wischnu (S. 170) zu neuen Thaten ausruht; über die Stufen in der Felsenspalte steigt man hinab zu einem weitläufigen Felsengemache aus dem eilften Jahrhunderte, fünfzig Meter im Gevierte, drei Meter hoch, das der Verehrung des Gottes Siwa gewidmet ist. Vgl. über diesen Hügel S. 177. Anm.

Verfall dieses Tempels hieher übergeführt. Den Grundriss des Tempels veranschaulicht ein Holzschnitt. Zum Tempel gehören weitläufige Wohngebäude, bevölkert von einem Heere von Würdenträgern, Priestern und Brüdern; die Gesammtzahl aller Religiosen im Lande Orissa beträgt 16,127, davon treffen 9124 auf Puri und Umgebung.

Das hohe Ansehen des Tempels zu Puri ist im Wesen des Wischnu-Dienstes begründet, der den Glauben über die Werke stellt und die Hilfe des Gottes Jedem in Aussicht stellt, der sich gläubig der Führung der Brâhmanen überlässt. Derselbe Gott, welcher zur Erlösung der Menschheit aus Noth und Gefahr Mensch wurde, theilte seine Wesenheit auch Thieren, selbst Pflanzen und Flüssen (z. B. dem Ganges) mit; der Betende kann sich desshalb den Gegenstand seiner Verehrung nach Belieben wählen und findet im Tempelhofe Heiligenschreine den Gottheiten gewidmet, an die er sich als seine Beschützer hält. Im Wischnu-Kultus gelten alle Insassen des Hindu-Götterhimmels als Verkörperungen dieses Gottes, die Sekte des Mâdhava Atschârya, der im dreizehnten Jahrhunderte lebte, erklärt selbst Brahmâ und Siwa als Kinder von Wischnu.

Durchschnittlich besuchen täglich 50,000 Andächtige den Tempel; gegen früher hat die Zahl der Pilger abgenommen, aber an hohen Festtagen steigerte sich die Zahl der Besucher noch im letzten Jahrzehnte bis zu 300,000. Die Menge setzt sich zusammen aus Pilgern aus dem ganzen weiten Indien. Die Schauplätze der Thaten der Gottheit anzustaunen, in ihre Fusstapfen zu treten, in denselben Flüssen zu baden, unter demselben Baume zu rasten, auf dem Berge zu beten, der sonst vom Gebete der Gottheit wiederhallte, hat die Einbildungskraft aller Rassen der Erde erregt; den Hindu zieht es in hohem Grade nach den im Volksglauben durch Wunder geheiligten Stätten hin. Besonders stark ist der Pilgerdrang unter dem weiblichen Geschlechte; er wurzelt hier in der gedrückten Lage der Frauen, in der tödtlichen Einförmigkeit des Lebens in den Dörfern und wird genährt durch die Pilger-Werber. Von Puri gehen jährlich Hunderte solcher Werber aus; im schmutzigen Anzuge, die Mütze über den zur Hälfte glatt geschorenen Kopf bis zu den Ohren herabgezogen, auf dem Rücken einen Sack für Lebensmittel, in der Hand einen mit Palmblättern belegten Schirm und den Mund mit Betel zum Kauen gefüllt, machen sich diese Werber nach der ihnen bestimmten Provinz auf. Im Werbebezirke angelangt, hält der Klosterbruder sich ausserhalb der Dörfer auf, bis die Männer in Feldarbeit im Freien beschäftigt sind, dann macht er seine Besuche in den Häusern. Geübt in den Künsten der Ueberredung, wirkt er ein auf die Furcht vor dem Jenseits, weiss die Wünsche nach irdischen Gütern aufzustacheln. Matronen und Auszügler lockt die Aussicht auf Sündenvergebung und auf sichere Erlösung von Wiedergeburt durch ein Grab im Schatten des Gottesbildes. Die Wittwe ergreift begierig die Gelegenheit, der trüben Einsamkeit und auferzwungenen Trauer zu entrinnen; der jungen kinderlosen Frau wird ein Sprössling prophezeit, wenn sie Früchte vom geheiligten Banya-Baume (S. 4) im Tempelhofe pflückt. Rechnet man noch dazu die Neugierde, fremde Provinzen kennen zu lernen und die Scheu zurück zu bleiben, wenn die Mehrzahl der Freunde sich für das Unternehmen begeistern, so ist erklärlich, dass wenige Tage nach der Ankunft solcher Werber jedes Haus im Dorfe seinen beredten Pilger-Apostel stellt. Endlich ist Entschluss gefasst; meist wird zur Reise die Zeit vor Eintritt der Regenzeit gewählt, wo die Feldarbeit ruht. An den Sammelpunkten zu Karawanen von 2—300 Menschen gesammelt, unter denen selten mehr als fünf Prozent Männer sind, zieht die Schaar unter Führung des Werbers aus. Wohlhabendere nehmen ein Pferd oder stehen zusammen zur Ausrüstung eines Karren, von Ochsen gezogen, wie sie S. 81 abgebildet sind; der Wärter der Thiere geht zu Fuss, das Innere beherbergt die Frauen und man kann sicher sein, dass das Gefährte aus einer von mohammedanischem Geiste stark durchsetzten Provinz kommt, wenn Luftlöcher fehlen und die Insassen im Freien sich nach Art der Moslim-Frauen nur verschleiert zeigen. Wenn Reiche die Wallfahrt nach Puri geloben,

machen sie die Reise im Palki (S. 94); auf Elefanten, umgeben von einem Trosse von Packthieren und Dienern, wie er einem gefürsteten Indier unerlässlich ist, zieht der Râdscha einher; die Mehrzahl aller Pilger (im Durchschnitte 95 Prozent) sind Fussgänger. Die Eisenbahnen werden so weit benützt als möglich; Orissa entbehrt aber noch der Bahnen, sie enden 500—1000 Kilometer von Puri entfernt und mit dem Verlassen der Bahn beginnen die Beschwerden der Reise. Der Zug der Fussgänger formt sich ordentlich zur Prozession. Da schreitet dem Zuge eine mit lebenden Blumen geschmückte jugendliche Frau voran, der Anzug aus grellen Farben, die Nase vom Ringe durchbohrt, auf Stirne und Nasenbein die Sektenabzeichen dick aufgetragen; auf dem Kopfe wird ein Bündel Kleider von starken Armen gehalten. Einen anderen Zug führen Mitglieder einer der zahlreichen Bettlerkasten an; einige gehen fast nackt mit vor Schmutz starrenden Haaren, andere haben den Körper mit Asche und Kuhdünger widerlich duftend eingerieben, alle führen einen Stab in den Händen und Manche legen sich noch ganz besondere Qualen auf. Unser Büsser S. 169 hat den Kopf durch ein schweres Eisengitter hindurchgesteckt, das auf der ganzen Reise nicht abgelegt wird; ein anderer gelobt, nicht zu gehen, sondern den ganzen Weg durch seine Körperlänge auszumessen, und wirft sich hierzu nach jedem paar Schritte platt auf die Erde. Die Mehrzahl der Pilger ist ein Bild des Jammers geworden, noch ehe sie das heilige Land betreten hat; mit wunden Füssen schleppt sich der Zug fort, nicht Wenige bleiben zurück und erliegen in qualvoller Einsamkeit ihren Leiden. Wer von Norden oder Westen kommt, geniesst den ersten Lohn seiner Mühe beim Ueberschreiten des Baitarani-Grenzflusses, des Styx in der indischen Mythologie. — Am Ufer stehen Tempel zu Ehren von Yama, des Herren über die Seelen der Abgeschiedenen und der zum Führer gewordene Werber flüstert während des Uebersetzens segnend den letzten Vers desjenigen Spruches, der über den sterbenden Hindu in dem Augenblicke gesprochen wird, als der Tod eintritt. Derselbe lautet folgendermassen: „In Yamas überaus grausiger Halle fliesst glühend der Baitarani-Fluss“ (Yamâlaye mahâghore taptâ Baitaranî nadî). Angeeifert durch die Erklärungen des Werbers, der Schritt um Schritt auf ein Heiligthum hinweist, das am Wege steht oder in der Ferne sichtbar wird, geht es mit neuem Muthe vorwärts, und ähnlich wie im Mittelalter bei den Jerusalemspilgern, wird alle Pein vergessen Angesichts der heiligen Stadt; die Pilger baden, holen die Feiertagsanzüge vor und ziehen vor das Löwenthor. Hier empfangen Männer der Kehrer-Kaste die Reisenden und bestreichen (gegen Entgeld) jeden Eintretenden mit einem Besen, wodurch, wie ein nebenstehender Priester erklärt, die Sünden der Welt weggefegt sind; dabei lässt sich der Templer bei Verlust aller Vortheile der Pilgerfahrt das Gelübde geben, weder die Geheimnisse des Heiligthums zu verrathen noch die Leiden der Reise zu verbreiten. In der Opferhalle nimmt man die freiwilligen Gaben entgegen, deren sich die Priesterschaft von jedem Besucher versieht; wer knapp an Mitteln ist, dem wird ein Wechsel zur Unterschrift vorgelegt, zahlbar in der Heimat und der Umstand, dass die Priester niemals Stempelmarken verwenden, gilt



A. Gnadenbild. — B. Audienzhalle. C. Säulenhalle. D. Opferhalle. — E. Löwenthor. F. Tempelküche.

Plan des Dschagannâth-Tempels.

als ein Beweis, dass diese Wechsel jederzeit eingelöst werden, selbst wenn die Unterzeichner auf der Rückreise versterben. In der Säulenhalle empfängt Musik die Andächtigen und Tanzdirnen treten vor, welche die Besucher zum Audienzsaale geleiten. Haben die Pilger hier einige Zeit in Beschauung des Gnadenbildes verharrt, so führt man sie in kleinen Abtheilungen in das Heiligthum. Jeder darf vor dem Gnadenbilde Blumen und Esswaaren niederlegen; viermals des Tages wird der Tabernakel geschlossen, um die Opfergaben zu entfernen, die Menge aber glaubt, dass dann der Gott von ihren Esswaaren sich nähre!

Gleichwie der Gott von Jedermann ohne Unterschied der Kaste Speise annimmt, so sitzen hier auch alle Kasten anstandslos zu gemeinsamer Mahlzeit aus der Tempelküche zusammen. Sonst bereitet sich jeder Hindu seine Mahlzeit von Reis und Hülsenfrüchten selbst oder nimmt sie nur an von einem Angehörigen seiner Kaste an und isst abseits von anderen Kasten, auch darf er nicht essen, ohne sich Hände und Füsse gewaschen und die genähten Obergewänder abgelegt zu haben; nur ungekochte Früchte und Gemüsearten, dann süsses Backwerk können ohne besondere Ceremonien gemeinschaftlich mit Anderen verzehrt werden. Eine Ausnahme machen Speisen , welche der Gottheit vorgesetzt wurden und davon Prasâdana heissen; als Mahâprasâd oder grosses Gnadengeschenk gelten die Gerichte aus der Tempelküche zu Puri, nachdem sie dem Gotte Dschagannâth dargereicht wurden. Während in der Heimat die verworfenen Kasten sich schon Schimpfworte gefallen lassen müssen, wenn sie aus Zufall den Rock eines Mitgliedes hoher Kaste berühren und diesen dadurch zu zeitraubenden Waschungen nöthigen, oder in Dörfern, in denen Brâhmanen zahlreich sind, gezwungen werden, ihre armselige Hütte ausserhalb des eigentlichen Dorfes zunächst den Kehrichthaufen anzulegen, sowie weder Morgens vor neun noch Abends nach vier Uhr im Dorfe sich blicken zu lassen, damit bei dem dann niedrigen Stande der Sonne ihr Schatten nicht auf den Weg eines Brâhmanen geworfen werde, so kann hier der Niederste an den Höchsten sich drängen und aus dem der Gottheit vorgesetzten Kessel sich eine Mahlzeit schöpfen. Die Weihe macht Alle gleich; ein Tempelpriester ass anstandslos Speise, welche ein Europäer gereicht hatte.[1]) Die Tempelküche steht links seitlich des Löwenthores, ihr Dach ragt etwas über die Mauer empor und ist auf unserer Tafel sichtbar; die von mächtigen Sonnenschirmen beschatteten Körbe auf dieser Ansicht sind mit Tempelspeise gefüllt. Der Verkauf dieser Gerichte bildet eine grosse Einnahme der Tempelverwaltung; die Pilger nähren sich ausschliesslich aus dem Tempel, solange sie in Puri sich authalten und belasten sich noch mit Speise auf dem Rückwege; eine Portion, genügend für zwei Mahlzeiten, die schon mit 30 Pf. gut bezahlt ist, wird um das Doppelte und höher genommen, wenn der Andrang gross ist und die Vorräthe knapp werden. Man sieht Unglück entgegen, wenn ein Stückchen dieser Gerichte ungenossen fortgeworfen wird und diese abergläubische Furcht wird zur Quelle vieler Krankheiten; unter der Einwirkung der Hitze gehen solche Speisen in Indien schon 24 Stunden nach der Zubereitung in Gährung über, ein Arzt sah aber Pilger einen Breitopf bis zum letzten Bissen leeren, der mit Insektenkadavern zu Tausenden bedeckt war und ganz sauer roch.

Vierundzwanzig Jahresfeste bringen Abwechslung in das Einerlei der Tagesbesuche; das Ereigniss des Jahres ist das Wagenfest, es fällt in den Beginn der Regenzeit, Juni oder Juli, und gipfelt in der Ueberführung einer Statue des Gottes Dschagannnâth vom Tempel nach dem etwas über einen Kilometer entfernten Landhause des Tempelgottes. Der Wagen hat die stattliche Höhe von 13,6 Meter; etwas niedriger und weniger überladen mit Verzierungen sind die Wagen für seine beiden Geschwister (siehe das Bild). Die Waldbewohner westlich des grossen, Tschilka-See genannten Meereseinbruches südlich von Puri, der mit dem Meere nur mittelst eines einzigen schmalen

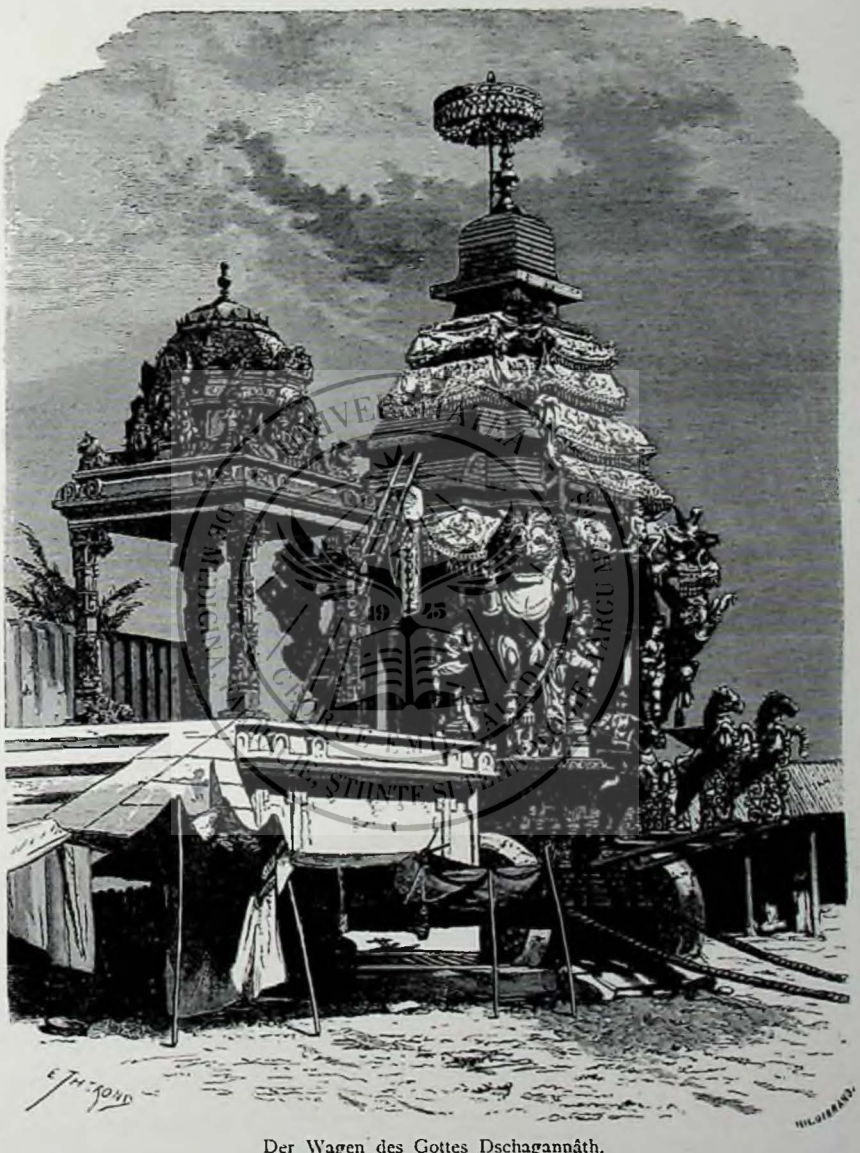
[1]) Von der jüngeren Brâhmanen-Schule werden zwischen den indischen Anschauungen über die Mahâprasâd-Speise und der christlichen Eucharistie Vergleiche gezogen.



Haupteingang zum Tempel des Dschagannath in Puri.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Kanals in Verbindung steht, geniessen das Vorrecht der Lieferung des zur Instandhaltung des Wagens erforderlichen Holzes, die Anwohner der Nordküste des Sees dürfen den Wagen ziehen und senden hiezu zum Feste jährlich Tausende von Männern. Das ganze Fest hat, wie alle ähnlichen Feste, viel vom vorarischen Geisterdienste an sich. In Südindien kann man das Umhertragen der Dorfgottheit regelmässig und das Umherfahren eines schwereren Bildes mehrfach beobachten; die Buddhisten zeigten dem Volke den Zahn des Buddha in feierlicher Prozession, die Hindus setzten den Gebrauch fort und führen das Bild des Lokalgottes bei gewissen Festen auf einem schön verzierten, vom Volke gezogenen Wagen umher. In Puri fallen Tausende auf die Kniee und und von Frauen, senken ihre Stirne in den Staub darunter Viele, nieder, wenn die die an harte Bilder der drei Arbeit und Aus- Götter aus dem setzen ihres Tempel geholt Körpers der und auf ihre Wa- Sonne nicht ge- gen gebracht wöhnt waren, werden; mit wil- sind Unglücks- dem Geschrei fälle unvermeid- umkreisen sie lich. Ueber- den Wagen, trieben ist die spannen sich an Meldung, dass die Seile und sich überreizte, schieben daran; lebensmüde Pil- die Priester er- ger absichtlich muntern die unter die Räder Menge mit Wort des Wagens le- und Geberde, gen und dass die Musik fällt dies jedesmal ein und schliess- regelmässig in lich ist nun das grösserer Zahl schwerfällige stattgefunden Geräthe in Be- habe. Die Pro- wegung. In dicht vinz steht seit zusammenge- 1804 unter eng- presster Menge lischer Verwal- von Tausenden tung; ältere von Männern Polizeiberichte



Der Wagen des Gottes Dschagannâth.

erwähnen einzelner solcher Selbstmorde, in den späteren Jahrzehnten wurden sie seltener und gegenwärtig sind sie geradezu abgekommen. Ein Erlass von 1877 schreibt vor, dass der Polizeibeamte hier wie überall, wo Wagenprozessionen üblich sind, bereits sechs Wochen vor dem Festtage ein ausführliches Programm aufstelle und dass die Leiter daran gebunden sind; schon 1874 ward in Serampur, nördlich von Calcutta, das gleichfalls im Besitze eines hochverehrten Dschagannâth-Bildes ist, das Ziehen des Wagens untersagt worden wegen eines Bruches am Räderwerke. Die Priesterschaft billigt diese Polizeimassregeln, denn Selbstopferung widerstreitet ihrem Kultus; ereignet sich aus Krankheit ein Todesfall innerhalb des Tempelraumes, so wird der Tabernakel geschlossen,

der ganze Tempel geleert und peinlich genau aufgewaschen. Die Menge selbst hält auf das Wagenfest des Schaugepränges wegen; aber ist der Wagen etliche Schritte weit geschoben, dann kehren die Pilger Wagen und Gott ruhig den Rücken und die vom Tschilka-See eingetroffenen Dienstmannen, 4200 an Zahl, müssen den Wagen zum Gartenhause hin und zurück bringen, sonst würde der Gott, der nach der Legende sich und Anderen schon so wunderbar aus der Noth half, unbeholfen im Sande stecken bleiben.

Zu den staunenswerthesten Eigenschaften der Indier gehört ihre Fähigkeit, im Namen der Religion Selbstpeinigungen und Entsagungen zu erdulden. Solche Gelübde macht man aus Furcht vor dem künftigen Leben, aus Busse für begangenes Unrecht, am häufigsten aber aus Unlust an regelmässiger Arbeit. Nicht selten wird ein Glied des Körpers dauernd in unnatürlicher Lage gehalten, wobei solche Stellung, z. B. das ständige Emporhalten eines Armes, dadurch erzielt wird, dass das Glied mittelst eines mit dem Körper fest verbundenen Stockes so lange in die gewollte Richtung gezwungen wurde, bis Verwachsungen und Gelenksteifigkeit eintreten, so dass der Arm nicht mehr zurückfällt. Ein Anderer weiss sich die Haut so schwielig zu machen, dass er auf einem von Nägeln starrenden Brette nicht blos liegt, sondern auch erträgt, auf solche Lagerstätte geschnallt über holperige Wege gefahren zu werden. Eine andere Leistung ist das Sitzen in einer und derselben Stellung Jahre hindurch im Freien, allen Unbillen der Witterung preisgegeben, die Nägel nicht geschnitten, so dass sie in der geballten Faust durch das Fleisch hindurchwachsen, und zu den unerklärten Kunststücken gehört es, Tage lang, ja selbst Wochen-Dauer wird behauptet, Nahrung und Trank zu weigern. Sonst führten Bettler in Orissa und Bengalen in Wallfahrtsorten an hohen Festtagen das Schaustück des Tscharak Pudscha auf, das darin bestand, dass man durch das Rückenfleisch einen an ein Seil befestigten eisernen Haken treiben liess und das Seil sodann an einen langen Querbalken knüpfte, der sich im Mittelpunkte um einen hohen Pfahl drehte. War an jedem Ende dieser Stange ein Büsser emporgezogen, der sich noch überdies durch die Backen Eisen stach und unter die Haut kleine Schlangen einziehen liess, so wurde der Balken im Kreise gedreht. Die Regierung begann vor Jahrzehnten gegen diesen Unfug einzuschreiten und jetzt ist er ausgestorben.

Die Bettler sind, gleich ehrenvolleren Berufskreisen, in Kasten aufgespalten, deren sich jede mit besonderen Namen belegt; in Madras allein wurden 1872 bei der Volkszählung zweihundert Bettler-Kasten angegeben. Unter der mohammedanischen Herrschaft bürgerte sich als allgemeine Bezeichnung für Bettler Fakir ein und dieser Name ist auch von Europäern meist gebraucht; die Indier geben ihn aber nur einem Bettler mohammedanischen Glaubens, unter den Hindus sind am allgemeinsten verständlich Gosain, Yogi oder Dschogi unter Siwaiten, Bairagi unter Wischnuiten. Zu den ehrlichsten gehören die als fromme Heilige verehrten Gosains, genauer Gosâyî oder Goswâmî, erkennbar an einer Ueberfülle von Sektenabzeichen, die nicht nur auf der Stirne, sondern auch an jedem unbedeckten Theile des Oberkörpers angebracht sind; dabei ist der ganze Körper mit Asche eingerieben, vom Nacken hängen lange Blumenguirlanden herab; in der Hand halten sie einen Rosenkranz (S. 175), dessen Kugeln mit Daumen und Zeigefinger fortwährend bewegt werden, während man Gebete murmelt, oder der Gosain trägt, wie in unserem Bilde, einen kleinen Hausaltar, Gefässe zur Einlegung von Almosen u. dgl. Das Haupthaar ist bald glatt geschoren, bald lässt man es lang wachsen und kämmt es nicht oder thürmt es kunstartig über dem Kopfe empor (siehe das Bild S. 33). Man wird Gosain nicht kraft Geburt, sondern kraft Aufnahme in den Orden; alle Kasten sind zugelassen. Meist wird man als Knabe zum Gosain bestimmt. Uebergiessen mit Wasser aus einem Teiche, in welchen ein Bild des Gottes eingesenkt war, der von nun an der Schirmherr des neuen Mitgliedes wird, macht aus dem Kandidaten einen Novizen; nun folgt eine längere Unterweisung und dann die Feier der Uebergabe des Mantra oder heiligen

Spruches von oft räthselhaftem Sinne, der den Laien als wunderkräftig gilt; diese Weihe ist von Ceremonien begleitet, bei welchen altwedische Opfergebräuche noch mit aller Umständlichkeit verrichtet werden. Das Gelübde der Keuschheit legt der Gosain erst in höherem Alter ab; seine Kinder müssen die Aufnahmsbedingungen erfüllen, wollen sie auch als Gosain gelten. Essen nimmt der Gosain nur vom Brâhmanen oder Râdschput an; stammt er aus niederer Kaste, so weigert er mit der Aufnahme seinen bisherigen Standesgenossen Gemeinsamkeit des Essens, und diese Absonderung kennzeichnet den Orden als Kaste. Als Bettler ist der Gosain würdevoll, ganz im Gegensatze zu dem Gelichter, das die Menge unter dem Deckmantel der Religion ausbeutet. Sonst schritt der Gosain nackt einher, die englische Regierung verbot diese Unsitte und verlangt mindestens Umgürtung der Lenden. Sein Ansehen verliert der Gosain nicht, auch wenn er sesshaftige Beschäftigung ergreift; einzelne Gosains sind gebildete Männer und leiten in Hindostan bedeutende Geschäfte.



Gosain.

Aeltere Reisende berichten von Haufen von Gosains, Dschogi u. s. w., die, zu vielen hundert Personen stark, Männer, Frauen und Kinder, zur Plage der Landbevölkerung umherzogen, die Dörfer brandschatzten, die Weiber schändeten. Unter den Massnahmen der englischen Polizei schmolzen die Bettlerheere zusammen, man sieht jetzt in Orissa zehn, wo man sonst auf hundert stiess. Wenn auch dem Rückgange in den statistischen Ziffern politisch eine geringere Bedeutung zukommt, als dem Anwachsen der Gesammtbevölkerung, der höheren Ertragsfähigkeit des Bodens und der Zunahme des Wohlstandes in der Mittelklasse, so ist es doch ein Zeichen der Zeit, dass der Bettel an Einträglichkeit verlor; wie wenig das Treiben der Bettler mit der Religion zusammenhängt, zeigt, dass sogar Selbstpeiniger den Math (Klöstern) und Tempel-Oberen aus dem Wege gehen. Die Mehrzahl der Bettler und Büsser, die sich an den Hauptfesttagen an den grossen Wallfahrtsorten sammeln, sind nicht günstiger zu beurtheilen, als die S. 78 besprochenen fahrenden Künstler; im Bettel sind sie zudringlich, sie binden sich z. B. an die Thüre an, wenn ihnen nach ihrer Ansicht eine Gabe zur Ungebühr geweigert wird und ihren Fluch hält das abergläubische Hindu-Weib für Schaden bringend. Viele legen sich auf Wahrsagen, Schlangen beschwören und Verkauf von Amuleten und Geheimmitteln; Einige führen Trommel und Laute mit sich. Eine solche Gaukler-Gruppe, Marâthen aus Central-Indien, führt unser Bild vor (S. 193). Nackt am Körper bis auf ein um die Lenden gegürtetes Tuch, die Haare ungeschnitten und ungekämmt bringen sich drei Dschogi mit einem phantastisch aufgeputzten, eisernen Dolche Verletzungen bei; die Klinge ist aber stumpf, gleicht eher einem zugespitzten Wetzstahle und man reisst an ungefährlicher Stelle leicht vernarbende Wunden. Das religiöse Beiwerk, die Verzückungen, die gemachte

Aufregung und das Stöhnen sollen die Einsammlung von Bettelpfennigen von den Umstehenden ergiebig machen.

Während der Jahrhunderte langen Verehrung des Gnadenbildes zu Puri kam der dortige Tempel in den Besitz grosser Reichthümer. Die mohammedanischen Kaiser über Hindostan schonten das Heiligthum um den Preis einer hohen Abgabe, und Chronisten nennen die Summe von 20 Millionen Mark, welche die Gouverneure jährlich aus dem Tempelschatze und von den Pilgern zogen. Die Marâthen, die Nachfolger der Mohammedaner in der Herrschaft über das Land, waren selbst Hindu, leisteten der Anbetung des Gottes allen Vorschub und lieferten noch jährlich $^1/_5$ Million Mark an den Tempel ab, erhoben aber an Pilgertaxen das Zehnfache ihrer Einzahlung. 1804 überkommt die englische Regierung die Verwaltung von Orissa; die alte Gabe wird fortgeleistet, sich jedoch durch leichte Pilgertaxe schadlos gehalten, die nur wenig mehr eintrug, als abgeliefert wird. 1840 wird die Pilgertaxe aufgehoben und die englische Regierung hält seither ihre Hand rein vom Schmutze dieses Götzendienstes; der jährliche Zuschuss ist kapitalisirt und durch Ueberweisung von Grund und Boden mit einer Jahresrente von 80,000 Mark abgelöst. Die Landschenkungen von Hindu-Fürsten an den Tempel werthen 15 Millionen Mark nach dem Durchschnittspreise der letzten Jahrzehnte (in Deutschland würde der Landbesitz das Vierfache dieser Summe werthen) und an Grundrente nimmt die Tempelverwaltung jährlich insgesammt etwas über eine Million Mark ein. Die Spenden der Pilger entziehen sich genauer Berechnung, sind aber zu jährlich 700,000 Mark abgeschätzt, so dass sich eine Jahreseinnahme des Tempelschatzes, entziffert, die hinter der Budgetziffer des Herzogthums Sachsen-Altenburg (1879/80: $2^1/_4$ Millionen Mark) nur wenig zurückbleibt. Nach dem Willen vieler der Geber sollten die Landschenkungen den Pilgern in Logirhäusern oder durch unentgeltliche Abgabe der Gnadenspeise zu gut kommen; der Stiftungszweck wird aber nicht mehr erfüllt und der Tempelklerus, der sonst in den zum Heiligenschreine gehörenden Maths ein beschauliches Dasein geführt hatte, verprasst jetzt die grossen Renten in einem überaus üppigen, ausschweifenden Lebenswandel. Aehnlich liegen die Verhältnisse bei allen anderen reich bepfründeten geistlichen Anstalten Indiens. Englische Gesetze von 1810 für Bengalen, 1817 für Madras bestellen bei der obersten Provinz-Steuerstelle einen Senat aus Europäern und Hindus als Gerichtshof zur Ueberwachung der richtigen Verwendung der Renten milder Stiftungen. 1863 werden diese Senate zum grossen Leidwesen aller einsichtsvollen Hindus aufgehoben; denn die neue Bestimmung, dass für jede Stiftung eine Verwaltung aus Eingeborenen eingesetzt werden muss und dass Jeder, der an der bestimmungsgemässen Verwendung solcher Stiftungen eine Interesse hat, gegen die Beschlüsse der Verwaltungen bei den ordentlichen Gerichten Beschwerde führen kann, stellte diese Stiftungsverwaltungen thatsächlich ausser Kontrole; noch an keinem englisch-indischen Gerichtshofe wurde eine Klage auf Wiederherstellung des Stiftungszweckes anhängig, so häufig auch in der Presse die Beschwerden über Missbrauch sind. Die Verwaltung der Dschagannâth-Stiftungen und Jahresschenkungen, wie die Tempelpolizei ist durch Sanad oder Patent von 1808 für alle Zeiten dem Fürsten von Khurda zu Lehen übertragen Dieser Titularfürst, der im Kreise Khurda mit weitläufigen, fruchtbaren Grundbesitzungen ansässig. ist, wird von seinem Amtssitze Mahârâdscha von Puri genannt; er selbst legt sich den demüthigen Namen „Kehrer vor dem Gotte Dschagannâth“ bei und gilt dem Volke mindestens als direkter Nachkomme der Erbauer des sagenumwobenen Tempels, die grosse Menge erblickt im jeweiligen Inhaber dieses Titels sogar eine Menschwerdung des Tempelgottes! Der gegenwärtige Mahârâdscha, 1856 geboren, kam als Kind an die Verwaltung und sollte nach den englischerseits für jugendliche Fürsten, die später hohe verantwortliche Stellen einnehmen, aufgestellten Grundsätzen erzogen werden; seine Erzieher weigerten sich aber hartnäckig, ihrem Pfleglinge den vorgeschriebenen Lehrkurs im Englischen und in europäischer Literatur durchmachen zu lassen, weil dies in der

Meinung des Volkes seiner Heiligkeit Abbruch thun könnte. Die Folgen waren sehr traurige. Im Frühjahre 1878 liess der Fürst, unter dem Einflusse der Geistlichkeit mit wahnwitzigen Vorstellungen von seiner Bedeutung und Unverletzlichkeit gross gezogen, einen Bairâgî oder Einsiedler der Waischnawa-Sekte festnehmen, der sich wegen Wunderkuren eines ausserordentlich grossen Zulaufes erfreute; der Argwohn, der bereits zu einer übernatürlichen Erscheinung gestempelte Einsiedler möchte seinem Ansehen Abbruch thun, hatte neue Nahrung erhalten durch eine Palastintrigue, welche den Râdscha glauben machte, seine Mutter beabsichtige, ihn mit Hilfe dieses Mannes durch Zaubermittel zu tödten. In den Palast zu einer ärztlichen Konsultation gerufen, wurde der Bairâgî in Anwesenheit des Fürsten und nach dessen ausdrücklichen Angaben auf das Grausamste gefoltert und sodann, wie man glaubte, todt auf der Strasse ausgesetzt; der Arme lebte aber lange genug, um der englischen Polizei den ganzen Vorgang zu enthüllen. Die sofort in Angriff genommene Untersuchung erwahrheitete die Anzeige und der Fürst wurde trotz der ihm beigelegten Heiligkeit als Mörder in Anklagestand versetzt. Die Regierung berief zu der Untersuchung einen eigenen Staatsgerichtshof aus einem höheren englischen Richter und zwei Eingeborenen von Rang. Die Beisitzer waren für Freisprechung, der Vorsitzende für Schuldig wegen Mordes und die Regierung erkannte sodann auf lebenslängliche Verbannung statt auf die gesetzliche Todesstrafe.



Religiöse Gaukler.

Die Verwaltung der Tempeleinkünfte führt jetzt ein Comité; statt des gefürsteten Hauptes kehrt ein aufgeputzter kirchlicher Würdenträger den Tempel beim Auszuge des Gottes zum Wagenfeste.

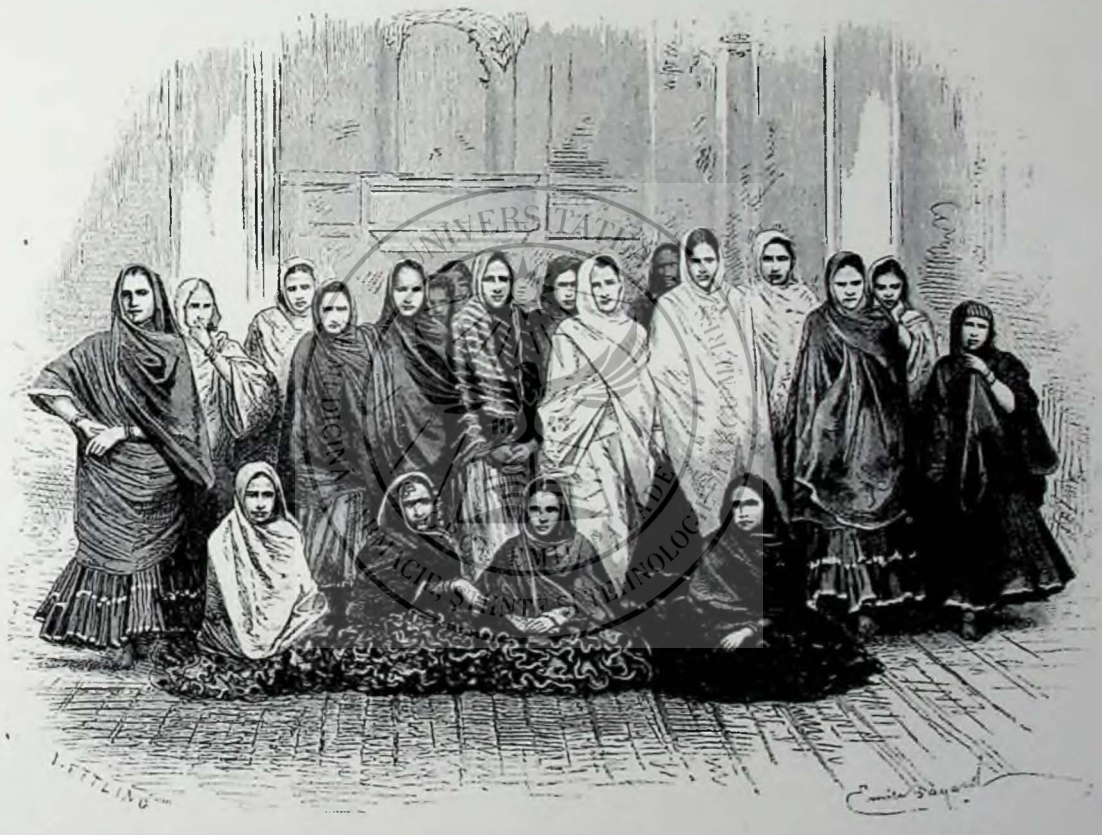
Die Stadt Puri zählt 22,695 Einwohner und 6,363 Häuser. Jedes Haus steht auf einer nach der Mitte zu sich senkenden Plattform, alles Abwasser fliesst dem Mittelpunkte zu und wird von hier entweder in einer Rinne abgeleitet oder sammelt sich in einer Senkgrube und sickert von hier langsam nach Aussen durch. In diesen Häusern sind zu Festzeiten grosse Mengen von Pilgerschaaren enge zusammengedrängt. Der ausgezeichnete englische Arzt F. C. Mouat beschreibt eines der besten Pilgerhôtels in der breiten Hauptstrasse als einstöckig mit leicht geneigtem Dache, die Zimmer

4 Meter lang, 3,2 Meter tief und knapp 2 Meter hoch, ohne Fenster mit dem Ausgange als einziger Oeffnung. „Die Räume waren finster und unreinlich, selbst wenn leer dünstete ein übler Geruch aus. In einer Seitengasse führte man mich in ein besetztes Pilgerquartier, 6 Meter lang 4 breit, 2 hoch, mit 2 Thüren, wovon eine aber geschlossen gehalten war. In diesen Raum waren im Juni 45 Personen gepfercht; die Hitze strömte aus wie von einem Ofen und der Gestank war überwältigend. Beginnt die Regenzeit, so drängen sich die Pilger noch enger zusammen, so dass Kopf an Kopf liegt und kein Platz am Boden unbelegt bleibt. Ich kenne keine Lebensweise, welche schädliche Nahrung und schlechte Luft auf den menschlichen Körper nachtheiliger einwirken lässt, als Kost und Wohnung der Pilger in Puri."

Durch die jährlich in Puri sich sammelnden Schaaren von Pilgern mit ihren von Schmutz starrenden Kleidern, ihren vom Ungeziefer zerfressenen Körpern und ihrem tödtlich wirkenden heiligen Gerichte ist die Stadt einer der gefährlichsten Choleraheerde der Erde. Dem Indier gilt die Cholera als das Werk eines bösen Geistes; in Bandelkhand wird sie dem Fluche des Heiligen Hardaul zugeschrieben aus Rache, dass 1817 über seinem Grabe von der englischen Armee gegen die Pindaris von Centralindien Kühe geschlachtet wurden. Die Wissenschaft stellte fest, dass die Krankheit nur in Indien entstehe und, wo immer sie ausbreche, dahin, wenn auch nicht direkt, aus Indien verschleppt sei. Aus einzelnen Gegenden, wie dem Deltagebiete des Ganges, ist die Cholera, wie es scheint in Folge des schlechten Trinkwassers, nicht zu vertreiben; sonst entsteht sie regelmässig, wo Misswachs nöthigt an den Nahrungsmitteln sich Abbruch zu thun und wo Ueberschwemmungen Sümpfe erzeugen, dann bei Ansammlung grösserer Menschenmengen; als am 11. April 1879 in Hardwar in Hindostan am Austritte des Ganges aus dem Himâlaya zum grossen, alle zwölf Jahre wiederkehrenden Kumbha-Feste vorübergehend eine Million Pilger zusammengeströmt war, brach dort die Cholera vor dem Schlusse des Festes in heftigster Weise aus und wurde durch die zurückkehrenden Pilgerschaaren ganz Nordindien mitgetheilt. Puri kann in jedem Jahre Anlass werden, dass durch Verschleppung des Krankheitsstoffes die kenntnissreichsten Männer unseres Jahrhunderts in Europa und Amerika der Cholera erliegen. Der Vorschlag, die Pilgerfahrten nach Puri zu verbieten, ist unausführbar; das Verbot würde die Bevölkerung gegen die englische Verwaltung in hohem Grade einnehmen und die Krankheit doch nicht aus der Welt schaffen. Dagegen macht die Regierung die grössten Anstrengungen, der Menge ärztlichen Beistand zu sichern.

Die ärztliche Kunst lag in Indien bis zur Ankunft der Engländer sehr im Argen. In ältester Zeit mag sich die indische mit der griechischen Medicin berührt und gemessen haben, noch im 7. und 8. christlichen Jahrhunderte zogen die Araber, welche die griechische Wissenschaft weiter führten, in ihren Hospitälern zu Bagdad indische Aerzte und ihre Literatur zu Rath; später beeinflussten sich beide Richtungen wenig mehr. Die indische Literatur ist reich an medicinischen Werken: der Âyurweda, die Werke des Tscharaka und Susruta, im Süden des Tamil Agastya geniessen hohes Ansehen; die Krankheiten sind in ihren Merkmalen zutreffend beschrieben, zahlreich sind die zur Anwendung empfohlenen Heilmittel. Den Verfall der Wissenschaft kennzeichnet zunehmende Vorliebe für ekelhafte Thierstoffe als Medicamente und die Heilkünstler der Gegenwart sind durch Sprüchwörter der Volkssprache treffend gewürdigt, wie: „Ein Arzt erst achtbar wird, wer zehn Patienten zu Tod kurirt" (Tamil). Das Gangesthal allein erfreut sich angesehener Arzt-Kasten; die Baid oder Waidiya von zusammen 72,769 Mitgliedern (Männer, Frauen und Kinder) kommen im Range gleich nach den Râdschputs, sind zum heiligen Stricke berechtigt und brüsten sich, nach dem Inhalte der geheiligten Bücher (Sastras) zu kuriren; sie stellen mit Brâhmanen die eifrigsten Schüler zu den englischerseits errichteten medicinischen Schulen, am 10. Januar 1836 war es ein Baid, der als der erste Indier vor seinen Landsleuten als Anatom auftrat und an einem Kadaver demonstrirte.

Der Titel Arzt wechselt nach Landsmannschaften; er lautet Kabirâdsch im Bengalî, Tabib im Hindî; ist er ein Mussalman, so nennt man ihn Hakim, ein ehrenvoller Titel, der mit dem Zusatze Sahib (Hakim Sahib) dem europäischen Arzte in Indien wie Persien gegeben wird. Der Yawana, d. i. griechischen Schule rechnet sich zu, wer sich vorwiegend an Medicamente aus dem Pflanzenreiche hält und fleissig den Aderlass verordnet; Misri oder Anhänger der egyptischen Schule (Viele übersetzen Misri mit „gemischt") nennt sich, wer hauptsächlich Präparate aus dem Mineralreiche verschreibt und den Aderlass verwirft. Die Kenntnisse selbst der strebsamsten indischen Aerzte sind sehr gering; die Mehrzahl doktorirt nach Erfahrungsgrundsätzen und ist Pfuschern gleich zu stellen. Anatomie studieren diese Leute gar nicht. Wer Arzt werden will, geht bei einem praktischen älteren Arzte in die Lehre, liest nach seiner Anleitung die gangbarsten indischen oder arabischen Werke und begleitet seinen Lehrer fleissig an das Krankenbett;



Bajaderen-Gruppe.

nach einigen Lehrjahren lässt sich der junge Mann selbständig nieder, ohne vor irgend Jemanden ein Examen abgelegt zu haben. Am Krankenbette fühlt der Arzt fleissig den Puls, prüft Zunge und Urin, horcht auf das Herzgeräusch und untersucht die Brust. Der Anwendung innerer Mittel gehen äussere vorher; Einreibungen spielen eine grosse Rolle, Spritzen und Klystiere lehrten erst die Engländer. Ausgelassene Butter oder vegetabilische Oele aus Kräutern gewonnen, welche in keiner Pharmacopie der Welt als officinelle aufgeführt sind, werden gleichmässig gegen Katarrh und Bronchitis wie Diarrhoe und Krankheiten der Harnröhre eingerieben. Gegen Fieber gab man Eisenhut, ehe Chinin bekannt wurde. Innerlich anzuwendende Mittel werden mit Vorliebe in Pulverform verordnet und mit Honig gemengt oder in Wasser aufgelöst eingenommen; man kennt aber auch gekochte Medicinen. Je mehr Droguen zu einem Pulver oder Tranke gemischt sind, desto heilkräftiger gelten sie dem Arzte wie dem Patienten. Dosen von Gold mit Quecksilber verrieben, Diamanten und Perlenstaub werden mit voller Ueberzeugung in ihre grosse

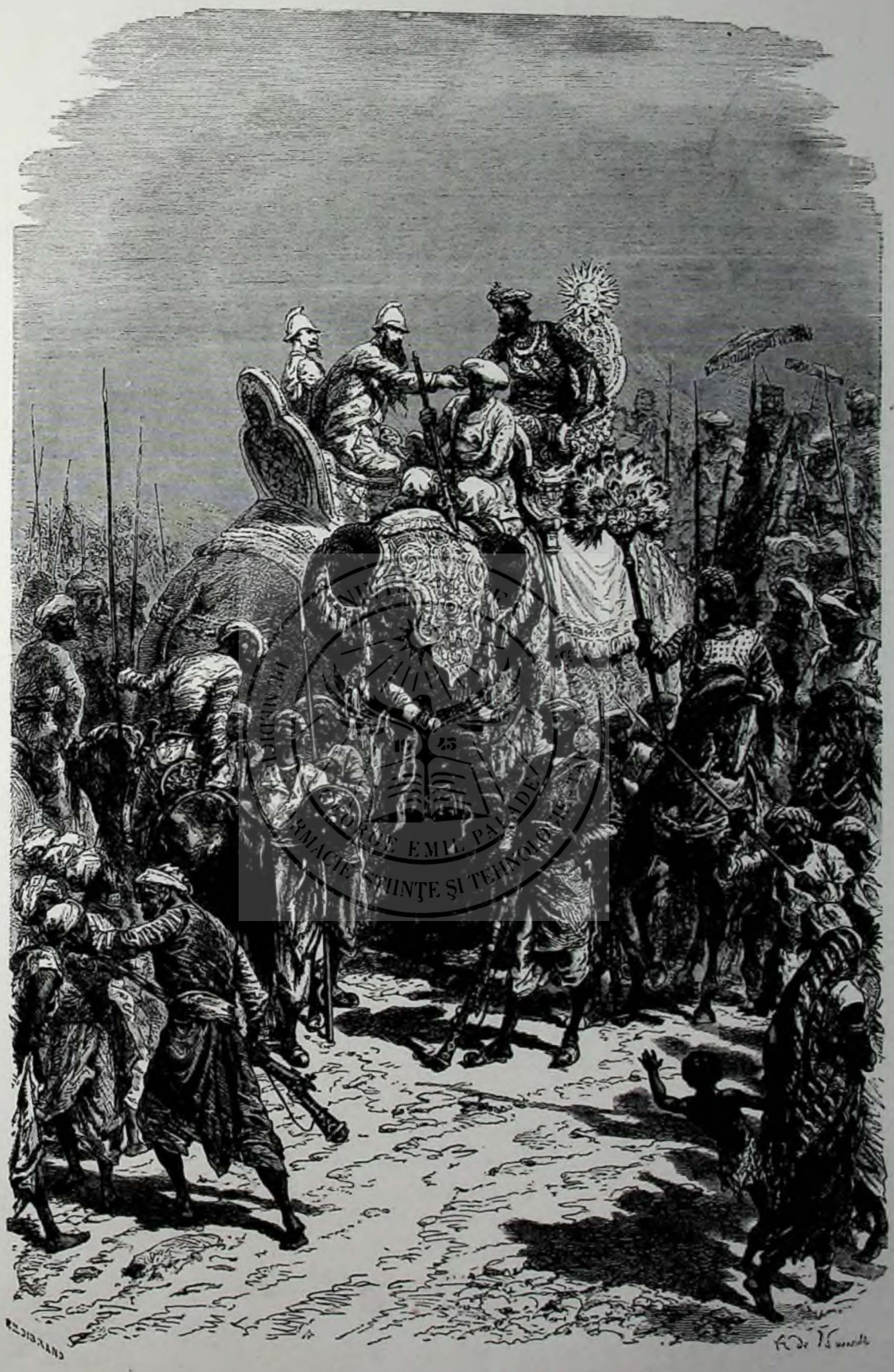
Wirkung gegeben. Die Specialisten, z. B. gegen Impotenz und die Landärzte auf den Dörfern lieben ekelhafte Medicamente, eine grosse Rolle spielt Thierdünger. Unter den Gudscharati nördlich von Bombay wird Eselsdung gepulvert in einen Sack eingenäht und dieser über Nacht in ein Gefäss mit Wasser gehängt; den nächsten Tag gibt man dem Patienten einen vollen Schoppen dieser widerlichen Flüssigkeit zu trinken, mit etwas Zucker versetzt. Amulete und Zaubersprüche liefern unter Verrichtung mystischer Ceremonien und Austreiben des Krankheitsgeistes die umherziehenden Bettler, insbesondere Frauen schenken ihnen ihr Vertrauen und halten viel auf das Hinunterschlingen eines mit Zauberformeln beschriebenen, in Oel getauchten Papierstreifen.

Chirurgische Operationen besorgt nicht der Arzt, sondern der Barbier (siehe die Abbildung S. 105), der Schäfer und, was überraschen wird, der Töpfer; diese Leute lassen zu Ader, nähen Wunden zu, stillen den Blutfluss, machen sich aber dreist auch trotz ihrer Unkenntniss an die schwierigsten chirurgischen Fälle. Verrenkungen wie rheumatische Schmerzen werden mit derselben Salbe behandelt, Blutungen stillt man durch Eingiessen von siedendem Oel; in der Kunst, Brenneisen zu handhaben, sind diese Chirurgen vollendete Meister. Bandagen werden bei Beinbrüchen so fest angelegt, dass häufig der Brand dazu kommt. Die gewöhnlichen Leute zahlen diese Einrichter nach der Zahl der angelegten Nadeln, Brenneisen, der Besuche und Medicamente und die Folge ist, dass sechs Nähte gemacht werden, wo eine einzige am Platze war, der Patient überhaupt unnütz gequält wird. Im Staarstechen zeigen Augenärzte überraschende Geschicklichkeit, aber die Nachbehandlung verdirbt wieder viel. Dem Ausschneiden des Harnsteins geht ein Kneten des Unterleibes vorher, das nach dem Ausspruche eines Arztes nur der geduldige Hindu aushält; ist der Stein dann mit den Fingern bis zur Schamleiste vorgezogen, was häufig nicht gelingt, dann erfolgt der Einschnitt und Vorholung des Steines mit einem groben Eisenhaken.

Blutegel setzen ist Sache der Frauen; die Zahl der Thiere bestimmt nicht Ordination, sondern die Frauen sind hierin selbst Heilkünstler und richten durch überreichliche Anwendung ihres Mittels viel Unheil an; einem wegen Verblutung in ein europäisches Spital gebrachten, ohnehin schon blutleeren Manne waren gegen rheumatische Schmerzen binnen drei Tagen 150 Blutegel gesetzt worden. Frauen legen auch Schröpfköpfe an; die Schröpfköpfe sind nicht von Glas, sondern ein Horn vom Rinde. — Das Kräutersammeln besorgen Schäfer, Apothekerdienste leisten die Droguenhändler; die Geschäftsräume dieser Leute starren von Schmutz, in Aufbewahrung von Medicamenten sind sie sorglos, Verwechslungen sind häufig.

Hebammendienste leisten bei Hoch- und Nieder Frauen ohne jegliche Vorbildung; die Wöchnerin wird erbarmungswürdig gequält uud unsinnigen Ceremonien unterworfen. Während in Europa erst auf mehrere hundert Entbindungen ein Todesfall kommt, ergab in der Hauptstadt Haidarabad (S. 112) eine längere Zeit hindurch fortgesetzte Zählung 40 Prozent Todesfälle im Wochenbette. Sichel und Schürhaken sind Entbindungswerkzeuge. Unehlichen Geburtenwird regelmässig durch Abortivmittel vorgebeugt und Niemand sieht in solchen Versuchen etwas Anstössiges.

Die ganze Armseligkeit der indischen ärztlichen Kunst enthüllt sich an einzelnen wohlbeglaubigten Beispielen, ein solches bieten uns aus dem Jahre 1879 die Kurversuche an einem englischen Unterbeamten mohammedanischen Glaubens in einem Landstädtchen, der von einer giftigem Schlange gebissen sein sollte. Die Furcht vor dem Bisse einer Schlange ist übertrieben; die Vorstellung, dass in Indien überall im Grase giftige Schlangen auf ein harmloses menschliches Opfer lauern, ist durchaus unbegründet, und jetzt, wo alle Zweige der Verwaltung auf Ersparnisse sinnen, mehren sich die Stimmen, dass die Gelder, welche die Regierung jährlich für Tödtung schädlicher Schlangen aussetzt, verschwendet sind. Die indische Schlangenfauna ist sehr gut erforscht: es gibt 211 Arten von Schlangen, 33 sind giftig; unter diesen kommen aber einige nur in gewissen Provinzen vor und andere sind so selten, dass thatsächlich nur drei



Einzug der Radschas in Kadschuraha, Centralindien.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Arten (die Brillenschlange, Naja tripudians, die gefleckte Natter, Daboia elegans und eine schwarze Natter mit weissen Ringen, Bungarus arenatus) in Betracht kommen, von denen die zahlreich behaupteten tödtlichen Bisse häufiger drohen könnten. Europäer als Kaffee-, Thee- und Indigo-Pflanzer haben unter ihren zahlreichen Arbeitern fast niemals Tod durch Schlangenbiss zu verzeichnen, selbst wenn sie aus den nahen Dörfern sehr häufig berichtet werden. Europäische Aerzte erhalten in zehn Jahren keinen Schlangenbiss zu kuriren und in Hospitälern weist die betreffende Rubrik jederzeit sehr niedrige Ziffern auf; die rohen Waldbewohner, die fast nackt die Wälder durchstreifen, kennen keine Furcht vor der Schlange. Die hohen Ziffern der Tödtungen durch Schlangenbisse sind gefälscht. In einigen Fällen mögen sie wirkliche Morde verdecken, häufiger ist solche Angabe bei plötzlichen Todesfällen aus Furcht, von Feinden oder Polizisten, deren Unparteilichkeit



Der indische Büffel, Bos Gaur.

noch viel zu wünschen lässt, des Mordes bezichtigt und in Untersuchungshaft abgeführt zu werden; eine nicht geringe Menge von Todesfällen aus wirklichem Schlangenbisse ist endlich auf Rechnung der herrschenden Vorstellungen von Schlangen zu setzen (S. 7.) und auf unrichtige Behandlung eines von einer unschädlichen Schlange gebissenen Menschen durch die indischen Aerzte zurückzuführen. So lag der Fall bei dem Beamten unseres medicinischen Berichtes. Beim Eintreten in einen Kehrichthaufen wurde der Patient von einer Schlange gebissen; erschrocken sah er sich das Thier nicht an, sondern eilte dem Hause zu, zeigte den Seinigen den Biss als den einer Brillenschlange und klagte über den bevorstehenden Tod. Binnen Kurzem hatte sich die ganze Nachbarschaft versammelt, man rief einige Taglöhner verachteter Kaste herbei und diese sogen die Wunde aus, der Hakim erklärte aber nach Untersuchung des aufgeregten Mannes mit ernster Miene, dies genüge nicht, das Gift habe bereits den Weg in den Magen gefunden; er gab ein Abführmittel und rieb die Wunde wie den Körper an empfindlichen Stellen, z. B. unter der Zunge

mit ätzenden Mitteln ein. Inzwischen waren die Weiber nach Schlangenbeschwörern gegangen, die Gebete murmelten und das Gift besprachen; wer immer im Dorfe mit Mediciniren sich abgab, verordnete äussere und innerliche Mittel, die Umgebung zwang sie dem Kranken ein und die Folge war, dass der Patient durch Mangel an Ruhe unter Schmerzen von Kräften kam und schliesslich an einem typhösen Fieber starb. Ein englischer Arzt, der im letzten Stadium der Krankheit herbeigerufen wurde, öffnete die Leiche und stellte fest, das der Biss von einer ganz unschädlichen Schlange herrührte; nur die verkehrte Behandlung hatte den Tod verursacht.

In den letzten Jahrzehenten errichtete die englische Regierung in jedem Provinz-Hauptorte Schulen für Aerzte, Chirurgen, Apotheker und Hebammen; von der Arztschule in Bombay erhielten bis jetzt 150 Indier das Diplom als Arzt und 350 die Berechtigung als Chirurg, Landarzt oder Feldscherer. Von den geschulten Aerzten liessen sich zwei Drittheile als praktische Aerzte in Städten nieder, die Chirurgen nahmen mit wenigen Ausnahmen Anstellung im englisch-indischen Militär- und Civildienste. Diesen, von den Engländern „Native Doctors" genannten gelernten praktischen Aerzten hängen die Fehler ihrer Rasse an; unsicher und schwankend in der Ordination, zaghaft in Handhabung der Instrumente, zeigen sie in Epidemien Furcht vor Ansteckung und sind mitleidlos gegen Arme. Hospital-Aerzte weigern mittelmässig Bemittelten gerne die Aufnahme, um sie in Privatpraxis zu erhalten. Man schreibt keine Deserviten aus, sendet aber das als Honorar übermachte Geldgeschenk zurück, wenn es zu niedrig ausfällt.[1]) Vertrauen müssen sich diese gelernten Aerzte erst noch erringen; die grosse Menge stellt sie noch in eine Linie mit den Geisteraustreibern. Gegen gelernte Hebammen besteht Widerwillen aus Kastenvorurtheil; Frauen aus hoher Kaste wollen sich nicht von Hebammen niederer Kaste bedienen lassen und umgekehrt weigern Hebammen guter Kaste ihre Dienste Frauen niedriger Kaste; nur in grösseren Städten liess sich allen Schichten der Bevölkerung Hilfe sichern. Apotheken gibt es jetzt in jedem Verwaltungsdistrikte; sie sind öffentliche Anstalten und werden neben Beiträgen aus Centralfonds und den Erträgnissen von Sammlungen aus Provinz- und Kreiszuschlägen erhalten, wie sie auf Grund der Ermächtigung vom 10. Dezember 1870 in jeder Provinz auch für Heilzwecke eingeführt sind; mit den Apotheken ist regelmässig ein Hospital verbunden. Diese Anstalten sind ausserordentlich populär geworden; die Gesuche um Apotheken mehren sich rascher als die geprüften Pharmaceuten. Durchschnittlich suchen zwei Prozent der Gesammtbevölkerung beim Hospitalarzte der mit der Apotheke verbundenen Anstalt Hilfe; es ist dies immer noch ein sehr geringer Prozentsatz, wenn man bedenkt, dass in Eingeborenen-Regimentern jeder Soldat mindestens einmal im Jahre ein Recept nöthig macht.

In Orissa hatte die Einsetzung eines Gesundheitsamtes (1867) eine merkliche Abnahme der Sterblichkeit unter den Pilgerschaaren zur Folge. Ein Gesetz von 1871 stellt die Pilgerherbergen unter polizeiliche Kontrole, knüpft die Concession an Ausführung baulicher Verbesserungen und überträgt der Polizei das Recht, die Zahl der aufzunehmenden Pilger zu bestimmen; jedes Haus wird täglich revidirt, wiederholt gelang es, Cholerafälle durch strenge Kontumazirung auf die Häuser zu beschränken, in denen sie zuerst ausbrachen. Auf der Rückreise in die Heimat erlagen sonst bis zu 50,000 Pilger den Beschwerden der Reise; im Bestreben, nichts zu unterlassen, was dem Seelenheile nützt, verausgaben sich die Pilger in Gaben an die Priester, und mit wenigen Mark im Leibgürtel, in dessen Falten der Zehrpfennig gewickelt ist, wird die weite Rückreise angetreten. Jetzt sind längs der Hauptrückzugslinien Unterstandshäuser und Apotheken errichtet, in der Höhe der Saison (Mai bis August) suchen Diener des Gesundheitsamtes die Strassen ab und verbringen

[1]) Das übliche Honorar für europäische Aerzte beträgt einen Goldmohur (30 M.) beim ersten Besuche, 14 Mark für jeden späteren Besuch. Officiere und Beamte im Dienste der Militärverwaltung werden sammt ihren Familien unentgeltlich behandelt; die Civilisten erzielen niedrigere Honorare durch Accordabschlüsse, für reine Privatpraxis bietet desswegen Indien trotz der hohen Honorare für Einzelnbesuche kein lohnendes Feld.

die Kranken in die Hospitäler; die Tarife für die Fährten über die Flüsse, die unter den früheren Regierungen sehr hoch waren, sind ermässigt und werden Armen ganz nachgesehen, damit das widerliche Schauspiel vermieden wird, dass sich Schaaren von Pilgern neben dem Boote in den Fluss werfen. Fähren kommt in Indien eine viel grössere Bedeutung zu als bei uns, Brücken sind selten. Die Flussbette der grossen Ströme sind ungleich breiter, in der Regenzeit schwellen ihre Wasser hoch an, selbst geringere Flüsse können binnen 24 Stunden, ohne dass die meteorologischen Beobachtungen darauf hinweisen, sich sieben[1]) und mehr Meter über den mittleren Wasserstand des Sommers erheben, durchbrechen dann Dämme und reissen kostspielige Eisenbahnbrücken fort. Den Uebergang über die Parbatti, einen Fluss in Centralindien, der 350 Kilometer durchläuft, ehe er sich mit der Tschambal vereinigt, veranschaulicht unsere Tafel.

Orissa ist Mündungsgebiet für drei grosse Flüsse: Baitarani, Brahmani und Mahanadi, „der grosse Fluss"; die Mahanadi (fast alle indischen Flüsse sind weiblichen Geschlechtes und als Göttinnen, nicht als Götter verehrt) übertrifft im Stromgebiete etwas die Etsch Süd-Tyrols und tritt gleich dieser nach schnellem Laufe aus einer engen Gebirgsspalte in die Ebene ein. Hier werden die Wasser träge; statt Flüsse aufzunehmen, entsendet der Strom zahlreiche Arme, die Delta-Bildung beginnt. Die Absetzung grosser Mengen Gerölls bewirkt Erhöhung des Flussbettes; in der Regenzeit reichen die Flussrinnsale zur Aufnahme der Gewässer nicht aus, durchschnittlich fliessen dann 90,000 Kubikmeter Wasser und Schlamm über die natürlichen Uferbänke. Sonst verursachten die überschiessenden Wassermengen verheerende Ueberschwemmungen; seit



Beschriebenes und verziertes Palmblatt.

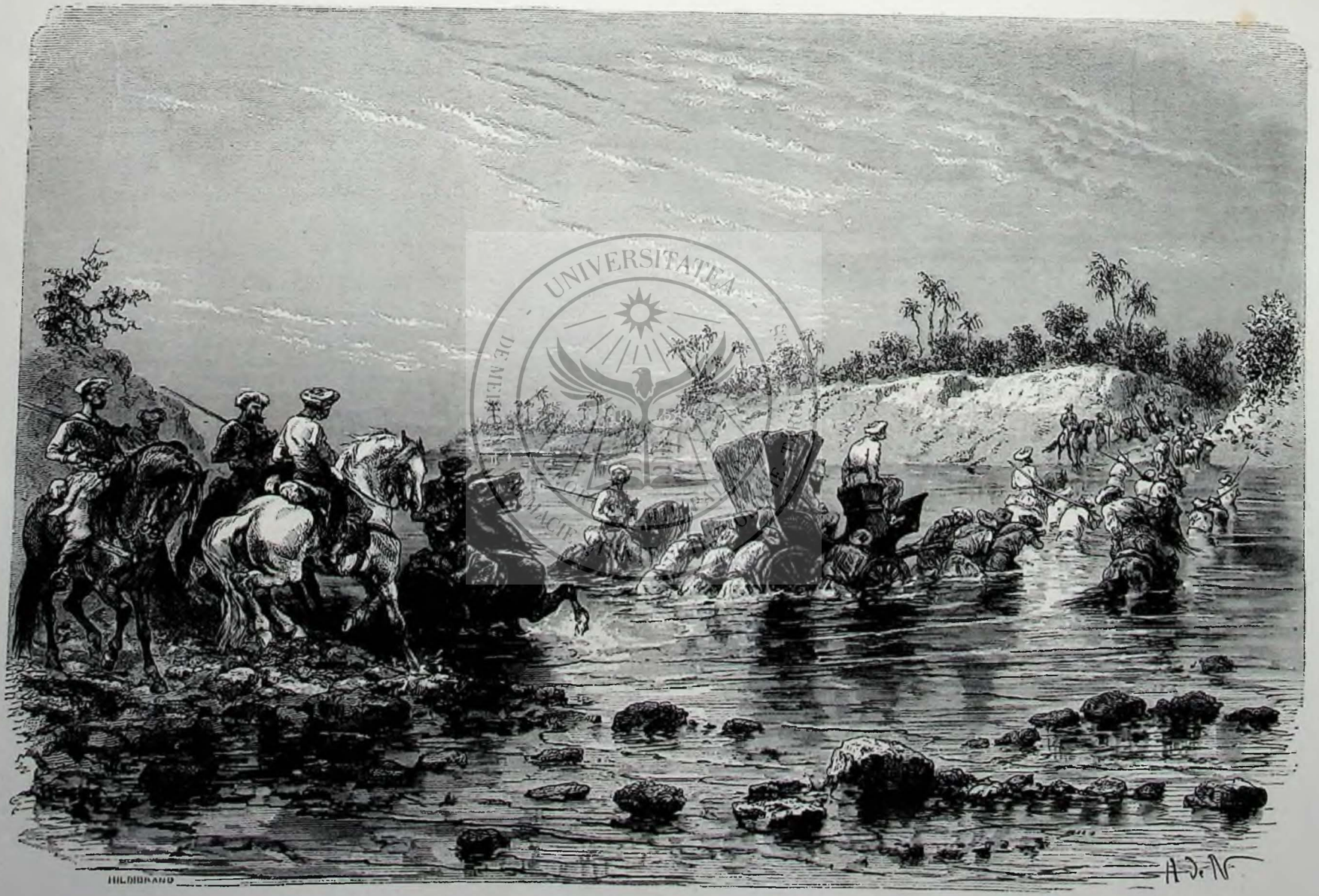
1866 ist mit Aufwand von 55 Millionen Mark ein umfassendes System von Dämmen und Kanälen durchgeführt, das die natürlichen Verzweigungen dieses Stromes und der beiden anderen Flüsse in schiffbare Wasserstrassen umwandelte und ein Areal von 600,000 Hektaren zu bewässern erlaubt. Diese künstlichen Berieselungen sichern die Provinz vor Wiederkehr so trauriger Hungersnothjahre aus Misswachs in Folge spärlicher Regen, wie sie die Einwohner zum letzten Male 1866 sahen. Die Preise hatten sich zuletzt 35 fach über den Mittelpreis gehoben. Reis, das Hauptnahrungsmittel, war an vielen Orte nicht einmal für Geld zu beschaffen; um Mai war die Sterblichkeit so gross geworden, dass Reihengräber gezogen wurden, um die Leichname aller Verhungerten einscharren zu können. Die Ueberlebenden irrten umher „als ein erbarmungswürdiges Gerippe von Knochen mit Haut bedeckt," meilenweit verfolgte die Beamten der Ruf nach Nahrung. Die englische Regierung griff zu spät ein, 27 Prozent der Bevölkerung starben in einem Jahre dahin.

Orissa bildet einen Bestandtheil der grossen Präsidentschaft Bengalen. Die Gesammtbevölkerung der Provinz beziffert sich auf $4\frac{1}{3}$ Millionen Einwohner; davon leben zwei Millionen in der Niederung, der Rest vertheilt sich auf die Waldgebirge am Westrande der Provinz. Die Einwohner heissen in den klassischen Sanskritschriften Odra und die Eingeborenen erklären, dass dieser Name von der rothen Hecken-Rose, *Hibiscus rosa sincensis*, gegeben wurde, der ihre Vorfahren Verehrung zollten; ihr heutiger Name ist Uriya, dialektisch Udia, auch Wodia

[1]) So hoch stiegen im Unterlaufe binnen 30 Stunden, vom 21. auf 22. September 1875, über den mittleren Wasserstand des Sommers die Fluthen der Sabarmati, eines Flusses mit dem Stromgebiete des Mainstromes; von 22 Pfeilern der Eisenbahnbrücke gaben 18 dem Drucke nach und stürzten ein. Die Sabarmati ergiesst sich nördlich von Bombay in den Meerbusen von Cambay.

gesprochen. Der Uriya kennzeichnet sich als muskelstarke, aber zurückgebliebene Rasse, die an alten Herkommen hängt, jeder Neuerung abhold ist und unter den Indiern arischer Sprache die wenigst entwickelte Nation bildet. Die Brâhmanen gehören zu den verschmitztesten ihrer Kaste; wiederholt führten Einzelne unter den Augen eines Reichen kleine Diebstähle an Esswaaren und Kleidern aus, um das Mitleid des Grossen zu erregen und Anweisung eines fortlaufenden Almosens zu erwirken. Das Interesse für Schulbildung ist noch sehr gering; der Ehrgeiz des Uriya geht nicht weiter, als von der Sprache so viel zu erlernen, dass er seine Geschäfte führen kann. Die Sprache, das Uriyâ, ist dem Bengalî sehr ähnlich und wird mit einem der Bengalî-Schrift nachgebildeten Alphabete geschrieben; sie reicht südlich wie westlich über die Provinz-Grenzen hinaus, ist aber trotzdem von einer zu geringen Zahl von Menschen gesprochen, als dass es für den Verkehr mit den Fremden ausreichen könnte; an den von den Engländern in Gang gebrachten Mittelschulen gehen die Schüler zu Bengalî über, und die Pilger-Werber verstehen regelmässig Hindî oder eine Sprache des südlichen Indiens. Die jüngere Schule unter den Sprachgelehrten Orissas wirkt unter den besseren Ständen auf Erlernung des für sie leichten Bengalî hin, damit die Provinz aus ihrer Vereinsamung als Sprachinsel, wie Holland und Wallis, gerissen werde. Eine selbständige Literatur hat Orissa nicht geschaffen, bis auf einen verschwindenden Rest sind alle in Uriyâ verfassten Werke Uebersetzungen berühmter Hindu-Autoren. Als Schreibmaterial dient noch das getrocknete und ordentlich in Streifen geschnittene Palmblatt, Tâl-patra genannt, meist von der Palmyra-Fächerpalme, *Borassus flabelliformis*, das sonst in ganz Indien zum Schreiben verwendet wurde, im nördlichen Indien bereits ausser Gebrauch gekommen ist und im südlichen Indien von Jahr zu Jahr mehr durch Pflanzenpapier verdrängt wird. Mit einem eisernen Stifte werden Buchstaben wie Figuren ohne Anwendung von Tinte in das Blatt geritzt, zu Büchern vereinigt man die Blätter durch Anbohren und Durchziehen einer Schnur; ein Blatt aus einer Chronik zu Dschagannâth, die Kapitelschlüsse mit Figuren und Bäumen verziert, stellt unser Holzschnitt dar. Für Buchdruck eignet sich das Palmblatt nicht, aber Handschriften auf Palmblatt haben vor Kunstpapier den Vortheil voraus, dass es den weissen Ameisen und sonstigen Insekten nicht zur Beute fällt, die angezogen von der Reisstärke, die man in Indien der Papiermasse als Bindemittel zusetzt und zum Einbinden der Bücher benützt, den Büchergestellen nachziehen, seien diese von Holz oder von Eisen. Jedes in Indien gedruckte und etliche Jahre in Bibliotheken gelagerte Buch zeigt Gänge von Insektenfraas, in dumpfen Räumen wurden wiederholt ganze Bibliotheken von Insekten bis zur völligen Vernichtung zernagt; zur Abwehr setzen die Eingeborenen der Papiermasse Gelbwurzel-Absud zu, völlig widerstandsfähig macht aber erst Arsenik.

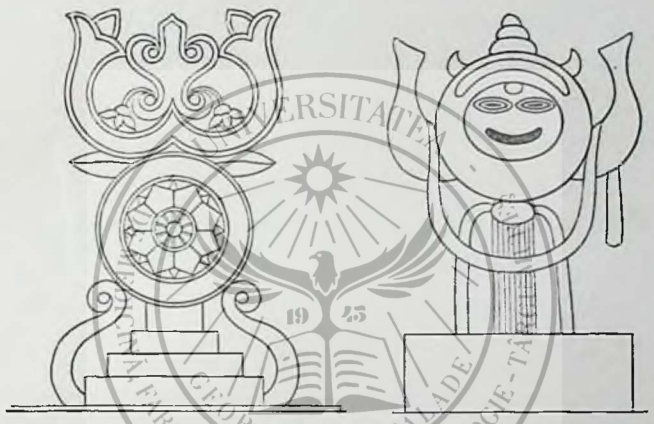
Das Hinterland von Orissa gegen Westen ist ein dicht bewaldetes Hügelgebiet, das bis zu Höhen von 700 Meter ansteigt, in den Thalsohlen den Anbau von Reis, Hirse, Baumwolle und Zucker lohnt, auf den Abhängen aber von Nieder- und Hochwald so dicht bestanden ist, dass es unmöglich wird, auch nur Saumwege offen zu halten. Diese Waldungen sind ein überaus ergiebiges Jagdgebiet; neben Elefant, Tiger und Eber haust hier wild der indische Büffel, *Bos gaur*, Bison in europäischen Jagdkreisen genannt. Der wilde Büffel ist ein stattliches Thier, die Stiere bis zu 1,85 Meter hoch mit stark zurückgebogenem Horne; die Heerden, meist zehn Kühe mit einem älteren Stiere, sind scheu und kommen aus dem Waldesdickicht in die Ebene nur im höchsten Sommer herab. Der Indier jagt den Büffel nicht in Folge der Verehrung, die er der Kuh zollt, leistet aber dem Europäer bereitwillig Dienste als Treiber. Die Jagd auf Büffel ist sehr ermüdend; beim Herannahen des Feindes ruft der Leitstier durch heftiges Stampfen die Heerde auf und zieht sich mit ihr in undurchdringliches Dickicht zurück. Am besten kommt der Jäger zum Schusse, wenn der Schikari oder jagdkundige Eingeborene den Ruf des Hirsches gut nachahmt; bei Treibjagden nehmen die Jäger im Wipfel eines Baumes ihren Stand ein.



Flussübergang über die Parbatti, Centralindien.


UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Die englische Verwaltung endet am Fusse dieses Waldgebirges und beginnt erst jenseits wieder in Sambalpur, einem Distrikte der Centralprovinzen, nachdem die Thalebenen sich verbreiterten und das Land aus Waldgebiet zu einem grossen Parke geworden ist. Die Verwaltung liegt im Waldgebirge in den Händen eingeborener Tributfürsten, wovon der Gebirgsabschnitt Tributary Mehals (genauer Mahal, d. i. Distrikt) heisst. Die Bevölkerung ist für indische Verhältnisse sehr spärlich, beträgt nur 31 Menschen auf den Quadrat-Kilometer und wohnt durchweg weit auseinander; im ganzen Gebiete von der Grösse der Schweiz gibt es nur sechs Dörfer von mehr als 500 Hütten. Haupthandelsartikel sind Waldbäume, die auf den Flüssen nach der Ebene geflösst werden und Felle wilder Thiere. Der Sal-Baum, *Vatica robusta*, nach dem eisenharten Teak das dauerhafteste indische Werkholz, erreicht hier grosse Höhe; Gelbwurzel ist das lohnendste Handelsgewächs. Einundzwanzig Fürsten theilen sich in die Einkünfte und die Verwaltung des Landes; sie zahlen den Tribut von zusammen $^1/_6$ Million Mark und erzielen an eigenen Einnahmen das Fünffache dieser Summe. In Macht sind diese Fürsten (mit dem Titel Râdscha) beschnitten worden; die Strafgerichtsbarkeit ist ihnen für alle schwereren Fälle entzogen, ein Unmensch, der Fürst von Banki, wurde 1840 des Thrones entsetzt. Sonst trotzig gegen Europäer erfreuen sich jetzt reisende Beamte seitens der Fürsten Geschenke an Lebensmitteln (vgl. das Bild S. 202) und willfähriger Aufnahme ihrer Anträge.



Symbol der fünf Elemente (buddhistisch.[1])

Symbol Dschagannâth's (brâhmanisch.)

Von den Bewohnern wurde der Bhuiya, Dschuang und Korwa schon im dritten Kapitel gedacht; zu trauriger Berühmtheit gelangten die Khand (Khond), die vom Süden her in den Westwinkel des Landes hereinragen, in den Thalsohlen Dörfer gründeten, und mit 75,531 Seelen am zahlreichsten im Bod-Staate am rechten Mahanadi-Ufer vertreten sind. 1836 kamen überzeugende Beweise zum Vorschein, dass Britisch-Indien in diesen Khands in nächster Nachbarschaft hoch kultivirter Nationen Wilde zu Unterthanen habe, welche die Hinschlachtung von Menschen als Opfer an die Gottheit mit einer Grausamkeit vollziehen, wie man ihrer sich nur unter den rohesten Völkern versehen kann. Solche Opfer sollten die Göttin der Erde zwingen, gute Erndten zu gewähren.

Der Opfer-Mensch heisst Meriah (ein Wort der Uriyâ-Sprache) und darf weder ein Khand noch geraubt sein; um jederzeit taugliche Opfer bereit zu haben, kauften die Khands Männer und Frauen, hielten sie gut und zogen deren Kinder auf, um sie später zur fürchterlichen Schlachtung zu gebrauchen. Zehn Tage vor der Opferung wurden dem Opfer die Haare kurz geschoren, dieses selbst am bestimmten Tage an den für solche Opfer bestimmten Waldfleck geführt und an einen bereitgehaltenen Pfahl gebunden. Drei Tage lang wurde das unglückliche Wesen umtanzt und mit drohenden Pantomimen geängstigt; am Abende des dritten Tages löste man die Fesseln, denn gebunden nimmt die Gottheit das Opfer nicht an, brach aber dem Armen Füsse und Hände, damit er nicht entfliehe. Der Zweig eines Baumes wurde niedergezogen, gespalten und das Opfer in die Spalte gezwängt, ein leichter Schlag des Opferpriesters mit dem

[1]) Die Stufen die Erde; der Kreis das Wasser; die langen Spitzen das Feuer; der Halbmond der Wind (Luft); das Ornament zwischen dem Halbmond (ursprünglich ein Kegel) der Aether. Vgl. S. 185.

Opfermesser[1]) nach dem Mehriah-Menschen war für die Umstehenden das Zeichen, sich auf den Unglücklichen zu werfen, bei lebendem Leibe wurde das Fleisch von Füssen und Armen geschnitten, der Oberkörper aber unberührt gelassen, und unter unsäglichen Schmerzen verblutete der Misshandelte. Den nächsten Morgen verbrannte man den Kadaver, die Asche knetete man mit Lehm und bestrich damit die Pfosten der Thüren und Vorrathshäuser. Gegen diese barbarischen Sitten schritten die englischen Behörden mit Nachdruck ein; ein Gesetz von 1845 stattet die unter diesen Stamm mit Militärbedeckung entsandten Kommissäre mit grossen Vollmachten aus. 1861 war der Trotz der Khand gebrochen, die verborgensten Schlupfwinkel abgesucht, dem Meriah-Opfer gesteuert. Büffel-Stiere ersetzen jetzt die Menschen als Opfer an die Gottheit. Die Leute waren anfangs erstaunt, dass die Erde auch ohne solches grausames Tödten von Menschen Erndten liefere; Missionäre verwertheten den Umschwung in der öffentlichen Meinung mit Erfolg zu Gunsten des Christenthums, im Staate Atgarh am linken Ufer der Mahanadi gibt es bereits ein Dorf von 237 Einwohnern, dessen Einwohner sämmtlich zum Christenthume übertraten.

Die alten Arier hatten der Gottheit gleichfalls Menschen als Opfer dargebracht und der Glaube, dass man durch Opferung eines Menschen sich aus schwieriger Lage befreien könne, ist auch in der Ebene noch nicht ausgestorben, wie 1872 in Unterbengalen ein Gerichtsfall feststellte. Zwei Familien stritten vor den Civilgerichten um den Besitz eines werthvollen Grundvermögens; in allen indischen Instanzen hatten die Kläger gewonnen, der Anwalt des vermögenderen Gegners legte aber noch Appellation an den Geheimen Rath in England ein. Die Mittel der Kläger waren erschöpft, die Kosten der Aufstellung eines Londoner-Anwaltes blieben unerschwinglich. Da kehrten die Kläger zu dem Brauche ihrer Väter zurück, bemächtigten sich eines Irren, schleppten ihn auf die Spitze eines Hügels und opferten ihn „den Göttern, welche die Entscheidungen des Geheimen Rathes der Kaiserin bestimmen.“ Selbst in Bengalen, der fortgeschrittensten indischen Provinz, hält demnach der Aberglaube noch blutige Erndte.

[1]) Ein bei solchem kannibalischen Anlasse, wobei es allerdings weniger grausam herging, unter den Dschaintyas im Khassia-Gebirge (S. 45) gebrauchtes Opfermesser ist der ethnographischen Sammlung meiner Brüder einverleibt; es lässt sich am besten einem vergrosserten Büttnermesser vergleichen, mit welchem die Holzspunde eingetrieben und dann glatt, dem Fasse eben, abgeschnitten werden. Das Messer ist an der Spitze breit, wuchtig und vorne scharf schneidig, der Rücken breit, nach dem Griffe zu verjüngt; am breiten Ende der Klinge ist ein Auge eingravirt und gelb eingelegt.



Fürstliche Diener, Geschenke an Lebensmitteln überbringend.



Diamond Harbour, Einfahrt in den Hugli-Strom.

ZWÖLFTES CAPITEL.

Bengalen.

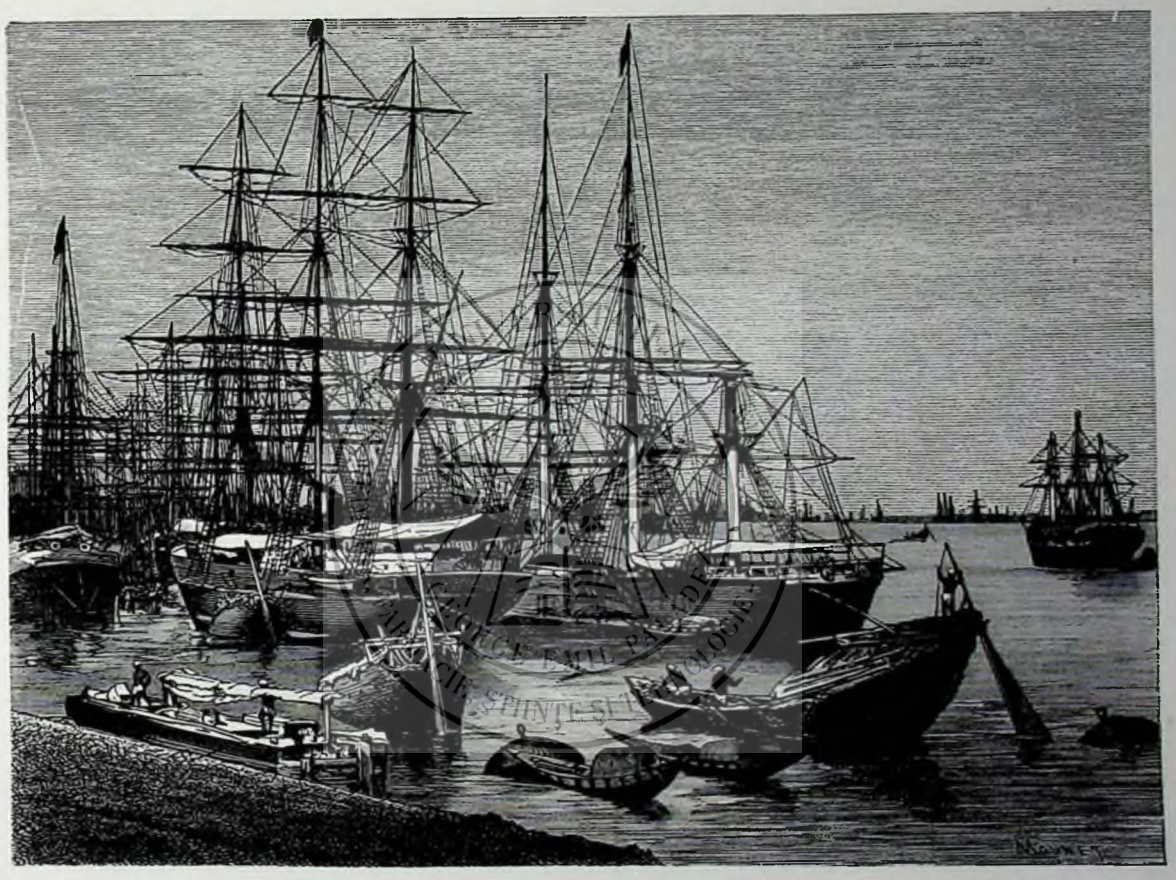
Gouverneur-Lieutenant-Bezirk Bengalen (Territory under the administration of the Lieutenant-Governor of Bengal) ist die volle amtliche Bezeichnung für die kurzweg Bengalen genannte wichtigste Provinz des indischen Kaiserreiches von 549,092 Quadratkilometer Flächenausdehnung oder noch etwas grösserem Umfange als das deutsche Reich. 62 Millionen Einwohner (gegen 42 3/4 Millionen des deutschen Reiches) bevölkern die Provinz, die sich vom Nordrande der Bai von Bengalen genannten Meereseinbuchtung des indischen Oceans nördlich bis in das Himâlaya-Gebirge hinein erstreckt und im Tributstaate Sikkim im 8579 Meter hohen Kantschindschinga den zweithöchsten Gipfel der Erde in sich schliesst. Nördlich sind Grenzstaaten Nepal, das chinesische Tibet und Bhutan; östlich bilden die Grenze Assam und Birma, westlich Hindostan, südlich Centralindien und Madras. Gegen Assam ist das unbedeutende Rangpur Endstation einer Zweigeisenbahn, die in der Folge noch eine Fortsetzung nach Assam erhält; westlich ist das einst tonangebende Patna der letzte Stapelplatz der Händler. Bis zum Jahre 1836 umfasste Bengalen westlich alle Länder einschliesslich Dehli, südlich die Quelle der Narbada und reichte östlich bis Ober-Birma; die Unmöglichkeit der Verwaltung dieser Besitzungen vom Hafenplatze Calcutta aus nöthigte damals zur Absplitterung der Nordwestprovinzen; 1861 erfolgte Abzweigung der Centralprovinzen, 1873 Abtrennung von Assam. Auf den alten Umfang, erweitert sogar noch um die 1849 erworbene Grenzprovinz Pandschab, bleibt der Name Bengalen angewendet in der Civil- und Militärverwaltung; die Verwaltungsbeamten des weiten nördlichen Indien bilden den Bengal-Civil-Service und die darin vertheilten

Regimenter sind als Bengal-Armee zu einem taktischen Körper vereinigt. In der bevorstehenden Neuorganisation der indischen Armee ist Abtrennung des Pandschab und der neuen afghanischen Provinzen vom Bezirke der bengalischen Armee unter Erhebung zu einem eigenen Corps vorgesehen und zum ersten Male in der Geschichte der englischen Eroberungen in Indien erfährt Bengalen als Mittelpunkt der wichtigsten Centralstellen der Landesverwaltung eine Einschränkung, statt eine Erweiterung.

Die bengalische Küste ist wenig einladend und noch heute nach Jahrhunderten von Kulturversuchen trostlos öde. Die Meeresfluth durchtränkt den Erdboden wie die ausströmenden Flusswasser, nur an wenigen Stellen ist süsses Trinkwasser zu haben. Tropisch üppiger Niederwald, überragt von Palmen und andern hochstämmigen Bäumen bedeckt die nur wenige Fuss über dem Wasser sich erhebenden Anschwemmungen, welche in den Steuerbüchern der mohammedanischen Herrcher bezeichnend als Bhâtî eingetragen sind, d. i. Land von der Meeresfluth berührt, und von den Eingeborenen bald Sundarbans genannt sind, d. i. schöne Waldungen, bald Sundarbandh, d. i. guter Damm, je nachdem Ackerbau vorherrscht oder Wald aus dem Sundri-Baume *(Heritiera litoralis)* von überaus zähem Holze, der nur da vorkommt, wo das Land zeitweise von der Meeresfluth bespült wird. Diese Sundarbans haben eine Ausdehnung von genau zwei Drittheilen der Oberfläche von Holland. Sonst ausschliesslich Wohngebiet für Tiger und Kleinwild, in den Flussrinnsalen für Alligatoren, bewirkte das Anwachsen der Bevölkerung in den nördlich anstossenden Niederungen ein Einbrechen der Arbeiter; jetzt ist ein Siebentel der ganzen Fläche gerodet und eine Bevölkerung von $2\frac{1}{2}$ Millionen darin angesiedelt, insbesondere im Osten reichen Dörfer bis an den Meeresrand heran und sind hinter Schutzdämmen Reisfelder und Zuckerpflanzungen angelegt. Aus den westlichen Sundarbans, an ihrem oberen Rande gegen die kultivirbare Ebene zu, ist das Titelbild dieses Capitels genommen, Diamond Harbour, eine kleine englische Veste, an welcher die Postdampfer regelmässig anlegen, um noch die nachgesandten Briefschaften in Empfang zu nehmen. Weiter hinab an der Mündung des Hugli-Stromes steht auf der Saugor Insel ein Leuchthurm und sind von der Regierung Blockhäuser erbaut, darin Lebensmittel niedergelegt zum Besten der Dorfbewohner und der Mannschaften der hier in Zeiten von Wirbelstürmen Schiffbruch leidenden Fahrzeuge; leider verzehren meist Ratten, was Diebe sich nicht aneignen. Diese Wirbelstürme oder Cyclone rasen hier mit unerhörter Heftigkeit; bis 1585 reichen die Aufzeichnungen der Verwüstungen durch solche Stürme zurück, der Orkan vom 31. Okt. 1876, welcher die Sturmwogen sechs Meter hoch über das Land führte, kostete in den Sundarbans und den anstossenden Distrikten 215,000 Menschen das Leben.

Die ganze bengalische Tiefebene entbehrt anstehenden Gesteins; von Bardwan an, 120 Kilometer nördlich von Calcutta, treten nirgends mehr Felsen zu Tage, alles Land ist aus abgesetzten Flussgeschieben aufgebaut. Zwei Riesenströme vereinigen ihre Wasser zur Deltabildung Unter-Bengalens: der Ganges (die Gangâ) und der Brahmaputra (Sohn des Brahmâ). Beide Flüsse entspringen in der höchsten Bergkette Inner-Asiens, dem Himâlaya, der Ganges diesseits, der Brahmaputra jenseits der wasserscheidenden Hauptkette. Die Quelle des Ganges ist genau erforscht; sie liegt in der britischen Landschaft Garwhal in 3935 Meter Höhe, und nach einem Laufe von 2460 Kilometer erreichen seine Wasser das Meer. Vom Brahmaputra kennt man nur den Unterlauf; keiner der grossen Gebirgsströme, die sich in Assam, an der Grenze des englischen Reiches mit ihm vereinigen, ist bis zu seiner Quelle begangen, und so steht der Nachweis noch aus, dass im Tsangpo, dem heiligen Flusse und Hauptstrome Tibets, die Quelle des Brahmaputra zu suchen sei. Jeder dieser Ströme erreicht an Längenausdehnung das Doppelte des Rheins; für den Verkehr erhalten sie in Unter-Bengalen eine noch grössere Bedeutung als dieser dadurch, dass zweihundert Kilometer vom Meere entfernt die Deltabildung beginnt und zahlreiche schiffbare

Aeste vom Hauptstrome sich abzweigen, bis schliesslich bei Goalundo weit im Inlande die beiden wasserreichsten Kanäle sich berühren und die Wasser der beiden Ströme sich mischen. Die Breite des Ganges vor Entsendung eines Mündungsarmes gleicht dem Rhein bei Köln, die Wassermenge beträgt das Fünfundzwanzigfache des Po, dessen Delta unter den europäischen Flüssen die meiste Aehnlichkeit mit jenem des Ganges hat. Zahl und Lauf der Verästungen der beiden Ströme festzulegen, ist unmöglich; die Flussbette zeigen fortwährende Veränderungen, eine Woche genügt schon, um die Grenzen zu verändern und so unerwartet sind die Einrisse, dass z. B. in Kuschtea nordöstlich von Calcutta grossartige Hafenbauten zu Gunsten der neuen Nordost-Bengal-Eisenbahn auf dem Trocknen liegen und in Goalundo 1870 neu hergestellt werden mussten, weil der Fluss um fünf Kilometer zurückgewichen war. Der Fluss zieht sich langsam von West



Hafen von Calcutta.

nach Ost zurück, das Baer'sche Gesetz von der Ablenkung der Flüsse bestätigend; wo heute der Hugli-Arm, floss im zweiten vorchristlichen Jahrhunderte der Hauptstrom und Tamluk, noch im siebenten christlichen Jahrhunderte Einschiffungsort an der Mündung der Hugli bei Seereisen nach Süd- und Hinterindien, liegt jetzt rechts vom Flusse, 96 Kilometer landeinwärts.

Für den Export-Handel ist der wichtigste Arm der Gangesmündungen die Hugli, die bei Calcutta vorbeifliesst. Es gibt kaum auf der ganzen Erde einen anderen Fluss, die Themse nicht ausgenommen, der mit grossen und werthvoll befrachteten Seeschiffen so dicht besetzt ist, als die Hugli bei Calcutta; staunenswerth sind Geschicklichkeit wie Kühnheit, mit welcher die Boote und Nachen der Eingeborenen zwischen den Schiffen hindurch mit den Ufern verkehren. Die Hugli zweigt sich als Bhâgîratî [1]) vom Ganges ab; von Naddea an, nach Einmündung der gleichfalls

[1]) Dies ist auch Name eines der Quellflüsse der Gangâ. Nach der Sage wurde die Gangâ mittelst dieser Arme durch König Bhagîratha unter Beihilfe von Siwa vom Himmel zur Erde und von da zum Meere geführt, um die Asche seiner Väter, der Söhne des Sâgara, zu entführen, die beim Suchen des ihnen geraubten, zum Opfer bestimmten Rosses die Erde durchwühlt und dafür von Wischnu in der Gestalt des Kapila zu Asche verbrannt worden waren.

schiffbaren Dschellinghi, wird der Fluss Hugli genannt vom Hugla-Unkraute an seinen Ufern, das zum Eindecken der Dächer dient. Die Hugli fliesst bei Calcutta vorbei, hat eine Länge von 257 Kilometern und an der Schiffbrücke zu Calcutta eine Breite von 600 Meter bei mittlerem Wasserstande, ihr Wasservolumen ist dann 12,900 Kubikmeter oder ziemlich genau die Hälfte der Wassermenge des Mississipi bei New-Orleans. Unterhalb Calcutta verbreitert sich der Fluss auf das Dreifache seines Unterlaufes, aber die Tiefe nimmt nicht zu; die bisher in Schwebe gehaltenen Schlammtheile, die durchschnittlich Meter hoch langsam am Flussgrunde sich fortbewegen, werden angeschwemmt, das Flussbett wird in steter Veränderung gehalten. Sonst gingen jährlich Schiffe im Flusse zu Grunde und die Hinauffahrt nach Calcutta galt für gefährlicher, als die Umsegelung des Kap der guten Hoffnung; jetzt ist durch äusserst genaue, stets ergänzte Karten und einen vorzüglichen Lootsendienst jede Gefahr geschwunden; nur strafbarer Leichtsinn oder die Meeresstürme, welche in der ganzen Tiefebene gefühlt werden und zwischen Mai und Oktober die Wasser der Hugli oft mächtig aufstauen, bringen Verluste. Die Hafenanlagen sind musterhaft, das Aus- und Einladen ist in wenigen asiatischen Häfen so sehr erleichtert, als hier. Früher hatte man an der Möglichkeit, den Hafenzugang ungefährlich zu machen, verzweifelt und beschlossen, den Matla-Mündungs-Arm des Ganges, der bis auf 45 Kilometer Entfernung von Calcutta für Schiffe jeder Grösse schiffbar ist, mit Hafenvorrichtungen zu versehen und mit der Hauptstadt durch eine Eisenbahn zu verbinden. An 20 Millionen Mark wurden auf öffentliche Bauten verwendet und die Anlage nach dem damaligen Gouverneur Canning-Hafen genannt; aber es liefen keine Schiffe ein, Strassen wie Eisenbahn tragen Rente aus Grasverpachtung. Neuerdings (1880) wird der Plan eines schiffbaren Kanals zwischen Matla und Hugli erörtert.

Unerwartet ist die Belebung der Ufer an der Hugli, wie an allen Wasserausflüssen des Sundarbans durch mächtige Krokodile, Gavial genannt, *Crocodilus gangeticus*. Hart am Ufer, oft in geringer gegenseitiger Entfernung sonnt sich eine Anzahl dieser ungeschlachten Thiere: scheinbar bewegungslos, umgeworfenen Baumstämmen ähnlich, der Rücken mit Schlamm und Koth dick bedeckt, der Rachen weit aufgerissen, der eine Reihe spitzer, scharfer Zähne zeigt, der Hinterleib hoch aufgerichtet. Plötzlich kommt Bewegung in diese starren Massen; mit einer Schnelligkeit, zu der man sich bei den plumpen Körperformen der Thiere nicht versieht, versenken sie sich in den Fluss und schwimmen hier einem Gegenstande zu, den langsam das Wasser herbeiführt. Es ist der dunkle Leichnam eines Hindu, den seine nächsten Verwandten den geheiligten Fluthen des Ganges übergaben, statt ihn zu verbrennen. Im Nu ist der todte Körper zerrissen eine Blutlache röthet das Wasser und unter den Thieren entspinnt sich ein erbitterter Kampf um die Beute; einer nach dem andern reisst ein Stück vom Leibe, deutlich hört man das Zermalmen der Gebeine, dann wird es wieder ruhig und langsam begeben sich die Ungeheuer an das Ufer zurück. Matrosen, die vom Schiffe herabfallen, sind unrettbar eine Beute dieser gefrässigen Thiere; an den Hindu-Dörfern sind die Badeplätze durch starke Pallisaden geschützt.

Obwohl grösstentheils ausserhalb des Gürtels tropischer Länder gelegen, nimmt doch Bengalen hinauf bis zum Fusse des Himâlaya in Klima wie Vegetation an allen Kennzeichen der Tropen Theil. Die mittlere Jahrestemperatur berechnet sich, den Strich Hochgebirge abgerechnet, auf $23\frac{1}{2}^0$ Cels. ($18\frac{2}{3}^0$ R.); die wässerigen Niederschläge sind sehr hoch (für Calcutta das Doppelte von London), aber die relative Feuchtigkeit oder der Prozentsatz der Dämpfe in der Luft, verglichen mit der erforderlichen Menge von Feuchtigkeit zur völligen Sättigung kommt dem nebelreichen London nur von Juni mit August gleich und bleibt sonst hinter der heimatlichen Weltstadt zurück. Tschera Pundschi in den Garo-Hügeln (nordöstlich von Calcutta) in 1257 Meter Höhe gelegen, hat mit 14,193 Millimetern den stärksten Regenfall auf der Erde und dabei ist zu

beachten, dass die Regenmenge so gut wie ganz in der 4 bis 5 Monate dauernden Regenzeit (Juni mit Oktober) herabfällt.

Den Charakter der Landschaft veranschaulichen zwei Bilder. Trübe Wolken bilden den Hintergrund des Bauernhauses bei Kischengandsch im nordwestlichen Bengalen, denn die Ansicht ist im August aufgenommen und die Regenzeit neigt sich erst ihrem Ende zu. Die beiden hohen Bäume mit stacheligem Stamme sind Bangal-Bäume *(Diospyros cordifolia)*, die Cocusnusspalme dazwischen hat eine Höhe von 21 Metern. Das andere Bild (S. 209) führt uns die Kultur des Betel-Pfefferstrauches vor, wie sie am Rande des sumpfigen Waldgürtels am Südfusse des Himâlaya betrieben wird. Für dieses echt tropische Gewächs ist das nördliche Indien nicht mehr heiss genug, seine brennend, dabei gewürzhaft schmeckenden Blätter, in welche in ganz Indien und im Archipel dünne Scheiben der Arecanuss unter Beigabe von Kalk zum Kauen gewickelt werden, zeitigen im Freien nicht mehr; das niedrige Dach, aus welchem die Sparren hervorragen, ist das Mistbeet, unter welchem die Pflanze zur Reife gebracht wird. Das Innere einer solchen Betel-



Bauernwohnung bei Kischengandsch.

pflanzung ist durch das helle Grün der dicht angesetzten Blätter und die schönen Linien der Ranken äusserst anmuthig. Ueberraschend gross ist der Verbrauch von Betel als Kaumittel, in Südasien kommt eine grössere Menge von Betel in den Tauschhandel als von Tabak. In Indien herrscht im Ganzen Tabakgenuss vor, in Bengalen aber und in Hinderindien Betelkauen. Man bietet eine Prise Betel an, wie bei uns Schnupftabak, die Herstellung von Beteldosen beschäftigt viele Arbeiter. Zurückweisen der angebotenen Dose gilt als Beleidigung; unter Râdschput ist Austauschen einer Betelprise gleich dem Rauchen der Friedenspfeife unter den amerikanischen Indianern. Das Betelpräparat (im Hindî Bîra) belebt den Appetit und man kaut täglich fünf Blätter; einige verbrauchen aber hundert Blätter den Tag und dann bewirkt die Beize eine schädliche Schleimabsonderung und die an sich geringe narkotische Menge zerstört durch ihren fortgesetzten Genuss den Körper.

Hauptspeisegetreide ist Reis. Seine Arten sind nicht zu zählen, aber für den Anbau lassen sich alle Sorten in zwei Gruppen bringen: Aus und Amun. Aus (von Sanskrit âsu, rasch), hat seinen Namen von der Raschheit mit welcher er zeitigt: man sät ihn im März mit den ersten Regenschauern auf hoch angeschwemmtes Land (daher in der Botanik sein Name Bergreis) und versetzt ihn nicht; er bedarf aufmerksamer Pflege und zu voller Entwicklung reichlichen Regen,

beginnt aber im Juli zu reifen und ist spätestens im Beginne des Septembers geerndtet. Amun, oder Winterreis (gekürzt aus Sanskrit hemânta) wird bald in die Hochfluthbetten der Flussrinnsale gesät, bald auf höher liegendes Land und dann versetzt, letzteres ist die Regel. Die Aussaat erfolgt im April; sind die Pflanzen $^1/_3$ Meter hoch geschossen, so erfolgt die Verpflanzung in Land, das in der Höhe der Regenzeit mindestens $^1/_4$ Meter hoch von Wasser überführt wird. Bis dahin muss die Pflanzung gut gejätet werden und zuweilen wird eine zweite Verpflanzung in tiefer liegendes Land nöthig; steigt später das Wasser zu hoch, so bringt das Abziehen des Ueberwassers viele Arbeit. Zwischen November mit Januar wird geerndtet. Sonst diente die Erndte hauptsächlich dem heimatlichen Verbrauche; jetzt bleiben nur die geringeren Sorten im Lande, denn in den letzten Jahrzehnten wurde Bengalen mit den übrigen Küstenländern des bengalischen Meerbusens Hauptbezugsquelle von Reis für Ostasien und Australien. Die Ausfuhr von Calcutta allein hob sich auf 8 Millionen Centner im Durchschnitte; der Preis, der sich 1855 für einen Maund von 80 Pfund auf $2^1/_4$ Mark stellte, erhöhte sich auf das Drei- und Vierfache. Nach Europa erfolgt die Ausfuhr meist als ungeschälter Reis, Paddy. — Die indische Art, den Reis zu kochen, ist ganz verschieden von der europäischen; sobald das Korn durch Sieden vollkommen erweicht ist, wird das Reiswasser abgegossen, dadurch bleibt jedes Korn für sich und verliert nicht noch, während es sich abkühlt, an Kraft und Geschmack an das Wasser. Durch das Abziehen des Wassers wird zugleich der Stärkegehalt des Reis abgeführt, welcher dem Stoffwechsel wenig dient. Sehr beliebt als Zuspeise sind Gemüse und Fische. Die Früchte der Eierpflanze, Brindschal, *Solanum melongena*, geniesst Hoch und Nieder und der weisse Kürbis, Kurma, *Benincasa cerifera*, rankt an jeder Bauerwohnung zum Strohdach empor oder, nach Art unserer Hopfenkulturen, an einem hohen Bambuspfahle. Aus Erbsen, Bohnen und Linsen wird ein Gericht gekocht, das als Dal einen Hauptbestandtheil der Mahlzeit der unteren Klassen bildet; unter reichlicher Beimischung von Gewürzen, Oel und zerlassener Butter mit Mehl zu Kuchen geformt, nimmt es Arm wie Reich; selbst feines Backwerk wird mit Dal gefüllt. Gewürze sind unentbehrlicher Zusatz zu jedem Gerichte; am allgemeinsten verwendet ist die Curcuma-Wurzel (Haldi), sie bildet einen unerlässlichen Bestandtheil des Curry (von Kadî saure Milch, nach Anderen von khura, geniessbar), einer flüssigen Würze unter Beimengung verschiedener pulverisirter Kräuter und zerkleinerter Gewürzen. Ohne Curry keine Mahlzeit; es ist nicht bloss Nachahmung, dass die Europäer Curry so regelmässig nehmen als die Eingeborenen; der häufige Genuss stark zur Verdauung anregender Gewürze ist durch das Klima bedingt.

Unter den Handelsartikeln machte in den letzten Jahrzehnten am meisten von sich reden Dschute (nach der englischen Schreibweise bei uns als Jute eingebürgert) von zwei Arten, *Corchorus olitorius* und *C. capsularis*, in Bengal Pât und Kosta genannt. Diese Gespinnstpflanze liefert weiche seidenartige Fasern bis zu drei Meter Länge und wurde zum Ersatz für Hanf; ihre Faser eignet sich vorzüglich zu Säcken, Seilen und starken Bändern, die schlechten Sorten zu Papier. Bengalen ist das Hauptproduktionsgebiet von Dschute, das sich im letzten Jahrzehnte die ganze Welt eroberte und überall mechanische Spinnereien ins Leben rief. Vor dreissig Jahren befand sich in Bengalen der Anbau von Dschute auf derselben Stufe, auf welcher noch heute Tabak dort und Flachs bei uns sich befindet; jeder Bauer legte ein kleines Feld damit zu seinem Hausbedarfe an, aber grössere Mengen traf man nur in den Distrikten westlich vom Ganges, östlich vom Brahmaputra begrenzt. Jetzt kommt Dschute in Bedeutung für den Wohlstand der Bevölkerung gleich nach Reis. Man sät April, erndtet August und bei der stetig wachsenden Nachfrage des Auslandes nach Dschute macht der Mahâdschan oder Unterkäufer bereitwillig Vorschüsse auf die Frucht, so lange sie noch auf dem Halme steht; hat die Pflanze einmal halbe Meterhöhe erreicht, so reift sie unter jeder Unbill des Wetters. Seradschgansch, eine Stadt von

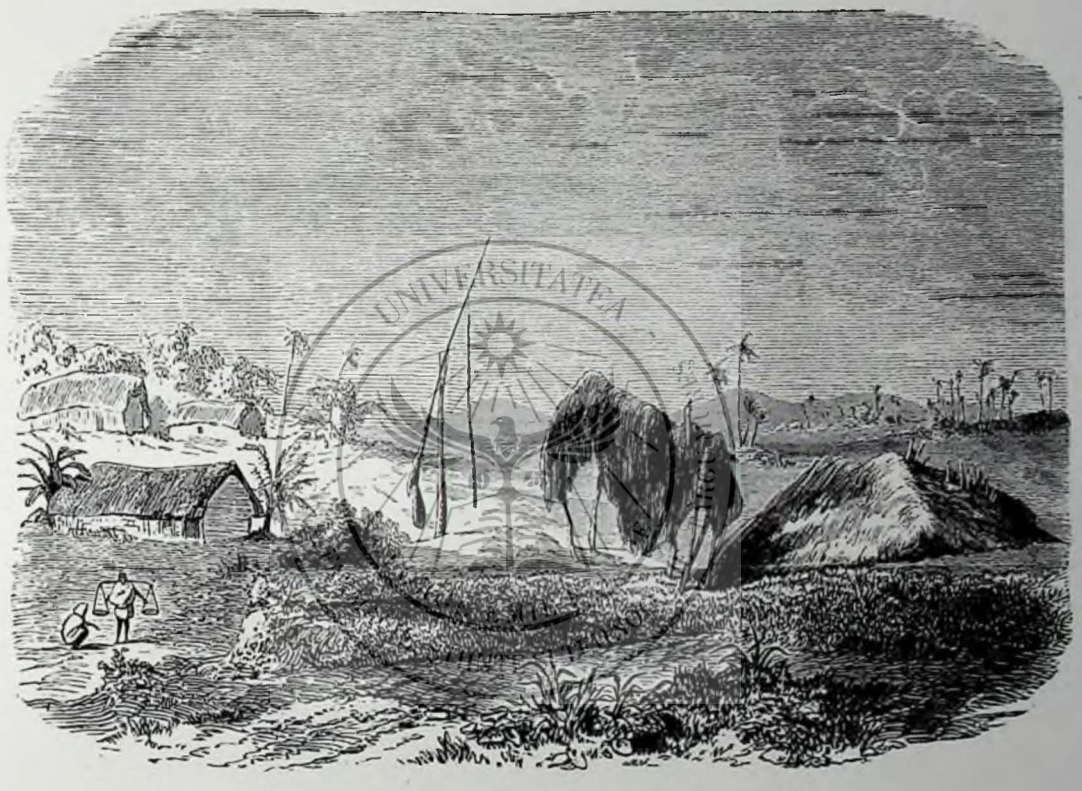


Die grosse Moschee in Hugli bei Calcutta.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

18,873 Einwohnern am unteren Brahmaputra, erhob sich zum Hauptvormarkte von Dschute; jährlich gehen 1 1/4 Millionen Centner in Dampfern und mindestens ebensoviel in Segelbooten flussabwärts, um nach Calcutta zum Exporte übergeführt zu werden; während 1863 2 1/2 Millionen Centner aus Indien hinaus gingen, hatte der Export bereits 1870 die Ziffer von sieben Millionen erreicht und neuerdings übersteigt in England die Einfuhr von Dschute jene von Hanf und Flachs.

Ebenso grossartig entwickelte sich der Anbau und der Handel mit Thee. Während des ersten Krieges gegen Birma (1824—26) brachte C. A. Bruce, Kommandant der Kanonenboote auf dem Brahmaputra, Zweige und Samen von wildwachsenden Theestauden aus Ober-Assam zurück; 1839 bildete sich als „Assam-Gesellschaft" die erste Aktiengesellschaft zur Kultur der Theestaude, noch 1847 waren aber die Antheilscheine unverkäuflich, erst 1852 besserten sich die Aussichten.



Medikola in Bengalen, am Fusse des Himâlaya.

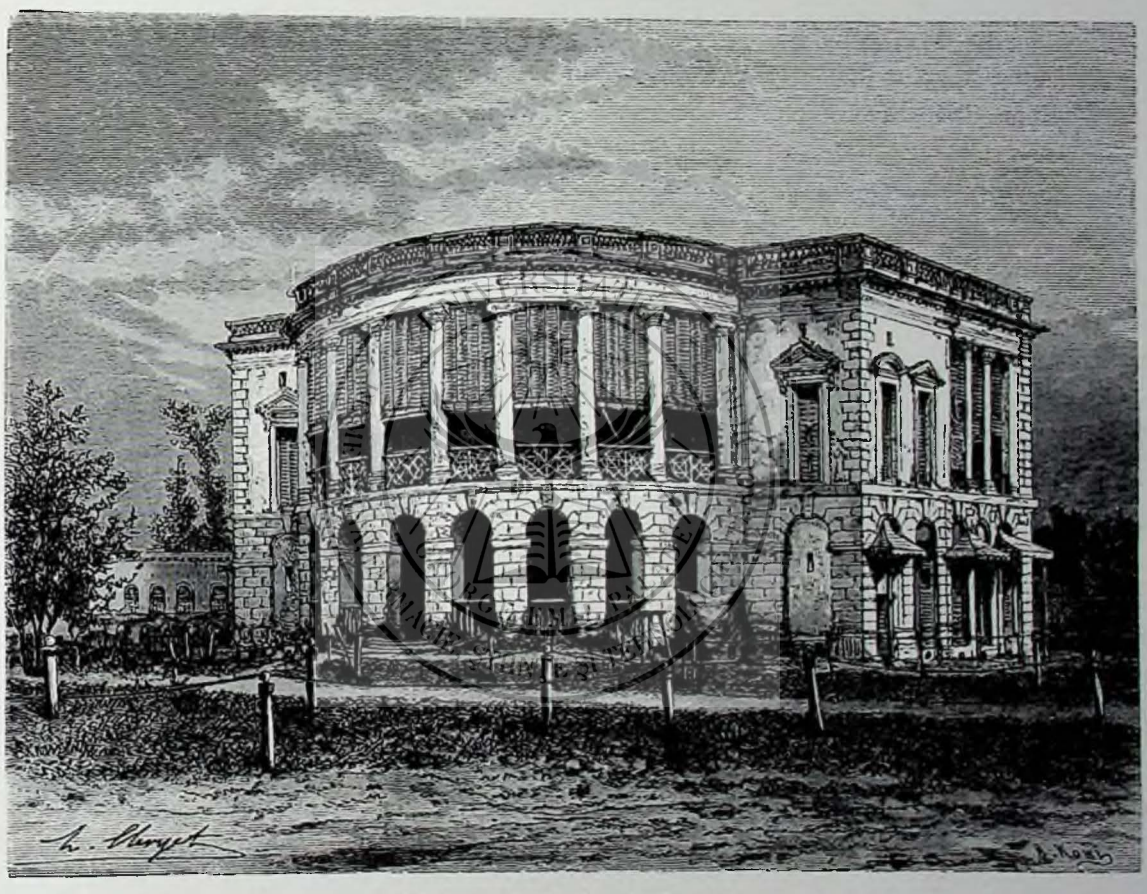
In das Jahr 1862 fällt der Ausbruch des Theefiebers; man glaubte im ganzen äusseren Himâlaya, in einem Striche, welcher an Länge der Entfernung zwischen den Südspitzen von Spanien und Griechenland gleich kommt, Schätze durch den Theebau haben zu können; die übertriebensten Gutachten und Berechnungen fanden vollen Glauben, ja selbst Eingang in amtliche Berichte. Millionen von Ersparnissen wurden von Beamten in Aktien für Theepflanzungen angelegt. Unkenntniss in Behandlung der Staude und des Blattes, Mangel an Arbeitskräften und zu hohe Löhne bewirkten Liquidation der meisten Gesellschaften; bodenständig blieb die Kultur in Nord-Bengalen (Sikkim), dann in Assam (insbesondere in Katschar, Sylhet und Sibsagar); weiter westlich sind nur die Himâlayathäler Dera-Dun und Kangra Sitz von Theeplantagen. An der Calcutta-Börse werden die Aktien von 89 Gesellschaften für Thee-Kultur gehandelt, ein Kapital von 74 Millionen Mark ist in diesen Unternehmungen festgelegt; 52 Gesellschaften zahlten 1879 Dividenden, darunter aus Katschar eine 40, eine andere 23 Prozent; in Assam erziehlte die alte Assam-Gesellschaft 27, eine andere 20 Prozent Dividenden. Ein Areal von nahezu 60,000 Hektar, das sonst nur Gestrüpp und Niederwald trug, ist jetzt mit Thee bestellt, weitere 80,000 Hektar sind dafür

gerodet und erfahren allmählich Ausbau. Eine ausgewachsene Anlage liefert vom Hektar 520 Pfund Theeblätter, die Ausfuhr werthete 1878 rund 60 Millionen Mark. Die jetzigen Theedistrikte waren sonst dünn bevölkert; zur Abstellung der Missstände bei Anwerbung und Ueberführung von Arbeitern (bisher 160,000) wurde 1870 ein eigenes Gesetz nöthig, 1873 wurde die hohe Sterblichkeit unter den Arbeitern Anlass zur Steigerung der Anforderungen an die Arbeitgeber. Diese Obsorge in Verbindung mit den Anstrengungen in China, die indische Konkurrenz aus dem Felde zu schlagen, drückt neuerdings so schwer auf die Pflanzer, dass die Beschaffung ebenso billiger Arbeitskräfte, wie sie in China zur Verfügung stehen, als Grundbedingung bezeichnet wird, um der wichtigen Theekultur die wünschenswerthe weitere Ausbreitung zu sichern.

Die Küste von Britisch Indien zählt bei der ausserordentlich grossen Länge von 14,696 Kilometern rund dreihundert Seehäfen; für den Export kommen aber praktisch nur fünf in Betracht; drei in der Bay von Bengalen: Calcutta, Madras und Rangun (in Birma); dann im arabischen Meere Bombay und Karatschi (nördlich davon). Unter diesen Häfen hat den grössten Umsatz Calcutta und wird ihn vor Bombay auch dann behalten, wenn das westliche Indien von der Radschputana Eisenbahn durchschnitten und an die Industhalbahn angegliedert ist; denn ablenken können diese keinerlei Verkehr von Calcutta und in demselben Masse, als Bombay leichter erreicht wird, erweiteren andere Bahnen das Zufuhrgebiet der Reichshauptstadt. Calcutta ist von einem äusserst fruchtbaren Hinterlande begrenzt; gibt es in einem oder dem anderen Hauptausfuhrartikel einen empfindlichen Ausfall, so bringen andere Produkte mehr, als der Abgang beträgt. So ist im Handel mit Indigo ein Rückgang eingetreten, dem bei den Fortschritten in Darstellung chemischer Farben niemals der frühere Aufschwung folgen kann; Zucker ist grossen Schwankungen unterworfen und steht, trotzdem der Preis zweimal stark in die Höhe schnellte, so niedrig als vor zehn Jahren, und Seide, sonst ein Hauptausfuhrartikel, ist im Niedergange. Dagegen decken Reis, Dschute, Häute, Thee und Tabak den Ausfall reichlich. An englischem Stückgut, dem Haupteinfuhrartikel, bedarf das dichtbevölkerte Bengalen mehr als Bombay. Sonst stockte in der Regenzeit der Verkehr, denn die Zufuhr aus dem Innern erfolgte ausschliesslich zu Wasser auf den Armen des Ganges und Brahmaputra; bei dem Mangel an anstehendem Gesteine gibt es in Unterbengalen nur da Chausseen, wo die englischen Behörden, wie in Holland, gebrannte Ziegelsteine zum Strassenbaue verwenden. Jetzt, seit Anlage der Eisenbahnen, gibt es keine Unterbrechungen, unaufhörlich strömen die Waaren nach Calcutta herein. Verloren hat Calcutta an Post- und Personenverkehr; die Peninsular-Oriental Company (S. 14) verlegte ihre Bureaux nach Bombay, jeder europäische Postbeutel wird dort sortirt.

Calcutta genauer Kalkata, verderbt aus Kâlî-ghât- „Stufen (vom Ganges empor) zur Göttin Kâlî", hiess unter Siradsch ud daulah: Ali nagar (Stadt des Ali), nahm aber den alten Namen, der zum ersten Male in einer 1596 verfassten mohammedanischen Steuerrolle erscheint, nach Wiederaufrichtung der englischen Herrschaft dortselbst entgiltig an. Das heutige Calcutta, die Hauptstadt von Bengalen, der Sitz der Regierung des indischen Reiches und Reichshauptstadt für Indien liegt am linken Ufer des Hugli Flusses 160 Kilometer landeinwärts vom Leuchtthurme auf der Saugor-Insel; wie gewöhnlich in Deltabildungen, ist die Senkung des Terrain nicht gegen den Fluss hin, sondern nach der entgegengesetzten Richtung, die Abwasser fliessen nicht in die Hugli, sondern ostwärts in die Salzsee genannte Sumpfgegend. Der Untergrund ist den Bauten gefährlich; dadurch dass etwa 12 Meter unter der Oberfläche ein halbflüssiger Triebsand in steter Bewegung ist, erleiden die schweren Steinpaläste bedenkliche Sprünge. Der höchste Punkt liegt 6 Meter über dem Meere. Millionen wurden aufgewendet, um die offenen Rinnsteine in unterirdische Canäle umzuwandeln, die Sterblichkeitsziffer wurde hiedurch bedeutend herabgedrückt. Wasser aus der Wasserleitung ist jetzt auch in die Häuser der Eingeborenen häufig eingeleitet.

Die Stadt erstreckt sich längs des Flussufers $7\frac{1}{2}$ Kilometer in die Länge, nicht ganz zwei Kilometer in die Breite. Der 1740 gegen einen Ueberfall durch die Marâthen angelegte Wassergraben, der, am Nordende der Stadt beginnend, in südöstlicher Richtung fortzieht, ist jetzt zur Ringstrasse (Circular Road) umgewandelt und trägt die Geleise für die 1874 gelegte, nach nur achtmonatlichem Betriebe wegen zu geringer Benützung wieder eingestellte Pferdebahn; sie bildet die Grenze gegen die Vorstädte und ist mit stattlichen Privatgebäuden besetzt. Die Vorstädte sind nicht zum Weichbild gezogen, sondern bilden einen Theil des Landbezirkes, der „24 Parganna", und sind mit einer eigenen Stadtverwaltung ausgestattet. Als selbständige Stadt ist ferner gezählt Howrah (Habrah) am rechten Hugli-Ufer; seit Oktober 1874 ist sie aber mit Calcutta durch eine Schiffbrücke von 466 Meter Länge zwischen den Anfahrten und $15\frac{1}{2}$ Meter



Europäisches Wohnhaus in Calcutta.

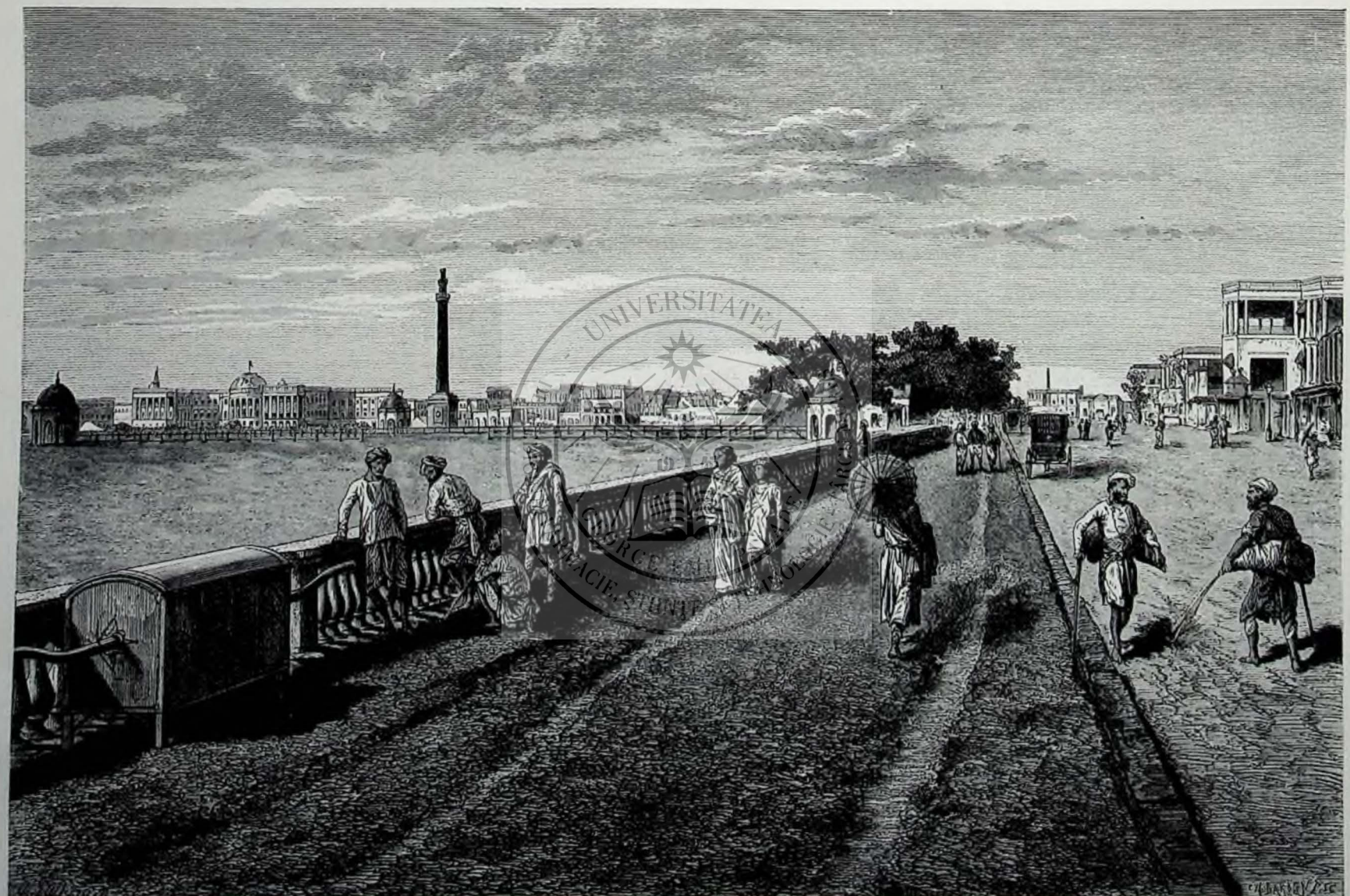
Fahrbreite verbunden, der Bahnhof der nach Hindostan führenden Eisenbahn liegt in Howrah und mittelst der Brücke wurde Howrah zu einer Vorstadt von Calcutta.

Das eigentliche Calcutta, die Stadt diesseits der Ringstrasse, ist in Anlage der Strassen, im Baustyle der Häuser und in Ausstattung der Verkaufshallen einer europäischen Residenz ungleich ähnlicher, als jede andere indische Stadt. Das europäische Viertel ist von jenem der Eingeborenen nicht getrennt. Am Südende, am Hugli, stehen die weitläufigen Anlagen des Fort William, die sonst den Ruf einer der stärksten Festungen Indiens hatten, aber dem schweren Belagerungsgeschütze der Neuzeit nicht widerstehen können; die Festung hat nur mehr die Bedeutung eines Stützpunktes im Falle innerer Unruhen und man erwägt Anlage von Befestigungen nach neuen Systemen flussabwärts; das Fort fasst 10,000 Mann, ist aber in Friedenszeiten kaum mit dem Fünftel dieser Zahl belegt. Die Esplanade ist südlich zu Rennplätzen angelegt, von Fahr- und Reitwegen durchzogen und als Maidan oder Wiese der Erholungsplatz der vornehmen Welt;

begrenzt ist sie nördlich von der Tchauringhistrasse von 3 Kilometer Länge, 24 Meter Breite, deren stattliche Gebäude europäischen Kaufherren und hohen Beamten zu Wohnungen dienen. In der Südecke des Maidan steht die Kathedrale, die wie in London nach St. Paul genannt ist; dahinter liegt die Vorstadt Alipur und darin Belvedere, die Residenz des Gouverneur-Lieutenant von Bengalen und der mit Prachtexemplaren reissender indischer Thiere besetzte zoologische Garten. Vom Nordende und der Tchauringhistrasse leuchtet der Palast des Vicekönigs herüber, von seiner Kuppel weht die Fahne Englands, das stolze Siegeszeichen, vor welchem sich die Banner Indiens und der Halbmond seiner mohammedanischen Eroberer beugen mussten (vgl. die Tafel „Esplanade"). Zwischen diesem vornehmsten Regierungsgebäude, das an Bequemlichkeiten alle anderen Wohnstätten und Bureaux für Europäer übertrifft und dem Flusse befinden sich alle öffentlichen Gebäude zum Dienste der Militär- und Civilbehörden, der Steuer-, Zoll- und Postverwaltung; auch die grossen Kaufhäuser haben ihre Comptoirs und Waarenlagen in nächster Nähe der Bureaux, am dichtesten stehen sie in Dalhousie Square und den davon ausgehenden Strassen. Sämmtliche öffentliche Gebäude sind nach europäischen Vorbildern bald im Geschmacke der griechischen Kunstperiode, bald des Mittelalters aufgeführt; auf den Plätzen stehen zahlreiche Reiterstatuen, Standbilder und Zierbauten, von welchen einzelne, wie die 50 Meter hohe Säule zu Ehren von Sir David Ochterlony für 50 jährige Dienste in schwierigen Posten die flachen Dächer der Häuser weit überragen, während andere Erinnerungsbauten an denkwürdige Abschnitte in der Geschichte der englischen Erwerbungen, wie der Gwalior-Pavillon, die birmanische Pagode hart am Flusse stehen. Das stolze Ansehen der Stadt vom Flussufer aus in Verbindung mit der europäischen Bauart vieler Häuser der Eingeborenen wurde für Calcutta Anlass zum Beiworte „Stadt der Paläste."

Die Bow-Bazar-Strasse, hinter dem Gouverneurhause von West nach Ost verlaufend, bildet mit ihren Fortsetzungen die Grenze des eleganten südlichen Stadttheiles; darunter liegt das nördliche Viertel, die Nothern Division. Zunächst Bow-Bazar in den auf den Maidan stossenden Quartieren breitet sich eine ganz eigenartige Bevölkerung aus von Europäern (Engländer und sonstige Europäer) niederer Herkunft, die in wenig lohnenden Stellungen untergebracht sind oder erst noch auf Beschäftigung warten; dazwischen wohnen Eurasier oder Mischlinge aus dem Verkehre von Europäern mit Indierinnen und sogenannte Portugiesen. Diese Portugiesen sind nicht Einwanderer der Neuzeit, wie die Engländer, sondern Nachkommen der einstigen Eroberer portugiesischer Nation; sie heissen vielfach nur noch Portugiesen von ihren Familiennamen, wie De Souza, De Rosario, De Cruz etc., sind aber im Aeusseren und Lebensgewohnheiten Indier mehr als jede andere europäische Nation. Es war ein Portugiese, George De Sa, der am 12. Dezember 1879 in einem Anfalle von Geistesstörung auf den Vicekönig Lord Lytton einen Fehlschuss abgab. Die orientalische Ausgabe der Passagen unserer Grosstädte ist in diesem Stadttheile das Labyrinth des Tschhandney-Tschhouk-Bazar, in dessen Läden vom billigen Schuhnagel hinauf bis zum kostbarsten Seidenzeug Artikel aufgestapelt sind. Die Strassen sind enge, die Hitze erdrückend, der üble Geruch überwältigend; nur die Noth kann einen Europäer dazu bringen, hier Aufenhalt zu nehmen.

Nördlich an Bow-Bazar stösst der vorzugsweise von Eingeborenen bewohnte Stadttheil. Die Strassen sind grösstentheils enge. Zwischen armseligen Hütten mit Stroh und Flussschilf eingedeckt, um einen Teich herumgebaut, der von Grundwasser und dem Küchenwasser gespeist ist, dessen Inhalt aber doch nicht blos zum Waschen, sondern auch zum Kochen dient, hat sich der reiche Bengali einen Palast gebaut, unbekümmert um die Umgebung; dem Indier genügt, dass im Innern Alles Pracht verräth, mag auch die Strasse, welche zu diesem Reichthume führt, aus einer engen Gasse mit halbzerstörten Häusern bestehen. Unter den Verkaufshallen geniesst als Sammelpunkt asiatischer und europäischer Waaren den grössten Ruf der China-Bazar,

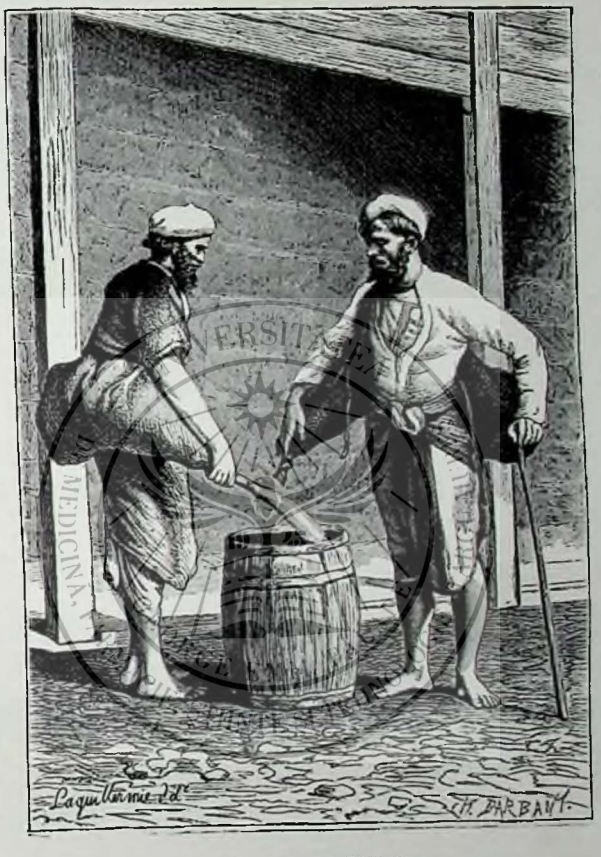


Die Esplanade in Calcutta.


UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

auch Trödelmarkt, wo Hindus mit Chinesen wetteifern, Artikel für den europäischen Konsum aufzuspeichern; der Käufer darf aber nicht vergessen, dass der verlangte Preis mindestens die Hälfte höher gestellt wird, als der wirkliche, durch Feilschen zu ermittelnde Werth.

In den Vorstädten herrscht der Villa-Bausstyl vor. Wir brachten S. 211 das Aeussere eines europäischen Wohnhauses. Ein Vorbau, oft von kunstvollen Säulen getragen, hält durch grosse verschiebbare Jalousien die Sonnenstrahlen ab; in der heissen Jahreszeit, wenn auch nicht der leiseste Luftzug sich bemerkbar macht und die Hitze Nachts unerträglich wird, verstellt man die einfachen Betten und benützt die Veranda als Schlafraum. Zur Abkühlung der jederzeit hohen geräumigen Zimmer dient neben der Pankha (S. 138) das Geräthe Thermantidote, ein kleines hölzernes Mühlrad in einem viereckigen Kasten, das durch Menschenhand rasch umgedreht, einen starken Luftstrom erzeugt. Kräftiger wirken bei warmem Winde Strohgeflechte, Tatti, vor die Thüre oder ein Fenster an die Windseite gestellt und immerfort mit Wasser befeuchtet; die Verdunstung geht in Folge des warmen trockenen Windes rasch vor sich und bringt eine bedeutende Erniedrigung der Temperatur hervor; die feuchte Luft hat aber bei Solchen, die zu Wechselfieber geneigt sind, Eintreten von Fiebererscheinungen zur Folge und Kopfschmerz erfolgt, wenn das Strohgeflecht frisch und noch wenig gebraucht ist. Die innere Ausstattung der Häuser ist über alle Massen prächtig und kostbar, die Wände schmücken häufig Werke von hohem Kunstwerthe.



Wasserträger (Bhisti).

In der inneren Stadt wohnen nach der Volkszählung von 1872: 447,601 Menschen, in den Vorstädten 258,910, Howrah ist von 99,784 Einwohnern besetzt. Die Zahl der Landleute und Fremden, die täglich in Geschäften in die Stadt kommen und auf den Schiffen zureisen, ist zu 100,000 geschätzt; die Annahme dass sich mit Einschluss der Ueberschüsse der ab- und zuströmenden Menschen menge, der floating population der englischen Berichte, die Einwohnerzahl von Calcutta mit den Vorstädten und Howrah auf eine Million gehoben habe, erscheint deshalb nicht übertrieben. [1])

Ein Besuch der Esplanade gibt einen Begriff vom öffentlichen Leben und Treiben unter der anglo-indischen Gesellschaft. Die Esplanade ist eine ganz ebene Fläche, durch welche sich breite Streifen kurz gehaltenen Grases hindurchziehen, der Maidan. Bäume sind selten, um den Luftzug nicht zu hindern, wo sie aber stehen, sind es wahre Prachtexemplare tropischer Bäume. Der Graswuchs wird mit grosser Sorgfalt gepflegt, so dass auch während der heissen Jahreszeit, in welcher an anderen Stellen jeder Halm versengt und verdorrt ist, das Auge sich hier an dem durch künstliche Bewässerung stets grün erhaltenen Grasteppiche erquicken kann. Ebenso sorgfältig wird auf den hindurchgelegten breiten Strassen der Staub niedergehalten, Wasserträger, bei den Europäern Bhisti genannt, wandern auf und ab und besprengen die Strassen aus ihren Wasserschläuchen. Bhisti, zusammengezogen aus Bhihistî, kommt vom persischen Bihischt „Paradies"; „Einwohner des

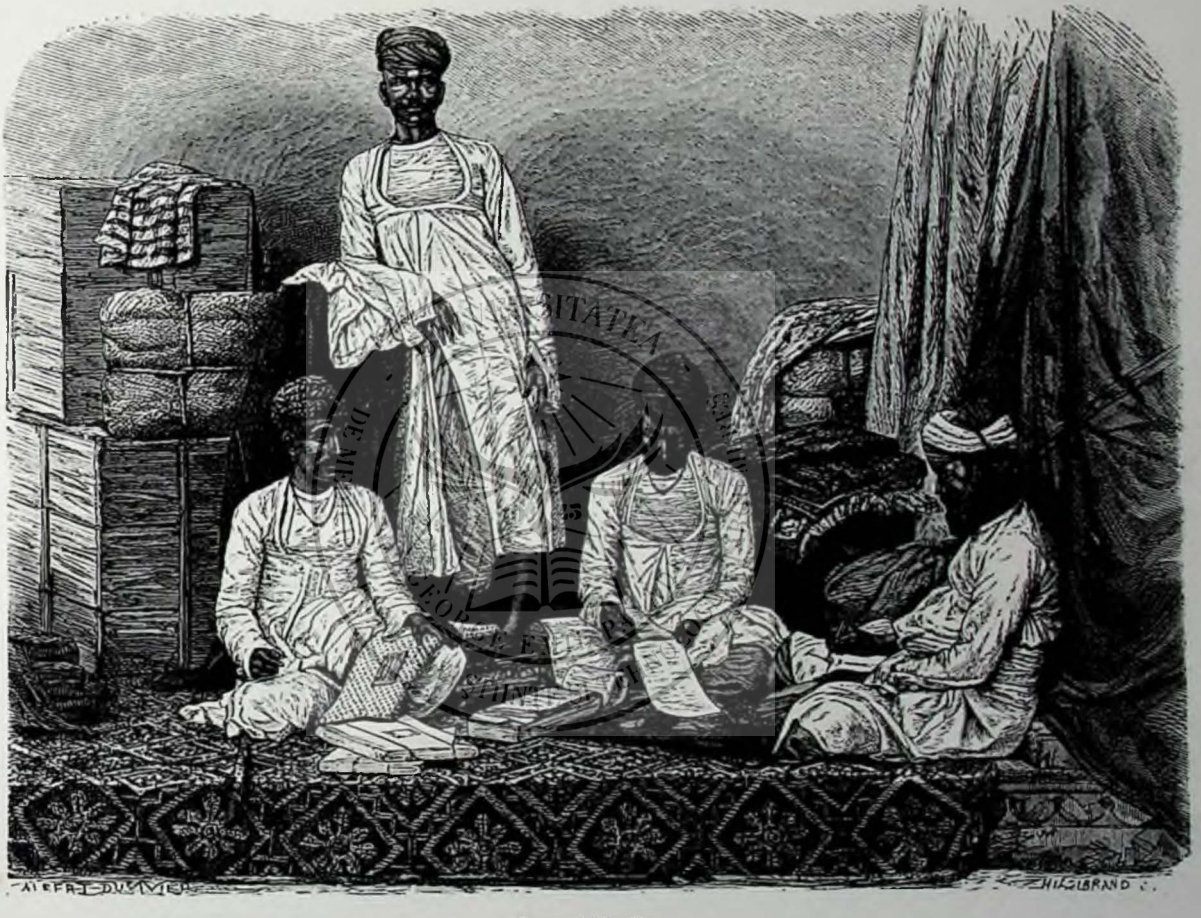
[1]) Das deutsche Reich zählte dort 1872: 213 Staatsangehörige, Oesterreich-Ungarn 36, die Schweiz 11.

Paradieses" sollen von den mohamedanischen Eroberern die Wasserzuträger genannt worden sein von der Erfrischung, zu welcher sie ihren Soldaten verhalfen. Im Volke schlug die Bezeichnung keine Wurzel, sie erhielt sich nur in der Umgangssprache der Gebieter; bei der Volkszählung von 1872 gaben in ganz Indien nur in der unbedeutenden Stadt Aligarh bei Delhi 18 Leute sich nach ihrer Kaste als Bhisti an, während doch Wasserträger in keiner indischen Stadt fehlen und in Calcutta bei Zählung der Beschäftigungen zu 2700 ermittelt wurden; das Wassertragen treiben eben sehr verschiedene niedere Kasten. Der Bhisti Calcutta's arbeitet mit einem Lederschlauche aus zusammengenähtem Kalbsfelle, der an einem breiten, an den Fussenden des Felles befestigten Lederriemen getragen wird; die Halsöffnung dient zum Aus- und Einlassen des Wassers. Sobald das Fell an einem der zahlreichen, mit Gangeswasser gespeisten Teiche gefüllt ist, presst der Bhisti mit der linken Hand die Halsöffnung zusammen, hebt den Schlauch auf die Schulter und geht nach dem zu füllenden Fasse, dem zu besprengenden Orte. Durch einen Ruck mit dem Körper wird das bis dahin aufrecht gehaltene Schlauchende nach abwärts gekehrt, durch Auf- und Zuklappen wirkt die Hand als Hahn. In Folge der unausgesetzten Bewegung in der freien Luft unter angestrengter Arbeit sind diese Wasserträger, die bei ihrer Dienstleistung in besseren Häusern mit guter Kost ausreichender versehen werden, als Taglöhner auf dem Lande, von seltener Muskelstärke, dabei stets aufgelegt zu handgreiflichen Scherzen, die meist darin bestehen, dass sie gegenseitig sich oder einen vorübergehenden Bekannten mit einem Wasserstrahle abzukühlen versuchen.

Es ist fünf Uhr Nachmittags, die Geschäftszeit ist für die Beamtenwelt wie den Kaufmannsstand zu Ende. Baggi (verderbt Buggi, leichte zweirädrige Cabriolets) und Broughams von feiner englischer Arbeit, bespannt mit Rassepferden warten unter der Obhut der Gariwans (Kutscher) und Sais (verderbt Syce, Pferdeknecht) vor den Thüren der Bureaux und Comptoirs; die Herren steigen die breiten steinernen Stufen herab, durchschreiten die schon ziemlich dunklen Gänge und Speicher, nehmen dem Sais die Zügel aus der Hand und fahren in raschem Trabe in ihre stattlichen Landhäuser in Tschauringhi oder einer der Vorstädte, um Toilette zu machen und wenn verheirathet, Frau und Kinder abzuholen. Anfangs verlieren sich die wenigen Reiter auf der Esplanade, vereinzelt wandern Fussgänger auf und ab; aber in immer grösserer Anzahl kommen von allen Seiten Reiter und Damen zu Pferde, Wagen jeder denkbaren Bauart herbei. Am dichtesten drängen sich Reiter und Wagen, beide durch ein niedriges Holzgitter getrennt, am breiten Wege längs des Hugli-Stromes. Auf der einen Seite schweift der Blick über einen Wald von Masten, von denen derbe Schifferworte herübertönen, auf der anderen Seite breiten sich die jederzeit grün gehaltenen Wiesenflecke der Esplanade aus. Auf dem Wege verkehren Equipagen von zwei und vier Pferden gezogen, besetzt von europäischen Damen nach der neuesten Mode gekleidet oder von Eingeborenen eingenommen, die von Edelsteinen und Geschmeide strotzen; dazwischen armselige Miethkutschen und Wagen der Eingeborenen, von abgetriebenen Ponies gezogen, das Geschirr aus Leder und Seilen geknotet, der Führer fast nackt, die Räder eine Elipse statt eines Kreises. Ueberaus eigenartig wirkt die Begleitung der Wagen von ein und mehr Läufern zu Fuss, einige mit mächtigen Wedeln versehen, um von den edlen Pferden die Stechfliegen abzuwehren; diese Leute halten mit den Thieren selbst in schneller Gangart Schritt, da sie von Jugend auf an Laufen gewöhnt sind. Zum Stehen kommt der bunte Corso in der Eden-Garten genannten Parkanlage nördlich des Fort mit dem Musikstande, in welchem täglich eine Regimentsmusik spielt. Dem Untergange der Sonne folgt in dieser Breite sofort finstere Nacht; der früheren schlechten Beleuchtung durch rauchende Oellampen machte Gas Platz. Mit Eintritt der Dunkelheit wird es stille auf der Esplanade; man geht jetzt zu Tisch und macht sich nachher Besuche oder geht ins Theater, wo europäische Gesellschaften regelmässig gastiren. Unsere Tafel der Esplanade zeigt diese rechts begrenzt von der Tschauringhi-Strasse, die hohe Säule ist das

Ochterlony Denkmal, das weitläufige Gebäude links mit der Kuppel, auf welcher eine Flagge auf gehisst ist, das Gouvernementsgebäude.

Einen echt orientalischen Anblick, reich an Gegensätzen, gewährt ein Gang durch die nördlichen Stadttheile. In den Nachtstunden sind die Strassen öder als vielleicht in jeder anderen Reichshauptstadt von gleich hoher Bevölkerungsziffer, unter Tags schiebt sich aber eine überaus bunte indische Gesellschaft an einander vorbei. Der schlanke, dunkelfarbige und baarhäuptige Bengali, in tadellos weisses Linnen gekleidet, wird auf die Seite gestossen vom hellen aber schmutzigen Powinda-Kameeltreiber aus dem fernen Kabul, der von Afghanistan her quer über die ganze Breite Indiens seine Waaren zu Markt bringt; sein Haar fällt unter einem hochaufgethürmten Turban in langen Flechten auf die Schultern herab, sein langes schmutziges Obergewand barg in der Heimat



Marwari Kaufleute.

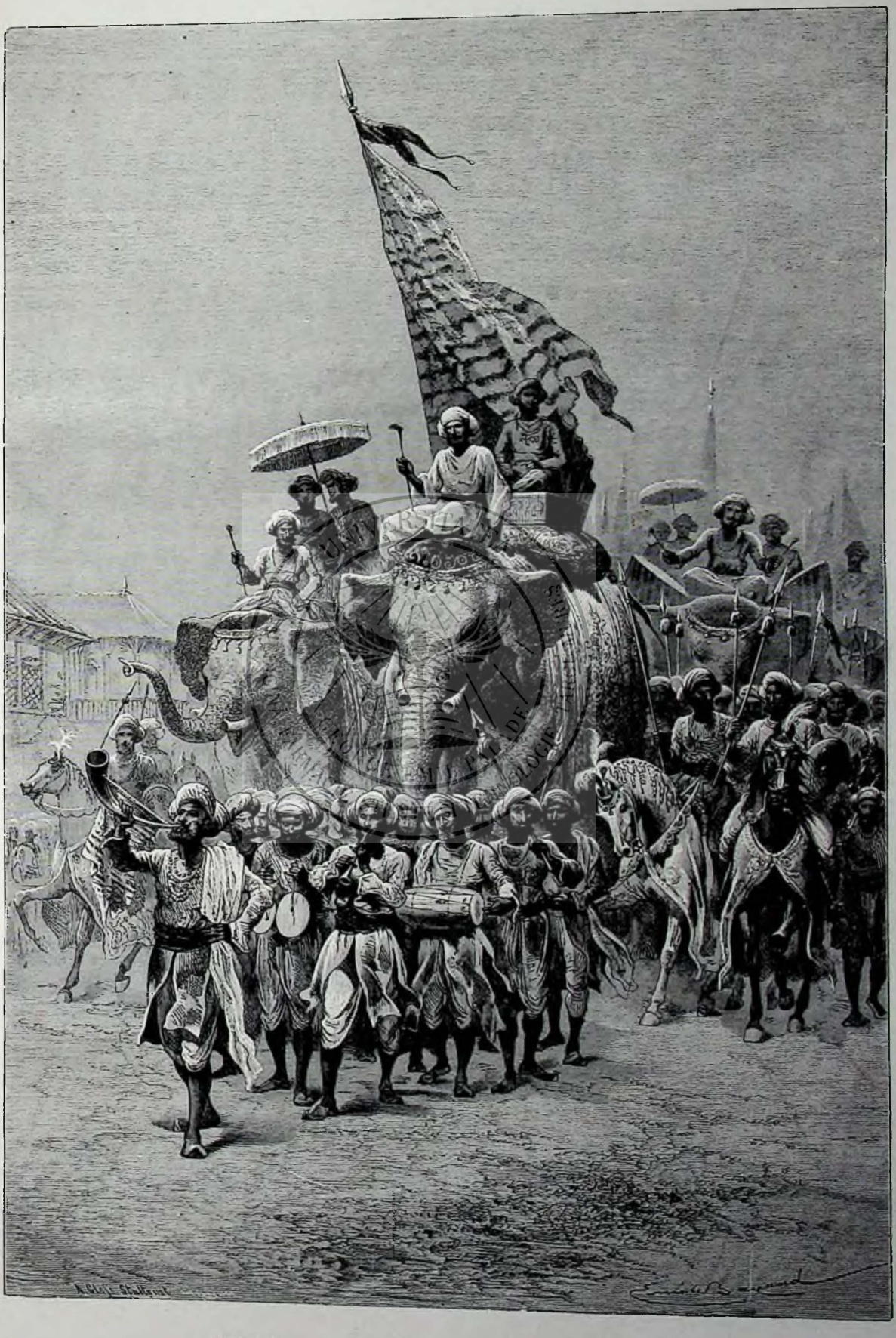
Waffen, die erst beim Uebertritte über die englische Grenze als entbehrlich abgelegt werden. Lange Reihen schwerfälliger Lastkarren, von Ochsen gezogen, halten den Lauf einer Droschke auf, in der ein Europäer vorwärts eilt; die in prächtigen Scharlachuniformen hoch zu Ross einherreitenden Ordonnanzen der Leibgarde des Vicekönigs treffen zusammen mit dem in Flitter prunkenden, mit einem Klepper beritten gemachten Trabanten aus dem Gefolge eines kleinen indischen Fürsten, der aus dem Inneren des Landes die Reise in die Hauptstadt wagte, um ein Anliegen gewährt zu erhalten, dessen Vertretung der englische Aufsichtsbeamte ihm nach seiner Ansicht mit Unrecht weigerte. Denselben Gegensatz zeigen die Verkaufslokale; überall an Menschen, wie an Waaren; neben europäischer Durchbildung, Reinlichkeit und Glanz Unvollkommenheit, Schmutz und Flitter der asiatischen Mache, das vermittelnde Glied fehlt. Die Europäer wurden nicht zu Asiaten, die asiatischen Indier nicht zu Europäern; und dies nicht einmal unter Bengalis, der wissbegierigsten

indischen Nation, die länger als jede andere mit Unterrichtsanstalten nach europäischem Muster ausgestattet ist und mit mehr Europäern verkehrte, als ihre anderen Landsleute.

Das Klima sei damit gekennzeichnet, dass es wenige Europäer geben wird, die sich zwischen April und November wohl fühlen, so angestrengt sie auch fähig sein mögen in dieser Zeit zu arbeiten und an den gymnastischen Uebungen sich zu betheiligen, denen die Engländer hier fleissig obliegen; geistige Arbeit von nicht übermässig langer Dauer, in gut gelüfteten Räumen bei der erforderlichen Diät und Erholung geübt, scheint den Körper sogar gegen das Klima zu stählen und hält jedenfalls schädliches Grübeln über die Folgen der grossen Hitze ab. Im Februar treten Nordweststürme plötzlich auf, sind heftig aber kurz; im März und nachwirkend bis Mai ist die Sterblichkeit am grössten, der jährliche Procentsatz der Todesfälle zur Gesammtbevölkerung ist 23 auf tausend Einwohner. Der Beamte wird oft versetzt und hat selten lange von ein und demselben Klima zu leiden, die Centralstellen wandern sogar jährlich auf Staatskosten nach dem Himâlaya [1]) aus und verbringen die heisse Jahreszeit in den reizenden Gesundheitsstationen, welche, verbunden mit europäischem Klima, die reichsten Genüsse civilisirter Gesellschaft gewähren. Der Geschäftsmann und die unteren Verwaltungsbeamten sind dagegen durch ihren Beruf an Zeit und Ort gebunden, für sie gibt es keine andere Erholung als die, welche sie Morgens zwischen 6 und 7 Uhr auf einem Spaziergange oder Ritte und Abends nach 5 Uhr — die Geschäftszeit ist von 11—5 Uhr — in einer Fahrt längs des Maidan finden. Die Maidan Grasplätze auf der Esplanade werden mit Recht die Lunge Calcuttas genannt, denn hier allein weht gesunde und frische Luft.

Bengalen, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts unter mohammedanischen Herrschern stehend und Bangâlah genannt, hiess in den altindischen Schriften Banga von dem es bewohnenden Hauptvolke. Die alten Arier hatten die Provinz sich selbst überlassen, im Gesetzbuche des Manu aus dem vierten vorchristlichen Jahrhundert wird noch die Gangâ als Ostgrenzfluss des arischen Volkes bezeichnet; ein Hauptstamm der Gegenwart in den Küstendistrikten westlich der alten Gangâ, der Tschandâla, galt ihnen sogar als Inbegriff verabscheuungswürdiger Menschen und musste gemieden werden. Jedem Hörer eines Sanskrit-Collegs ist bekannt, dass mit Tschandâla der Sohn einer Brâhmanen-Frau bezeichnet wird, deren Ehegatte ein Sûdra war; sie alle sollen aus den Städten vertrieben werden, dürfen sich darin über Tag nicht blicken lassen (aus dem S. 188 mitgetheiltem Grunde), sollen nur Kleider Verstorbener anlegen, nur mit rostigen Schmucke von Eisen sich zieren. Den Mörder eines Brâhmanen erwartet in seinem nächsten Erdenwallen die Geburt als Tschandâla. Man hatte wohl angenommen, dass der Name ursprünglich einem einzelnen Stamme eigen war, aber erwartet, dass er im Geltungs Gebiete des Kastenwesen als verächtliche Bezeichnung sich fortgeerbt habe; da stellte die Volkszählung von 1872 fest, dass sich ihr Name in Bengalen nicht nur erhielt, sondern von 1,658,441 Menschen mit Stolz getragen wird, ohne ihn hinter einer anderen ehrenvolleren Bezeichnung zu verbergen. Der Tschandâla Sündenbock der altindischen Kastentheorie (S. 55) ist nichts anderes, als Name des Volkes jenseits des Grenzflusses Gangâ, das man seiner Zahl und Körperstärke und Zahl wegen fürchtete. Ueber eine Million dieser Leute sitzt östlich von Calcutta hinüber bis zum Grenzgebirge gegen Birma; dort haben sie im Delta

[1]) Die Ostbengal-Eisenbahn von 251 Kilometer Länge endet am Hauptaste des Ganges bei Goalundo; bei Poradaha, vor Kuschtea, zweigt die Nordbengal-Bahn ab, die 1872 entworfen und 1879 in ihrer ganzen Länge in Betrieb gesetzt, ziemlich parallel dem 89. Grade östlicher Länge von Greenwich verläuft; ihre Länge ist 327 Kilometer, die Spurweite ein Meter. Endstation ist Siliguri in 92 Meter Höhe am Fusse des Himâlaya; von hier ab ist auf der Landstrasse eine schmalspurige Secundärbahn von nur 70 Centimeter Spurweite bis Karseong gelegt in 1477 Meter Höhe mit ausgedehnten Thee-Pflanzungen. Nur noch 35 Kilometer sind in Wagen zurückzulegen nach dem mit allen Annehmlichkeiten eines Schweizer Kurortes versehenen Dardschiling in der bedeutenden Höhe von 2150 Meter am Fusse der Bergriesen des Himâlaya; aber selbst diese Strecke soll 1880 mit einer Gebirgsbahn versehen werden. Während sonst von Calcutta aus früher 20, später nach Vollendung der Calcutta-Patna Bahnstrecke mindestens sechs Tage zur Reise nach Dardschiling benöthigt waren, fährt jetzt der Abendzug in 18 Stunden Fahrzeit bis an den Fuss des Gebirges; der Ganges wird auf einer Dampffähre überschritten. Auf den jährlichen Auszug der Regierungsbureaux und Sommerfrischler von Calcutta nach dem ferneren Simla wird die erleichterte Zugänglichkeit von Dardschiling umgestaltend einwirken.



Militärisches Geleite des Reichsbanner, Baroda.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

des Ganges und Brahmaputra mitten in den Sümpfen, die von Verzweigungen dieser vereinigten Ströme gespeist werden, Erhöhungen von 3—5 Meter Höhe zusammengeschaufelt und darauf ihre Heimstätte gebaut. In der heissen Jahreszeit, wenn die kleineren Flussbette bis auf den Grund austrocknen, leiden die Tschandâla Durst und sind zufrieden mit Wasser, das selbst in irdenem Geschirre in kurzer Zeit von den sich entwickelnden Pilzen grün sich färbt; in der Regenzeit überfluthet das Wasser die ganze Gegend, die Erdhügel ragen als Inseln heraus, bis auch zu ihnen das Wasser emporsteigt und das Vieh wochenlang bis an den Bauch im Wasser steht. Abgemagert zum Skelet tritt das Vieh in die heisse Jahreszeit über, viele Stücke sind gefallen, der Tschandâla aber dauert aus, seine im Ruderdienste geübte Muskulatur ist entwickelt; in schwierigen Lebenslagen wissen sich diese Leute leichter zu helfen als ihre dünkelhafteren Nachbaren. Ganz besonders übertreffen sie die Brâhmanen an Wahrheitsliebe. Im Kreise Faridpur haben die Tschandâls die Ueberlieferung bewahrt, dass sie einst um Dakka angesiedelt waren, aber ihre Heimat in Folge des Fluches eines heiligen Brâhmanen verlassen mussten; den Hinduismus vertauscht der Tschandâla fortdauernd leicht mit dem Islam. Der Islam herrscht vor, Uebertritte sind an der Tagesordnung und der Einfluss der Brâhmanen in Abnahme.



Garo-Frau.

Es ist ein Werk der hinduisirenden Brâhmanen-Kolonien, die hier seit tausend nach Christus einzogen, dass die Provinz eine arische Sprache, das Bengalî, spricht, dessen Wort-schatz zu neunzehn Zwanzigstel, d. i. mehr als in jeder anderen arisch-indischen Volkssprache dem Sanskrit entnommen ist. Die Bengalî-Sprache reden 40 Millionen Indier; ihre Grenzen liegen westlich bei Kischengandsch (S. 207), östlich in Assam, nördlich ist es vom Tibetischen begrenzt, südlich reicht es bis ans Meer. Ein Gruppenbild von Bengalen brachten wir Seite 54. Vorarisches Blut wiegt vor; die eingesprengten weissen Kasten sind deutlich Nachkommen arischer Kolonisten. Die Hautfarbe des Bengalî ist dunkel; einige haben dicke Lippen, wie ihre urwüchsigen Nachbaren im nördlichen Birma. Andere haben kurzes wolliges Haar wie die Garo, die der vorgeschobenste Posten der centralasiatischen Völker sind, welche über Tibet nach Indien einbrachen und heute an der Südostbiegung des Brahmaputra herab bis Maimensing sitzen; im Westen herrscht das lange struppige Haar vor, wie es der Bhuiya trägt (siehe das Bild S. 41). Ureigen Unterbengalen ist, dass man sich nach dem Bade die Glieder mit Oel einreibt, um den Körper widerstandsfähiger gegen das Liegen auf dem mit Feuchtigkeit gesättigtem Boden zu machen; der Haut gibt dies ein fettiges, glattes Aussehen. Als Menschenschlag ist der Bengali mit 1624 Millimeter Grösse unter dem Mittel der Hindurasse (S. 51); sein Körperbau ist zart, seine Bewegung langsam. Die Nahrung trägt an dieser geringen Entwicklung viel schuld; die unteren Klassen nähren sich fast ausschliesslich von Reis und die Arbeitsleistung von Menschen, deren Nahrung einzig Reis bildet, ist gering. Es gehört zu den Märchen der oberflächlichen Reisebeschreibungen, dass Ostasiaten bei ausschliesslicher Reisnahrung fast so viel leisten, wie

die europäischen Arbeiter bei Fleischnahrung. Der Chinese weiss, das ein Arbeiter, mit Reis genährt, höchstens 15 Tage lang schwere Arbeit verrichten kann; er setzt deswegen der Kost zur Zeit der Erndte Schweinefleisch zu. Der Bengale enthält sich sogar des Genusses von Eiern, nimmt aber als Zuspeise zu Reis gerne Fische; die Fischerkasten betragen 6 Prozent der Gesammtbevölkerung.

Unter der Jahrtausende langen Bedrückung durch die herrschenden Klassen, anfangs der Brâhmanen, später der Mohammedaner litt der Charakter der Bengalis. Muth und Thatkraft kennt der Bengali selbst gegen persönlichen Angriff nicht, die vielen Millionen Bengali stellen zur englischen Eingeboren-Armee keinen Mann; was Bengal-Armee heisst, rekrutirt sich aus den westlich anstossenden, Hindî redenden Distrikten. Ebenso zog er sich in seinem angeborenen Widerwillen gegen alle militärische Disciplin vom Polizeidienste zurück, seit eine straffere Manncucht herrscht. Diesen Mangel an Mannesmuth und die damit verbundene Unlust an stramme Dienste ersetzt grosse Geschmeidigkeit, gepaart mit feiner Menschenkenntniss. Durch Dienstbeflissenheit weiss sich der Bengali beliebt und durch grosse Versprechungen Andere sich willig zu machen, aber er ist nicht verlegen in Ausreden und schreckt vor Lüge, selbst Meineid nicht zurück; um einen verhassten Gegner mittelst des Gesetzes zu verderben, werden ihm Verbrechen angedichtet und die Zeugen so gut eingelernt, dass selbst geübte englische Richter getäuscht wurden. Als Unterthan lebt der Bengali gesetzmässig; erst bittere Noth und unerträgliche Bedrückung bringen Aufstände hervor. Einen solchen erlebte im Sommer 1873 Pabna, ein Distrikt nordöstlich von Calcutta am linken Gangesufer, wo eine reine Ackerbaubeölkerung mit der hohen Dichtigkeit von 13,098 Menschen auf die deutsche Quadratmeile (238 auf den Quadratkilometer) angesiedelt ist. Die Beamten der Grundherren hatten den Pächtern nicht einmal mehr den Nahrungsbedarf belassen und Zuschläge erhoben; den Angriffen und Bedrohungen der verhassten Mittelspersonen machte die Polizei sofort ein Ende, aber es kennzeichnet den erleuchteten Geist der englischen Regierung, dass eine Proklamation den passiven Widerstand als berechtigt erklärt, zur Beschwerdeführung auffordert und nur vor Zusammenrottungen und Anwendung von Gewalt warnt.

Als Kaufleute sind sie Bengali von den Rassen im westlichen Indien überflügelt; der Export-Handel ist in den Händen der Europäer und Parsi, die hier eine Kolonie von 1219 Köpfen bilden; im Binnenhandel und Lokalgeschäfte sind tongebend die Marwari (790 Köpfe stark) Einwanderer auf Zeit aus Ratschputana. Wir lernen diese unermüdlichen Kaufleute im Capitel Ratschputana kennen, brachten aber bereits S. 215 ein Gruppenbild von Marwari, in Calcutta photographisch aufgenommen.

Auf die Landesverwaltung von ganz Indien gewannen Bengalis einen Einfluss wie keine andere indische Nation; insbesondere wussten ihre Brâhmanen und die Schreiberkasten, die unter den Mohammedanern emporgestiegen waren, die neuen Ideen sich nutzbar zu machen, welche mit den Engländern ins Land kamen. Hier früher als irgendwo sonst brach sich die Ueberzeugung Bahn, dass ein Mann mit Schulkenntnissen sich besser nährt, als der Ungebildete; die Anregung, Schulen zu gründen, fand so viel Anklang, dass wiederholt die Tempel der Dorfgottheit als Lehrsääle hergegeben wurden. Eltern in besseren Verhältnissen schicken ihre Söhne gerne in die höheren Schulen und die Knaben befleissen sich des Studiums. Als Juristen wie als Gelehrte sind die Bengali scharfe Denker, die Advokaten am Calcutta obersten Gerichtshofe sind vortreffliche Redner. Zur Ausbildung für den höheren Verwaltungsdienst gingen Bengali wiederholt nach England, 1874 war es ein Brâhmane von dort, der in Camdridge unter allen Studenten die besten Noten errang. Schattenseiten sind in der Praxis geringer Fleiss; in entlegenen Orten oder Stationen mit ungesundem Klima nimmt der Bengali keine Anstellung, für Bestechungen sind sie in niederen Diensten so zugänglich wie Andere. Mit Mehrung der Schulen beginnen sie überall aus den

Bureaux ausserhalb des eigentlichen Bengalens verdrängt zu werden, nur in der Intendantur wiegen sie noch vor.

Den Gegensatz zu diesen Fortschritten unter den Männern bildet die Stellung der Frauen. Der Indier, sei er Hindu oder Mussalman, hält die Aufgabe der Frau erfüllt, wenn sie ihn mit Kindern versieht und sie grosszieht. In Männergesellschaft wird die Frau nicht geduldet, ihre Bildung ist so vernachlässigt, dass die Zählung der des Lesens und Schreibens kundigen Mädchen und Frauen 1872 in Calcutta nicht einmal drei Procent unter Verheiratheten und knapp sechs Procent unter Mädchen feststellte; in den Landstädten der nächsten Umgebung fanden sich unter 17,000 Mädchen und Frauen erst sechs Weiber mit Schulbildung und weiter im Innern fehlten in den Tabellen alle Einträge. Der junge Gatte ist schon sehr fortschrittlich gesinnt, wenn er mit der Frau häusliche Angelegenheiten bespricht, sie beim Lesen der heiligen Schriften anwesend sein lässt, sie überhaupt als seines Gleichen behandelt und nicht stummen Gehorsam fordert; selbst solche Frauen dürfen aber den Mann nicht zärtlich beim Vornamen nennen und nehmen ihr Mahl nach dem ihrer Gebieter, wenn ihnen nicht ausdrücklich in Gegenwart ihres Mannes zu essen gestattet wird. Das Ereigniss, dass in Madras 1874 ein reicher Hindu bei dem Corso am Seestrande mit seiner Frau im Wagen sich zeigte, wurde in allen Blättern gefeiert. Hindu von Rang bezeichneten wiederholt die Eisenbahnen für ihre Familien unbenützbar, weil man dabei seine Weiber in der Oeffentlichkeit sehen lassen müsse. Einige Hindureisende verfielen auf den Gedanken, die Palkis (Sig. 94) in welchen die Frauen dicht verschleiert zur Einsteigstation getragen wurden, mit den Insassen auf einen Güterwagen zu stellen. In Oberbengalen fing einmal das Linnen, mit welchem solche Palkis zum Schutze gegen die Hitze belegt waren, durch Funken aus der Lokomotive Feuer, ein Kind verbrannte, aber grössere Wehklage erregte, dass die Schönen frei dem Auge der Umstehenden sich zeigen mussten. Bei diesem Anlasse kam als weitere

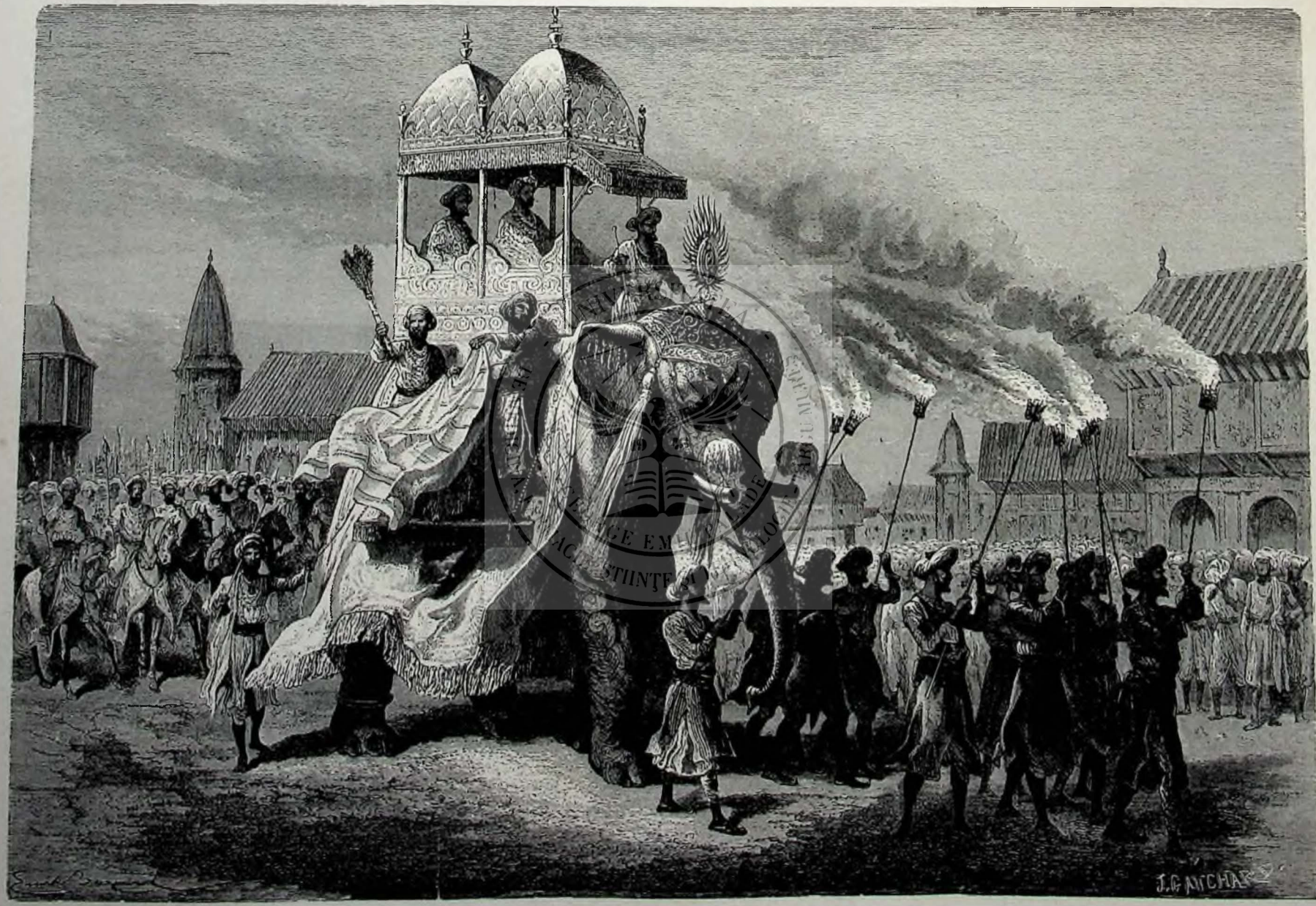


Eiertänzerin.[1])

[1]) Von dem Reife, der am Kopfe im Gleichgewichte getragen wird, hängen 24 Bindfaden herab; die Künstlerin bindet an jeden Faden während des Tanzens ein ungesottenes Ei und die nicht geringe Kunstfertigkeit besteht nun darin, so rasche, dabei regelmässige Drehungen zu machen, dass alle Eier in gleichen Abständen bleiben und keines gegen das andere schlägt. Sind alle Eier angeknüpft, dann wird unter fortwährendem Tanze jedes Ei wieder losgebunden und in das Körbchen zurückgelegt.

und in den Augen solcher Indier gewichtiger Einwand gegen die Bahnen zu Tage, dass man an bestimmte Abfahrtszeiten gebunden und dadurch verhindert sei, dem Rathe der Haus-Astrologen über die günstigste Zeit zum Beginne der Reise zu folgen; im genannten Falle hatte der Brâhmane den ganzen Zwischenfall auf Rechnung ungünstigen Horoscopes gesetzt und aus gleichem Anlasse trabt mehr als ein hoher Indier mit seinem Gefolge neben der Bahn einher, statt sich ihrer zu bedienen, so sehr er gleich den niederen Kasten der bequemen Reisegelegenheit wegen die Bahnen schätzt.

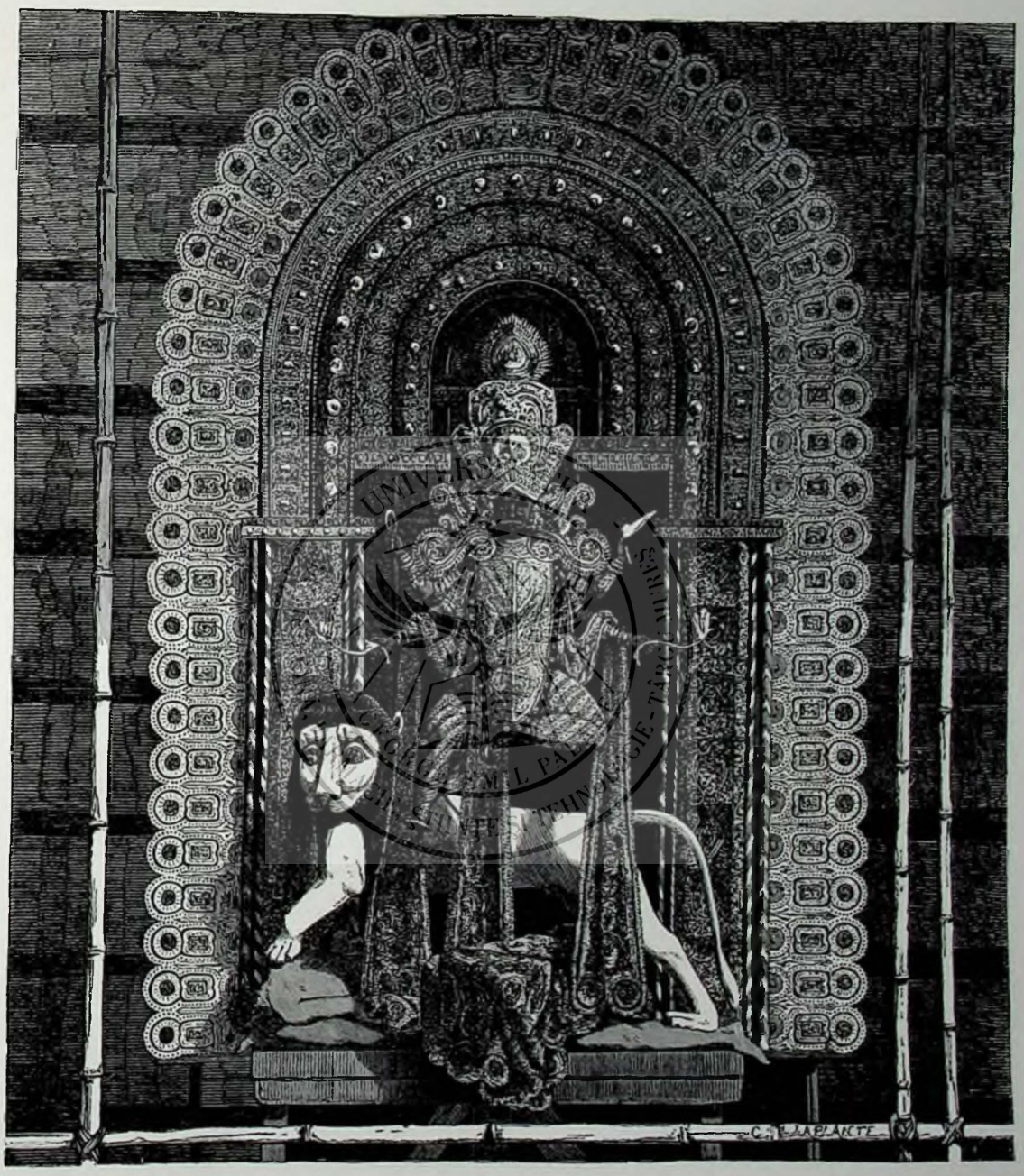
Hohe Feiertage und ein Volksfest für die Eingeborenen sind die Durga-Pudscha Festlichkeiten (Dasara im westlichen Indien genannt), welche im Monate Aswin (oder Ende September, Anfangs Oktober) zu Ehren von Siwas Gemahlin Kâlî, auch Durgâ (die schwer Zugängliche) genannt, abgehalten werden; das Fest dauert zehn Tage und bringt den europäischen Beamten Gerichtsferien ein, denn alle Geschäfte ruhen, Niemand kommt zu Amt. Sechs Tage sind vorbereitende, der Haupttag ist der letzte Tag. Zweck und Inhalt des Festes ist Darbringung von Gaben an die Werkzeuge im täglichen Gebrauche. In den ersten Tagen bringt der Landmann Wagen, Pflug, Haue, Sichel u. s. w. auf einen Haufen und streut ihnen Weihrauch und Blumen, legt vor sie Früchte, Reis und Getreide hin, wirft sich dann selbst auf die Erde, murmelt Sprüche und bringt dann die Geräthe an ihren Platz zurück. Ebenso stellt die Frau ihre Körbe, die Reismühle, den Cylinder zum Quetschen des Reises und die Kochgeschirre zusammen und bringt ihnen Verehrung dar. Dasselbe thut der Maurer mit Kelle und Richtscheit, der Zimmermann mit Beil, Hammer, Hobel und Hohleisen, der Barbier mit seinem Rasirmesser, der Schneider mit Nadel und Scheere, der Weber mit Webstuhl, der Koch mit seinen Messern und Löffeln. Der Soldat ehrt seine Waffen und Fahnen, der Artillerist die Kanone und bittet um Treffer. Am siebenten und achten Tage besucht man fleissig die Tempel, empfiehlt sich den Hausgöttern und den besonders erwählten Schutzheiligen durch Opfer; der neunte und zehnte Tag sind den Volksfesten bestimmt. Am glänzendsten sind diese Feste in den Residenzen regierender Fürsten und Titular-Râdschas. Am neunten Tage bildet dort das Schlachten eines Büffels den Glanzpunkt; entweder ist er trunken gemacht und wird, wenn frei gelassen, von einer grossen Menge von Verfolgern getödtet oder er ist zahm und dann versetzt der Festgeber selbst den tödtlichen Schag mit seinem Schlachtschwerte. Am zehnten Tage lässt in Vasallenstaaten der Kriegsherr Geld unter die Truppen vertheilen und zieht unter Hörnerklang und Trommelwirbel zur Parade aus. Unser Bild „Heerschau in Baroda, Zug des Râdscha“ zeigt Khundarao, Herrscher von Baroda (eines Ländchens mit $2^2/_3$ Millionen Unterthanen nördlich von Bombay) aus diesem Anlasse im Begriff, zu den aufgestellten Truppen auszuziehen; „militärisches Geleite des Reichsbanners, Baroda“ haben wir das Bild betitelt, welches uns die Hausfahne dieses Fürsten zeigt, während sie zur Dasara-Heerschau dem Râdscha nachgetragen wird. Sind die Salven abgefeuert und die Parade abgenommen, so entwickelt sich ein äusserst lebhaftes Volksfest; die Reiter führen Wettrennen aus, das Volk andere Spiele und von seinen Zelten aus ergötzt sich der Hof an dem bunten Schauspiele. Abends wird der Festplatz mit farbigen Laternen geschmückt und werden Feuerwerke abgebrannt. Alle Südasiaten sind grosse Feuerwerkskünstler und verstehen es in magischer Beleuchtung Feuer speiende Berge, feuerige Menschen und Thiere, Sonnen und Mondfinsterniss vorzuführen. Feuerwerkskörper sind in jeder grösseren indischen Stadt zu haben; der Flammensatz des bengalischen Feuers (eine Mischung von Mehlpulver mit Holzkohle mit Schwefel und Kupferpräparaten) wird jetzt auf der ganzen Welt dargestellt. In Calcutta werden am Durga-Pudscha Feste Bilder der Göttin Kâlî umher getragen; die Göttin ist dabei mit reich vergoldeter Krone und mit Juwelen behangen, wie dies unser Bild veranschaulicht. Die Reformpartei in Calcutta feiert diese Tage an Stelle der abergläubischen Gebräuche durch Kinderfeste, in denen Spiele und turnerische



Heerschau in Baroda: Zug des Radscha.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE

Uebungen mit Gesang und Musik abwechseln. — Die Hindus verbrennen ihre Todten, begraben sie oder werfen sie in den Fluss; die Mohammedaner begraben sie. Die alten Indier verbrannten den Leichnam und unter Hindus müssten nach den Religionsvorschriften Wischnuiten ihre Todten verbrennen, Siwaiten und Lingaiten sie begraben; die religiösen Kenntnisse der Hindus sind aber gering, weniger die Sâstras oder heiligen Bücher, als der Gebrauch am Orte des Todes oder



Göttin Kâlî.

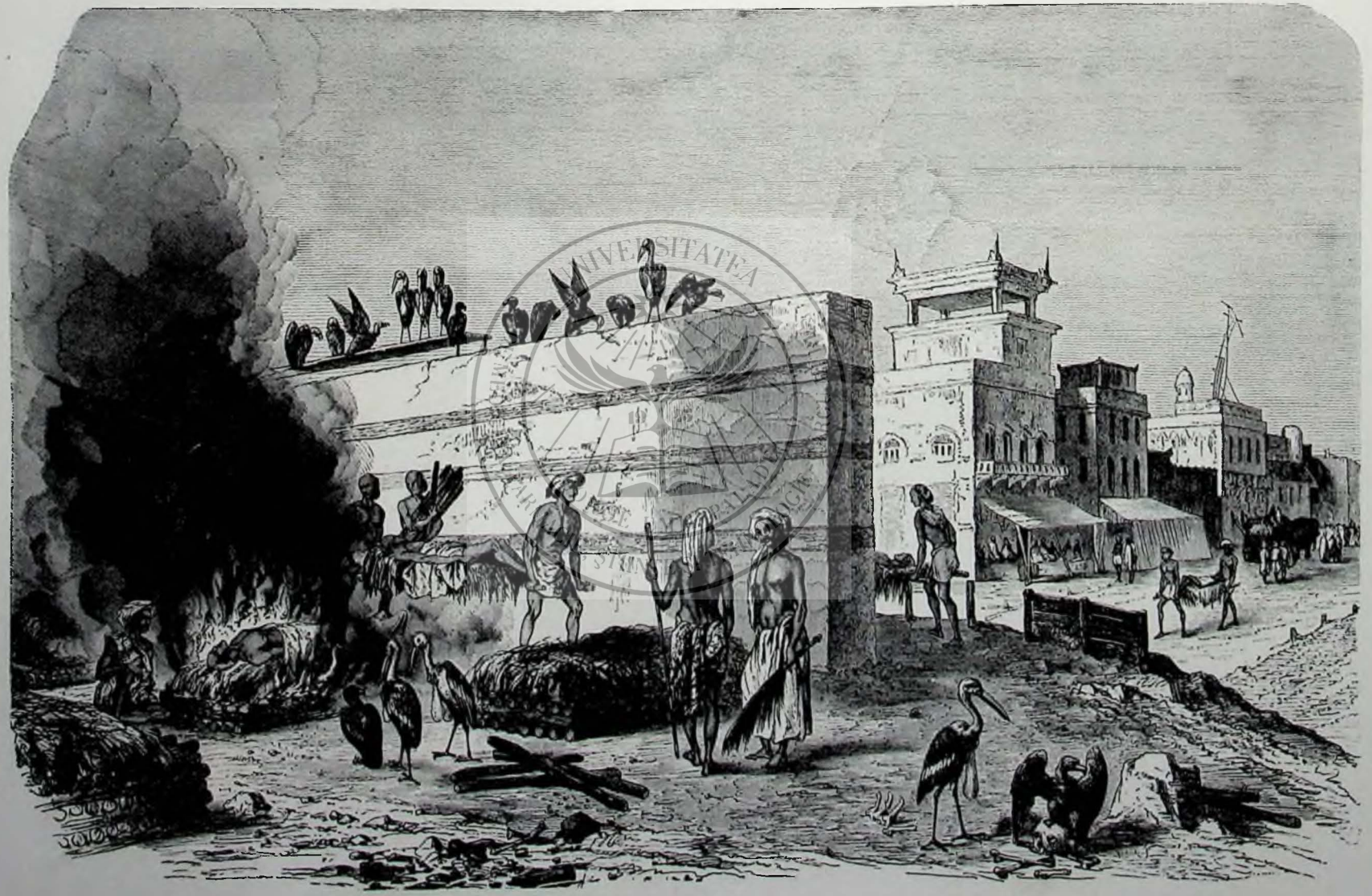
unter der Kaste, der man zugehört und Aberglauben bestimmen die Art der Todtenbestattung. Kinder unter acht Jahren werden jederzeit begraben, ebenso alle Todten an Blatternkrankheiten, da man annimmt, dass sich die Göttin, die solchen Tod bewirkte, am Leichname gütlich thue und hofft, das sie gesättigt ihr Mordwerk einstelle.

Laute Wehklage der Weiber macht der Nachbarschaft kund, dass ein Sterbender in Nöthen liegt. Die Verwandten eilen ins Sterbehaus, eine Lampe wird am Kopfende des Sterbenden

entzündet, sein Mund mit Wasser ausgewaschen und, während ein Theil der Umstehenden den Hausgöttern Opfer darbringt, der zugezogene Brâhmane oder Tempelpriester Gebete spricht und dem Kranken den (S. 187) mitgetheilten Spruch ins Ohr flüstert, zwingen andere dem Sterbenden ein Gericht aus Milch, Buttermilch, Honig, Syrup und eine Banane, die Frucht des Pisang-Baumes, ein und bewirken durch den Genuss dieser zur Reise in das Jenseits als unentbehrlich erachteten Dinge meist ein vorzeitiges Erlöschen der Lebensgeister. Im Stalle wird eine Kuh losgebunden, bei Brâhmanen und hohen Herren auch mit Blumen und Geschmeide, das selbst von Gold ist, verziert und zum Sterbenden geführt; diesem gibt man den Schweif in die Hand in der Vorstellung, dass ein solches heiliges Thier die Seele am Ufer der Baitaranî, des Styx-Flusses, erwarte und sie glücklich über diesen feurigen Grenzfluss zum Himmel geleite. Noch ehe der Tod eintritt, wird mit fieberhafter Eile Alles zur Todtenfeier hergerichtet; denn erst, wann die irdischen Ueberreste bestattet sind, dürfen die Angehörigen Nahrung zu sich nehmen. Ist der Tod eingetreten, so wäscht man den Verstorbenen und bedeckt den Körper mit reinem Linnen, nur das Gesicht bleibt frei; der Haussohn oder in dessen Ermangelung der nächste männliche Verwandte badet und lässt sich den Bart scheeren.

Verbrennen des Leichnams gilt als Kennzeichen des Hinduismus. Die Waldbewohner nehmen die Todtenverbrennung an, sobald Brâhmanen ihre religiösen Führer werden. Das Verbrennen wird ausserhalb der Ortschaften vorgenommen, in der Nähe des Meeres, eines Flusses oder Teiches; in Calcutta heissen davon die von Mauern umschlossenen Verbrennungsplätze Ghas, Quais. Der Todte wird auf einer Bahre (aus Bambusrohren mit Querhölzern verbunden,) von Verwandten oder Lohndienern zum Verbrennungsplatze getragen. Man nimmt dabei nicht immer den Weg durch die Thüre, sondern schlägt einen Ausgang in die Fachwand, wenn der Tag im Kalender als ein ungünstiger angemerkt ist oder wenn das Haus so gebaut ist, dass der Wirthschaftshof gequert werden müsste. Der erste Leidtragende schreitet der Bahre mit entblösstem Haupte voraus, in der Hand den irdenen Topf haltend, in welchem die Zündmasse zur Entzündung des Verbrennungsfeuers angemacht ist.

Der Todte wird über offenem Feuer verbrannt. Vier Pfähle sind zur Stütze des Verbrennungsmaterials in den Boden gerammt, aus Holz und getrocknetem Kuhdünger ist der Scheiterhaufen aufgebaut; ist der Todte aufgelegt, so schliesst der erste Leidtragende den Mund mit einem Tuche und beschwert es mit etwas Reisbrei, umgeht den Scheiterhaufen dreimal und legt Sandelholz auf die vier Ecken. Der beigezogene Priester sagt Sprüche her und der Haupt-Trauernde legt Feuer an den Holzstoss; Diener halten ihn durch Lockern mit Stöcken, Anfachen des Feuers mit Wedeln, Beträufeln mit Oel in hell lodernder Flamme. In zwei bis drei Stunden ist der Leichnam zu Asche verbrannt, vollkommener, wenn, wie in Süd-Indien, in Lehm gewickelt, sonst häufig sehr ungenügend, so dass Geier noch an den Resten sich mästen. Sind alle Ceremonien erfüllt, so begeben sich die Leidtragenden an den nahen Fluss oder Teich zu einem Bade, ehe sie in das Sterbehaus zurückkehren; dort giesst man Oel in die Sterbelampe, die über der Stelle brennt, auf welcher der Tod eintrat. Der nächste Tag vereinigt die Trauergesellschaft wieder auf dem Verbrennungsplatze; sind Schädel und Gebeine gesammelt, so werden sie mit Milch gewaschen, mit Honig und Oel eingerieben und auf Pisangblätter gelegt, die mit Butter bestrichen sind; sodann verbringt man diese Ueberreste in ein an der Sonne getrocknetes irdenes Gefäss und wirft dieses in das Wasser. Nach einem Gebete im Tempel, wobei der Name des Verstorbenen laut ausgesprochen wird, verfügt sich der erste Leidtragende unter einen schattigen Baum oder an den Rand eines Flusses und stellt einen formlosen Stein hin. Man glaubt, dass der Schatten des Todten zehn Tage (nach Anderen noch länger) auf Erden verweile und dass die Seele in diesen Stein fahre, bis von Yama, dem Herrn über die Todten, auf den Bericht

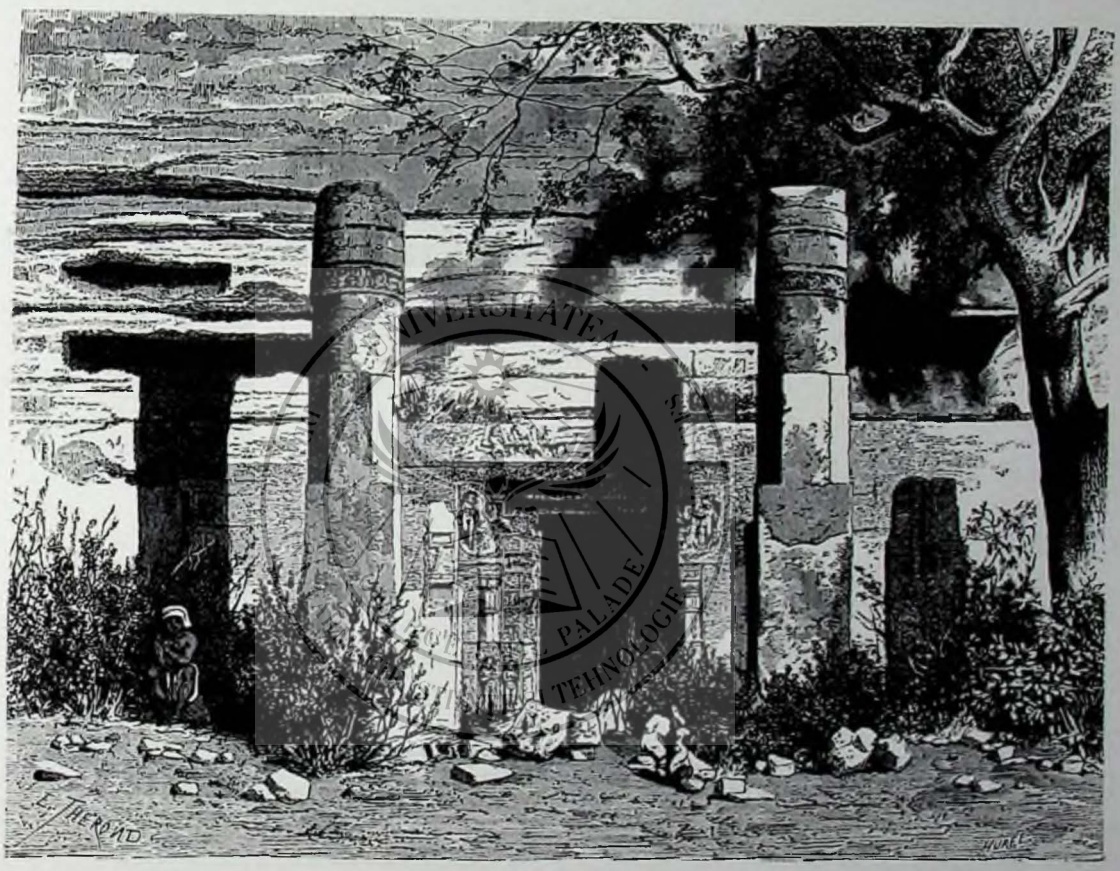


Verbrennungsplatz in Calcutta.


UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

seiner Diener hin über ihre künftige Bestimmung entschieden ist. Täglich werden vor dem Steine Gebete verichtet und wird die landesübliche Nahrung vorgestellt; es gilt als Zeichen günstigen Endbescheides über den Todten, wenn Krähen das Futter annehmen. Am zehnten Tage wird der Stein ins Wasser geworfen; einige Kasten trauern noch weitere zwanzig Tage.

Soll der Todte begraben werden, so bringt man ihn gerne in sitzende Stellung mit unterschlagenen Beinen und setzt hiezu den Leichnam an die Wand, noch ehe die Starre eintrat. Als Beerdigungsplätze werden die Ufer der Flüsse herausgesucht, am liebsten bestattet man den Todten innerhalb des Ueberschwemmungsgebietes. Die Grube wird zu seicht, nur Meter tief ausgehoben; Schakale und Geier spüren dem Aas nach und scharren den Todten aus, so dass der verwesende Körper die Luft verpestet; in der Regenzeit unterwühlt Wasser den Boden und die steigenden Fluthen führen in hoch heiligen Flüssen, wie dem Ganges, grosse Mengen von Kadavern und formlosen



Udgiri-Hügel in Centralindien mit einem Felsentempel des Mahâdeva (S. 183).

Körpermassen den Mündungen zu. Die Regierung erwägt Gesetze zur Anlage ordentlicher Friedhöfe. Sonst war es gebräuchlich, den Todten sofort dem Flusse zu übergeben, statt ihn zu begraben, noch Ende der fünfziger Jahre wurden in Calcutta jährlich 5—6000 Hindus in den heiligen Ganges geworfen und in Bengalen ist solche Bestattungsweise in Hospitälern wie Gefängnissen noch heute üblich, aber die Behörden dringen immer entschiedener auf Abstellung dieses gesundheitsschädlichen Herkommens. Die Trauergebräuche nach der Beerdigung sind dieselben wie für die verbrannten Angehörigen.

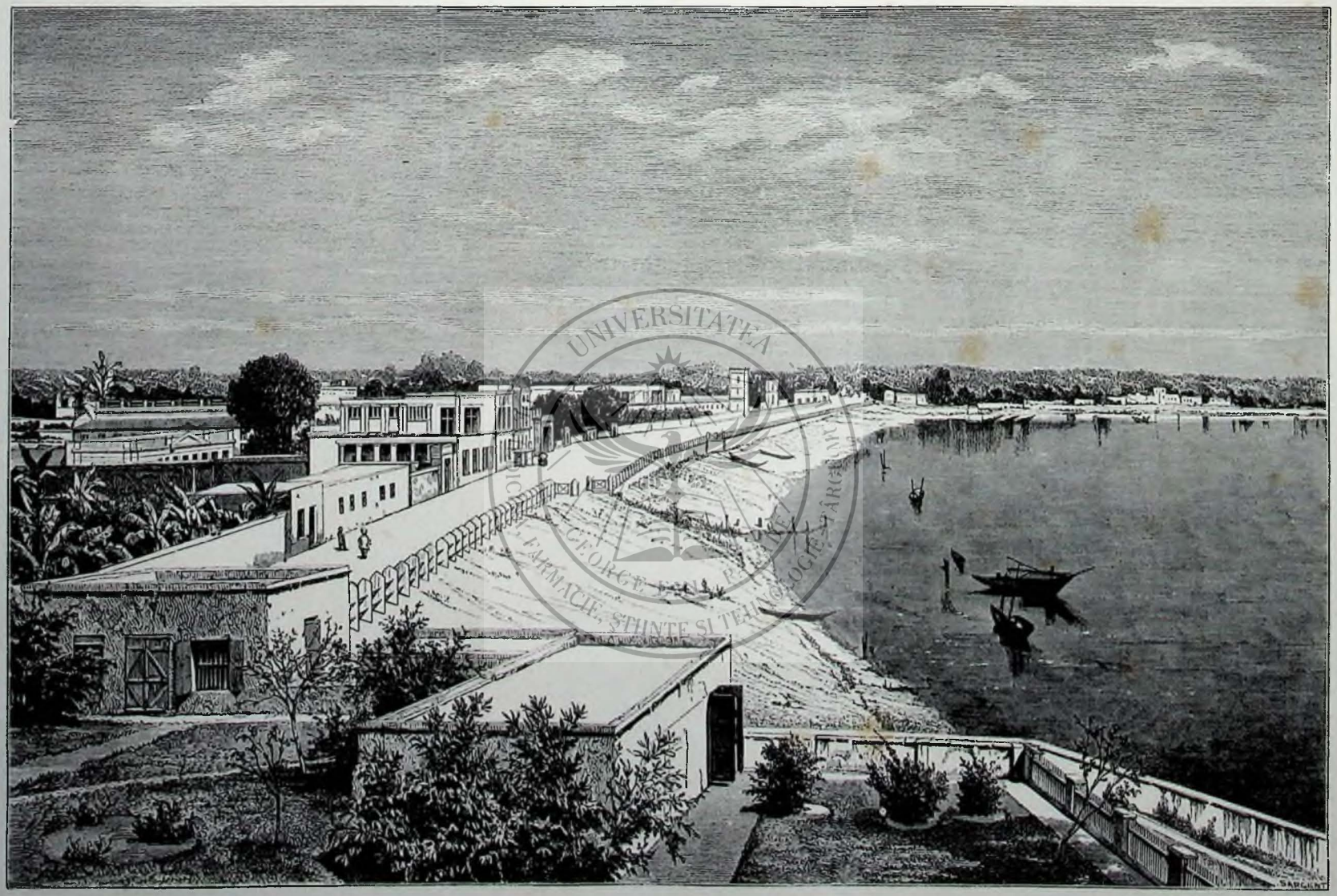
Im Jahre 1599 bildete sich in London die erste Gesellschaft zur Ausbeutung des Handels mit Ostindien; unterm 31. Dezember 1600 wurden ihr Korporationsrechte und Handelsmonopole bewilligt, die neue Gesellschaft nahm den Titel an „Gouverneur und Gesellschaft von Kaufleuten in London für den Handel mit Ostindien." 1698 wurde eine Konkurrenz-Vereinigung concessionirt, die englische Handelsgesellschaft; 1702 verschmolzen beide Gesellschaften zu einer einzigen unter

dem Titel „Vereinigte Ostindische Handels-Kompagnie.“[1]) Die ältere Gesellschaft gründete ihre erste Faktorei 1608 in Surat, nördlich von Bombay; an der Koromandelküste wird die erste Faktorei 1620 angelegt, 1640 fahren englische Schiffe zum ersten Male die Hugli hinauf und ihre Führer erlangen vom Dehli-Kaiser Schah Dschehan die Niederlassungs-Erlaubniss in Hugli, einer Stadt am rechten Flussufer, 40 Kilometer oberhalb Calcutta, 1537 von Portugiesen gegründet und diesen von der Armee des Moghul-Kaisers zu Dehli 1632 abgenommen. Unter den neuen Herrschern erstand im 17. Jahrhundert die grosse Moschee mit weitläufigen Anbauten, von welcher wir als Tafel eine Abbildung bringen; die Stadt hat gegenwärtig 34,761 Einwohner. Am 20. Dezember 1680 verlassen die Engländer Hugli und siedeln mit Erlaubniss des Moghul-Gouverneurs oder Subahdars von Bengalen in dem Dorfe Sutanati bei Calcutta oberhalb der heutigen Schiffbrücke auf das linke Flussufer über. Es dauert bis 1757, ehe die Engländer aufhörten, Vasallen der Landesherren zu bleiben; Anlass zu voller Selbständigkeit wurde die Krisis von 1756. In diesem Jahre war Suradsch-ud-Daulah, ein habgieriger Orientale, zwanzig Jahre alt, in die Subahdarwürde von Bengalen eingerückt; am 17. Juni zog er mit 50,000 Mann vor das Fort von Calcutta, das weder armirt noch mit ausreichender Besatzung versehen war. Die Belagerten konnten nur 190 Mann, darunter 60 Europäer, entgegen stellen; die Führer verloren den Kopf, die Schiffe nahmen die Frauen und Kinder auf, lichteten aber vorschnell die Anker und am 20. Juni fielen 146 Vertheidiger in die Hand des Siegers. Dieser liess sie in das Militär-Gefängniss abführen, einen Raum von nur 24 Quadratmeter Bodenfläche, das schwarze Loch genannt, und als man das Gefängniss am anderen Morgen öffnete, waren 123 Insassen der Hitze und den Qualen des Durstes erlegen. Mit dem Auftrage, das Ansehen Englands wieder herzustellen, segelte am 10. Oktober 1756 Lord Clive, der Sieger an der Küste von Konkon wie von Koromandel (S. 87 und 127), von Madras mit einer Armee von 2400 Mann, darunter 900 Europäer, in 10 Schiffen nach der Hugli-Mündung ab und nimmt am 2. Januar 1757 die Stadt ein; der Vertrag vom 9. Februar gewährt der Kompagnie das Recht, Calcutta beliebig zu befestigen und in ihrem Namen Münzen zu schlagen.

In Tschandernagar, 35 Kilometer stromaufwärts von Calcutta, hatten die Franzosen 1688 Niederlassungsrechte erworben, noch heute ist der Platz französische Kolonie. Im Jahre 1740 hatte Tschandernagar 4000 Stein-Paläste, als in Calcutta noch Erdhütten zu Wohnungen dienten; jetzt kennzeichnen den Ort (siehe die Tafel) die französischen Berichte, dass der Platz ganz verödet sei, die Bazars ohne Handel, der Hafen ohne Fahrzeuge; in Folge zu hoher Anforderungen der französischen Regierung berührt die Eisenbahn französisches Gebiet nicht. Weichbild und Gebiet von Tschandernagar sind nur 9 $^{1}/_{10}$ Kilometer gross. Die Bevölkerung zählt 23240 Seelen: zu den Einkünften gehören 300 Kisten Opium, welche von der indischen Regierung gegen die Verpflichtung überwiesen wurden, selbst Opium nicht darzustellen, auch im Salzmonopol nicht schwierig zu werden.

Mit Hilfe der Franzosen, damals im Süden (S. 126) noch angesehen, hoffte der gedehmüthigte Subahdar die Engländer aus Bengalen hinauszuwerfen; Lord Clive nützte aber die Unzufriedenheit unter den Officieren des Subahdar zu einer Verschwörung gegen ihren Herrn aus, der auch die ostindische Kompagnie beitrat. Am 23. Juni 1757 kam es bei Palassi (Plassey) 128 Kilometer nördlich von Calcutta zur Schlacht; weder war der Kampf blutig, noch der Sieg lange schwankend, aber die Schlacht, in welcher Clive an Europäern 700 Land- und 570 Marinetruppen, dann 1400 Eingeborene gegen einen zwanzigfach stärkeren Feind führte, wurde der Beginn des Niederganges der Macht der einheimischen Dynastien in Indien und stellt sich nach diesem Erfolge den weltkundigen

[1]) Die von Friedrich dem Grossen für Preussen gestifteten asiatischen und bengalischen Handesgesellschaften entbehrten dauernden Erfolges.



Die französische Besitzung Tschandernagar in Bengalen.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE

Völkerschlachten von Marathon herab bis Waterloo und Sedan an die Seite. Nun beginnt das Spielen mit Regenten und Staatsverträgen, das ein volles Jahrhundert andauert und in welchem, durch Siege getragen, ein Fürst und ein Reich nach dem anderen dahin sinkt und sein Besitz an die ostindische Kompagnie übergeht. Das englische Parlament billigt viele Massnahmen nicht, aber der Zersetzungsprozess schreitet unaufhaltsam fort. In Bengalen wurde nach Tödtung von Suradsch-ud-Daulah Mir Dschaffir zum Nawab[1]) eingesetzt, dieser aber gegen Kasim ausgetauscht um den Preis der Ueberweisung von zwei Provinzen von der Grösse Württembergs am rechten Hugli Ufer und einem Küstenstrich von der Grösse von Dalmatien an der Ostküste des bengalischen Meerbusens (Vertrag vom 27. November 1760). Wenige Jahre später ist Kasim beseitigt und Dschaffir wieder eingesetzt und durch die Schlacht bei Baksar (Buxar, am mittleren Ganges, westlich von Patna, 1764) auch der Grossmoghul von Dehli so eingeschüchtert, dass er mit Vertrag vom 12. August 1765 der ostindischen Kompagnie die Dîwânî oder das Recht der Jurisdiktion und Steuernausschreibung in Bengalen übertrug; hiermit kam, mit Ausnahme von Orissa, das 1803



Fürstliches Bergschloss der Bhils.[2])

erobert wurde und Theilen der Provinz Assam, das 1826 Birma abgenommen wurde, der Bestand der heutigen Provinz Bengalen an die britisch-ostindische Kompagnie.

Fast Jahr um Jahr findet neuer Ländererwerb statt, die ostindische Kompagnie liegt in steter kleiner und grosser Fehde mit ihren Nachbaren; die neuen Machtverhältnisse bedingten eine Revision der Privilegienrechte durch das englische Parlament. Pitt's Bill von 1784, wie die Charten von 1793 und 1813 setzen einen Aufsichtsrath ein und machen dessen Präsidenten zum verantwortlichen Minister der englischen Krone; eine Akte von 1814 verwilligt der Kompagnie dauernd die Verwendung von 20,000 englischen Truppen in Indien zur Aufrechthaltung ihrer Herrschaft. 1833 wird das bis dahin festgehaltene Handelsmonopol beschnitten, 1854 die Erneuerung des Freibriefes unterlassen und durch Gesetz vom 2. August 1858 ging die Verwaltung Indiens an das englische Parlament über. Keine Gesellschaft von Kaufleuten ist fernerhin mehr das Zwischen-

[1]) Nawab, verderbt Nabob, bezeichnet eigentlich einen Vicekönig, wurde später Titel für Grosse geringerer Macht und wird in Hindostan jetzt jedem angesehenen Manne zugestanden. In der älteren englischen Literatur über Indien bezeichnet „Nabob" jene Beamten der ostindischen Kompagnie, die auf nicht ehrliche Weise grosse Reichthümer zusammenschaarten.

[2]) Solche alte Zwingburgen finden sich am Rande der grossen indischen Ebene von Orissa hinüber bis nach Radschputana unter Gonds, Bhils und den halbhinduisirten Bewohnern der Vorberge der centralindischen Gebirgszüge. Für öffentliche Sicherheit sorgen jetzt englisch-indische Polizeiwachen in befestigten Stationen.

glied zwischen England und den indischen Völkern und Fürsten; seit Niederwerfung des Militäraufstandes von 1857—58 regiert die Krone Englands unbestritten als höchste Gebieterin in ganz Indien, die letzten Spuren des kaiserlichen Hauses in Dehli sind hinweggewischt, von welchen die ostindische Kompagnie bisher ihre Hoheitsrechte ableitete. Hatte sich die Königin von England in den Proklamationen an ihre indischen Völker sonst „der Kolonien und abhängigen Gebiete in Europa, Asien, Afrika, Amerika und Australien Königin" genannt, so verwandelt das Titelgesetz vom 27. April 1876 diese schwerfällige Bezeichnung kurzweg in Kaiserin von Indien, Emperess of India. Der heftige Fehdekrieg zwischen den Gelehrten der indischen und persisch-arabischen Sprachen um die Uebersetzung des neuen Titels in die indischen Volkssprachen endet mit einem Geschenke der deutschen Sprache an die indogermanischen Brüder: „Kaiser-i-Hind" (auch Kaisar-i-Hind geschrieben), d. i. Kaiser in Indien lautet der neue Titel auf indischen Münzen und Erinnerungsmedaillen; er ruft weder Erinnerungen an indische Traditionen wach, noch erweckt er Gedanken an die mohammedanische Herrschaft, er erleichtert aber dem Indier das Verständniss für die Grösse und Machtfülle des unter einem Kaiser wieder geeinigten deutschen Reiches.

Die Hindu-Könige hatten das Land in grosse Provinzen getheilt und diese in Bezirke zerlegt, die Berzirksbeamten verkehrten mit den Dörfern. Die mohammedanischen Gewalthaber hatten theoretisch eine noch eingehendere Organisation herausgebildet, aber praktisch lag die Sache anders. Die Moslims wünschten in ihrer Verachtung der Andersgläubigen mit den Unterthanen so wenig als möglich zu verkehren; sie leisteten der Neigung unter den Hindus, die Vorsteher-Würde und überkommene Verwaltungs-Ämter auf die Söhne zu vererben, Vorschub, duldeten, dass die Beamten unter Ausnützung ihrer Gewalt Besitzrechte auf den untergebenen Kreis geltend machten und gestatteten die Umwandlung persönlicher Aemter in Lehen unter Herausbildung eines Landadels mit entsprechenden Titeln, wie Grundbesitzer (Zemindar), Lehensbesitzer (Talukdar) u. s. w. Diese Patrimonialherren führten als Mittelspersonen die Verwaltung; mit ihrem zahlreichen Stabe von Vollzugsorganen entlasteten sie die Centralgewalt von der direkten Einmischung in die Händel des täglichen Lebens, erlangten aber auch eine äusserst selbständige Stellung, die, wenn richtig ausgenützt, den Weg zur königlichen Würde als Fürst über ein grösseres oder kleineres Gebiet bahnte. Die Engländer betraten den ganz entgegengesetzten Weg; seit dem Erlasse von 1786, welcher betont: „die Beamten der Kompagnie haben ihre Ansichten und Wünsche den Sitten und Lebensbedingungen des indischen Volkes anzupassen und nicht sich von Erfahrungs-Sätzen leiten zu lassen, die in andern Ländern oder unter einem ganz anderen Stande der Dinge gewonnen wurden," ist die ganze Organisation darauf gerichtet, mit der Bevölkerung in persönlichen Verkehr zu treten, Rechtssicherheit zu schaffen und die Unterthanen vor Missbrauch der Amtsgewalt durch das Vollzugspersonal zu sichern. Fort und fort wurde versucht und gebessert, waren neue Provinzen in den Kreis der Verwaltung zu ziehen. Mit dem Jahre 1859 ist die Organisation abgeschlossen und Britisch-Indien direkt unter die Verwaltung der englischen Krone gestellt.

Die oberste Leitung aller politischen Geschäfte mit dem Rechte, gegen jeden gesetzgeberischen Akt der indischen Behörden ein Veto einzulegen, liegt beim Staatssekretär für Indien, einem dem Parlamente verantwortlichen Mitgliede des englischen Staatsministeriums, mit dem Sitze in London; dem Staatssekretär sind beigegeben zwei Unterstaatssekretäre, sechs Departementschefs (für Finanzen, Steuerwesen, Inneres, öffentliche Bauten, Handel und Militärwesen) und ein berathendes Kollegium (Council) von 15 Mitgliedern, die früher in Indien Aemter bekleidet haben müssen. Oberster gesetzgebender Körper für Indien ist das englische Parlament. Dieses machte von seinem Rechte nicht blos in zahlreichen Einzelngesetzen Gebrauch, theils allgemein für alle Unterthanen des englischen Weltreiches, theils nur indische Angelegenheiten regelnd, sondern übt auch fortlaufend

einen Einfluss aus in der jährlichen Berathung des indischen Budgets. Von der indischen Aktionspartei wird es schwer empfunden, dass Indien im Parlamente nicht durch eigens in Indien gewählte Mitglieder vertreten ist; denn selbst, wenn die Parlamentsmitglieder auch keine Parteimänner wären, so fehlt doch den Meisten das Verständniss der äusserst verwickelten indischen Verhältnisse. An den Wahlen von 1880 nahmen die fortgeschrittenen Indier grosses Interesse, zu den Kosten der Wahl einzelner beliebter Parteiführer steuerten Eingeborene namhafte Summen bei; die Telegramme über den Ausgang der Wahl wurden allerwärts mit derselben Begierde gelesen wie von den Europäern und in zahlreichen Leitartikeln feiert die eingeborene Presse das Ereigniss, dass jetzt neun (statt acht) Engländer im Parlament sitzen, welche früher als Beamte in Indien lebten. Es kennzeichnet die politische Strömung, dass sich der indische Politiker auf die Seite der englischen liberalen Partei stellt und von ihr sich Erfüllung von mancherlei Wünschen erwartet und dass er es gerne hört, ihm gebühre mit das Verdienst, den liberalen Whigs wieder zur Herrschaft verholfen zu haben.



Earl of Lytton.

In Indien selbst steht an der Spitze der Geschäfte ein Generalgouverneur; 1773 geschaffen, wurde die Stelle 1858 mit dem Titel Vicekönig (Viceroy) ausgestattet und dieser Titel auch beibehalten nach Erhebung Indiens zum Kaiserreiche. Der gegenwärtige Vicekönig Marquis of Ripon ist der zwanzigste in der Reihe dieser Würdenträger; er trat am 8. Juni 1880 in Amt als Nachfolger von Lord Lytton, der am 7. April 1876 in Indien landete und bestimmt war, zwei Ereignisse von weltgeschichtlicher Bedeutung in Vollzug zu setzen: die Erhebung Indiens zum Kaiserreich als Nebenreich der englischen Krone und die Kriegserklärung Britisch-Indiens gegen Afghanistan, durch welche die Brücke abgebrochen ist, welche bisher England und Russland in Asien von einander trennte. Wir bringen die Porträts von zwei englischen Vicekönigen: Lord Lytton in der malerischen Amtstracht der Vicekönige als Stellvertreter der Kaiserin[1]) und als Gruppenbild Lord Lawrence (1863—69) umgeben von englischen Würdenträgern und indischen Fürsten. Der Platz rechts vom Throne ist dem Fürsten von Dschaipur angewiesen, links stehen in erster Reihe Sindia von Gwalior, der Fürst von Dschodpur, die Regentin von Bhopal, der Fürst von Udaipur und der Nawab von Tonk.[2]) — Dieselben Departementsschefs, welche dem

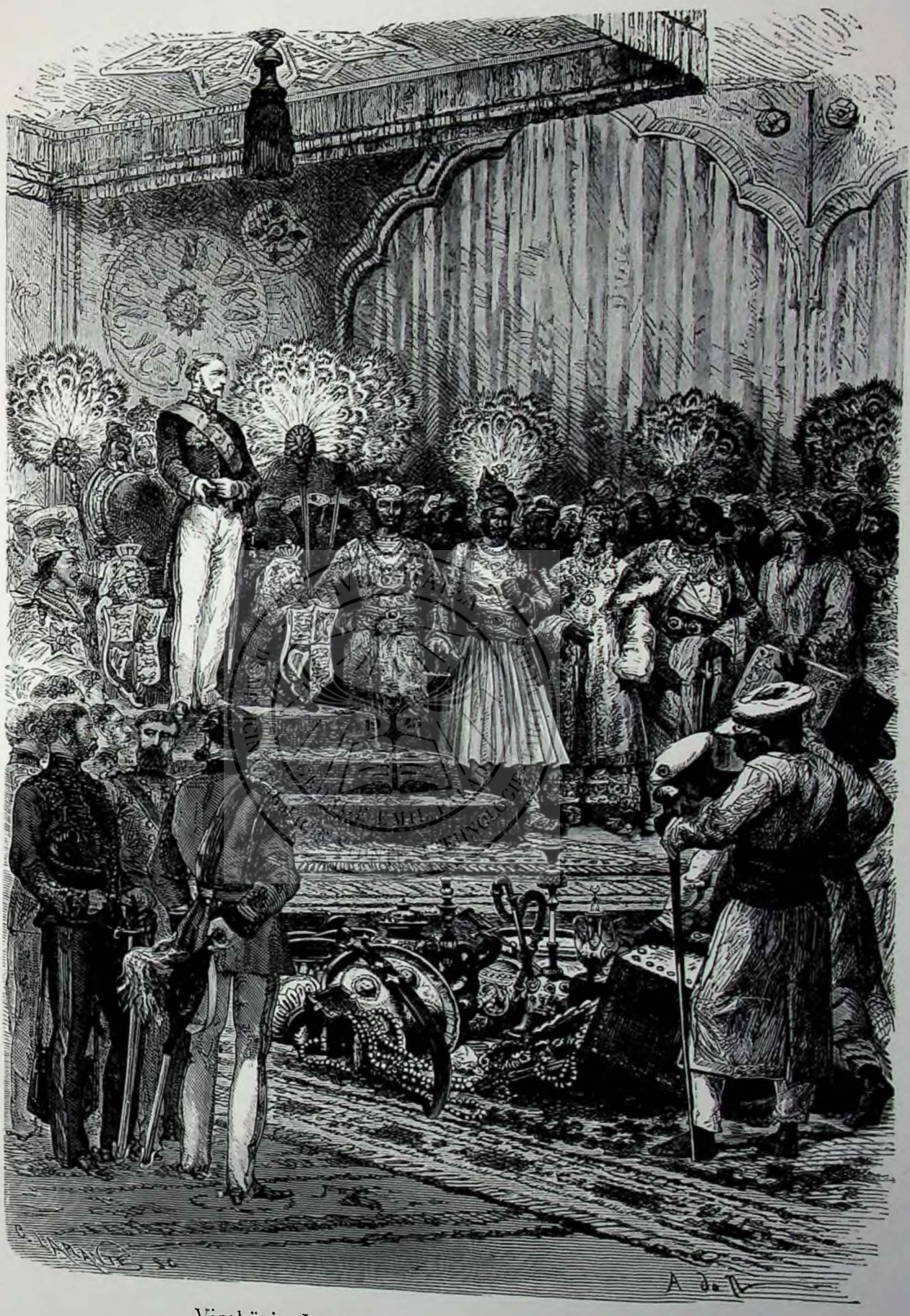
[1]) Als Vorlage zu diesem Holzschnitte diente eine Photographie in Cabinet-Format, mit welcher mich Seine Excellenz mit Schreiben vom 19. März 1880 beehrte. Lord Edward Robert Lytton, Earl of Lytton und Viscount Knebworth, Sohn des berühmten englischen Dichters und Staatsmannes Edward George Lytton-Bulwer, geb. 1831, hatte vor seiner Berufung zum verantwortungsvollen Posten als Vicekönig im englischen diplomatischen Dienste gestanden und sich durch zahlreiche Dichtungen seinem Vater ebenbürtig an die Seite gestellt. Bei seiner Ernennung zum Vicekönig vertrat Lord Lytton England am Hofe zu Lissabon als Gesandter. — [2]) Wir lernen ihre Reiche in späteren Kapiteln kennen.

heimatlichen Staatssekretäre (dem Home Government) beigegeben sind, bearbeiten in Indien mit der Selbständigkeit kontinentaler Minister die verschiedenen Sparten der Geschäfte, die Erlasse ergehen unter ihrer Unterschrift. Die Gesammtheit dieser Würdenträger mit dem General-Gouverneur als Präsidenten bildet die indische Regierung (Government of India) und die Erlasse auf Grund von Beschlüssen dieses Minister-Kollegiums ergehen als Ordres des „Generalgouverneurs in seinem Rathe" (Governor-General in Council). Das Portefeuille der Auswärtigen Angelegenheiten führt der Vicekönig selbst unter Beihilfe eines zahlreichen Bureaustabes. In diesem Bureau sammeln sich Nachrichten von überraschender Reichhaltigkeit. Die Agenten an den Höfen der innerhalb Indiens regierenden 153 Fürsten und ihrer Untervasallen, mit denen das Verzeichniss des hohen indischen Adels auf 460 Familien anschwillt, berichten an das Auswärtige Amt (Foreign Department), ebenso die diplomatischen Vertreter des indischen Kaiserreiches in Asien; mit Ausnahme von Russisch-Asien, Persien und China, wohin England Gesandte hinausschickt, verkehren alle diplomatischen Agenten in Asien indirekt mit London, direkt nur mit dem Generalgouverneure.[1]) Alles was Romanhaftes im fernen Asien sich zuträgt, wird zuerst diesem Amte glaubwürdig bekannt. Die Postdampfer aus der Südsee bringen Nachrichten von der Lage der holländischen Kolonien und übermitteln Zusammenstösse mit Seeräubern aus den erst noch zu erforschenden Inseln des Indischen Archipels; Erkundigungen über die französischen Pläne in Kotschinchina gegen die Nachbarn im Rücken füllen andere Depeschen und ein weiterer Agent hat die neuesten Blutakte am Hofe des misstrauischen Despoten zu Mandalai, der Hauptstadt von Birma, in Erfahrung gebracht. Von Westen her werden Neuigkeiten aus Arabien und von den Perleninseln des persischen Golfes zugebracht oder es sendet ein Schiffskapitän den Bericht ein über das Verbrennen eines zum Sclavenhandel bestimmten Schiffes; in Abessinien erregen Greuelthaten des christlichen Herrschers über dieses Land, in Ostarabien Ausbrüche des Fanatismus unter der mohammedanischen Sekte der Wahabiten die Aufmerksamkeit der dortigen Agenturen. Aus dem Norden, über die Himâlaya-Pässe, findet ab und zu eine dunkle Nachricht über Vorkommnisse unter der weltlichen Genüssen angeblich entsagenden tibetischen Klostergeistlichkeit ihren Weg nach Bengalen und das weltbekannte Thal von Kaschmir sieht zeitweise Gesandte aus Inner-Asien, die bei den Beamten der indischen Kaiserin sich Raths erholen, wie sie sich des ihre Heimat immer enger umschliessenden russischen Reiches erwehren möchten. Von den Instruktionen, die aus dem auswärtigen indischen Amte nach allen Himmelsrichtungen ergehen, hängt die Ruhe in Asien und das Ansehen Englands als Weltmacht mehr ab, als sich aus den im englischen Parlamente und den Londoner Tagesblättern zur Sprache kommenden Vorfällen entnehmen lässt. Was in Milton's schönem Gedichte der Stammvater Adam von des Paradieses höchstem Berge unter des Erzengel Michael Führung überblickt, alle diese Länder fallen unter des indischen Vicekönigs Fürsorge:

„Sein Blick reicht hin, wo jemals eine Stadt
Alten und neuern Ruhmes stand, der Sitz
Machtvollster Reiche, von den künft'gen Mauern
Von Cambalu, dem Sitz des Tatar-Chans,
Und Samarkand am Oxus, Timur's Thron,
Bis Peking, China's Königen eigen; dann
Bis Agra und Lahor des grossen Moghuls,
Zum goldenen Chersones hinab, und wo
Sass in Ekbatana der Perser, später
In Ispahan, und wo der Czar der Russen
In Moskau, und der Sultan in Byzanz,
Aus Turkistan entstammt. Sein Aug' erkannte
Des Negus Reich hin bis zum letzten Hafen
Ercoco und die kleinen Küstenreiche,
Mombaza und Quiloa und Melinde."[2])

[1]) Dies erklärt, dass man in Indien niemals einen im indischen Civildienste emporgestiegenen Beamten als Vicekönig erwartet; Lord Lawrence machte eine Ausnahme und bewährte als Generalgouverneur nicht den Ruf, den er als Verwaltungs-Beamter in der Grenz-Provinz Pandschab sich erworben hatte.

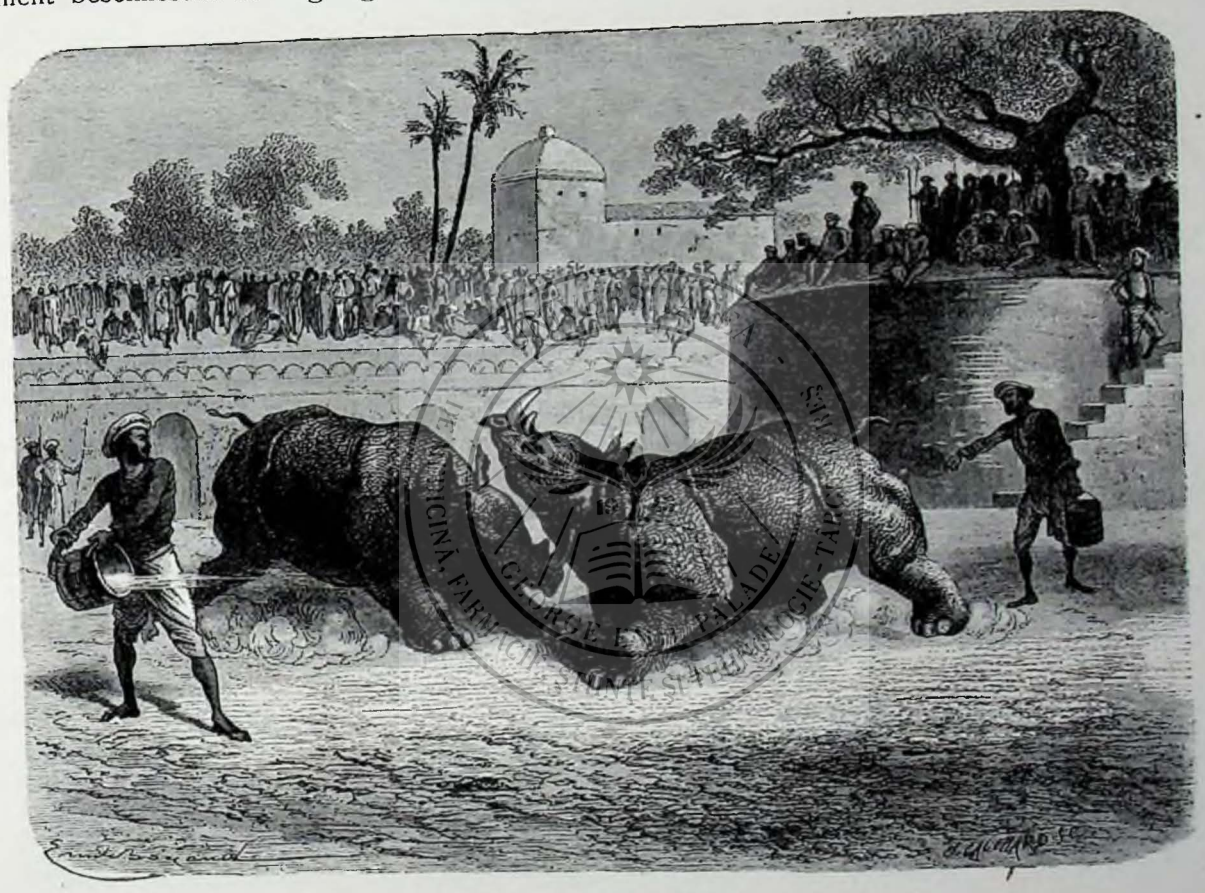
[2]) Handelstädte an der Ost-Küste von Afrika, in Zanzibar; Negus ist Name der abessinischen Herrscher. — Aus Milton, (geb. 1860) Verlorenes Paradies, deutsch von Eitner. 11 Gesang, Vers. 385 ff.



Vicekönig Lord Lawrence im Darbar zu Agra.
(20. November 1866.)

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
1925
GEORGE EMIL PALADE

Für die innere Landesverwaltung ist dem Vicekönig und seinen Räthen auf Grund des indischen Raths-Gesetzes[1]) ein Gesetzgebender Körper (Council of the Governor General for the purpose of making Laws and Regulations) beigegeben; zwölf Mitglieder werden auf die Dauer von zwei Jahren ernannt, von denen wenigstens die Hälfte nicht dem englisch-indischen Beamtenstande angehören darf. Dieser gesetzgebende Körper wird auf drei Monate einberufen, hält unter dem Vorsitze des Generalgouverneurs wöchentliche Sitzungen und beschliesst Gesetze, die theils für das ganze Reich gelten, theils nur für die Provinzen ausserhalb der Präsidentschaften Madras und Bombay. Diese beiden Präsidentschaften sind auf Grund desselben Gesetzes mit eigenen gesetzgebenden Körpern ausgestattet (Beisitzerzahl: acht), dürfen aber nicht beschliessen in Angelegenheiten der öffentlichen Schuld, des Münz- und Postwesens, des



Rhinoceros-Zweikampf.[2])

Strafrechts, der Religion, des Militärwesens, des Patentwesens, und des Auswärtigen Amtes; für alle hierin einschlagende Verhältnisse ist nur der gesetzgebende Körper des Generalgouverneurs zuständig. Jeder Beschluss erhält Gesetzeskraft erst dann, wenn ihn weder der Vorsitzende noch die Heimatbehörde, der Staatssekretär für Indien, mit dem „Veto“ belegt; von diesem Einspruchsrechte wurde wiederholt Gebrauch gemacht. Die Eingeborenen, die zu Mitgliedern dieser Körper ernannt sind, machen von der Redefreiheit ausgiebigen Gebrauch; aber dem politisirenden Indier genügt die Einrichtung nicht, und ihr wirklicher Nutzen ist nicht hoch anzuschlagen; bei nur einiger Unabhängigkeit hätte die mit Recht angefochtene Pressakte von 1878 nicht in einer Sitzung einstimmig angenommen werden können.

[1]) Gesetz vom 1. März 1861 (Indian Councils Act) aus dem 24. Regierungsjahre der Kaiserin Victoria (Statute 24. und 25. Vict. Chap 67).

[2]) Rhinoceros kommen im Kosi-Flusse vor (Nepal-Himâlaya), einem linksseitigen Zuflusse des Ganges kurz vor seiner Südwendung; im Indus, wo sie sonst angetroffen wurden, sind sie verschwunden, dagegen sind sie häufig im indischen Archipel und in Hinterindien. Die indische Art hat bald ein, bald zwei Hörner; sie gebrauchen diese, wie der Eber die Hauer, und wagen sich in Nepal selbst an Elefanten. Zweikämpfe unter diesen plumpen Dickhäutern gehören an den Höfen einzelner indischer Fürsten zum hohen Sport.

Das gesammte indische Reich ist in Reichsgebiet und Vasallenstaaten zu sondern; ersteres ist in dreizehn Provinzen getheilt, die aber in Grösse so sehr sich unterscheiden, dass Bengalen, die grösste Provinz, an Umfang sich mit dem deutschen Reiche deckt, während Kurg (nordwestlich der Nilgiris) Oesterreichisch-Schlesien gleichkommt. Die Vasallenstaaten sind in Aufsichtsbezirke getheilt, und werden von Agenten überwacht, die an den Höfen der grossen Fürsten ihren Amtssitz erhalten und viel umherreisen.

Ueberraschend gering ist die Zahl von Beamten, die Bediensteten ohne Pensionsrechte abgezogen. Ihre Zahl beträgt für Bengalen von der Grösse des deutschen Reiches nur 993 Mann, alle Verwaltungs-, Gerichts-, Steuer und Polizeibehörden eingerechnet und beziffert sich nach einer Uebersicht aus 1873 für das ganze Reich unter Beiziehung aller in öffentlichem Dienste Angestellten auf 6227 Personen (jetzt etwas mehr), darunter 3984 Europäer. Aber mit der Riesenaufgabe, Grundsätze des europäischen Rechtsstaates auf Indien zu übertragen, und unter einer in slavenähnlicher Unterthänigkeit der unteren Kasten gegen die herrschenden Klassen aufgewachsenen Bevölkerung zur Anwendung zu bringen, sind nur betraut die zum indischen Verwaltungsdienste in England vorgebildeten Civilbeamten vom Covenanted Civil Service, wie die aus der englisch-indischen Armee herübergenommenen Officiere, und deren Zahl ist nicht grösser als 917 Civilisten und 7—800 Officiere, alles Europäer bis auf sieben Indier, die aber in England an den dortigen Universitäten ihre Studien vollendeten. Das gesammte Unterpersonal mit Einschluss der Schreiber beziffert sich auf rund 200,000 und eine weitere ½ Million tritt hinzu, wenn die Wächter und Steuereinehmer im Solde der Gemeinden und Grundbesitzer eingerechnet werden.[1])

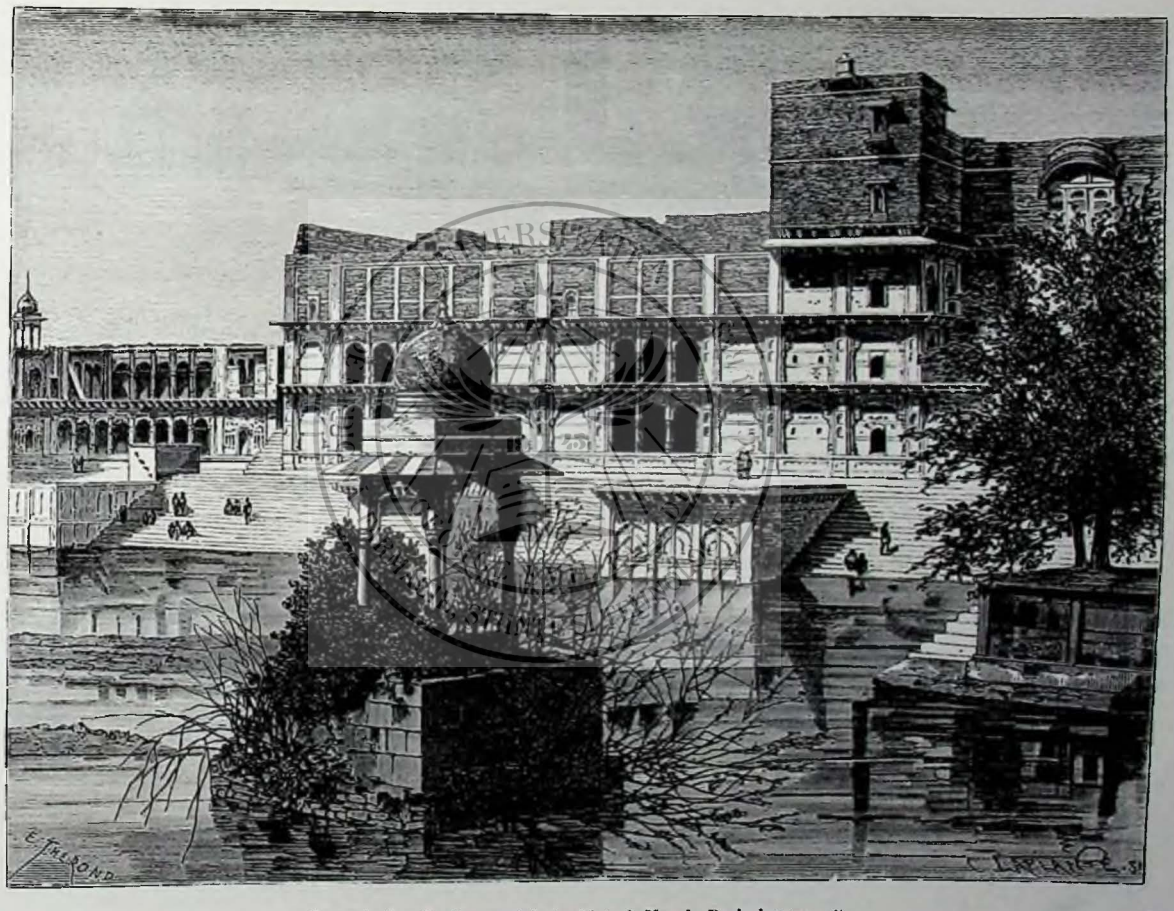
Der Name Covenanted Civil Service kommt vom Vertrage oder Covenant, den diese Beamten in England vor Uebernahme des Dienstes in Indien mit dem Staatssekretär abschliessen und der ihre Rechte wie Pflichten festsetzt. Zu einem solchen Vertrage werden nur Engländer zugelassen; früher musste jeder Bewerber die eigens für die Vorbildung zum indischen Dienst bestimmte Schule in Haileybury (in der englischen Grafschaft Hertford) besucht haben und an solchen Männern sind augenblicklich noch 167 Beamte in Dienst; in Folge der Indischen Akte von 1853 wurde diese Anstalt aufgehoben und jetzt wird jährlich eine Zulassungsprüfung in London abgehalten. Vorbedingung der Zulassung zur Prüfung ist ein Alter zwischen 17–21 Jahren; wer das Examen besteht, hat in England während zweier Probejahre einen Kurs durchzumachen, bezieht 2—4000 Mark Wartgeld und geht nach Absolvirung der praktischen Prüfung unter Ersatz der Reise und ersten Einrichtungskosten nach Indien. Das geforderte Alter gilt allgemein als zu niedrig; die Vorschläge, mindestens das zurückgelegte 19. Lebensjahr zu verlangen, sind noch in Erwägung und die Reform, die an Stelle der jetzt nicht vollkommen entsprechend verwendeten zweijährigen Vorbereitung einen systematischen Kursus in indischen Fächern setzen wird, soll mit Gründung einer den Universitäten gleichgestellten Anstalt, dem Indian Institute in London, zur Durchführung kommen.

Der Hauptwerth eines kraft Vertrages in den indischen Civildienst eintretender Beamten liegt darin, dass eine Reihe von sehr gut besoldeten Stellen in den regulirten Distrikten (Regulation Districts) Mitgliedern des Convenanted Civil Service vorbehalten ist. Regulirt heissen Distrikte, wenn für Civilrechtspflege und schwerere Straffälle eigene Behörden bestellt sind; nicht regulirt ist ein Distrikt, wenn der Verwaltungsbeamte auch die kleineren Civil-Rechtshändel zu bescheiden hat. Bengalen und die Nordwestprovinz (Hindostan), dann die Präsidentschaften Madras und Bombay sind regulirt, die übrigen Provinzen nicht regulirt; eine dritte Gruppe bilden die zurückgebliebenen Kreise, welche auf Grund eines Gesetzes aus dem 33. Regierungsjahre der Kaiserin Victoria (1870) von der Thätigkeit der Gerichte völlig ausgenommen sind und lediglich

[1]) Ausschliesslich der Armee beziffert sich die gesammte Bevölkerung Indiens britischer Abkunft auf 59,000 Seelen, umfasst also weniger als die Einwohnerschaft einer einzigen englischen Fabrikstadt mittlerer Grösse.

unter der discretionären Gewalt der obersten Verwaltungsbehörden stehen. Sonst tobte über die Vorzüge des Systems der Trennung der Gewalten und der Vereinigung der Rechtsprechung in der Hand der Verwaltungs-Behörden ein heftiger Streit; jetzt ist thatsächlich der Distriktschef von richterlicher Thätigkeit, in regulirten Distrikten in Civilsachen, in nicht regulirten von Civil- und Criminalfällen entbunden, und diese Geschäfte besorgt, ernstere Vorkommnisse ausgenommen, sein Nebenbeamter; er selbst widmet sich den Aufgaben der Landesverwaltung.

Die Zahl aller Distrikte ist 218, ihre Grösse wechselt von 3—15,000 Quadratkilometer und 75,000 bis 2½ Millionen Eingesessener. Der Vorstand und oberste Verwaltungsbeamte des Distriktes heisst in Bengalen *Magistrate*, in Madras *Collector*, in Bombay *Magistrate-Collector*, in nicht regulirten Distrikten *Deputy-Commissioner*. Der Magistrate vereinigt die Aufgaben eines



Tempel des Dschagannâth in Matsch-Kund, Radschputana [1])

Steuerrathes mit denen eines Polizeibeamten. In ersterer Eigenschaft ist er unmittelbarer Vorstand aller Steuereinnehmer, hat aber unter eigenem Verschlusse die Stempelmarken, und da alle Gebühren in Civil und Strafrechtssachen, in Notariatsakten u. s. w. mittelst Stempel erhoben werden, so macht sich bei Unachtsamkeit die Verantwortung für diese Schätze durch empfindliche Ersatzleistungen fühlbar. Ferner hat der Beamte als Collector die Anlage und Evidenthaltung der Grundsteuerrollen zu überwachen, ein äusserst zeitraubendes Geschäft, das aber sehr genau vollzogen werden muss, da die Bücher auf Grund der eingehobenen Belege bei der Mittelstelle kontrolirt werden; er entscheidet alle Streitigkeiten über Besitzverhältnisse und legt Distriktsteuern um; er ist verantwortlich für die Einhaltung des Budget und in Seedistrikten wächst ihm noch die Ueberwachung des Salzmonopols und der Zolleinnahmen zu. Sehr lästige Zugabe kann die Aufsicht

[1]) Die Legende über diesen Ort lernen wir in einem späteren Kapitel kennen. Tempel für Dschagannâth sind auch in Bengalen häufig, ein berühmter steht in Guptu im Distrikte Hugli.

auf die oft sehr weitläufigen Güter Minderjähriger werden, die unter seiner Verantwortung durch Eingeborene als Verwalter bewirtschaftet werden. Als Polizeibeamter ist zunächst über die öffentliche Sicherheit zu wachen, auch ist der Magistrate Vorstand des Gefängnisses, das wenigstens in Bengalen kein Distrikt entbehrt. Grosse Arbeit bringt die Unzuverlässigkeit des eingeborenen Unterpersonals; selbst Polizeikommissäre tragen unbescholtene, aber missliebige Familien gerne in die Verzeichnisse anrüchiger Personen ein, und geben damit den Polizisten das Recht jederzeitiger Haussuchung. Ebenso willkürlich erfolgen die Vorträge im Journal. Als Criminalrichter sind in öffentlichen Sitzungen die einkommenden Strafanzeigen zu erledigen, soweit dies nicht dem Nebenbeamten übertragen werden konnte. Als Chef der Lokalverwaltung ist der Magistrate sodann Vorstand jeder Stadtverwaltung und hier tritt an ihn die Aufgabe heran, seinen „moralischen Einfluss" geltend zu machen, bei den Eingeborenen den Sinn für Strassenreinlichkeit und gemeinnützige Verbesserungen zu wecken und durch Einwirkung bei dem einen auf seine Eitelkeit, bei dem anderen mittelst Einschüchterung die nöthigen Mittel flüssig zu machen. Man erwartet vom Magistrate, dass er es verstehe, die Absichten der Regierung den Eingeborenen zum Verständniss zu bringen, anderseits aber auch über deren Bedürfnisse und ihre politischen Gesinnungen unterrichtet zu sein. Eine Quelle von Verdriesslichkeiten bringt die Sorge für die Distriktsstrassen und die gesteigerten Anforderungen des Schul- und Medicinaldepartements. Seinen vielseitigen Aufgaben kann der Beamte nur gerecht werden einerseits durch eine angestrengte Bureauthätigkeit am Amtssitze — die Bureaustunden dauern durchgehends von 10 Uhr Vormittags bis 6 Uhr Abends mit einer kurzen Unterbrechung zur Einnahme eines Frühstückes im Amtsgebäude, der Cutcherry —, anderseits durch Umherreisen im Bezirke. Jeder Magistrate-Collector soll jährlich eine dreimonatliche Tour im Bezirke machen; man führt dabei ein Zelt mit sich und legt die dreissig und mehr Kilometer Wegentfernung den Tag meist zu Pferd zurück. Die Reitkunst ist in Indien so unerlässlich, dass in Bengalen Eingeborene in Stellen mit Reiseverpflichtung seit 1871 erst nach erfolgreicher Absolvirung eines Reitkurses befördert werden. Es herrscht nur eine Stimme, dass der Distriktschef mit Geschäften überbürdet ist und Manches nur oberflächlich behandeln kann; aber in einem Jahre wird die eine Sparte gründlicher vorgenommen, im nächsten die andere und im Ganzen finden die vielseitigen Geschäftszweige vom Distriktsbeamten eine befriedigende Bearbeitung.

Die Aufgabe der Richter ist im Civilprozess durch ein Gesetz von 1859, im Strafprozess durch ein Gesetz von 1861 erleichtert, verschiedene Novellen haben daran gebessert. Das Strafgesetz von 1860 kennt nur Strafen der europäischen Gesetzbücher, die Prügelstrafe wurde durch Gesetz von 1864 eingeführt. Diese Gesetzbüger sind durchaus den Bestimmungen der im fortgeschrittenen englischen Mutterlande giltigen Gesetzen angepasst, selbst Geschworene sind berufen. Den Hindu Vorurtheilen ist nirgends Rechnung getragen; so ersetzt beim Eide Handaufheben die sonst übliche Ableistung über ein mit Ganges-Wasser gefülltes Gefäss, das Anfassen eines Kuhschweifes oder die Berührung des Hauptes des ältesten Sohnes während des Schwures. Der Hindu schwört die Wahrheit zu sagen in „Gegenwart des Allmächtigen und in Uebereinstimmung mit der Religion", der Mohamedaner ruft statt der Religion Imam an, das Haupt seiner Glaubenssekte. In welch' unerwartete Rechtsanschauungen sich hier ein englischer Richter hineinzuarbeiten hat, mag an einem grossen Unkeuschheitsprozesse gezeigt werden, der aus Bengalen vor dem Geheimrathe der Königin[1]) anhängig war und jüngst entschieden wurde. Nach den Hindu-Lehrbüchern (Sâstras) kann eine kinderlose Wittwe das Vermögen des Mannes an sich ziehen, wenn sie ihm eheliche

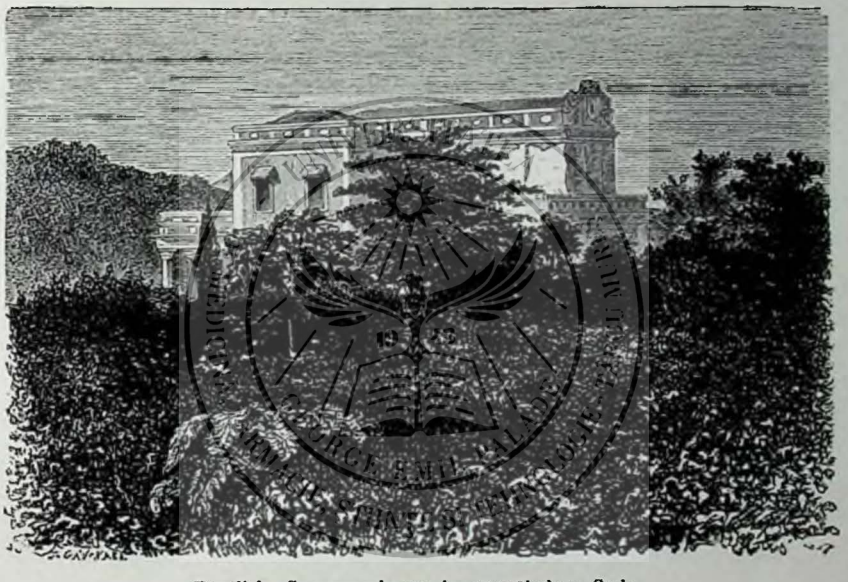
[1]) An den Privy-Council der Königin von England und Kaiserin von Indien, gebildet aus den obersten Würdenträgern und Mitgliedern der höchsten englischen Reichsgerichte, in dessen Reichssenat (Iudicial Committee) die Kaiserin noch zwei Richter berufen kann, die in überseeischen Besitzungen dienten, kann aus Indien in allen Klagesachen appellirt werden, deren Streitgegenstand den Werth von 40,000 Mark übersteigt.



Darbar in Dholpur, Radschputana.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Treue hält; der Anwärter im Erbe aus den nächsten Verwandten des Mannes ist ihr Beschützer. In unserem Falle war der Beschützer einer sehr reichen Wittwe ein jüngerer Bruder des Verlebten; von älteren verstorbenen Brüdern waren Kinder vorhanden. Ueberlebte der Beschützer die Wittwe, so fiel das Erbe an ihn und durch ihn an seine Kinder; umgekehrt schlossen die Kinder des ältesten Bruders die Kinder des Beschützers aus. Unsere Wittwe war jung und rüstig, der Beschützer schwächlich; die Gefahr lag nahe, dass das reiche Erbe seinen Kindern entgehe. Da wird die Wittwe unzüchtigen Lebenswandels bezichtigt; bei der leichten Käuflichkeit des Indiers als Zeugen wurde ihr Schritt auf Schritt ein unstatthaftes Liebesverhältniss nachgewiesen und sie sollte vom Erbe getrieben werden. Die Ansichten der Juristen gingen auseinander; zuletzt durchschneitet der Privy-Council den gordischen Knoten durch Beiziehung einer anderen Stelle aus den heiligen Rechtsbüchern, dass Grundvermögen, dessen Besitz einmal durch Erbnachfolge angetreten ist, nicht entzogen werden kann auf Grund von Thatsachen, die zwar, hätten sie zur Zeit des Antrittes des Besitzes bestanden, dem Besitzübergange entgegen gestanden wären, hinterher aber ihn nicht mehr aufheben können. In den Motiven wird sich insbesondere auf die Rechtsunsicherheit bezogen, welche bei der Gewissenlosigkeit der Indier in Erhebung und Durchführung falscher Anklagen, wenn sie ihren Zwecken dienen, entstehen müsste, wollte man solchen Bezichtungen eine besitzaufhebende Wirkung geben.



Fürstliche Sommerwohnung in europäischem Style.

Die Besoldungen des Convenanted Civil Service sind glänzend. Die erste Anstellung ist 800 bis 1000 Mark im Monate, dreissig Prozent beziehen ein Gehalt von 1—2000 Mark; 37 Prozent 4—5000 Mark, 9 Proz. über 6000 Mk. im Monate.[1]) Ebenso ist für Pensionen gut gesorgt, — sie betragen schon bei kurzer Dienstzeit rund ein Fünftel des Dienstgehaltes — wie für die Wittwen und Waisen. Ersparnisse sind erst in höheren Rangklassen möglich; in den Anfangsstellen verzehren sie die Verluste bei Versetzungen und Beförderungen, bei Verheirateten auch die Familienereignisse und die Abzüge, die am Normalgehalte der Stelle gemacht werden, so lange sie nur commissarisch verwaltet wird; bei der geringen Zahl von Beamten ist es geradezu Regel, dass jüngere Leute die besseren Stellen für ältere Collegen verwalten, während diese in längerem Urlaube oder in Folge Einrufes an Centralstellen abwesend sind. Weniger günstig sind die ohne Covenant eintretenden Beamten gestellt; ihre Gehälter sind geringer bemessen (daher die Zahl der Junggesellen und Strohwittwer grösser, da Verheiratete Frau und Kinder aus Ersparungsrücksichten in England zurücklassen) die Pensionen ungünstiger berechnet. Fünfzehn Jahre Dienstzeit geben Pensionsrechte, wenn ärztliche

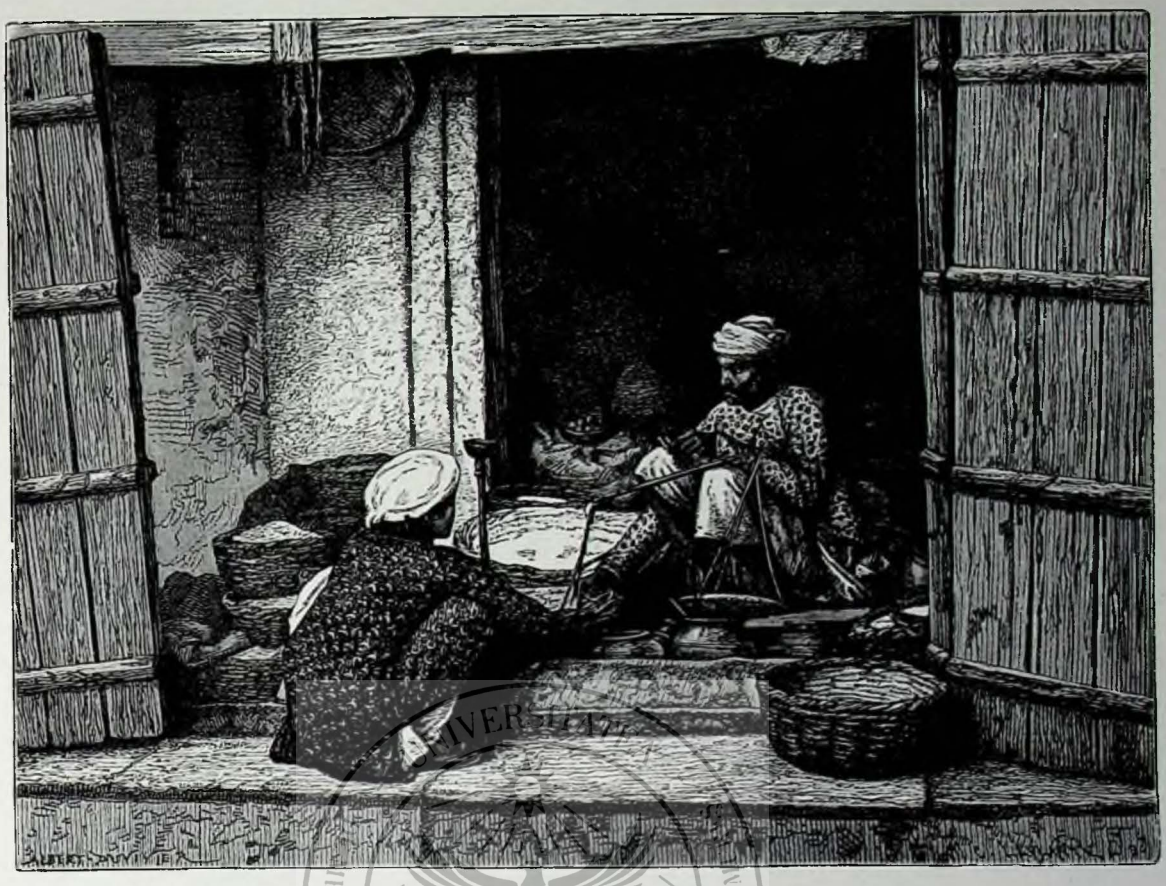
[1]) Die Gehälter der ersten Reichsämter sind unterm 12. Februar 1880 neu geregelt worden und betragen für den Vicekönig 500,000 Mark, die Gouverneure von Madras und Bombay je 120,000 Mark; ein Rath der indischen Regierung bezieht 76,800, ein solcher am Sitze einer Präsidentschaft 61,440 Mark im Jahre. Dazu kommen die Reise- und Bureauaversen, die sich beim Vicekönig auf 70,000 Mark erste Einrichtungskosten und 240,000 Mark jährliche Aversen stellen ohne den Genuss freier Dienstwohnung, des dazu gehörenden Mobiliars und der beigegebenen Dienerschaft.

Zeugnisse Ruin der Gesundheit bezeugen, ohne solches Zeugniss sind 25 Jahre Dienstzeit verlangt; erfolgt Invalidität unter fünfzehn Jahren, so wird ein Jahresgehalt bezahlt. Eine grosse Härte ist, dass nicht eine von Jahr zu Jahr wachsende Pensionserhöhung hinzugedient wird, sondern dass ein Beamter im 24. Dienstjahre mit der Pension für fünfzehnjährige Dienstzeit entlassen wird; die Folge ist, dass verschieden vom Covenanted Civil Service, viele Beamte auch mit angegriffener Gesundheit fortarbeiten und dadurch den Keim frühzeitigen Todes legen. Die Mitgliederzahl des Uncovenanted Civil Service ist grösser als die des Covenanted, unsere deutschen Landsleute im Forst- Bergbau- und Schulwesen dienen sämmtlich im Uncovenanted Cervice. Immerhin wird es kenntnissreichen jungen Männern in Indien leichter, auch im Unconvenanted Service in eine Stelle mit ausreichendem Einkommen zu gelangen, als in der Heimat; die Bewerbung um den indischen Civildienst ist andauernd sehr gross und der Zudrang wird noch mehr wachsen, wenn die Schranke fällt, welche den Covenanted Service Allen verschliesst, die nicht schon als Kinder von ihren Eltern dazu bestimmt und erzogen wurden.

Um die Möglichkeit, in Indien ihren jungen Söhnen nach Absolvirung höherer Unterrichtsanstalten zahlreiche Stellen mit auskömmlichem Gehalte zu bieten, ist die englische Nation zu beneiden; nicht minder der Beamte im Covenanted Service um das Bewusstsein und die Zuversicht getroffener Fürsorge für sich und die standesgemässe Erziehung der Seinigen bei Arbeitsunfähigkeit ihres Ernährers. Auch die aufregendste Thätigkeit wird mit Berufsfreude übernommen, wenn der Blick in die Zukunft nicht getrübt ist.



Thürfüllung.
Hindu-Architektur.



Getreidehändler in Patna.

BIBLIOTECA CENTRALĂ UNIVERSITARĂ
MEDICINĂ, FARMACIE, ȘTIINȚE ȘI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREȘ
1925
GEORGE EMIL PALADE

DREIZEHNTES CAPITEL.

Behar.

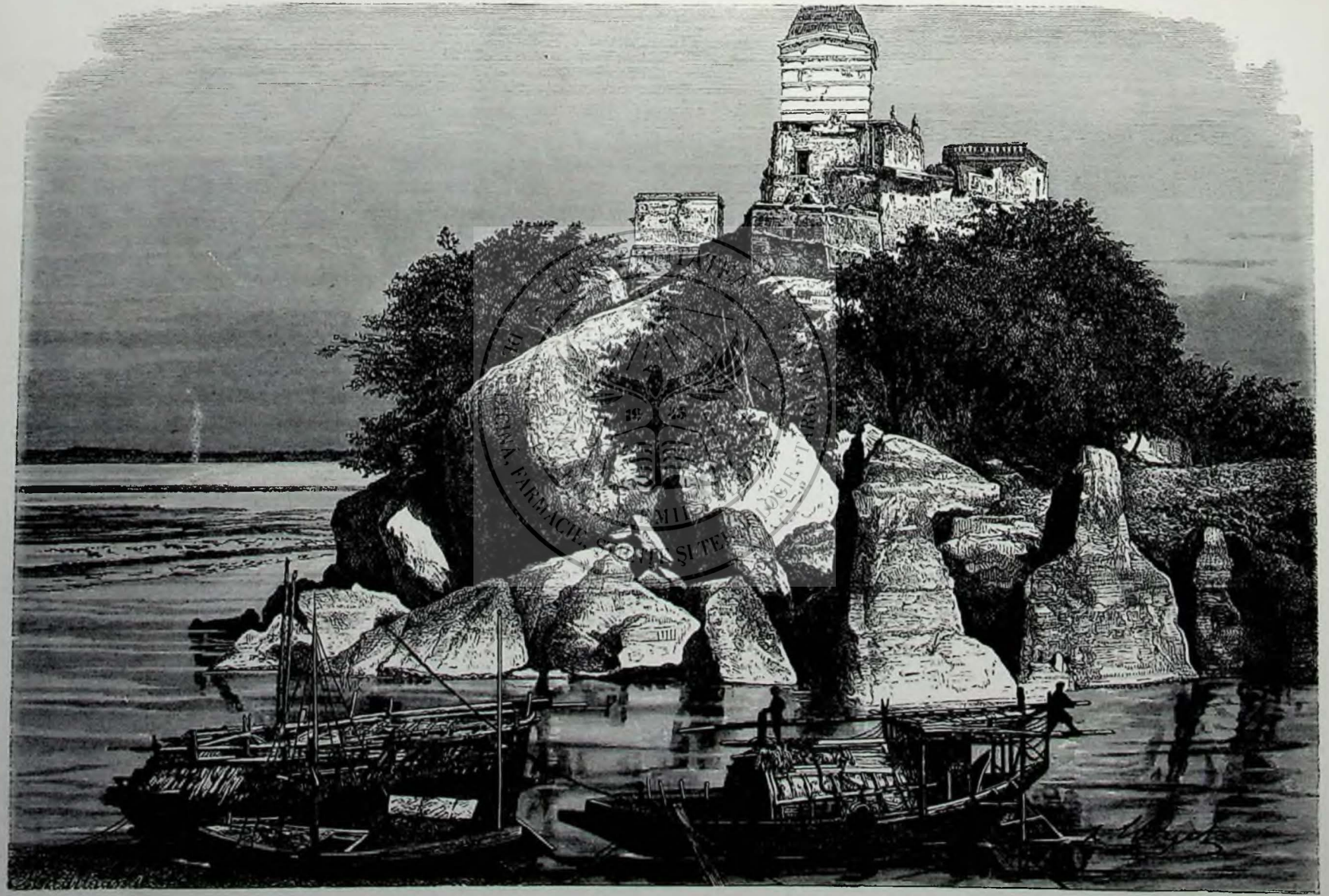
Ueber Ranigandsch und die Santhal Pargannas betreten wir Behar und stehen mitten im Gürtel der Religionsstifter der Erde. Die Begründer sämmtlicher höheren und jetzt noch bestehenden Religionen: Zoroaster (S. 32), Moses, Buddha, Christus und Mohammed gehören der subtropischen Zone an, die in der Breite von Puri in Orissa oder etwas südlicher als der Parallel von Mekka ($21^{0}21^{1}$) beginnt und in ihrem Nordende in Indien mit dem Himâlaya, in Aegypten mit der Südküste des mittelländischen Meeres zusammenfällt; auch die indischen Götter und leitenden philosophischen Systeme erhielten innerhalb dieses Gürtels im Pandschab und in Hindostan ihre Ausbildung. Ein alter arabischer Geograph machte auf den Zusammenhang zwischen Wohnsitz und religiösem Denken zuerst aufmerksam und Oskar Peschel begleitet die Bekanntgabe der Aussprüche des arabischen Denkers mit der treffenden Bemerkung, der Chinese Konfutsius sei von den genannten Stiftern nicht wegen der Polhöhe seines Geburtsortes auszuschliessen, sondern weil es die anderen Religionsstifter herabsetzen hiesse, wollte man den chinesischen Moralisten ihnen beizählen.

Behar ist die Wiege des Buddhismus; der Name ist verstümmelt aus Wihâra, womit die Buddhisten ein Kloster bezeichnen. Solcher Klöster gab es hier einst in überaus grosser Zahl, denn die dortigen Könige hatten die Lehre des Buddha, von dessen Stifter und Lehrsätzen bereits im vierten Kapitel gehandelt wurde, zuerst zur Staatsreligion erhoben. Die alten Bauwerke, einst der Stolz der Bekenner des Buddhismus, und das Ziel von Wallfahrern bis aus dem fernen China, liegen sämmtlich in Trümmern, überwuchert von Waldgestrüppe; nichts erinnert in der Gegenwart an die einstigen Pfade des Königssohnes Siddhartha (S. 62) als der Pipal-Baum, *Ficus religiosa*, in der Volkssprache Bo-Baum genannt, bei der Stadt Gaya in Behar. Der Baum gilt den Gläubigen als dasselbe Exemplar, unter dessen Schatten im Jahre 588 vor Christus Siddhartha zur vollendeten Einsicht in das Wesen aller Dinge gelangte und dadurch zum Buddha wurde; der alte Stamm ist längst verdorrt, man pflanzte aber in die abgestorbenen Schäfte fortwährend junge Pipal-Bäume, denn die Hindus verehren diesen Bo-Baum als Geburtsort ihres Gottes Krischna. Buddhisten kommen selten nach Behar zum Mutter Bo-Baume, bringen dagegen Verehrung dar seinem Ableger in Ceylon, der einem Zweige des Urstammes entsprossen gilt.

Behar bildet die zweite der vier Provinzen: Bengalen, Behar, Orissa und Tschota Nagpur, in welche die Präsidentschaft Bengalen zerfällt.

In fünf Stunden legt die Eisenbahn die Strecke von Calcutta bis Ranigandsch an der Westgrenze der Provinz zurück; vollständig ist die Wandelung in Landschaft und Klima. An Stelle endloser Ebenen, aus welchen, von einer Höhe gesehen, nichts hervorleuchtet, als die gewaltigen Linien der Ganges-Stromrinnsale, tritt gewelltes Land, überragt im Hintergrunde von Hügelreihen, die Spitzen gekrönt von Bauwerken des Dschaina-Kultus oder von Burgen, an die sich dieselben Ueberlieferungen von Ueberfällen auf wehrlose Wanderer knüpfen, wie an den Ufern des Rheins. Die Küstendistrikte mit feuchtem und warmen Seeklima sind verlassen, von den Thälern und Schluchten des weiten Hügellandes her weht ein trockener, abgekühlter Landwind entgegen. Die Regenmenge beträgt nur mehr die Hälfte dessen, was in Calcutta herabfällt und um hundert Millimeter weniger als in den westlichen Provinzen. Die Ursache dieser hohen Trockenheit ist, dass die Winde, welche im Februar in der Bai von Bengalen entstehen, ebenso der Südwestmonsun, der im Juni eintritt, bei ihren Zügen über die vorgelagerten Provinzen ihre Feuchtigkeit bereits haben abgeben müssen. Die geringere Regenmenge prägt dem Lande einen besonderen Charakter auf; es fehlt in Behar an Bäumen, grosse Strecken Landes sind im Sommer versengt, nur die Regenzeit befriedigt durch frischere Farben. Nach Jahreszeiten betrachtet, kommt das Klima selbst im wärmsten Striche, längs des Ganges, in der kühlen Jahreszeit (Dezember mit Februar) gleich dem Frühlinge in Messina, Nachst fröstelt man ohne dichte Decke. In der heissen Jahreszeit (März mit Mai) wird die Hitze bei fast wolkenlosem Himmel erst im April lästig; in der Regenzeit macht sich sodann die Abnahme der wässerigen Niederschläge bemerkbar, in Tschota Nagpur mit ausgedehnten Plateaux von sechshundert Meter Höhe ist dann die Temperatur Nachts durchschnittlich um 6° Cels. (4,8° R.) niedriger als in der bengalischen Tiefebene.

Die alte Heerstrasse von Calcutta nach Benares führt von Bengalen zuerst nach Tschota Nagpur und erreicht hier mit 440 Meter ihren höchsten Punkt; der Parasnath von 1409 Meter Höhe ist der höchste Berggipfel in diesem Gebiete. Wie den gläubigen Arabern Sinai als der Berg gilt, auf welchem Moses stand, als die Herrlichkeit des Herrn an ihm vorbeiging, so verehrt im Parasnath der Dschaina den Gipfel, auf welchem der vergötterte vorletzte Lehrer seiner Sekte, Pârasnâtha, wahrscheinlich die erste historische Person unter den 24 grossen Heiligen der Dschainas, seine Fussspur (Tscharan) im Gesteine zurückliess. Die Kapellen auf dem Gipfel des Berges und seiner Ansätze (die nach den Zeichnungen meines Bruders Hermann an das Siebengebirge des Rheins erinnern, nur dass der Strom nicht am Berg-Fusse vorbeifliesst) sind von Dschaina-

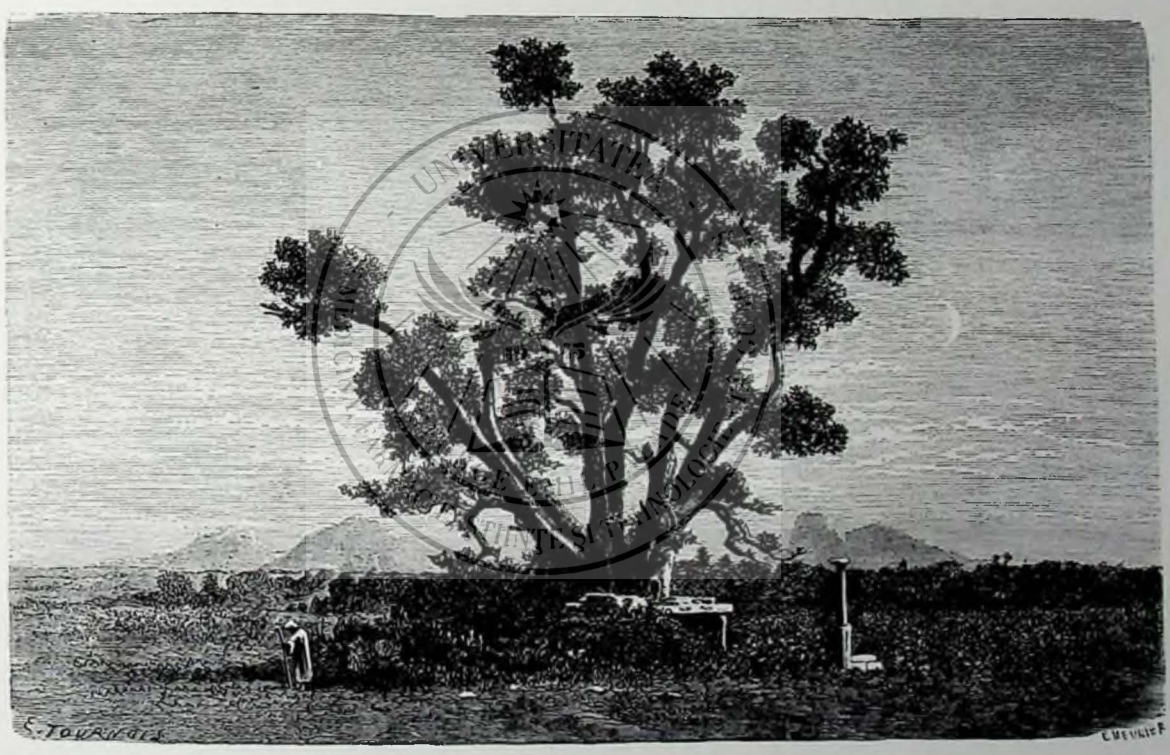


Granitfelsen am Ganges bei Sultangandsch.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Pilgern so massenhaft besucht, dass der Rana von Palgandsch, Eigenthümer über diese Berggruppe, durchschnittlich 160,000 Mark aus der Pilgersteuer zieht. Vor zwanzig Jahren schien es, dass Europäer mit den Dschainas im Besuche des Berges wetteifern würden. Fortgesetzte meteorologische Beobachtungen hatten eine bedeutende Abkühlung der Luft festgestellt, Reconvalescenten erlangten rasch ihre Gesundheit wieder; regierungsseitig wurden auf der Tschanki-Spitze Unterkunftshäuser (Bangalos) errichtet und dabei der Zugang mittelst der Karharbali-Bahn so erleichtert, dass nur mehr 36 Kilometer im Palki zurückzulegen sind, um Medhaban am Fusse des Berges zu erreichen. Des vielen Wildstandes wegen machen Jagdfreunde noch heute gerne einen Ausflug nach Parasnath; aber für Kranke ist die Nachbarschaft der Tschaina-Tempel und das Gedränge unter den Wallfahrern störend.

Eine fast ununterbrochene Reihe von Hügeln begleitet das linke Gangesufer; bei Monghir treten sie so nahe an das Ufer, dass für die Eisenbahn durch den Thonschiefer, gemengt mit harten Quarzfelsen, in 118 Meter Höhe ein 274 Meter langer Tunnel getrieben werden musste,



Der Bo-Baum (Ficus religiosa) auf Ceylon.

der einzige zwischen Calcutta und der Reichsgrenze gegen Afghanistan. Bei Sultangandsch (Sultan's Markt, siehe unsere Tafel), steigt eine Granitmasse 3 Meter hoch aus dem Flussbette empor; die auf einem schmalen Pfade zugängliche Spitze ist von einem Hindu-Tempel gekrönt, die Felsplatten sind mit Inschriften bedeckt und auf dem festen Lande standen einst weitläufige buddhistische Klostergebäude, unter deren Ruinen bei Anlage des Eisenbahnkörpers eine 2,20 Meter hohe Buddhastatue aus getriebenem Kupfer gefunden wurde.

Durch den Ganges wird die Provinz ihrer ganzen Länge nach in zwei Theile zerschnitten. Der Flussspiegel liegt beim Eintritte von Westen her 95 Meter, beim Austritte 53 Meter über dem Meere; hier, bei Sahibgandsch, ist von sämmtlichen Flussarmen nur einer schiffbar und deswegen wird bei diesem Orte zur Aufnahme des Schiffsverkehres geschritten. Durchschnittlich gehen im Jahre 43,000 Schiffe stromab- wie aufwärts, darunter nur zehn Dampfer. Die einheimischen Schiffe fassen 2—300 Centner — oder so viel als die kleinsten Fahrzeuge auf Rhein und Main — und

laden aufwärts Reis und Salz, abwärts Oelsamen, Weizen, Hülsenfrüchte und Zucker. Ihre Bauart veranschaulicht unsere Tafel „Gangesboote und Schiffsvolk.“ Die gewöhnlichen Lastschiffe sind Ulak und Dandi, letzteres ist auch Passagierboot. Alle Schiffe haben flachen, etwas convexen Boden, damit sie besser von den Sandbänken abkommen; Vorder- wie Hintertheil sind stark emporgezogen, der Laderaum mit Schilf und Matten überdeckt. Die Planken sind an die Rippen gebunden und mit Seilen an einander genäht (wie in Madras, S. 118), alle Fugen aber gut verpicht und getheert. Bei günstigem Winde werden Segel aufgehisst, sonst wird gerudert; Tschandâlas (S. 216) sind die besten Matrosen und führen weit nach Hindostan hinein Frachten. Die Schiffseigner sind Indier. — Das Innere eines Kaufladen für Getreide und Mehl aus der Provinzhauptstadt Patna veranschaulicht das Bild an der Spitze des Kapitels.

Der Flächeninhalt von Behar kommt Süddeutschland gleich, die Bevölkerung beträgt aber 19¾ Millionen oder das Doppelte der Einwohner in diesen deutschen Staaten und mehr als in der Präsidentschaft Bombay vom doppelten Umfange von Behar. Die Provinz gehört deshalb zu den dichtest bevölkerten Strichen der Erde, besonders bemerkenswerth ist die Dichtigkeit in Nordbehar zwischen den Flüssen Gandak und Kosi, wo auf unabsehbaren Flächen Getreide gezogen wird mit Reispflanzungen in den Flussthälern. Wenn man die Striche unterm Himalâya abrechnet, wohnen in Nordbehar nirgends weniger als 287 Personen auf den Quadrat-Kilometer (15,700 auf die deutsche Quadrat-meile); dem Ganges zunächst sind Tagreisen weit mehr als 18,000 Einwohner auf die Quadratmeile angesiedelt. Unter einer Ackerbaubevölkerung von so hoher Dichtigkeit machen sich Misserndten doppelt schwer fühlbar; von solchem Fehlschlagen der Erndte im Nahrungsgetreide wurde Nordbehar 1874 betroffen.

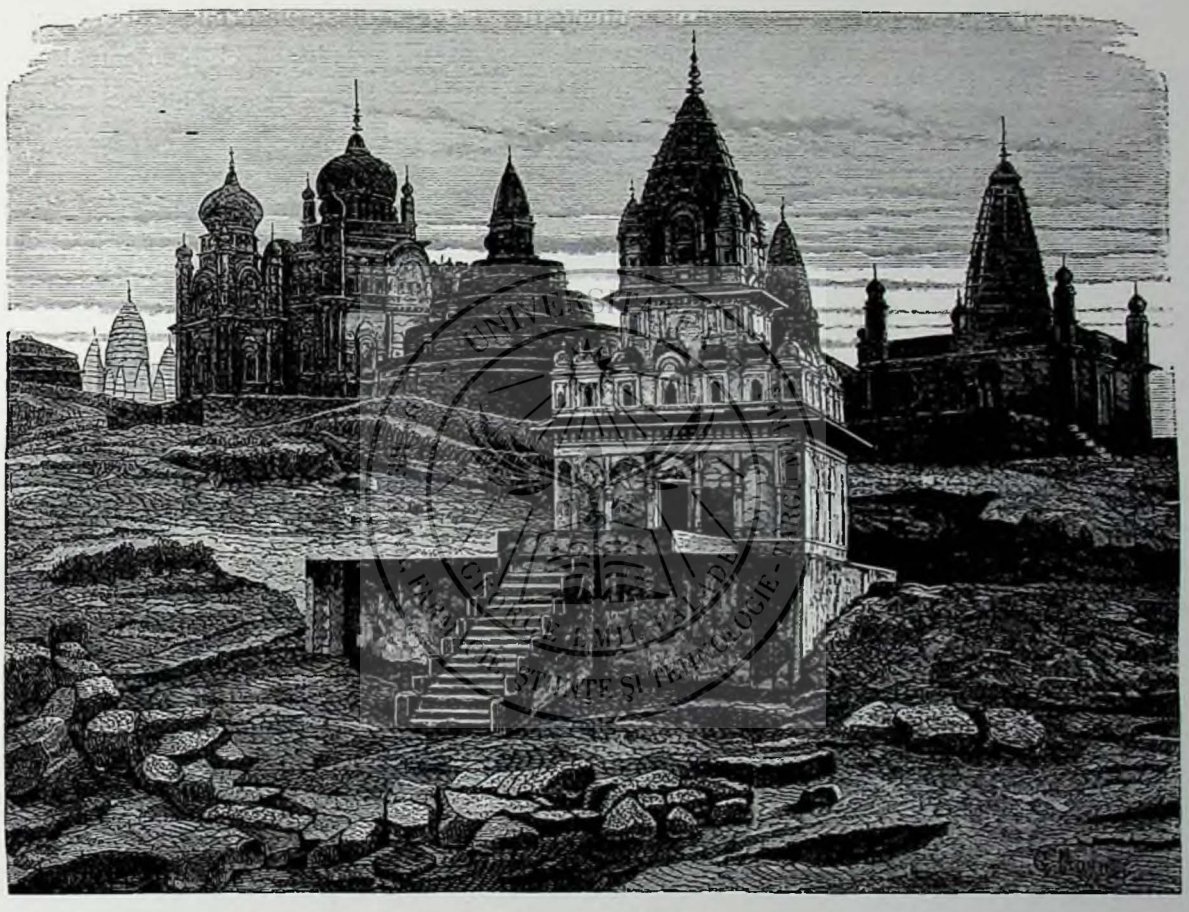
Mitte Oktober 1873 wurde es gewiss, dass in Behar wie im Nordwesten Bengalens die Saaten höchstens zwei Fünftheile einer Durchschnittserndte liefern werden, nicht einmal ein Drittheil wurde später geerndtet. Bereits unterm 7. November macht die Regierung bekannt, dass sie Speisegetreide aus eigenen Mitteln ankaufe und den nothleidenden Bezirken zuführen werde. Es galt in Behar aus einer Gesammtbevölkerung von 10⁷/₁₀ Millionen für 2⁸/₁₀ Millionen, die aller Vorräthe und Mittel zum Einkaufe baar waren, Nahrung zu beschaffen; in Bengalen wurden noch weitere ⁷/₁₀ Millionen Hilfsbedürftige gerechnet. Im allen nothleidenden Strichen war Reis Hauptspeisegetreide, in Nordost-Behar isst man anderes Getreide an der Hauptmahlzeit nicht. Die Regierung führte desshalb nur Reis zu und kaufte im Ganzen 619,200 Hektoliter auf, fast ausschliesslich in der hinterindischen Provinz Birma; der Privathandel wurde durch Frachtermässigungen zur Einfuhr angeeifert. Bis an den Ganges führten die Bahnen die für Behar bestimmten Mengen von im Ganzen 1¼ Millionen Hektoliter Getreide; um sie in das Innere der nothleidenden Distrikte zu schaffen, ihre Vertheilung zu regeln und die Armenunterstützung in die richtigen Wege zu leiten, so dass nur ganz Schwache unentgeltlich Almosen erhielten, während Arbeitsfähige an Kanal-, Weg- und Eisenbahnbauten thätig werden mussten, beorderte die Regierung im Januar 1874 9,164 Beamte jeden Grades (darunter 2—300 Europäer) nach Behar. Die Beamten schlossen Verträge ab über Lieferung von 104,150 Landkarren mit je zwei Ochsen bespannt und von einem Fuhrmann begleitet, von 1,350 Kameelen und 14,000 Lastthieren und mietheten 2,363 Flussschiffe, darunter 23 Dampfer. Ende Februar waren die Wagenparke gebildet und durch drei europäische Pionier-Kompagnien eine 74 Kilometer lange schmalspurige Pferdebahn begonnen, die am linken Ganges-Ufer der Eisenbahnstation Barh (östlich von Patna) gegenüber beginnend, bei Darbhanga endete und am 17. April ihrer ganzen Länge nach dem Verkehre übergeben werden konnte. Als der Getreidetransport am lebhaftesten ging, konnte man auf dreissig Kilometer weit Wagen auf Wagen sich folgen sehen, die Geleise wurden auf halbe Metertiefe ausgefahren, jeder Hauptlinie mussten Wagen derselben Spurweite überwiesen werden. Die Beamten hatten strengen Auftrag,



Ganges-Boote und Schiffsvolk.


UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

nirgends einen Mangel an Speisegetreide eintreten zu lassen; es kann desshalb nicht überraschen, dass mehr Getreide aufgespeichert wurde als nöthig war und dass die Regierung schliesslich ein Viertel des auf eigene Kosten erworbenen und eingeführten Getreides übrig hatte. Ebenfalls zu freigebig war man in der Gewährung von Gaben. Während 1877 in Südindien (S. 82) die Arbeiter an Nothbauten nur mit einem Pfunde Nahrungsgetreide ausgelöhnt wurden, verwilligte man hier 1 1/2 Pfund den Tag und war weniger strenge in Ausmusterung der Arbeitsfähigen aus der Zahl der mit Armenunterstützung Bedachten. Die Ausgaben zur Fernehaltung höherer Sterblichkeit waren desshalb auch unverhältnissmässig gross; die Regierung verausgabte 180 Millionen Mark, darunter 130 Millionen auf den Einkauf und den Transport von Reis, und lieferte in der Höhe des Nothstandes täglich 3 9/10 Millionen Menschen Nahrungsgetreide. Durch Verkauf ent-



Dschaina-Tempel auf dem Sunaghar Gipfel, Centralindien.

behrlicher Vorräthe und Einzug einbringlicher Vorschüsse wurden seit August 1874 rund 65 Millionen Mark wiedergewonnen, aber immerhin ergab die Schlussrechnung eine Ausgabe von 115 Millionen Mark. Der Erfolg aller Anstrengungen war, dass eine Hungersnoth, die bei gleichem Auftreten sonst 2 Millionen Menschen das Leben gekostet hätte, zu einem weit verbreiteten Nothstande herabgedrückt wurde und dass nur 22 Personen Hungers starben. Dagegen legte die Regierung für Rettung eines jeden Menschenlebens neunzig Mark aus oder nahezu das Doppelte dessen, was sich der landwirthschaftliche Taglöhner im Jahre in freier Arbeit verdient. Mit Recht tragen spätere Erlasse vorkommenden Falles grössere Sparsamkeit auf und lehnen bei aller Anerkennung der Verpflichtung des Staates zur Obsorge in Nothständen die Verantwortung für die in solchen Zeiten auftretende höhere Sterblichkeit ab; wenn 1877 in Südindien unter weniger ausgiebiger Regierungshilfe mindestens 1 1/3 Millionen Menschen den Entbehrungen erlagen, ja neue Erhebungen sogar einen Bevölkerungs-Abgang von sechs Millionen feststellen

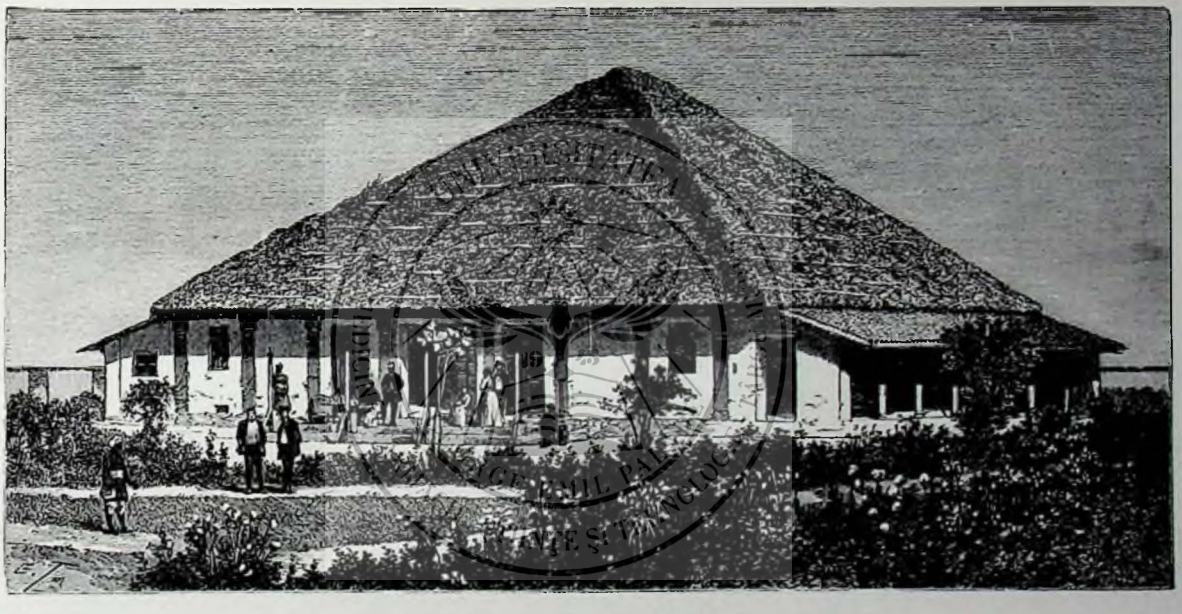
sollen, so wurde durch die englische Regierung selbst dann Südindien noch mehr als die Hälfte der vom Hungertodte Bedrohten erhalten, denn sich selbst überlassen, vermindert sich in Indien in solchen Zeiten die Bevölkerung um ein volles Dritttheil.

Die Kohlenfrage gab den ersten Anstoss zur Anlage von Eisenbahnen in Behar. Im Jahre 1849 erlangte die Ostindische Eisenbahnkompagnie die Konzession zum Bau einer Bahn von Calcutta bis Dehli in 2153 Kilometer Entfernung mit einer Anschlusslinie Allahabad-Dschabalpur von 368 Kilometer Länge an das von Bombay heraufgeführte Bahngeleise; aber noch ehe an die Förderung dieser grössten Verkehrsader nach dem Innern Indiens gegangen wurde, stellte es sich als nothwendig dar, die Kohlenlager bei Ranigandsch an der Grenze von Behar zugänglich zu machen. Die 296 Kilometer lange Strecke Calcutta-Ranigandsch war die erste Bahn in Bengalen. Den Eingeborenen war das Vorkommen brennbarer Kohle wohl bekannt und bereits 1774 erwirkten Engländer Patente zur Ausbeutung der Lager; diese unterblieb aber damals wie 1815, erst 1820 beginnt die bergmännische Bearbeitung. Das Ranigandsch-Kohlenfeld erstreckt sich über 180 Quadratkilometer (drei Quadratmeilen); die Lager sind bis zu 90 Meter dick, 45 Meter tief reichen die Schächte unter die Erde hinab, die schiffbare Damuda fliesst über den Schächten der Hugli zu. — 44 Gruben sind in Gang, 61 Dampfmaschinen aufgestellt, 4000 Knappen in Thätigkeit; die Ausbeute schwankt zwischen 8 und 12 Millionen Zentner im Jahre. Ergiebiger und von noch besserer Qualität sind die Kohlenlager bei Karharbali, 100 Kilometer nordwestlich davon in der Provinz Tschota Nagpur, ebenfalls hart an der Grenze von Behar. Seither als die bauwürdigsten aller indischen Kohlenflötze erkannt, gingen die Lager in den Besitz der Ostindischen Eisenbahngesellschaft über; die Ranigandsch-Sackbahn erhält eine Verlängerung quer durch Behar, mit einem Seitenstrange nach Karharbali. 1871 vollendet, wird die Linie mit Zunahme des Kohlengeschäftes mit Doppelgeleise ausgestattet und zieht in Folge Abkürzung der Route Calcutta — Dehli um 103 Kilometer den Personen- und Güterverkehr an sich, so dass die ältere Gangesthalbahn, welche in Behar vor Radschmahal eintritt, zur Lokal- und Aushilfsbahn herabgedrückt wird. In den Seestädten machen der indischen Kohle noch die Ueberschüsse aus dem Mutterlande Konkurrenz, mit Eröffnung des Suezkanals stieg die Zufuhr in Schiffsballast aus England. Im Haushalte der Indier findet Kohle keine Verwendung, selbst in den Minendistrikten ist Holzfeuer Regel; auch zum Schmelzen der Eisenerze, an denen das Kohlengebiet sehr reich ist, wird im einfachen Rennofen-Betrieb Holzkohle verarbeitet.

Der beste Indigo der Welt kommt aus Behar. Hauptsitze der Kultur sind die Distrikte nördlich des Ganges, Tirhut (Patna gegenüber) ist geeigneter als jede andere Oertlichkeit und liefert das beste Präparat. Bis zum Beginne dieses Jahrhunderts bezogen die europäischen Färber das so lange verpönte Indigo-Blau aus Amerika; unter den Greueln im Gefolge des Aufstandes der Mulatten und Neger auf der Insel Haiti und den Kämpfen um die Unabhängigkeit der nordamerikanischen Freistaaten kam der Handel in Indigo mit Amerika in Stocken und die Ostindische Kompagnie machte die grössten Anstrengungen, ihrem Fabrikate den Markt zu erobern. Anfangs blieb die Lieferung von Indigo ein Privilegium der höheren Beamten in der Verwaltung von Bengalen, seit 1813 strömt in grösseren Mengen Privatkapital ein und jetzt ist die Herstellung von Indigo, ja selbst der Besitz des Landes, auf welchem die Pflanze gezogen wird, welche den Farbestoff enthält, auf Europäer übergegangen. Anlass hierzu wurde, dass die Eingeborenen mit ihren einfacheren Einrichtungen einen gleich guten Farbstoff zu liefern nicht vermögen. Das Färbemittel enthalten die jungen Schosse (nicht die Blüthen) der *Indigofera tinctoria*, einer halbstrauchartigen Pflanze, welche 1,5 Meter Höhe erreicht; im Herbste wird das Erdreich gepflügt und hergerichtet, Ende März gesät. Die Pflanze wächst schnell, im Juli können die ersten Triebe abgenommen werden; zwei Monate später macht man den zweiten

Ausschnitt und in den folgenden Monaten zwei weitere, aber das zuerst geschosste Blatt enthält den meisten Farbstoff. Die abgeschnittenen Blätter werden in Wannen gelegt und hier, mit Wasser übergegossen, unter der Einwirkung der Sonnenwärme einem Gährungsprozesse unterzogen; ist dieser vollendet, so wird die Flüssigkeit in tiefer liegende Wannen abgezogen unter Zurücklassung der ausgesogenen Blätter. Nach mehrmaligem Umrühren, wobei Mancherlei zu beachten ist, schlägt sich die Indigomasse nieder, wird dann ausgeschöpft und im Siede- und Trockenhause in feste Stücke von Kubikdecimeter Grösse gebracht. In Kistchen von 78—80 Pfund verpackt, kommt das Fabrikat sodann in den Handel. Eine Faktorei stellt unser Bild (S. 243) dar; ihre Herstellung mit zehn Wannenpaaren, dem Trockenhause und dem Wohnhause des Pflanzers kostet 30,000 Mark. Das Wohnhaus ist äusserlich wenig einladend, aber im Innern in grosse luftige Zimmer eingetheilt, und mit zweckmässigen Möbeln ausgestattet; im Garten sind indische und europäische Zierpflanzen mit Sorgfalt gepflegt.

Die Bauern befassen sich ungerne mit der Kultur der Indigopflanze. Indigo bildet kein Gewächs der Hausindustrie wie Tabak und Dschute; nur gutes Land kann damit bepflanzt werden.



Indigo-Pflanzung: Europäisches Wohnhaus.

Der Boden muss besser durchgearbeitet werden, als für andere Feldfrüchte; das Abblättern fällt in die Zeit dringender anderer Feldarbeiten und die Kultur ist äusserst abhängig vom Eintritte rechtzeitiger Regen, Missernten sind häufig. Aus freiem Antriebe pflanzt kein Bauer Indigo; der Indier lebt aber in den Tag hinein, kann der Versuchung nicht widerstehen, Geld als Vorschuss anzunehmen, das ihm die Besitzer der Faktoreien unter der Bedingung anbieten, eine bestimmte Fläche mit Indigo zu besäen und wird dann kraft Vertrages zur Indigolieferung angehalten. In Behar haben Pflanzer von der Regierung Ländereien erstanden oder von Zemindar-Grundbesitzern gepachtet und lassen Indigo durch Taglöhner bauen; dies geschieht aber nur ausnahmsweise, die Kosten stellen sich viel niedriger bei einem Accordsystem und dieses bildet die Regel. In Behar macht der Pflanzer mit dem Bauern Jahr für Jahr seinen Kontrakt; letzterer erhält $^3/_6$ der Accordsumme bei der Eingehung, $^1/_6$ bei der Aussaat eingehändigt; missräth die Erndte, so wird ein weiteres Sechstheil als Entschädigung gezahlt, sonst der volle Accordrest. In Unterbengalen wurde der Bauer mittelst solcher Verträge zum Hörigen herabgedrückt; statt Abrechnung bei Misserndte, zahlt und nimmt man Vorschüsse auf die Erndte des nächsten Jahres und durch den Eigennutz der Verpächter wie ihrer Beamten wurden die Schulden so drückend, dass 1860 Unruhen

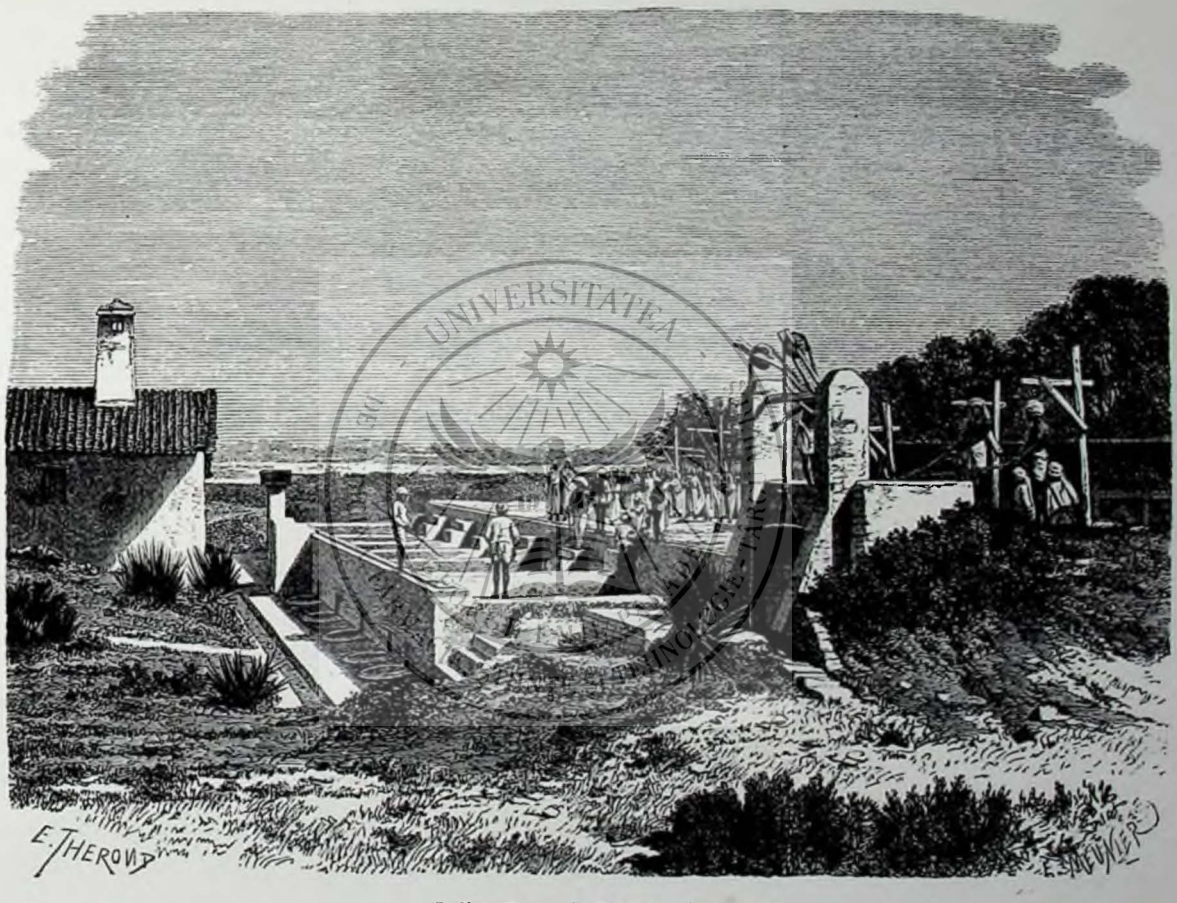
ausbrachen und Gesetze nöthig wurden, welche Vertagsbruch zwar strafen, dem Verhältnisse aber doch wieder den Charakter des freien kündbaren Vertrages wahren. Behar wurde damals von der Bewegung wenig ergriffen, aber die Lage des Indigobauern ist auch dort keine beneidenswerthe. Von dem Augenblicke der Kontrakts-Unterzeichnung an weichen während des ganzen Jahres die Diener des Pflanzers nicht von der Schwelle des Bauern und im Bewusstsein, von dem Ansehen eines Europäers gedeckt zu sein, nehmen sich diese Leute sehr viel heraus. Der Bauer darf sicher sein, alle Augenblicke in das oft entlegene Bureau des Pflanzers — das so gut als Cutcherry (siehe S. 246) gefürchtet ist wie das Amtsgebäude eines europäischen Beamten — geladen, ja bei Nichterscheinen zwangsweise vorgeführt zu werden und mancherlei Unbillen zu erleiden, wenn er sich mit diesen Leuten nicht gut stellt. Bei der Erndte werden die Blätter in Bündeln abgeliefert und ihr Umfang vom Aufseher mit einer Schnur gemessen; Nachlassen oder stärkeres Anziehen der Messschnur lässt den Bauern vor dem Pflanzer als fleissigen oder kontraktbrüchigen Mann erscheinen, der Bauer ist deshalb jederzeit genöthigt, das Aufsichtspersonal durch Geschenke sich geneigt zu stimmen. Diese Gaben bringen das Einkommen auf ein sehr geringes Maas zurück. Bei Missrathen der Saaten muss der Bauer auf die sonst werthvollen Nebenerndten verzichten, weil der Acker ein volles Jahr zur Verfügung des Pflanzers steht. Statt einer Quelle von Wohlstand erweist sich demnach die Einmischung von Europäern in die Bodenwirthschaft mittelst der Indigopflanzung als ein Hemmschuh des Aufschwunges.

In Nordbehar sind 55 Indigofaktoreien, davon sind 25 Aussenwerke grosser Etablissements. 36,400 Hektar sind mit Indigo bebaut, liefern 12,000 Maunds (à 80 Pfund.) und die Kultur beansprucht mit Fabrikationskosten ein Betriebskapital von 20 Millionen Mark. In sehr guten Jahren kommt die Jahresausgabe mehr als dreifach ein, aber Missjahre sind häufig; immerhin rentirt diese Industrie noch besser als Zuckerraffinerien. Die Faktoreien haben in Nordbehar zur Ansiedelung der ungewöhnlich hohen Zahl von 361 Europäern (darunter 7 Deutsche) geführt; ihre Anwesenheit wurde die Ursache mancherlei Verbesserungen in Verkehrswegen und im Aeusseren der kleineren Orte; bei Wettrennen, Thierschauen und sonstigen festlichen Anlässen für Europäer ist die Damenwelt zahlreich vertreten und man findet häufiger als sonst europäische Familien, deren erwachsene Kinder Europa nur vom Hörensagen kennen; aber für die Beamten ist ihre so hoch gerühmte Gastfreundschaft geradezu unannehmbar. Bei den steten Reibereien zwischen Pflanzer und Arbeiter ist nur zu oft ein amtlicher Schiedspruch nöthig und es spricht für die Unparteilichkeit der englischen Beamten, dass die Pflanzer klagen, ohne das Eingreifen ihrer Landsleute könnten sie ihr Kapital in derselben Zeit verdreifachen, in der es sich vielleicht verdoppelt.

Zemindar, genauer Zamîndâr oder Grundbesitzer war unter der mohammedanischen Herrschaft über Hindostan und Bengalen Titel für einen Distriktsbeamten geworden. Sanadi nannte sich zu, wer kraft Lehenrechtes auf Grund eines seiner Familie ausgestellten Patentes (Sanad) amtirte; Akhami hiess der vom Hofe geschickte Beamte, der sich als solcher durch einen Befehl (Akham) an die Amtseingesessenen erwies. Neben Berechtigten hatten Andere eigenmächtig ein Amt an sich gerissen. 1789 ging die englisch-ostindische Kompagnie daran, die Berechtigungen zum Amte, die Grenzen der Amtsbezirke und die Gegenleistungen der Amtirenden festzustellen. Die Untersuchung fiel sehr mangelhaft aus, weil die Sammlung des Materiales Eingeborenen überlassen werden musste und diese sich tüchtig bestechen liessen; die mit der schwierigen Aufgabe der Sichtung der eingekommenen Berichte und Werthschätzungen betrauten englischen Behörden erhielten in die unsauberen Vorgänge und die Lücken der ersten Erhebung erst später einen Einblick und es war ein Fehler, dass das „Regulation 1 von 1793“ betitelte Gesetz die von jedem Zemindar-Bezirke in den letzten zehn Jahren erhobene Abgabe als eine ewig unabänderliche erklärte und die Zemindare als Eigenthümer von Grund und Boden anerkannte, in so lange sie die aufgelegte Abgabe in vier

Steuerterminen rechtzeitig abliefern. Rückstände ziehen Verkauf des ganzen Gutes oder seiner Theile nach sich; bei Minderjährigkeit und Altersschwäche der Besitzer oder bei Bedrückung der Hintersassen durch schlechte Verwaltung und Steuerzuschläge erhält die Regierung das Recht der Gutsverwaltung. Die Einsetzung solcher Betriebsleitung erfolgt jederzeit bei Minderjährigkeit, schlechten Verwaltern wurde bei Kinderlosigkeit Adoption von Knaben geweigert; der Neuzeit gehören Gesetze an, welche zu Strassen- und Schulzwecken Beiträge erheben, wie Sammlungen zur Gründung von Apotheken und zu Stadtverbesserungen.

Die Zemindare sind so leichtsinnige Wirthschafter als die Klein-Bauern. In Bengalen waren bereits mit dem Beginne des laufenden Jahrhunderts Güter wegen rückständiger Abgaben unter den Hammer gekommen, woran allerdings Ränke der Unterbesitzer mit die Schuld hatten, wie Untreue der Einnehmer, die Beträge auf die Seite gebracht hatten gross genug, um einen



Indigo-Factorei: Betriebsanlagen.

Gutstheil für sich selbst zu ersteigern; in Behar trat zwischen 1830—50 ein völliger Wechsel in den Inhabern der Güter ein. Die Zemindare selbst machen zur Ersparung der Verwaltungskosten und Erzielung sicherer Einnahmen gerne Gebrauch von der Bestimmung im Gesetze, Hintersassen von der Unterstellung unter sie zu befreien und sie gegen eine feste Rente als Tâlukdâre u. s. w. zu ebenso selbständigen Herren zu machen als sie sind; die Regierung leiht diesen Bestrebungen die Hand und fertigt nach Durchführung eines bestimmten Verfahrens ein das Eigenthum auf ewig verleihendes Patent aus, das Sanad-i-milkîyat Istimrâr. Dieser Lostrennungsprozess dauert noch heute fort. Im dichtbevölkerten Nordbehar ist die durchschnittliche Grösse eines Gutes nach Zemindarrecht auf den Umfang eines mittleren deutschen Bauerngutes zurückgegangen und beträgt 60 Hektar; südlich des Ganges ist der Durchschnitt 266 Hektar. In ganz Behar ist die Zahl aller Zemindargüter 41,484, darunter sind 112 sehr grosse Besitzungen von je mehr als 8,000 Hektar.

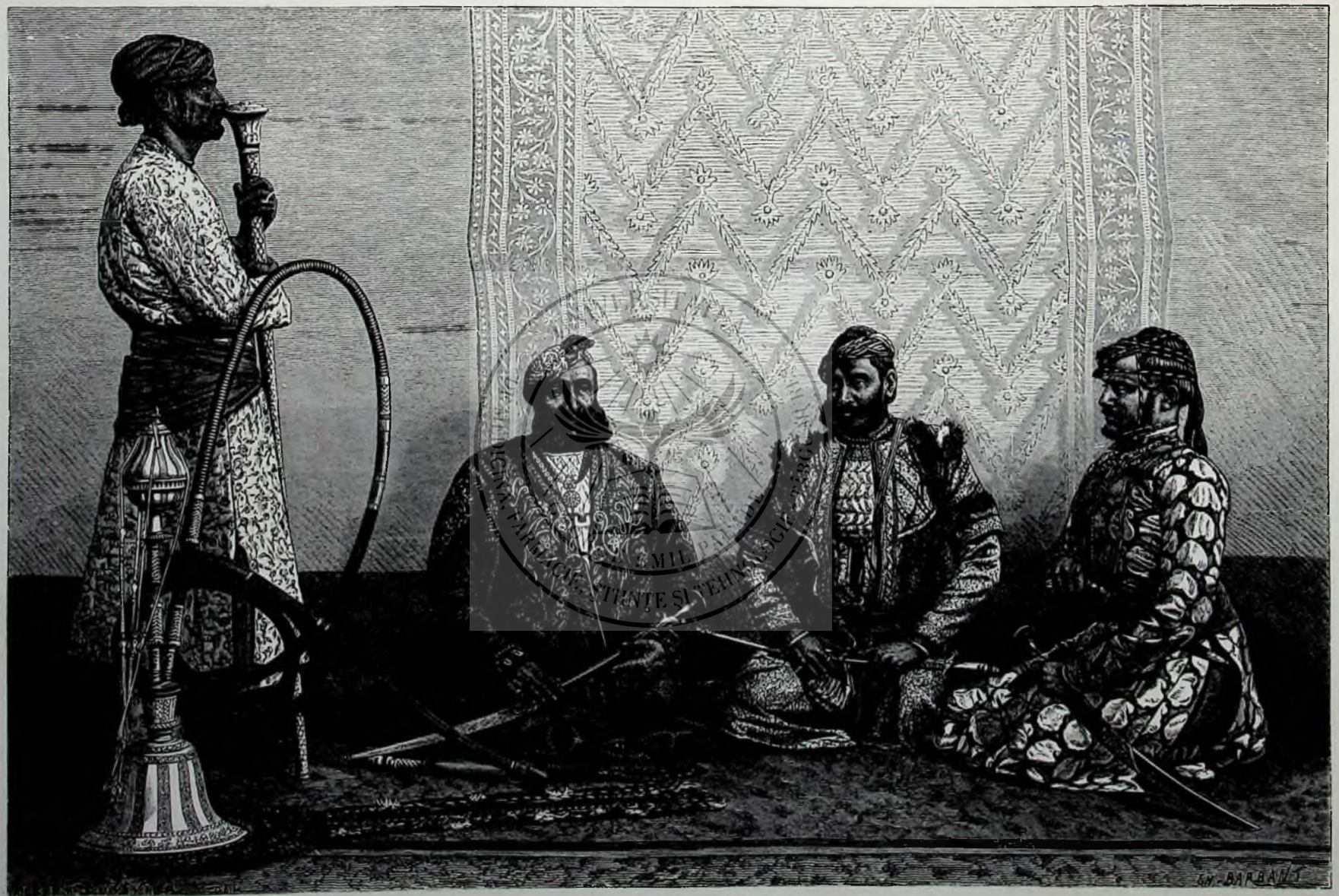
Als Abgabe wurden den Zemindaren regulativmässig zehn Eilftel des damals ermittelten Reinertrages auferlegt; aber mit Vollendung des Eisenbahnnetzes und der Steigerung der Preise erhöhten sich die Pachtrenten und das Eilftel der Rente, das den Zemindaren verbleiben sollte, hat heute im ungünstigsten Falle einen hundertfach höheren Werth, ja selbst die Fälle sind nicht selten, dass der Zemindar das Tausendfache der Abgabe erzielt, dass sohin ihm Zehntausend verbleiben, wo der Staat erst hundert erhält. Das System der unabänderlichen Einschätzung (Permanent Settlement), wie es die Regulation von 1793 unter Zemindaren einführt, schädigt die Staatskasse; die Provinz Bengalen ist ungleich niedriger besteuert und trägt zu den Reichseinnahmen einen viel geringeren Prozentsatz bei, als Madras und Bombay, wo das Raiatwari-System gilt von zehn bis dreissigjähriger Giltigkeit (S. 122). Ursprünglich für ganz Hindostan in Aussicht genommen, untersagen jetzt Erlasse von 1870 die fernere Begebung von Land zu Zemindarrecht und durch die Zwangsverkäufe mehrt sich in Bengalen und Behar von Jahr zu Jahr die Grösse des Areals, das nach Raiatwari auf Zeit eingesteuert ist.

Fürstliche Einnahmen erzielen Zemindare, in deren Familien der Besitz nach dem Rechte der Erstlingsgeburt vererbt und jüngere Brüder nur apanagirt sind; solche Familien gibt es jedoch verhältnissmässig wenige, denn die englische Regierung macht Beachtung des alten Primogenitur-Gesetzes, nach welchem sich sonst Hindus wie Mussalmans gerichtet hatten, seit 1802 nicht mehr zur Pflicht und so wurde Regel, dass an einem Zemindar-Gute Mehrere zu gleichen Antheilen berechtigt sind. Dieser Mehrheitsbesitz beschwert die englischen Beamten mit vielerlei Arbeit und wird für die Bauernschaft die Ursache vielfacher Ueberforderungen. Auftheilungen sind häufig und erwünscht; die Urkunde, durch welche die Regierung solche Auftheilung eines bisher gemeinschaftlich besessenen Gutes nach bestimmten Grundstücken als rechtlich wirksam anerkennt, heisst Batwârâ. Die Theilhaber verabreden sich gerne, einem Theile alle schlechten Aecker zuzuweisen, verheimlichen dies aber und beantragen Theilung der Abgabe nach Grösse der Theile; bleibt dann der Eigenthümer der schlechten Aecker mit der Abgabe in Rückstand und bringt die Regierung den Theil zum Aufwurf, so wird eine viel niedrigere Rente erzielt als die zugewiesene; der Staat verliert an Abgaben, während die übrigen Aecker zu ermässigter Rente besessen sind. Der Beamte hat deshalb einen Batwârâ erst nach genauer Prüfung des ganzen Operates auszufertigen und zur Vermeidung von Prozessen Zustimmung aller Interessenten durch Unterschrift beizubringen. Dabei ist grösste Umsicht nöthig; denn gelingt es einem hartnäckigen Widersacher, seinem Namen unbeachtet einen Zusatz beizufügen wie „auf Befehl des Gebieters", (bamudschib hukum hakim ke), so folgt sicher ein langwieriger Prozess nach, der dem Beamten manche Rüge einträgt.

Als Gutsherr geniesst der Zemindar sehr schlechten Ruf. Man sagt ihm in Behar nach:

Zamîndârer bhali bhâscha,
Mussalmâner murghî posnâ

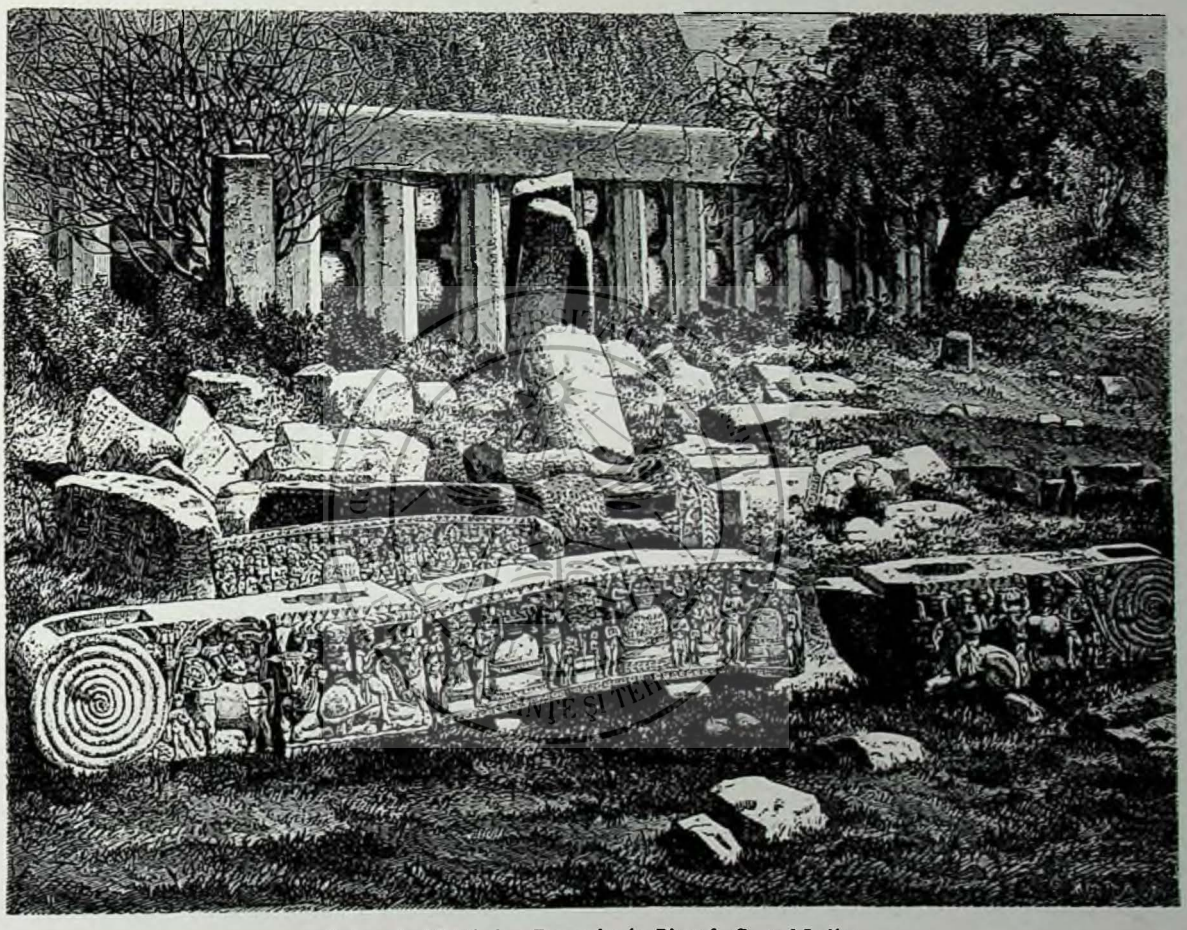
„eines Zemindars gütige Rede ist so viel werth wie des Mussalmans Fütterung der Hühner", d. h. er füttert und pflegt sie, um sie dann zu tödten und zu verzehren. Kein Zemindar ist selbst Oekonom, alle Grundstücke sind verpachtet oder gegen feste Rente zu erblichem Besitz begeben. Pacht- und Besitzrente, so hoch sie sind, wären nicht unerschwinglich, aber Habgier bei kleineren Besitzern auch die Noth, treiben Zemindare wie ihre Unterbesitzer und Einnehmer zur Erzwingung von besonderen Abgaben. Familienereignisse geben diesen Leuten regelmässig Anlass zur Einforderung von Geschenken; fortlaufende Abgaben werden auferlegt zur Deckung der Ausgaben, die angeblich für Unterhaltung des über das Grundstück gezogenen Telegraphendrahtes erwachsen, für den Postboten, obgleich er seinen Dienstgang unentgeltlich thut u. dgl. In Behar verschlechtert die Lage, dass die grösseren Zemindare es vorziehen, keine Einnehmer zu halten, sondern die



Râdscha, Nawab und Zemindar.

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 25
GEORGE EMIL PALADE

Erhebung ihrer Einnahmen an Generalpächter vergeben. Als einziges Mittel, diesen Blutsaugern zu entgehen und seinen Nachkommen den Besitz des Fleckchen Landes zu sichern, auf welchem die Familie zur Sippe heranwuchs, blieb den Bauern die Erwerbung von Grund und Boden gegen eine ewig unabänderliche Abgabe mit denselben Rechten und Verpflichtungen, wie sie für den Gutsherrn gelten; ein Gesetz von 1819 stattet alle, die einen selbständigen Besitztitel sich erwarben, die Tâlukdâr, Patnidâr, Izâradâr u. dgl. gegen Unterbesitzer zu fester Rente mit demselben Rechte der Versteigerung der Güter wegen rückständiger Rente aus, welches die Regulation von 1793 der Regierung gegenüber Zemindaren einräumt. Unter dem kleinbäuerlichen Besitze führte dieses System zu Wohlstand; die Lage der Zeitpächter und landwirthschaftlichen Taglöhner blieb aber trostlos und für Behar wird seitens der Regierung mit anzuerkennender Offenheit nicht



Ruinen buddhistischer Bauwerke in Bhopal, Central-Indien.

zurückgehalten mit Bekanntgabe der Thatsache, dass der Nachbarstaat Nepal, dessen Herrscher im Rufe eines argen Despoten steht, seine Ackerbau treibende Bevölkerung besser zu schützen versteht als die englischen Beamten. In Nepal wagt kein Diener der Zemindare Erpressungen, viele Beharis treten auf nepalesisches Gebiet über.

Wie unter den Moghuls, sollten die Zemindare auch unter der englischen Kompagnie die Lokalverwaltung führen, Domänenkanzleien unterhalten, die Lagerbücher stets ergänzen. Die Zemindare fanden diesen Stab zu kostbar, seitdem die Regierung ihren Rendanten im Beginne des laufenden Jahrhunderts die gutsherrliche Gerichtsbarkeit entzog, deren Sporteln sie bereichert hatten; 1837 waren die Rendanten, Kanungos, abgekommen, es war ein Ausnahmsfall, dass in Behar nicht auch die Patwaris oder Dorfeinnehmer völlig zu Privatdienern der Zemindare herabgesunken waren und noch staatliche Interessen wahrnahmen. 1845 begann die englische Regierung als Ersatz für die eingegangenen Zemindar-Kanzleien die Kreise in Gerichts-

und Polizeibezirke zu zerlegen und in der untersten Rangklasse mit einem Monatsgehalte von hundert Mark lebte der Titel Kanungo wieder auf. Mit einer europäischen Organisation hält die neue Einrichtung, soweit sie bis jetzt gedieh, keinen Vergleich aus; denn in Behar ist die Zahl aller Unterdistrikte erst 37, während sie in Deutschland auf die gleiche Bevölkerung das Zehn- und Zwanzigfache betragen würde. Den Unterthanen wurde die Zerkleinerung der Bezirke bis jetzt noch nicht zum Segen. Je leichter Amtssitze zu erreichen sind, um so grösser wird die Zahl ungerechter Prozesse, mittelst welcher der unerfahrene Mann ausgesogen wird; dagegen werden mit Hilfe eines zahlreicheren Unterpersonals die Stimmungsberichte der Distriktsbeamten inhaltreicher, während der Hungersnoth von 1873/74 waren die neuen Behörden von hohem Werthe.

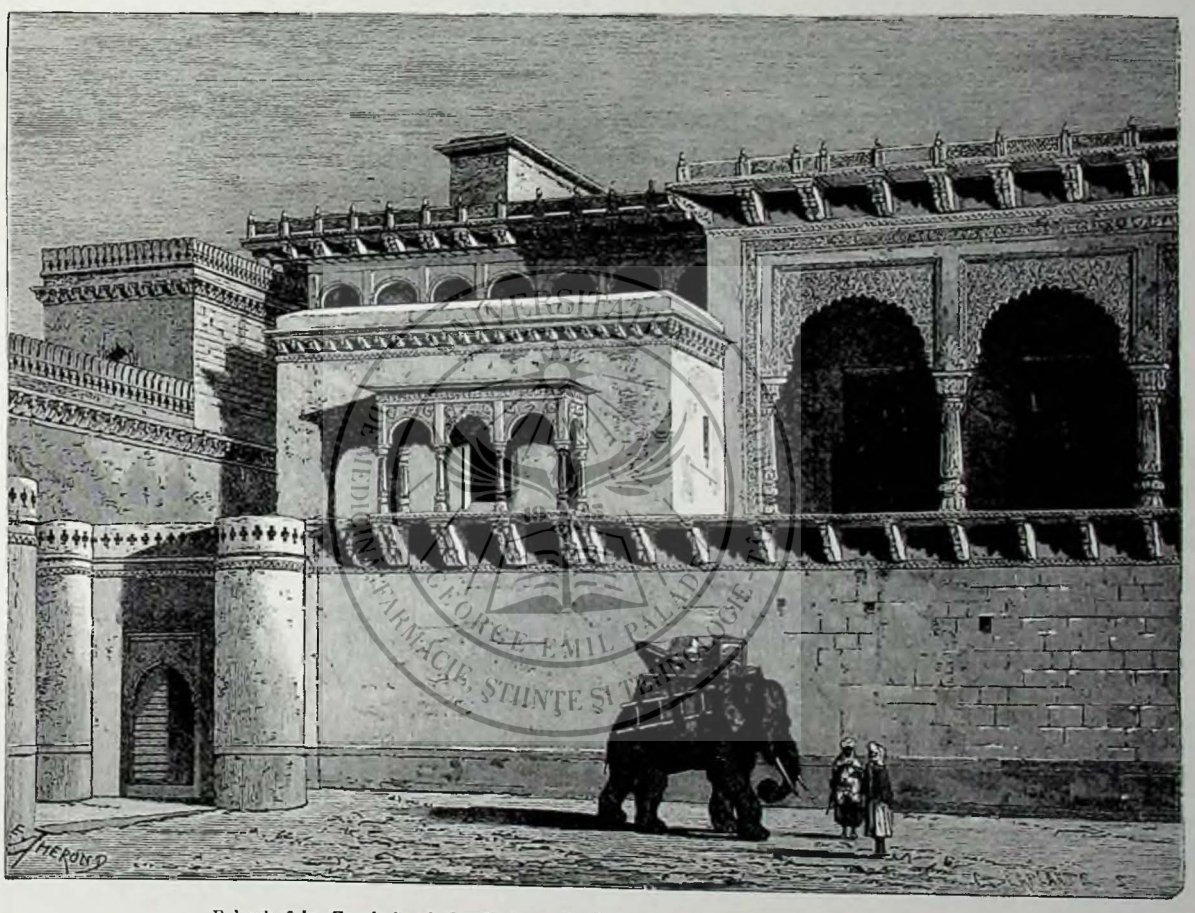
Hand in Hand mit Herausbildung einer kräftigeren Verwaltung ging die Umwandelung der Polizei- oder Gendarmerie Mannschaft. 1861 werden die alten Bataillone von Polizei-Soldaten, welche sich im Dienste schlimme Uebergriffe hatten zu Schulden kommen lassen und 1857/58 während des Sipahi-Aufstandes durchgehends zu den Meuteren gehalten hatten, in ganz Indien aufgelöst und die Polizei oder die Landgendarmerie-Korps als Civilinstitut organisirt; nur ein Drittel der Polizisten bleibt mit Feuergewehr bewaffnet, sonst trägt der Mann einen Säbel und den kurzen Todtschläger der englischen Polizisten. Wer sich als Polizist anmeldet, darf das 25. Lebensjahr noch nicht überschritten haben, muss gesund sein und sich verpflichten, überall zu dienen, wohin er geschickt wird. Den Vorzug erhalten Leute aus besseren Kasten, die verachteten Kasten sind wegen ihres geringen Ansehens und ihrer religiösen Vorurtheile nicht so verwendbar, weigern sie sich doch z. B. als Profossen in den Gefängnissen, an einem Brâhmanen die Prügelstrafe zu vollziehen. Nach Einlernung werden die Leute in eine bequeme Uniform gekleidet und heissen Constabler, was im Munde des Indier Cunnischtabble lautet. Die innere Verwaltung, die praktische Anlernung der Mannschaft, die Regelung und Ueberwachung des Patrouillendienstes sind Korpssache; Inspektoren (Inschpektar) kontroliren fortwährend die Mannschaften, welche in Wachen (Outposts, Autposcht) über das platte Land vertheilt sind. Police-Station (Polisch-Istaschun) heisst das Bureau dieser Kontroleure; Superintendent ist der Titel des Oberbeamten, deren jeder Kreis einen hat. In der Leitung des Sicherheitsdienstes hat sich der Superintendent vorbehaltlich des Rechtes zur nachträglichen Einreichung seiner Bedenken nach der Civilbehörde zu richten, deren Vollzugsorgan — wie bei uns — die Polizei ist. Anfangs war es anders und damals nahmen Officiere der Armee gerne Dienste im Polizeikorps; jetzt sind die Oberbeamten Mitglieder des Uncovenanted Civil Service (S. 230) und die einstigen Reibereien mit den Civilbehörden sind einem guten Einvernehmen gewichen.

Die Zahl aller Constabler und ihrer direkten Vorgesetzten ist in ganz Indien 131,440; davon sind 42,184 mit Karabinern bewaffnet. Der Gehalt steigt von 13 bis 18 Mark im Monat; die Sergeanten (Headconstabler) beziehen 24—50 Mark (wenn Europäer 40—75 Mark). Der Dienst ist umfassend und anstrengend. Ueber schlecht beleumundete Personen, Kasten und Dörfer ist Aufsicht zu halten; die Thäter strafbarer Handlungen sind zu ermitteln und dem Richter vorzuführen, gestohlenes Gut ist beizuschaffen; das Schubwesen besorgt die Polizei, ebenso leistet sie die Wache bei Baar-Geldsendungen und an Gefängnissen. Die Steuerbehörden unterstützt die Polizei durch Ueberwachung der Branntweinschenken, der Salzpfannen und Salzverkäufer; ebenso ist ihr die Kontrole von Mass und Gewicht übertragen. Dagegen ist die Mannschaft vom Sitzungsdienste in den Amtsgebäuden[1]) entbunden; diesen Dienst, wozu auch das Ziehen der Pankha während der Bureaustunden gehören kann, leisten die Tschaprasi oder Gerichtsdiener, so genannt von der Tschaprâs oder Messingplatte mit Inschrift an der hochrothen

[1]) In ganz Indien in der englischen Amtssprache Cutcherry genannt vom Hindî Katschahrî, woraus unter Marâthen Katscheri, im Telugu Katscheli wurde.

breiten Säbelkuppel, an der ein Säbel hängt. Sonst verwilligte die Regierung eine Tschaprâs allen reisenden Specialkommissären, Eisenbahn-Ingenieuren u. dgl., allein die Träger missbrauchten das der Tschaprâs anklebende amtliche Ansehen zum Privatvortheile und mit Mehrung der Polizeimannschaften wie Aussenposten werden Privat-Tschaprasi seltener.

Inspektoren und Unterinspektoren, alles Eingeborene, erledigen eine umfassende Bureauarbeit: sie führen Anzeigeverzeichnisse unter Beurkundung des Ausganges der Anzeige, legen die Straflisten an, und löschen aus den gerichtlichen Taxregistern die uneinbringlichen Geldstrafen. Bedrückung der Bezirks-Eingesessenen seitens der Polizisten aller Grade ist leider sehr häufig, denn noch ist unter dem Indier die Ansicht herrschend, ein Amt sei zunächst zum Vortheile des Inhabers übergeben. So halten die Sub-Inspektoren die Taxregister absichtlich so lange offen als



Palasthof in Gowindgarh im Kaimur-Gebirge (an der Südwestgrenze von Behar).

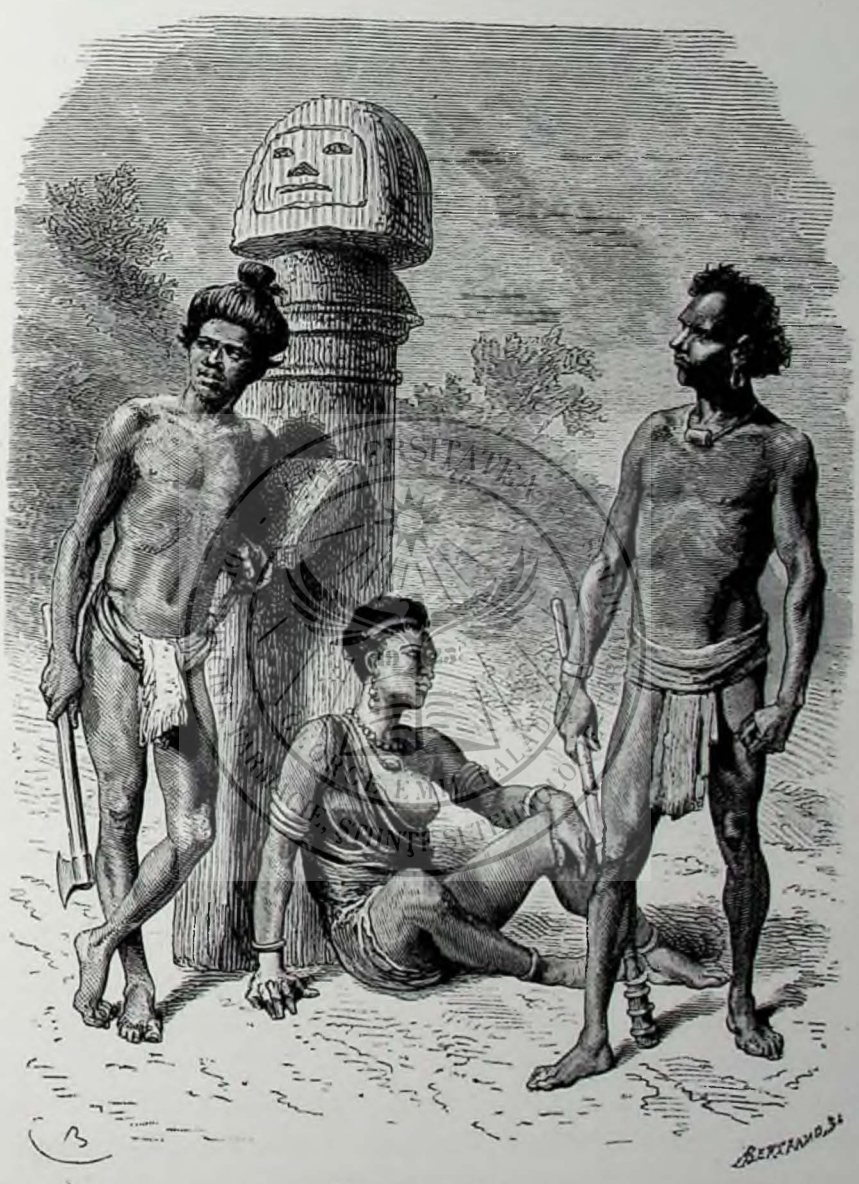
möglich. Das englich-indische Strafgesetzbuch kennt keine Umwandlung von Geldstrafen, nimmt dagegen den Schuldner in Civilschuldhaft in der Hoffnung, ihn dadurch zur Abführung des Rückstandes zu bringen. Zuerkannte Geldstrafen verjähren erst in zehn Jahren; durch Androhung von Schuldhaft und Unterlassung der Buchung von Theilzahlungen erpressen Listenführer weit mehr als der Rückstand ausmacht. Der falschen Eintragung eines unbescholtenen Mannes als anrüchig wurde bereits S. 232 gedacht. Das Beispiel der Vorgesetzten wirkt begreiflich beim Manne nach. Anzeigen von Erpressungen durch Androhung ungesetzlicher Haftnahme sind nicht selten; noch verwerflicher ist, dass die mangelhafte Detektivfähigkeit nur zu gerne durch erdichtete Anzeigen ersetzt wird und dass die unglücklichen Opfer mittelst Folterqualen zu Geständnissen gebracht werden, sogar Vorgesetzte waren schon in solche empörende Vorgänge verwickelt. Als Gegenmittel wird neuerdings empfohlen, Geständnisse, vor Polizeiorganen abgelegt, ganz unberücksichtigt zu lassen.

Einer Ergänzung bedarf das Polizeikorps noch durch eine brauchbare Dorfwache, denn für die Grösse des Landes ist die Zahl der Polizisten sehr gering. In allen Provinzen werden Gesetze erwogen, um den Dorfwächtern (deren Amt in bestimmten Kasten erblich ist, aber vielfach ruht), das herkömmliche Gehalt zu sichern und ihre Leistungsfähigkeit als Hilfsorgane des Polizeikorps zu steigern. In Bengalen heissen diese Wächter Tschaukidar; sie sind hier zu Dienern der Zemindare und ihrer Agenten herabgesunken, halten sich mehr an diese als an die königl.. Beamten und sind der englischen Verwaltung eine viel geringere Stütze als im südlichen Indien. Ein Gesetz von 1856, die Tschaukidari-Akte, gestattet in Bengalen den Dörfern, zu Bürgermeistereien zusammen zu treten; aber gegen solche Vereinigung besteht dort dasselbe Vorurtheil wie bei uns, unter 199,648 Dorfgemeinden machen jetzt nur 65 Dörfer von der Akte Gebrauch, 17 Verbände lösten sich wieder auf. Den Vorschlag, in Bengalen den alten Fünfmänner-Ausschuss (Pantschâyat) als Gemeinde-Vertretung zu Thätigkeit zu rufen und eine gemeindliche Selbstverwaltung anzubahnen, belegte 1872 der Vicekönig mit dem Veto, weil nur Ausgaben für nebensächliche Zwecke zu erwarten seien und Haupt-Gebrechen, wie die unglaublich starke Verunreinigung des Trinkwassers (die Ursache der hohen Sterblichkeit in Unter-Bengalen) doch nur durch direkte Einwirkung der Regierung beseitigt werden können.

Eine Welt für sich, ein Reservatgebiet von 3,537 Quadratkilometern (44 Quadratmeilen) Flächeninhalt für Aboriginer-Stämme nach Art der nordamerikanischen Indianer-Reservationen st das Daman-i-Koh, . d. i. abgegrenztes Gebirge genanntes Waldgebiet des Administrativ-Bezirkes der Santhal Pargannas, das den Westrand des Ganges-Delta bildet. Unter den Moghulherrschern hatten die Paharias oder Gebirgsbewohner dieses Waldgebietes sich durch fortgesetzte Einbrüche in die Gehöfte der Ebene gefürchtet gemacht und eine Verödung der unmittelbar anstossenden Gemeinden bewirkt. Der Engländer Cleveland, 1780 zum Richter für Bhagalpur (am rechten Gangesufer) ernannt, stellte fest, dass diese Ueberfälle nichts waren als Gewaltakte gegen Zemindare zur Zurückweisung ihrer Eingriffe in das von Paharias bisher besessene Hügelland; er warb aus ihnen ein Bogenregiment von tausend Mann an, das später mit Musketen bewaffnet, bis 1857 fortbestand und setzte es durch, dass das Waldgebirge seinen bisherigen Einwohnern belassen und den Zemindaren Anrechte darauf geweigert wurden. Die Dorfvorsteher sprachen Recht und wurden bei allen Verwaltungsfragen beigezogen. So blieb es bis 1832; damals wurde dann das Daman-i-Koh abgemarkt und in das Aussenland zogen Hindu-Blutsauger ein, welche die Gutmüthigkeit und Unerfahrenheit der Bewohner des inneren Gebirges missbrauchten und ihnen für Vorschüsse an Geld und Waaren gegen bindende Verträge das letzte Korn abnahmen. Die englischen Gerichte erliessen Urtheile gegen die Paharias, da erhoben sich diese 1854 wie ein Mann. Es erforderte einen regelrechten Feldzug, um der Bewegung Herr zu werden, die Regierung liess aber an Stelle der starren Formen des ordentlichen Prozesses ein summarisches Verfahren von einem aus Verwaltungsbeamten und eingeborenen Beisitzern gebildeten Gerichtshofe treten und die Aufregung legte sich. Die Lehren des Aufstandes von 1854 wurden aber im Laufe der Jahre vergessen, der rasche Wechsel in den leitenden Stellen leistet der natürlichen Neigung unter den Beamten Vorschub, durch neue Massregeln sich einen Namen zu machen; man entzog dem Distrikte seine Sonderbefugnisse, die Hindus wurden wieder Gläubiger der rohen Bewohner und 1871 gährte es auf's Neue. Heftigen Ausbrüchen steuerte zur rechten Zeit, dass auf Grund eines Parlamentsgesetzes von 1870 die Verwaltung auf immer den Dorfältesten übergeben ist. Nicht nach englisch-indischen Gesetzen, sondern nach Herkommen und Gebrauch ist Recht zu sprechen; unter Vorsitz von Engländern entscheiden die Dorfältesten in Straffällen wie in Civilrechtsstreiten. Die Ruhe ist seither nicht mehr gestört worden.

Die Paharias des Daman-i-Koh setzen sich aus zwei Völkern ganz verschiedener Herkunft zusammen: den Maler und den Santhals; erstere sind Vertreter der südindischen Urrasse, letztere bilden das vermittelnde Glied zwischen den indischen Aboriginern uud den Schanvölkern Hinterindiens.

Die Maler sind klein von Statur; Männer von nur 1,472 Millimeter Grösse sind zahlreich, ein Mann von 1,600 Millimeter Höhe gilt als stattliche Erscheinung. Das Gesicht ist rund, die Nase platt mit runden Löchern, die Lippen dick, die Augen gross und nicht wie bei Mongolen hinter Fettwulsten halb verborgen oder schiefgestellt; das Haar wird auf dem Scheitel zu einem Knoten geknüpft. Die Hautfarbe ist sehr dunkel. Die Maler sind überaus scheu und ziehen sich vor Fremden zurück; ihre Todten setzen sie an einem schattigen einsamen Orte im Walde offen aus, es folgt weder Eingraben noch Verbrennen des Kadavers nach. Diese Eigenschaften sind alle Kennzeichen der südindischen Urrasse (S. 42); die Volkszählung von 1872 stellte sodann den Weg fest, auf welchem diese Urbewohner von Süden heraufzogen. Mit dem Namen Mala ermittelte der Census in Madras 1,315,288 Mitglieder einer Pariah-Kaste Südindiens, Nachkommen der einstigen dunkelfarbigen Sklaven aus dem Aboriginervolke, deren Zwangsarbeit zu Gunsten der hellfarbigen Einwanderer aus dem nördlichen Indien ihr Ende erreichte, als die englische Regierung den Herren keine Stütze mehr lieh. Diese Mala sitzen am dichtesten in der Breite von Madras im Distrikt Nord-Arkot und sind als volkreicher Stamm in den Küstenprovinzen hinauf bis Orissa anzutreffen. Nach der Südspitze der Halbinsel sind nur wenige Familien gekommen, dagegen ergoss sich ein breiter Strom quer über die Halbinsel und machte erst an der Westküste Halt. Im südlichen Indien verloren die Mala ihre Selbständigkeit an die muskelstärkeren Einwanderer aus dem centralen und nördlichen Indien; auf der östlichen Seite der Halbinsel fehlen schwer zugängliche Waldgebiete grösserer Ausdehnung, die Mala gingen hier als Hörige und Sklaven mit anderen Ackerbau treibenden Klassen Mischheiraten ein, wurden Zwergbauern oder Taglöhner und nahmen den Hinduismus



Maler und Santhals.

an.[1]) Glücklicher in Bewahrung der Freiheit waren die Einwanderer in die nördlichen Waldgebiete, aber ihre Zahl war gering. In Orissa sitzen 1,082 Mala, von hier ab Maler sich nennend; in Tschota Nagpur treten sie mit 7,390 Seelen auf, in Behar zählen sie 9,798 Köpfe, davon wohnen 8,820 in Daman-i-Koh, 17 in der anstossenden Ebene, 907 zweigten sich aus unbekanntem Grunde ab und machten in der Nähe des heutigen Gaya Halt. — Die älteste Heimat der ganzen südindischen Urrasse werden wir da zu suchen haben, wo sie noch heute am zahlreichsten vertreten ist; wie die untenstehende Liste ergibt, sind dies die Ostghats in der Präsidentschaft Madras. Die Hügel dachen sich sanft nach der Bay von Bengalen ab, die dortigen Hafenorte unterhielten seit uralter Zeit einen lebhaften Schiffs-Verkehr mit dem indischen Archipel; die Sitze der Mala begünstigen demnach die Annahme einer Einwanderung des indischen Urvolkes aus Südasien.[2])

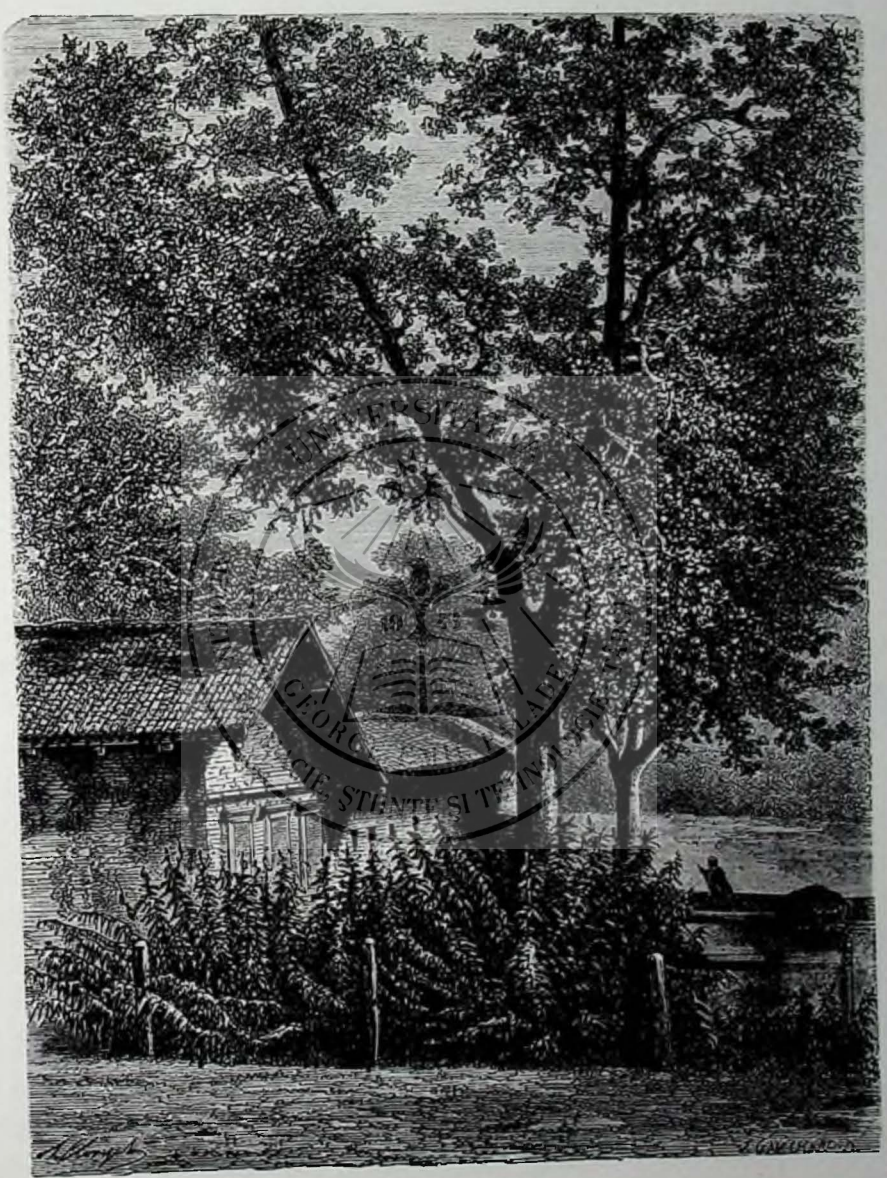
Ungleich zahlreicher als Maler sind die Santhals, die andere Gruppe von Aboriginern im Daman-i-Koh. Sie zählen dort 455,513 Seelen; ausserdem sind 220,296 über Tchota-Nagpur vertheilt, wo kein Distrikt ihrer entbehrt; in Orissa haben sich 77,727 in den entlegenen Tributary Mahals erhalten. In Unterbengalen sitzen 96,921 im Küstendistrikte Midnapur und 25,278 im anstossenden Bankura seitlich des Damuda Thales; in Kolonien von hundert bis tausend sind sie sodann hinüber bis Birma längs des 25. Breitengrades anzutreffen und zählen 3,002 in Murschedabad, 1,039 in Dinadschpur, 690 im fernen Katschar an der Grenze von Birma. Ihre Gesammtzahl in Bengalen beziffert sich auf 923,531 Köpfe. Der Versuch, die Santhals an die Himâlaya-Völker anzuschliessen, muss aufgegeben werden angesichts der Thatsache, dass sich nördlich des Gangesstromes keine Kolonie dieses Volkes findet. Dagegen bestätigt die Reihe von Santhals quer durch Bengalen hinüber bis Birma und hinab längs des Damuda-Flusses durch Bankura und Midnapur bis zur Hugli-Mündung die Ueberlieferung über ihre Herkunft. Eine weisse Gans habe das Volk ins Land gebracht, die Damuda wird als Meer bezeichnet. Nun ergiesst sich dieser Fluss oberhalb Tamluk, in alter Zeit Haupthafenplatz im Schiffsverkehr zwischen Bengalen und Hinterindien (S. 205) in die Hugli-Mündung; ohne Zwang kann die weisse Gans als weisses Segel, die Hugli als Ziel der Seefahrer, der Thalweg der Damuda als das Thor genommen werden, durch welches die Ankömmlinge nach dem Inneren einzogen. Sehr bezeichnend sind ferner die Volksangaben über die Ableitung des Wortes Santhal. Der Name wurde erst angenommen, als man längere Zeit in der Landschaft Saont des Hügellandes Tschota Nagpur sich niedergelassen hatte, früher hiess man Kharwar. Nach der Volkszählung von 1872 finden sich Kharwar zusammen mit Santhal hinüber bis Katschar; in Maldah, in dessen Nähe die Santhals längere Zeit werden Halt gemacht haben, weil sie in Murschedabad noch 3,002 Vertreter zählen, sitzen 6,005 Kharwar. Mit Tschero gaben Kharwar dem Lande Tschota Nagpur die ältesten Fürsten; aber verschieden von Gond, Ho und Kol, den Hauptvertretern der centralindischen Rasse, werden weder Santhals noch Kharwar westlich von Behar und Tschota Nagpur angetroffen. Bei solcher Begrenzung der Kharwar-Santhal-Völker darf wohl auch der einzig dastehende Fluch, der auf dem Grenzflusse von Behar gegen Westen, der Karamnasa (Karmanâsa) lastet, als Erinnerung an eine alte Völkergrenzscheide gedeutet werden. Nach der Sage setzte in alter Zeit König Primsankhu allen Unthaten durch einen Brâhmanenmord die Krone auf; um sich von dem, desswegen aus heiligem Munde gegen ihn geschleudertem Fluche zu reinigen, liess er zu einem Bade aus allen geheiligten Strömen und Teichen Wasser beischleppen. Das Bad in diesen Wassern beseitigte den Makel, aber das

[1]) Zu unterscheiden von diesen Mala (Maler) sind die Mala im Bereiche der Bengali-Sprache, die Mali in Behar und Orissa von zusammen 298,430 Köpfen. Dieser kräftige Menschenschlag gilt dem Archäologen Cunningham als nahe verwandt mit den Tschandâlas (S. 216).

[2]) Zahl der Mala in den einzelnen Distrikten von Madras, die Aufzählung beginnt im Norden bei Orissa und endet an der Westküste: Gandscham 95,211, Vizagapatam 125,497, Godaweri 264,031, Kistna 139,727, Nellor 156,950, Kaddapa 104,147, Bellari 49,152, Karnul 65,743, Tschinglepat 10,965, Nordarkot 203,572, Südarkot 30,274, Tandschor 107, Tritschinapalli 190, Madura 5,763 Tinnevelli 1,199, Koimbatur 12,627, Nilgiris 415, Salem 25,245, Südkanara 6,445 und Malabar 18,028.

ausgegossene Abwasser wurde zum Flusse Karamnasa, und während sonst in Indien die fliessenden Wasser wegen ihrer den Boden befruchtenden und den Sünder reinigenden Eigenschaften göttliche Ehren erhalten, ist die Karamnasa vom orthodoxen Brâhmanen wie dem halbhinduisirten Wilden gemieden; denn Benetzung mit seinem Wasser löscht alle Tugenden aus, die in diesem und in früheren Erdenwallen aufgehäuft wurden.

Die Santhals sind ein kräftiger Menschenschlag, sichtlich besser zu schwerer körperlicher Arbeit angelegt, als zu geistiger Thätigkeit und philosophischem Grübeln. An Grösse etwas kleiner als der Hindu, sind sie von gedrungenem Körperbau mit gut entwickelter Muskelanlage. Das Gesicht ist rund, die Backenknochen stehen leicht vor; die Augen sind gross und geradegestellt, aber meist tiefliegend; Mund gross, Lippen voll; das Haar schwarz, grob und kräuselt sich nicht. Die Frauen zeichnen sich durch kleine Hände und Füsse aus; ihr Körper ist besser bekleidet als bei anderen Stämmen gleicher Urwüchsigkeit: ein breites baumwollenes Zeug wird nicht nur um die Hüften geschlungen und reicht bis an die Kniee, sondern bedeckt auch die rechte Brust. Die Schönen halten viel auf schweren Schmuck; die Arm- und Fussspangen sind aus Messing, deren Gewicht durchschnittlich 2 Kilo beträgt, aber selbst 6 Kilogramm werden angelegt. Die Sprache ist nach den von Missionären erstellten Grammatiken (1852 von Philips, 1873 von Skrefrud) für eine der Schrift entbehrende Volkssprache erstaunlich gut entwickelt; aber neben Wurzeln scheint Sanskrit auch die grammatikalischen Formen, ja selbst die Laute geliefert zu haben. — In unserem Bilde von Maler und Santhals ist die Figur mit aufgebundenem Haare ein Maler, die Frau in liegender Stellung und der Mann mit der Keule sind Santhals; der roh geschnitzte Baumstumpf stellt einen Schutzgeist vor. Ein grösseres Bild zeigt uns ein Santhal-Dorf aus dem inneren Daman-i-Koh. Die Vierung der Häuser bilden in den Boden gerammte Pfähle, Bambusgeflechte die Wände, Blätter die Dachdecke; Lehm, wie in der Ebene, findet keine Anwendung. Alles ist sauber gehalten, die



Hindu-Einsiedelei.

Wände in hellen Farben getüncht; den Hausthieren sind eigene Stallungen gebaut, ebenso errichtet man Speicher für die Erndtefrüchte. An der Stange vor den Häusern ist ein Talisman gegen die bösen Geister befestigt; im Vordergrunde sind unter einem verdorrten Baume Jagdtrophäen aufgespeichert, daneben ist ein Holzstamm eingerammt, am oberen Ende wie am Zweigansatze geschnitzt und als Sinnbild einer Gottheit verehrt. Solche hölzerne Machwerke geniessen nur für das Jahr göttliche Verehrung, in welchem sie gesetzt sind; mit Wiederkehr des Jahresfestes, zu dessen Glanze sie aufgerichtet wurden, treten sie ausser Gebrauch und neue Sinnbilder an ihre Stelle. Der tropische Charakter der Vegetation ist gekennzeichnet durch die Palmen im Hintergrunde.

Die Lebensgewohnheiten der Santhals sind durchaus jene von Jägervölkern; sie verlassen ein Thal, wenn seine Abhänge durch das fortgesetzte Niederbrennen des Waldes zur Anlage von Feldern in Niederwald umgewandelt sind; in der heissen Jahreszeit, wo die wilden Thiere sich in den dichtesten Urwald zurückziehen, bilden Treibjagden auf Hirsche, Sauen und Kleinwild Tage lang dauernde Volksfeste, zu welchen die ganze männliche Bevölkerung, Jung und Alt, als Schützen und Treiber auszieht. Zu gemeinsamen politischen Einrichtungen, haben es die Santhals nicht gebracht, jede Dorfschaft steht für sich. Oberste Polzeibehörde im Orte ist der Dschag Mandschi, kurzweg Mandschi; er übt strenge Aufsicht über die männliche und weibliche Jugend, welcher der freieste Umgang gestattet ist, die sich aber strenger Censur aussetzt, wenn der Verkehr ein unerlaubter wird. Der Pârâmânik hält Flurordnung. Beide Ämter sind in bestimmten Familien erblich. Von den Brâhmanen der Ebene ist angenommen, dass jedes Dorf durch Zehentabgaben einen Priester unterhält, aber an den Hauptfesten vollzieht der Dschag Mandschi die grossen Opfer.

In jedem Dorfe ist ein Tanzplatz abgesteckt, von schattigen Mango-Bäumen umstanden. Abends locken die Jünglinge die Mädchen zum Tanze durch den Schall von Trommeln und den Ton der Flöte; im Daman-i-Koh wie im anschliessenden Tschota Nagpur kennt man aber auch nationale Tanztage, zu welchen die Theilnehmer von weither zuströmen. Solche Festtage leitet am Vorabende ein Opfer an den Schutzgeist des Platzes ein und man kann sicher sein, die Dorfältesten am nächsten Morgen noch voll berauscht vom überreichlichen Genusse ihres nationalen Reisbieres oder der von Händlern erstandenen geistigen Getränke schlafend um die Opferreste herum liegen zu sehen. Morgens steckt man Flaggen um den Festplatz, Jünglinge und Mädchen beschleunigen ihr Tagewerk und suchen ihre Tanzanzüge heraus, in Tüchern bestehend, überreich mit Tand ausgeschmückt; wer weit her hat, trägt seinen Staat in einem Bündel mit sich, sucht sich dann in der Nähe des Festplatzes an einem Teiche oder Bache ein geignetes Plätzchen und gegen zwei Uhr kann man Mädchen und Jünglinge, Alt und Jung sehen, die in Gruppen beisammen stehen und, ohne sich zu zieren, im Freien Toilette machen. Die Mädchen befestigen Blumen im Haare und am Ueberwurfe, glitzernde Reife an Arm und Fuss; die jungen Männer haben für ihre Schönen Blumenkränze gewunden, und stecken sich selbst Federn von Hahn und Waldvögeln, Farrenkräuter, Blumen und dergl. ins Haar. Wenn Alle bereit sind, sammeln sich die Massen dörferweise. Trommeln werden gerührt, Flöten und grosse Schalmeien hervorgeholt und in langem Zuge biegt jede Dorfschaft in den Festplatz ein. Zuerst geht es in Zügen umher, wobei Figuren beschrieben werden, wie in unseren Polonaisen. Dann tritt das Gefolge auf die Seite und als innerer Kreis sammeln sich alle Tanzenden paarweise. Der Dschumhir genannte Tanz beginnt; unter Oraons in Tschota-Nagpur heisst er Kariah. Langsam kreisen im Takte einer lärmenden Musik aus Trommeln, Holz-Trompeten und Klang-Tellern die Paare und formen sich zu einem Riesenkreise — man zählte schon tausend Paare —; die Instrumente werden weggelegt und der Takt mit Gesang gegeben. Männer und Mädchen treten hintereinander, die Brust des

UNIVERSITATEA
DE MEDICINĂ, FARMACIE, ŞTIINŢE ŞI TEHNOLOGIE - TÂRGU MUREŞ
19 95
GEORGE EMIL PALADE

UNIVERSITATEA
GEORGE EMIL PALADE
MEDICINĂ FARMACIE ȘTIINȚE ȘI TEHNOLOGII TÂRGU